Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 1. Sonntag, den 3. Januar. **1869.**

Unter den Tannen.

Vergessen ließ des schönen Festes Lust
So manchen Kummer und so manche Sorgen,
Verschoben ward vergnügt der Arbeit Wust,
Das hat ja, hieß es, Zeit bis übermorgen.

Wie lieblich flimmerte der Tannenbaum!
Gepflündert ward er unter muntern Scherzen,
Und wie die Sonne flieht ein böser Traum,
Floh alles Leid den Glanz der Weihnachtskerzen.

Wir freuten uns in lauter Kinderschaar
Des Hampelmannes williger Verdrehung
Und waren allen Menschen gut, sogar
Den Leuten ohne liberale Neigung!

Des braunen Kuchens süßen Mandelkern
Erwischten wir, in wild'rer Jagd erfahren,
Und dachten nicht mehr an die kleinen Herr'n,
Die von der Redeschen befallen waren.

Es fiel uns in die Hand von ungefähr
Ein ungereisbar Buch, und doch verschluckten
Wir die Idee, daß es recht practisch wär',
Wenn die Verfassungen wir ähnlich druckten.

Nichts haben wir gesehn und Nichts gehört
Von großer und von kleiner Landesplage: —
O, waren uns im nächsten Jahr bescheert
365 Feiertage.

Aus meinen Erinnerungen.

(Ein Polizeigewaltiger.)

Es war eine wunderliche Zeit in Berlin vom Jahre 1850 bis 1860, namentlich waren die Polizei-Verhältnisse der preußischen Hauptstadt damals so absonderlicher Art, wie selbe wohl kaum zum zweiten Male getroffen werden dürften.

Hinkelbey, ein organisatorisches Genie seltenster Art, regierte unumschränkt, und griff, allerdings nicht mit Glacéhandschuhen, stets energisch an, wenn es sich um Durchführung irgend einer von ihm bestimmten Maßregel handelte. Das rückhaltslose Vertrauen des Königs schuf ihm ein Heer von Gegnern, Neidern und erbitterten Feinden, die nicht eher ruhten, bis der allmächtige Polizeipräsident von Berlin, mit der Kugel des Gegners im Herzen, todt im Sarge lag. Die Art und Weise, wie der Mann zum Duell gehetzt wurde, wöge für eine spätere Mittheilung vorbehalten sein.

Ich kam persönlich zweimal mit dieser merkwürdigen Persönlichkeit in Berührung, beide Zusammenkünfte waren characteristisch genug, um mir in steter Erinnerung zu bleiben.

Ich hatte im August 1855 ein winziges, unbeachtetes Theaterchen in der Blumenstraße gepachtet, welches früher als Liebhaberbühne unter dem Namen die „Grüne Neune" vegetirte, bis der Eigenthümer die brachliegende Theatercoucession von Cerf Sohn „miethete", um auf dessen Namen öffentliche Vorstellungen geben zu dürfen. Von dem Zustande dieser Bühnenleitung kann sich Niemand auch nur annähernd einen Begriff machen. Da die winzigen Gagen den Mitgliedern nur versprochen, nie aber bezahlt wurden, und Grieben, der Eigenthümer und faktische Director, vom Theater nicht das Geringste verstand, so herrschte an dieser Bühne eine unglaubliche Anarchie. An einem Tag erhielt das „Königsstädtische Vaudeville-Theater", wie es jetzt hieß, drei verschiedene Directoren, welche durch Circular, von je zwei zu zwei Stunden, den Mitgliedern an einem Tage namhaft gemacht wurden, um sofort wieder abgesetzt zu werden. Zwei davon flogirten im Laufe einer Woche über einzelne Paragraphe des Criminalgesetzbuches, und fielen den Behörden in die Hände wegen divergirender Ansichten über Mein und Dein. Bei meinem ersten Besuche dieses Kunst-Instituts sah ich die „Sperrsitz-Anweiserin" im primitivsten Costüm, mit einem langen blauen Strickstrumpf beschäftigt, in der ersten Reihe der Zuschauer sitzen, unter welchen man, wenn auch mit einiger Mühe vielleicht einige Personen herausgefunden hätte, zu denen man, „Sie" sagen konnte. Die Vorstellung selbst wurde „unter Mitwirkung mehrerer verehrter Dilettanten" ausgeführt, wie der Zettel meldete, die Beschreibung des „Wie" wolle man mir gütig erlassen. Genug, es kam mir vor, als ob der „Kunsttempel", dessen Leitung mir in Zukunft anvertraut war, einer großen Residenz nicht ganz würdig sei. So leicht ich dies jetzt scherzweise erwähnen kann, so fiel mir doch damals das Herz in die Schuhe, als ich diese Wirthschaft sah, und ich unternahm am nächsten Morgen mit beklommenem Gemüth den schweren Gang, mich dem allmächtigen General-Polizei-Präsidenten als den neuen Director des Theaters in der Blumenstraße vorzustellen.

Der Empfang war nicht sehr ermuthigend, denn Hinkelbey weigerte sich in der ihm eigenthümlichen kurzen Weise entschieden, die Vorstellungen auf die Concession Cerf's fortdauern zu lassen, er habe schon lange die Absicht gehabt, „diesem ungesetzlichen Schacher" ein Ende zu machen. Ich stand in größter Bestürzung vor dem Gewaltigen, denn auf die feste Versicherung Cerf's, daß dies bereits von mir vorgesehene und gegen ihn erwähnte Hinderniß gar nicht existire und die Anzeige an das königliche Polizei-Präsidium reine Formsache sei, hatte ich die betreffenden Contracte abgeschlossen, meine bisherige Direction

in Posen aufgegeben, in Berlin Wohnung genommen ꝛc. — Ich versuchte noch einige Einwendungen, meinte: der Herr Präsident möge sich um meine Geschäftsleitung in Posen erkundigen, kurz, ich erwähnte, was mir die Angst des Augenblicks eingab, um das Unheil von mir abzuwenden.

„Ich habe bereits beim Oberpräsidenten in Posen Ihretwegen Nachfrage angestellt, und gerade weil die Antwort für Sie in jeder Beziehung gut und ehrenvoll ausfiel, will ich Sie durch die Verweigerung, die „faule Bude" da draußen zu übernehmen, vor dem unvermeidlichen Untergang retten." „Wie viel haben Sie Monatsetat?" warf er mir in plötzlicher Querfrage dazwischen.

„Ungefähr fünftausend Thaler."

„Jährlich?"

„Monatlich, Herr Präsident."

„Monatlich? Mensch", schrie er auf, „sind Sie wahnsinnig, wissen Sie denn nicht, daß man „da draußen" im ganzen Jahr nie fünftausend Thaler eingenommen hat?"

„Eben deswegen," gab ich mit Ueberzeugung zur Antwort, „ich muß Euer Excellenz dagegen mit Wallenstein antworten, mit einem Etat von fünfhundert Thalern weiß ich kein Theater zu führen, allein mit fünftausend wird es sich selbst ernähren."

„Sie haben viel Courage, allein glauben Sie denn, daß da je ein gebildeter Mensch hinauskommen wird, daß nur ein solcher jetzt das Theater kennt? Ich will Sie überzeugen, setzen Sie sich" — bis jetzt hatten wir beide gestanden, — rief er mir zu, die Klingel ziehend. „Einen Droschkenkutscher herauf rufen, den nächst besten, unten vom Standplatz," befahl er dem eintretenden Amtsboten.

In wenigen Minuten erscheint ein Rosselenker schüchtern und ängstlich vor dem Gefürchteten, den lackirten Deckel verlegen in den Händen drehend.

„„Wo ist das Königsstädtische Theater?" frug Hinkelbey.

Lange Pause — Wiederholung der Frage.

„Det existirt ja schon lange nich mehr, det war früher, wie Beckmanns spielte, am Alexanderplatz neben dem Ochsenkopp." *)

„Das meine ich nicht, ich meine das neue, in der Blumenstraße."

„Dort ist keen Theater," antwortete mit Bestimmtheit der Droschkenkutscher.

„Nicht? Nun, Du kannst gehen; schicke mir gleich einen Deiner Kameraden herauf, den nächstbesten, sage ihm aber nichts davon, um was ich Dich gefragt habe."

Der zweite kam, genau dasselbe Resultat; mit gleicher Hartnäckigkeit wie sein Vorgänger bestritt er die Existenz eines Theaters in der Blumenstraße.

Nachdem wir wieder allein waren, sprang Hinkelbey auf, faßte mich heftig an beiden Rocklappen vor der Brust, und rief, mich gutmüthig schüttelnd, aus: „Mensch, glauben Sie jetzt, daß ein Theater nicht bestehen kann, das schon zwei Jahre öffentliche Vorstellungen in Berlin gibt und von dem kein Droschkenkutscher weiß, daß es existirt?"

Dies Argument war allerdings so schlagend, daß der Präsident, meine wahrhaft hoffnungslose Verzweiflung bemerkend, den willkommenen Nachsatz hinzufügte:

„Wenn Sie übrigens nach dieser Ueberzeugung noch unverbesserlich bei Ihrem Entschluß beharren, so rennen Sie in Ihr Unglück, ich will nichts mehr dagegen haben, ob Einer mehr oder weniger „da draußen" Bankerott macht. Sie können von mir aus die Vorstellungen beginnen."

Dies war meine erste Zusammenkunft mit dem gewaltigen Polizeiherrn. Wie er sich dennoch irrte, wie es mir doch gelang, durchzugreifen, und das Berliner Publicum dergestalt für mein Unternehmen zu interessiren, daß das winzige Institut sich, nach allerdings schweren Kämpfen, zu einem monumentalen Bau ausdehnte, gehört nicht in diese Blätter, in welchen ich nur dann, wenn ich es durchaus nicht vermeiden kann, meine Person in den Vordergrund stellen will.

Vier Jahre waren verflossen, nicht nur die Elite des Publicums, auch der gesammte königl. Hof, ja selbst der mächtige Hinkelbey, hatten zu wiederholten Malen das kleine unscheinliche Häuschen besucht, welches bereits seinen Spitznamen „Die grüne Neune" abgestreift und als „Wallnertheater" mein Eigenthum geworden war. Eines Tages kam ein hochgestellter Beamter zu mir, mit dem Auftrag: ich möge mich am nächsten Abend um 6 Uhr in der Privatwohnung des General-Polizeipräsidenten einfinden, derselbe habe Wichtiges mit mir zu besprechen.

Ohne Aufregung vernahm damals Niemand in Berlin eine solche Botschaft, und trotz meines ruhigen Gewissens kann ich nicht behaupten, die der Audienz vorangehende Nacht sehr ruhig geschlafen zu haben. Was mag Hinkelbey von dir wollen? Dieser Gedanke beschäftigte mich fortwährend, und nicht eben in angenehmster Weise.

Ich lag damals nicht auf Rosen. Trotzdem, daß ich an Cerf für die Pachtung der Concession eine sehr namhafte Summe zu zahlen hatte, für welche er sich nur die stillschweigende Verpflichtung auferlegt hatte, mich in jeder möglichen Weise zu chicaniren, war ich dem Mann unbequem geworden. Er trug sich damals mit dem abenteuerlichen Plan, den nur er, nur er allein auf der weiten Gotteswelt auszuführen im Stande war, ohne alle Geldmittel, ohne das geringste Vertrauen im Publicum, ein riesiges Theater-Gebäude aufzuführen, dessen Bau eine halbe Million kostete.

Die Verpachtung seiner Concession an mich stand der Ausführung seines Zieles, so unwahrscheinlich

*) Volksname für das neben dem Theater gelegene Arbeitshaus.

damals auch die Erreichung desselben schien, als nicht zu beseitigendes Hinderniß im Wege. Herr Cerf hatte mir also vor einigen Tagen erklärt, daß er keinen neuen Vertrag mit mir in Bezug auf seine Concession abzuschließen gedenke, daß er es mir aber freistelle, mich bei seinem neuen Theater, das vorderhand freilich noch im Monde lag, als Compagnon zu betheiligen. Da hatte ich nun, wenn Cerf wirklich Ernst machte, ein eigenes Theatergebäude, ein bereits rentables, wohlorganisirtes Geschäft, aber — keine Concession! Der Ertheilung einer neuen für mich stand eine königliche Cabinetsordre im Wege, welche die Erlaubniß zu neuen Theaterunternehmungen verbot. Die morgige Audienz wird Dir, dachte ich, das Resultat bringen, daß Du nach jahrelangem redlichen Streben wieder mit Weib und Kind wirst den Wanderstab ergreifen müssen. Recht bittere Gefühle erfüllten meine Brust, und nicht mit überfließendem Wohlwollen gegen die bestehenden Institutionen der preußischen Hauptstadt betrat ich an nächsten Abend die eleganten Räume der Hinkeldey'schen Wohnung. In dasselbe Zimmer, in welchem einige Wochen später die Leiche des genialen Mannes aufbewahrt liegen sollte, gewiesen, fand ich den Criminal-Director Dr. Stieber, den Buchhändler Hoffmann, Besitzer des „Kladderadatsch", einen Baumeister und einige mir bekannte Kapitalisten Berlins. Eine über einem runden Tisch hängende Lampe bestrahlte einen großen Plan von Berlin, der ausgebreitet inmitten von Schreibmaterialien und Actenstößen lag.

Als Hinkeldey nach einer Weile eintrat, kam er auf mich zuerst zu und reichte mir zu Aller, am meisten aber zu meinem eigenen Erstaunen, beide Hände. Hierauf bat er, am Sessionstisch Platz zu nehmen, indem er mir den meinen an seiner Seite anwies. „Herr Wallner," begann er mit volltönender Stimme, „ich bin Ihnen Satisfaction schuldig und will sie Ihnen vor diesen Zeugen geben. Ich habe Sie, als Sie nach Berlin kamen, mit dem „Grobzeug," was sich hier Theaterdirector nennt, in Einen Topf geworfen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan! Ich habe Sie Jahre lang unausgesetzt im Auge behalten und die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie der Mann für meine Berliner sind. So lange ich hier lebe, wird es Ihnen nicht schlecht gehen! Diese Versicherung kann ich Ihnen geben!"

Diese unerwartete Ansprache aus dem Munde des Mannes, der seine Phrasen nicht aus Alberti's Complimentirbuch zu holen pflegte, erschütterte mich auf das tiefste. Alles erhob sich, drückte mir die Hände und gratulirte mir zu dieser Anerkennung. Ich fühlte heiße Thränen über mein Antlitz rieseln. Von all den erfreulichen Ovationen, die mir im Laufe meines vielbewegten Lebens zu Theil wurden, hat mich, außer meinem Abschiedsabend in Berlin, nichts so mächtig ergriffen, als diese wenigen Worte meines ehemaligen gewaltigen Gegners. Ich mußte mich lautlos niederlassen, meine Mienen mögen beredter für mich gesprochen haben, als mein versagender Mund.

Nun setzte uns Hinkeldey auseinander, daß er die Absicht habe, auf dem Stricklag'schen Grundstück — der Eigenthümer desselben war bei der Conferenz gegenwärtig — einen Bazar im großartigsten Maßstabe anzulegen, der auf den Dönhofsplatz — wenn ich nicht sehr irre — ausmünden solle. Verkaufsläden, riesige Marcthallen im Pariser Styl, Gewölbe und Magazine der prachtvollsten Art sollten den Inhalt dieses neuen Stadttheils bilden, dessen Mittelpunkt aber ein schönes elegantes Volkstheater im besten Sinne des Wortes einnehmen solle, welches durch die reichen Ueberschüsse der Verpachtungs-Locale in glänzender Weise subventionirt werden würde. Zum Director dieses Volkstheaters ernenne er mich. Pläne, Kaufcontracte für die anzuschaffenden Nebengrundstücke, kurz, alle Vorarbeiten seien in Ordnung, die Geldmittel würden durch freiwillige Subscriptionen der ersten Capitalisten Berlins mit Leichtigkeit beschafft werden. Mit gewohnter Energie legte er den anwesenden Geldleuten einen Einzeichnungsbogen für diesen Zweck vor, auf welchem in wenig Minuten eine enorme Summe eingetragen war; so z. B. verpflichtete sich Hoffmann allein zur Abnahme von Actien im Betrage von hunderttausend Thalern.

Alles schied froh erregt mit den angenehmsten Hoffnungen.

Die letzten Worte Hinkeldey's an mich waren: „Treffen Sie Ihre Vorkehrungen, lieber Wallner, ich schaffe Ihnen noch im Laufe dieses Monats die kgl. Cabinetsordre für die neue Theater-Concession."

Ich war im Taumel, und lehnte dankend die Einladung der Anwesenden ab, den Abend mit ihnen zusammen zu bleiben und das unerwartete frohe Ereigniß mit vollen Gläsern zu feiern. Es trieb mich nach Hause zu den Meinen, um diesen die Wendung unseres Schicksals mitzutheilen. Immer tönten die letzten Worte Hinkeldey's in meinem Innern: „Ich schaffe Ihnen eine Cabinetsordre für die neue Concession!"

Ich ahnte nicht, daß dies thatsächlich die letzten Worte des merkwürdigen Mannes an mich waren. Wenige Tage darauf begegnete ich dem General-Intendanten v. Hülsen, der mir in aufgeregter Stimmung zurief:

„Wissen Sie schon, daß Hinkeldey vor zwei Stunden von Herrn v. Rochow im Duell erschossen worden ist?"

Hinkeldey, der Polizei-Präsident von Berlin, im Duell erschossen? Es klang wie ein Märchen, und war für mich doch bittere Wirklichkeit; meine Aussichten, meine Hoffnungen für die Zukunft waren, nach meiner damaligen Ansicht, mit ihm in die Gruft gesenkt.

Gar Wenige wußten, warum ich bei dem großartigen Leichenbegängniß des vielgehaßten Mannes einer der traurigsten Begleiter seines letzten Weges

war. Ich hatte eine Dankesschuld an den Verblichenen abzutragen. Hinkelbey starb ohne Vermögen, in dieser Stellung, ohne Millionen zu hinterlassen!

Ich gab ein Benefiz für die Hinterbliebenen! Wer mir einen Monat vorher gesagt hätte, daß dies einst nöthig sein werde!

Die Pläne, Zeichnungen und Anschläge für das projectirte Unternehmen hatte der Polizei-Präsident vor seinem Todesgange noch an das Ministerium gelangen lassen; dort wurde Alles — ad acta gelegt, dort liegt es noch immer.

Franz Wallner.

(Aus der „Presse".)

Feuilleton.

*** Gesang der Weisen aus dem Abendlande.**

Nichts Schlimm'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker auf einander schlagen.

* Beim Ausbruch eines Krieges zwischen der Türkei und Griechenland kann der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Denn die Griechen haben nur 12,000 Mann auf den Beinen, 300,000 Türken aber auf den Hacken.

* Der Herzog von Hamilton, der jüngst in Paris mit der Reitpeitsche auf einen unschuldigen Kutscher hieb, wird, wie wir hören, dem Orden der Ehrenlegion, oder einer anderen strengen Bestrafung nicht entgehen.

* In der Rummelsburger Gegend werden, wie die „Oderzeitung" meldet, Landschullehrerstellen von Maurergesellen verwaltet.

Wenn die Maurergesellen Unterricht geben, so ist allerdings nicht erfindlich, wer künftig die Mauern errichten soll, welche mit den betreffenden Schülern eingeraunt werden können.

* (Die verleidete Stammkneipe.) Meier: „He, sag' mer nor e'mal, Gevatter Beier, warum läßt De Dich denn itze gar nich mehr in der „Bierhalle" seh'n?"

Beier: „Siehst De, das geht' D'r sehr enfach zu. Ich bin D'r mei Lebtag ke Freind von Krieg gewesen. In der „Bierhalle" aber geht mer'sch ze kriegerisch zu: Der Werth, siehst De, der ist D'r egal im Schuß, sei Bier das hat immer en Stich, und de Gäste immer 'n Hieb! — Da halt's der Deibel aus! —"

* (Beruhigende Aufklärung.) Philister: „Sie Herr Studiosus! Da lese ich in den Zeitungen, daß die Herren Studenten um Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit petiren. Da muß ich mal recht dumm fragen: Was ist denn nur „akademische Gerichtsbarkeit?"

Studio: „Lieber Mann, darüber brauchen Sie sich kein Kopfzerbrechen zu machen; die akademische Gerichtsbarkeit ist eben eigentlich gar Nichts!"

* Kaiser Joseph liebte die Baßgeige und strich sie bei seinen Quartetten mit Macht, aber oft falsch. Wenn nun die andern Virtuosen einander lächelnd anlahen, so wies er sie zurecht: „Ich spiele meinen Baß in keiner andern Absicht, als nur, um mir Motion zu machen!"

* Ein Examinator fragte: „Herr N., was verstehen Sie unter Schisma?" — „Unter Schisma verstehe ich einen Streit, nach welchem drei Päpste zugleich auf den Stuhl wollten."

* (Küchendeutsch.) Die in Stuttgart erscheinende „Bürgerzeitung" bringt ihren Lesern zuweilen Küchenrecepte, die in einem sehr artigen Style abgefaßt sind. So befindet sich in der „Bürgerzeitung" vom 10. Dez. wörtlich folgendes Recept: „(Jagdklöße.) 16 Loth Semmel würflich, dann ein Viertelpfund geschnittenen Speck zerschmelzen, röstet einige Zwiebeln, wie auch die Semmeln darin ab, (auch in der Bratentröhre rösten), dann in Geschirr, 1/4 oder 1/2 Kanne Rahm darauf, 10 Loth Mehl, 2 oder 3 Eier, Petersilie, Salz und Pfeffer dann eine Probe gemacht mit einem Löffel länglichte Klöße formirt, oder in der Hand mit Mehl glatt gemacht, ungefähr 16 Stück, und in vielem Wasser und Salz 1/4 Stunde abgekocht, mit brauner Butter und Semmel angerichtet. Nachdem alle Klöße geformt sind, werden sie noch einmal in Mehl glatt gemacht, also 2mal, und sogleich in's Kochende gelegt, zugedeckt und die bestimmte Zeit gekocht. Alle Klöße dürfen nicht locker sein, sonst sind es beim Genuß keine Klöß!"

* Der Ruhm des Columbus als Entdeckers von Amerika wird durch die Forschungen des Orientalisten, Professor Neumann, ernstlich bedroht. Dieser bekannte Gelehrte versichert nämlich, daß tausend Jahre vor Entdeckung Amerika's durch Columbus buddhaistische Priester durch die Behringsstraße fuhren und die Küste des stillen Oceans bis nach Mexiko erforschten.

Doppel-Charade.

Zweisilbig.

Komm, Teutelinde, hilf die 2 mir gründen,
's ist keine bessre 1 für dich zu finden!
2 1 für uns besorge ich
Und auf den Händen tragen will ich dich;
Wie ist's um unsre 2 dann wohl bestellt,
Du hast die Sippschaft und — ich habe Geld;
Da kann's, sang ich's klug an, nicht fehlen,
Für 1 2 wird als 1 man bald mich wählen,
Und wenn auf 1 2 ich erst sitze
Bring in der 1 ich's gar wohl bis zur Spitze.
Dann nur in Seide gehst du früh und spät
Und in den Caffee's liest du à la tête!
Ich aber zeige es der ganzen Welt
Daß auf 1 2 an 1 es niemals fehlt,
Und daß die beste 2 1 für 1 2,
In mir gefunden worden sei!

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 2. Sonntag, den 10. Januar **1869.**

Der Yankee-Doodle.

Nur wenigen unserer Leser wird der Titel dieses amerikanischen Nationalliedes unbekannt sein; den meisten aber der allerdings ziemlich prosaische Text des Liedes. Er lautet, nach einer Uebersetzung von C. A. Bünde:

Yankee-Doodle. *)

Zum Spott herein wohl dürftet Ihr
Uns Yankee-Schlingel nennen;
Heut' aber ziehn zum Siege wir,
Ihr sollt das Liedchen kennen!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy!
Wie der Rothrock Reigaus nahm
Vor'm Yankee-Doodle-Dandy!

Wer flieht, der spielt nicht Federball;
Doch soll, was muß, geschehen!
Fest wird bei Yankee-Doodle's Schall
Der Yankee-Bursche stehen.
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy!
Vorwärts! ruft der Kapitän
Beim Yankee-Doodle-Dandy.

Der Länderdieb kommt über's Meer!
Wir wollen's bald ihn zeigen!
Frisch, Yankee-Buben, kommt nur her,
Woll'n ihn nach Hause zeigen!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy.
Die Yankee-Büchse singt den Baß
Zum Yankee-Doodle-Dandy.

Was, gleich dem Yankee-Doodle, kann
Die Vorzeit uns versüngen!
Zum Lied, das Einer erst begann,
Millionen Chorus singen.
Yankee Schlingel! Ha, ha, ha;
Yankee-Doodle-Dandy!
Rollen wird um's Erdenrund
Der „Yankee-Doodle-Dandy."

Dich, Yankee-Doodle, nicht allein
Amerika soll wittern!
Sollst überall willkommen sein
Und jeder Fürst soll zittern!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy.
Freiheit ist der Quell vom Lied
Des Yankee-Doodle-Dandy!

*) Das Wort „Doodle" bedeutet: ein fauler Schlingel, ein Bummler.

General Grant.

Von Leon Gambetta.

Wir denken es solle dem Leser interessant sein, den so schnell berühmt gewordenen Vertheidiger, den Marseille demnächst in die Deputirtenkammer schicken wird, schon vorher in seiner politischen Darstellungsweise kennen zu lernen. Wir entnehmen deshalb der „Revue politique", deren Mitarbeiter er ist, folgenden Artikel in freiem Auszuge:

Die aufmerksame Beobachtung der neuesten Vorgänge in Amerika gibt uns, den Bewohnern des alten Europa, Stoff zu heilsamen Betrachtungen.

Wir müssen uns die Lection zu Herzen nehmen, die uns Amerika über den Ocean herüber sendet, Amerika, das täglich mehr die Lehrerin freier Demokraten wird.

Die Erhebung eines Generals, der sich soeben erst mit Ruhm bedeckt hat, zur Würde eines Präsidenten einer freien Republik würde bei uns immer Abneigung und Bedenken erregen und die Geschichte unseres Jahrhunderts würde das nur zu sehr rechtfertigen.

Anders in Amerika. Dort bürgt seit Washington die Vergangenheit für die Zukunft; und die Gewohnheiten des Volks, seine politischen Einrichtungen insbesondere, sind treue Wächter, die alle ehrsüchtigen Unternehmungen, wenn sie überhaupt je versucht werden könnten, in das Nichts zurückdrängen würden.

Dieses Volk läßt sich nicht hinreißen durch militärische Glorie, mag sie in innern oder auswärtigen Kriegen erworben sein, und geht in seiner Dankbarkeit nie bis zur Aufopferung seiner Rechte.

In diesem Lande der reinen Demokratie ist die ganze Nation beständig mit der practischen Handhabung ihrer Angelegenheiten beschäftigt, das Volk ist immer wach und auf dem Platze.

Daher kann Niemand, selbst der größte Mann nicht, daran denken, die höchste Gewalt an sich zu reißen; denn damit das Attentat gelänge, müßte er jeden Einzelnen einer wirklich besessenen, täglich ausgeübten Souveränität, berauben.

Diese streitbare und wachsame Haltung aller Bürger der Republik setzt jedem Staatsstreich-Versuch ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Hier ist kein Raum für politische Usurpationen, das weiß Jeder, und dies genügt, um auch den bloßen Versuch fern zu halten.

Mitten in den Wirren des Bürgerkrieges wußten die rebellischen Südstaaten nichts von einer Diktatur. Alle Einrichtungen ruhen dort auf so fester Grundlage, daß es den großen Männern unmöglich gemacht wird, die Geißeln der öffentlichen Wohlfahrt zu werden.

In einer alten Monarchie wird ein Mann wie Grant, zu stolz und zu hochgestellt, um Unterthan zu bleiben, sehr bald unbequem und gefährlich, wie Wallenstein, Monk, der Connetable von Bourbon, Turenne,

Condé. In einer neubürtigen, noch nicht fest organisirten Republik dient er den Parteiungen und seinem persönlichen Ehrgeiz, er bringt die Freiheiten des Volkes zu Falle. Erinnern wir uns an Wilhelm von Oranien, Cromwell, Pächegrü, an Bonoparte. Dagegen in einer radikalen und praktisch verwirklichten Demokratie wie in Amerika kann ein solcher Mann nichts sein, als ein großer Bürger, sei es ein Washington oder ein Grant, genöthigt die Rechte Anderer zu achten, als primus inter partes.

Durch die demokratischen Institutionen wird das Genie gleichsam zur Tugend verurtheilt.

Zeuge dafür ist eben der berühmte Grant selbst.

Mitten in dem schrecklichsten Bürgerkrieg, der je ein großes Volk zerrissen hat, enthüllt sich dieser Mann, der ehemals Schüler der Militärakademie von West-Point, und noch kurz vorher einfacher Lohgerber war, unter dem doppelten Antrieb der Vaterlandsliebe und seines Genius als der furchtbarste Feldherr seiner Zeit. Er giebt sein Gewerbe auf, tritt, der Stimme der bedrohten Republik folgend, in die Reihen der Kämpfer, studirt und durchdringt mit genialem Blick das schwierige Waffenhandwerk, übertrifft seine Meister und verwirklicht nun seinerseits schöpferische Combinationen. Man stellt ihm einen vollendeten Taktiker entgegen, von Allen anerkannt und gefürchtet, den Professor von West-Point, den gelehrten General Lee. Durch Geduld, umfassenden Scharfblick, Wachsamkeit und gelegentliche kühne Schläge vereitelt der General gewordene Gerber die Künste seines glänzenden Gegners, erschöpft ihn in siegreichen Einzelnkämpfen, schließt ihn allmählich ein, drängt ihn unter die Mauern der Hauptstadt, umzingelt ihn mit der Reiterei Sheridans, leitet die bewundernswürdige Bewegung Shermans, zieht so gewaltige Linien von Eisen und Feuer um ihn, nöthigt ihm eine letzte Schlacht auf, die er zu einem vollständigen und entscheidenden Sieg macht; und nun mit einem Streich vernichtet er Alles, was noch von Feldtruppen da ist, entwaffnet die letzten Reserven, bemächtigt sich ohne Schwertstreich Richmonds, des letzten Stützpunktes der Rebellen, und unterzeichnet so binnen 3 Tagen auf dem Schauplatz seines Triumphes selbst den Frieden, von dem die Rekonstruktion der Republik datirt.

Sicherlich übte zu dieser Zeit Grant, der Retter seines Vaterlandes, der Abgott seiner Soldaten der Held von Vikśburg, der Besieger Lee's, der Mann, dem man den wiederhergestellten Frieden auf dem amerikanischen Continent verdankte, einen unermeßlichen Zauber auf den Geist seiner Landsleute aus: er erschien in aller Augen fast eben so groß wie Washington, dessen Erbe er vom Untergang gerettet und wieder in die alte Ordnung gebracht hatte.

Es fehlte in diesem Augenblick nicht an düsteren Prophezeihungen für das Schicksal der Republik.

Viele sonst einsichtige Politiker verkündeten aller Welt, daß es mit der amerikanischen Republik jetzt zu Ende gehe; daß der siegreiche Ausgang des Bürgerkriegs endlich auch diese Yankees, die auf ihre Institutionen so stolz sind, die Last der stehenden Armeen empfinden lassen werde und der ungeheuren Budgets, die sie in ihrem Gefolge haben.

Keine dieser Voraussagungen hat sich verwirklicht und konnte sich verwirklichen, Dank den Institutionen des Landes.

Der General Grant, von Ruhm umstrahlt, blieb dennoch nur der Diener des Congresses, der Beamte der höchsten Civilbehörde, unterthan dem Gesetze.

Die Soldaten, wohl zufrieden mit der trefflichen Führung, hegten für ihn die Erkenntlichkeit eines Bürgers, nicht die eines Söldners, und begehrten nichts sehnlicher, als in das bürgerliche Leben zurückzukehren, um die Schäden des Krieges wieder auszubessern.

Gerade General Grant war der Erste, der es öffentlich in einer denkwürdigen Proclamation aussprach, daß mit Beendigung des Krieges die Armee unnütz würde.

Sogleich wurden die Soldaten verabschiedet, die Regimenter, die Cadres aufgelöst und, was für uns noch erstaunlicher ist, Waffen, Munitionen, Lebensmittel, Kanonen und Schiffe, Equipirungs- und Lagerstücke, Alles, bis auf die Fahnen herunter, kam unter den Hammer.

Rath und Beispiel Europas verachtend, sah die Republik der Zukunft entgegen, sie traute sich Energie genug zu, im Nothfall Alles aufs Neue zu schaffen, und ließ ohne Hintergedanken und frei von Militärismus ihre Bürger eilig auf ihre Felder, in ihre Werkstätten zurückkehren.

Der General Grant selbst that Alles, um dieses Friedenswerk zu beschleunigen, und der Feldherr, der eine Million Menschen befehligt hatte, erhielt kaum 27,000 Mann auf den Beinen, um ein Reich von 100,000 Quadratmeilen zu beschützen. Er, der Mann von so viel Siegen, lehnte es ab, sich zum „Imperator" ernennen zu lassen, und erklärte seinen Truppen, indem er auf das durch die Europäer angegriffene Mexico hinwies, daß, falls man sich zu einem neuen Kriege würde entschließen müssen, dies niemals in der Absicht geschehen würde, sich durch die Eroberung zu vergrößern, sondern nur um zu verhindern, daß sich nicht an den Grenzen der amerikanischen Union eine Militärmonarchie bilde, deren Nachbarschaft die Vereinigten Staaten nöthigen würde, stehende Heere zu unterhalten, die immer ein Ruin für die Finanzen und eine Gefahr für die Freiheit wären.

Das Militärsystem, sagte er in seiner derben und bürgerlichen Sprache, paßt nicht für Ackersleute und Petroleumhändler.

Politische Astrologen, die an so viel Größe mit so viel Schlichtheit verbunden, nicht glauben wollen, ja sogar Bescheidenheit großer Männer unwürdig finden, haben sich in unfreundlichen Prophezeihungen gefallen und den tapferen General „die Sphinx Grant" genannt.

Aber die amerikanischen Oedipe wissen jetzt, woran sie bei ihm sind. Alle Bürger der Vereinigten Staaten kennen die von Güte und mildem Ernst sprechenden Züge Grants; sie kennen Alle, ohne daraus eine gefährliche Legende zu machen, dieses so reine, so edle, so verdienstliche Leben, indem jeder Schritt von Diensten bezeichnet wird, die dem Vaterland und den Gesetzen geleistet sind.

An der Spitze der Armee, während und nach dem Kriege, ist Grant der treue Diener des Congresses geblieben.

Als der Präsident Johnson, durch seine Schuld in Streitigkeiten mit dem Congreß verwickelt, sich taumelig erwies in der Erfüllung seiner Pflichten, erklärte ihm der General rund heraus, daß zwischen dem Präsidenten und der Verfassung seine Wahl getroffen sei, und letztere ihn stets in den ersten Reihen ihrer Vertheidiger finden werde.

Grant zum Präsidenten der Republik ernennen, heißt deßhalb für das amerikanische Volk nur: ihm die große Bürgerkrone zuerkennen, diesem siegreichen Helden einen bürgerlichen Triumph bereiten, den einzigen, der würdig ist eines solchen Bürgers und eines solchen Volkes.

Der Verein eines Deportirten.

Mitten in der Pariser Welt des Vergnügens, die sich dem Fremden nur von ihrer verführerischen Seite zeigt, innerlich aber durch und durch von Gemeinheit zerfressen ist, mitten unter einer gedankenlosen Menge, welche nur dem raffinirtesten Sinnenkitzel Geschmack abgewinnt, einen Geldsack als obersten Gott und halbnackte Tänzerinnen als seine Priesterinnen verehrt — hat doch auch in diesen Zeiten des napoleonischen Regiments eine kleine Gemeinde einem edleren Kultus mit unerschütterlicher Festigkeit angehangen. Ihre Aufgabe ist ihr nicht leicht gemacht worden. Da das Wort gefesselt war und die Wahrheit aufs unerbittlichste verfolgt wurde, so hat man bisher auch nicht viel von den Leiden gehört, welche die Jünger dieser Gemeinde erduldeten. Jetzt, da es in Frankreich ein wenig zu tagen anfängt, zeigt sich noch deutlicher, wie schwer das Kaiserreich gegen die Freiheit gesündigt hat. Aus Berichten und Reden in der Revue Politique erfährt man, was es in den fünfziger Jahren bedeutete, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung zu sein; ihr Held ist Niemand anderes als jener Delescluze, der neuerdings wieder zwei Mal wegen Manöver im Innern verurtheilt worden ist und bereits einer dritten Verurtheilung entgegengeht. Sonderbarer Schwärmer! Man wird sehen, ob dieser Mann nicht Respekt verdient; wir wollen nur einiges aus seiner Geschichte mittheilen, wie die „N. Fr. Pr.“ aus der obengenannten Quelle schöpft:

Als Delescluze im Jahre 1853 aus Belgien, wo er in der Verbannung lebte, heimlich nach Paris kam, damals noch ein junger Mann, von der Sehnsucht seiner Angehörigen getrieben, ward er denuncirt, gefangen, gerichtet, verurtheilt zu vier Jahren Gefängniß, dem höchsten Strafmaß, und zwar wegen des Vergehens der Mitgliedschaft an einer geheimen Verbindung. Er ging vier Jahre ins Gefängniß. Aber es bestand damals ein Dekret des liebenswürdigen Herrn von Morny in Kraft, datirt vom 8. Dez. 1851, wonach die Mitglieder geheimer Gesellschaften, nachdem sie ihre gerichtliche Strafe verbüßt, unter die Gewalt der Regierung geriethen, welcher es überlassen blieb, sie freizugeben, oder auf fünf bis zehn Jahre nach Guyana oder Algerien zu transportiren, ganz nach Belieben. Als seine vier Jahre verbüßt waren, sollte Delescluze erfahren, daß die Regierung weit anders zu züchtigen versteht, als die Justiz. Zunächst weiß er gar nicht, was man mit ihm vornehmen gedenkt. Vor Gericht war ihm seine Verurtheilung vorgelesen worden; hinsichtlich seiner Transportation erfährt er nichts — es ist das eine Kleinigkeit, die nur so nebenher läuft, eine Art Knochenbeilage. Persönlich beunruhigte er sich nicht übermäßig, denn er kannte die Sorgfalt der Regierung für ihn: aber man vergegenwärtige sich die Angst seiner Familie, als der Zeitpunkt der Entscheidung herannahte. Sollte der Sohn und Bruder ihnen nach 4jähriger Haft zurückgegeben werden oder ging er einem noch härteren Schicksale entgegen? Endlich war diese Stunde gekommen; Delescluze hatte sich nicht getäuscht. Er weiß, daß er auch fernerhin auf die Freiheit verzichten muß, aber er weiß nicht, auf wie lange, ob er nach Cayenne oder Lambessa abgeführt werden soll. Später wird er es erfahren, seine Angehörigen bleiben in vollkommener Ungewißheit.

Zunächst geht es nach Toulon. Toulon, so sagt er sich, ist der Weg nach Algerien; er täuschte sich, es war der Weg nach Cayenne. Aber es ist wenig System in der Reise; von Toulon bringt man ihn nach Marseille. Dort ist er gezwungen, gefesselt zwischen zwei Gensdarmen den Weg durch die volksbelebten Straßen zu gehen. Ob einem ehrlichen Manne dabei nicht die Röthe ins Gesicht steigen kann! Auf dem Bahnhofe nimmt ein Zellenwagen ihn auf, der einen Zug von Sträflingen führt. Einer derselben überläßt Delescluze seinen Sitz, noch ganz warm von der etlen Berührung, und eingeschlossen in dieser Zelle, wie in einem Käfig, in dieser Menagerie von entwürdigten Verbrechern, fährt ein ehrlicher Mann dahin. Hin- und hergeschüttelt zwischen den Eisenstangen rechts und links, segnet er dennoch diese Schranken, die ihn von seinen Gefährten trennen. Er ist noch jung, er kann doch des Entsetzens nicht Herr werden, das ihn in diesem Haufen von Mördern beschleicht; aber wenn er sich auch ihrer Berührung entzieht, kann er es doch nicht vermeiden, ihre schändlichen Gespräche anzuhören. — Als der Wagen anhält, kommt ein Augenblick der Ruhe für ihn; er wird ins Gefängniß geführt. Das Gefängniß erscheint ihm ein beneidenswerther Aufenthalt. Aber den andern Tag geht es zum Fort Lamalgue; dort soll er den

Augenblick der Einschiffung erwarten. Was ist das Fort Lumulgne? Er sollte es bald erfahren.

Kaum angekommen, muß er sich entkleiden, und man übergibt ihm ein Packet schmutziger Lumpen. Er überlegt; wie ist es möglich, diese Kleidungsstücke anzulegen, die unverkennbar die Livree des Lasters gewesen sind? es bleibt ihm nichts Anderes übrig; zwei Soldaten halten ihre Waffe bereit, um jeden Widerstand zu besiegen. Es muß sein, sagt sich Delescluze und legt mit Schaudern eine Uniform an, die ihm zeigt in welche Compagnie er gesteckt werden soll. Wie er weiter vordringt in seinem neuen Aufenthalt, wie er hinabsteigt in den Hof des Gefängnisses, der mit dem Bärenzwinger im Jardin des Plantes eine unverkennbare Aehnlichkeit verräth, zeigt ihm ein Blick, in welche Gesellschaft er gekommen. Seine schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen — das waren keine politischen Verbrecher, es war die schlimmste Gattung von Sträflingen. Jedes Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft hatte hier seinen Repräsentanten, der Mord, der Meineid, die Nothzucht, der Raub; auf allen Gesichtern war die Schande eingeschrieben. Und in diese Mörderhöhle sah sich ein Mann gestürzt, welcher die Ehre, das Zartgefühl, der Stolz selbst war; die Gemeinschaft ging so weit, daß er mit seinen Gefährten aus derselben Schüssel essen mußte. Er saß am folgenden Morgen mit 9 andern vor dem gemeinsamen Suppennapf und tauchte seinen Löffel in eine namenlose, undefinirbare Brühe, als ein kleiner Zwischenfall das Mahl unterbrach: einer der Tischgenossen bekam einen Anfall von Epilepsie. Einen Augenblick hielten wie nach Uebereinkommen alle Löffel in ihrer Wanderung inne, aber bald gab der Patient, den Schaum noch auf den Lippen, selbst wieder das Zeichen zur Aufnahme der Arbeit. Man begreift, daß Delescluze diesmal nicht von der Partie war; der Ekel trug bei ihm über den Hunger den Sieg davon und er gelobte sich, eher zu fasten, als den Versuch zu wiederholen. Am Abend legte er sich in der Reihe auf ein feuchtes Strohlager, eingehüllt in eine Wolldecke, welche noch die Spuren trug, daß sie einem Sterbenden gedient hatte, fast erstickend in einer grauenvollen Atmosphäre. Tag und Nacht bilden ein schreckliches Chaos — er fragt sich, wie lange das dauern kann? Es dauerte fünf Monate.

Nach einiger Zeit freilich begann die Verwaltung des Forts einzusehen, wie furchtbar eine solche Tortur für einen Mann wie Delescluze sein müsse; sie milderte seine Lage in etwas. Er wurde von der Suppenschüssel erlöst, aber die Kleider behielt er; er vertauschte die gemeinsame Schlafstelle mit einem ausstoßenden Gefängnisse, aber er mußte sich auf dem Hofe unter den Haufen mischen, dessen Berührung eine Besleckung ist.

Nach fünf Monaten ist der Augenblick der Abreise gekommen und eine neue Prüfung beginnt. Da die Sträflinge des Forts Lamalgue vor der Einschiffung den Bagno von Toulon passirten, so mußte Delescluze sich ihnen anschließen. Diesmal ging er nicht wie in Marseille als einzelner Gefangener durch die Straßen, sondern mit dem ganzen Trupp von Verbrechern als gehöre er zu ihnen, zu Fuß, am hellen Tage, und am Ziele dieser Wanderung winkte der Bagno. Der Beamte des Forts Lamalgue, der ein menschliches Rühren empfand bei diesem Schimpf, den sein Dienst ihm zur Pflicht machte, suchte die Härte der Maßregel dadurch zu mildern, daß er persönlich den Zug der Sträflinge begleitete, und unter dem Thorwege des Kerkers sprach er einige ermuthigende Worte. Aber die Kraft des Verbannten war durch seine Leiden schon gestählt und mit festem Schritt ging er über die verfluchte Schwelle. Gerade im Bagno indessen bewies man ihm eine Rücksicht, die er nicht erwartet hatte. Er beklagte sich ebensowenig über die Behandlung, welche ihm drei Wochen später in Brest und während der Ueberfahrt von dort nach Cayenne widerfuhr; aber der Transport von Toulon nach Brest und von Brest nach Marseille sollte seine Standhaftigkeit noch auf die härtesten Proben stellen.

Es ist schwer zu glauben, daß nach den Scenen im Toilettenzimmer, im Speisesaale und im Schlafgemache des Forts Lamalgue noch eine Steigerung möglich sei. Und dennoch wurde sie an Bord des Transportschiffes unter der Aufsicht der als intelligent bekannten Seeoffiziere erreicht. Im innern Schiffsraume war Delescluze mit dreißig bis vierzig Sträflingen eingeschlossen. Kaum, daß man sich bewegen konnte. Zum Unglücke trat bei der Abfahrt von Toulon sehr stürmisches Wetter ein, und die Seekrankheit begann in dem engen Raume schrecklich zu wüthen. Delescluze allein blieb davon verschont; doch diente das vielleicht nur dazu, sein moralisches Uebelbefinden zu vermehren. Wir werden uns nicht in die Schilderung dieser grauenvollen Bilder einlassen, aus Furcht, dem Leser möchte selbst unwohl werden. Wir begnügen uns mit den Schlußworten Delescluze's: „Niemals", sagt er, „vor diesem Tage und niemals nachher sah ich ein Schauspiel, dem vergleichbar, welches die aufgehende Sonne meinen Blicken bot."

Wie schön ist's doch ein freier Mann zu sein.

Wie schön ist's doch ein freier Mann zu sein!
Braucht um die Gunst der Großen nicht zu werben,
Nicht seines Herzens Frieden zu verderben,
Kann seiner wahren Meinung Wort verkünd'n, —
Wie schön ist's doch ein freier Mann zu sein!

Wer trägt das Lob, ein freier Mann zu sein?
Der es verschmäht, zu kriechen und zu schmeicheln,
Zu sklavischem Gunstbuhlen und zu heucheln. —
Der für die Wahrheit ficht und haßt den Schein:
Der trägt das Lob, ein freier Mann zu sein.

Wie schön ist's doch ein freier Mann zu sein!
Soll ich, um einen Vortheil zu erfassen,
Das Heiligste des Herzens fahren lassen,
Den Frieden mit mir selbst? O nein, o nein;
Wie schön ist's doch, ein freier Mann zu sein!

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 3. Sonntag, den 17. Januar **1869.**

Großmutter und Enkel.

Wie ärmlich die Kammer, wie kahl die Wand,
Im Schranke kein Brod und im Ofen kein Brand,
Doch sieh' im Winkel der wärmsten Ecke
Da liegt ein Kind unter schützender Decke.

Du armer Knabe, deine Wange wie blaß,
Wie ist dein Gesichtchen vom Schweiße so naß,
Wie trocken die Lippe, wie zitternd die Hand,
Wie stöhnst Du und ächzest in fieberndem Brand.

Und an dem Bette des Knaben, da sitzt
Ein Mütterlein, steinalt. Das Haupt gestützt,
Die Wangen so hager, das Auge so matt,
Wie lang' ist's doch her, daß geschlafen sie hat?

Sie darf ja nicht rasten, darf nicken nicht ein
Wer sollt' denn des Enkeleins Pflegerin sein?
Die Tochter ist todt, in der Fremde der Sohn,
Zuviel sind der Sorgen, zu karg ist der Lohn.

Wie lang' sie gesessen, wie lang' sie gewacht,
Sie weiß sie kaum selber mehr, die erste Nacht,
Sie weiß nur allein, daß sein Leben bedroht,
Sie kennt kein Ermatten, sie kennt keine Noth.

Die Sonne grüßt lächelnd zum Fenster herein,
Es soll ja der Tag der Entscheidung heut' sein,
So sagte der Doktor — sie hört's wie im Traum,
Sie wagt sich zu rühren, zu athmen noch kaum.

Sie kann nicht die Hände, die welkenden falten,
Zum dürft'gen Gebet, ihr das Kind zu erhalten,
Sie muß ihm ja kühlen die brennende Wang',
Sie muß ihm ja reichen den lindernden Trank.

Doch ob auch von Schwäche und Alter entkräftet,
Den Blick auf des Enkeleins Lager geheftet,
Flieht sie: Gern will ich mein Dasein Dir geben,
Nur rette, Allmächt'ger des Schutzlosen Leben.

Ich bin ja so alt, was soll ich auf der Welt,
Da draußen ist längst schon mein Grab mir bestellt,
Nimm mich, o mein Gott, wenn ein Opfer Du willst,
Ich sterbe ja gern, wenn sein Leiden Du stillst.

Doch nicht wie ich will, soll Dein Wille geschehn,
Soll schuldlos das Kindlein zum Himmel eingehn,
Laß' sanft ihn Allgütiger, Dein Engel umweh'n
Und laß auch Großmutter dann mit ihm vergehn.

Und wie sie's gelispelt und wie sie's gedacht,
Da ist das kranke Enk'lein erwacht;
Es hat sie gekannt nicht seit langer Zeit, —
Jetzt öffnet's die Augen, so weit — so weit. —

Jetzt will es sich dehnen und will es sich regen,
Jetzt streckt es die mageren Aermchen entgegen,
Jetzt flüstert's kaum hörbar und schlaft wieder ein —
Die Alte vernahm's doch: „Großmütterlein!"

Da sinkt sie am Bettchen begeistert nieder,
Was bekümmern sie jetzt die gebrechlichen Glieder, —
Die Nacht ist dahin, die den Geist ihm umkettet —
Es hat sie erkannt ja — ihr Kind ist gerettet!

Sie will es jubeln zum Sonnenschein,
Sie will es rufen in die Welt hinein,
Sie will sich erheben dem Nachbar zu sagen — —
Sie kann nicht empor -- der Fuß will nicht tragen.

So seltsam wird's plötzlich im Haupt ihr und Hirn,
So schwarz vor den Augen, so bleiern die Stirn,
Es pocht ihr das Herze als wollt' es zerspringen,
Es dröhnt ihr im Ohre wie Sausen, ein Klingen —

Da öffnet die Thür sich, der Arzt tritt herein,
Er bringet der Pflegerin stärkenden Wein,
Er bringt frohe Botschaft — vorbei ist die Noth —
Dem Kind kommts zu Gute, Großmutter ist todt.

L. W.

* Italienische Skizzen.

II.*)

Die Juden in Rom.

Rom, 31. Oktober 1868.

Ueber die Tiber nach dem verwahrlosten und vernachlässigten Viertel Trastevere und von da über die Brücke dei quattro Capi zurückkehrend, habe ich den Ghetto, die alte Judenstadt, nach allen Richtungen durchwandert und Land und Leute dieses, dem eigentlichen Rom ganz fremden, Stadttheils beobachtet. Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, ja, ein schreiender Widerspruch, daß in der Residenzstadt des Hauptes der Christenheit, die ihre Religion auf den Martertod Jesu Christi gegründet hat, Nachkommen derselben Juden wohnen, die den Heiland verspottet und verfolgt, gemartert und gekreuzigt haben? Wäre der Katholizismus consequent, was er nicht ist, so dürften in Rom keine Juden wohnen, — aber sie wohnen und handeln und arbeiten hier, unter dem Schutze des Stellvertreters desselben Gottes, den sie gekreuzigt, während in den Städten und Märkten Tyrols und anderer glaubenseifriger Länder kein Jude auch nur übernachten darf. — Ja Pius IX. hat schon im Jahre 1847 die Thore und Mauern der Judenstadt niederreißen lassen, die alten Gesetze, wonach nach Sonnenuntergang kein Jude sich in der Stadt Rom blicken lassen durfte, aufgehoben, und ihnen erlaubt, zu wohnen und zu leben, wo sie nur immer wollen, eine Vergünstigung von der bis jetzt, also nach 20 Jahren, nur noch sehr Wenige Gebrauch gemacht haben. Die Juden Roms leben und sterben im Ghetto, wo ihre Väter gelebt haben und gestorben sind und, treu ihrem Glauben und ihren historischen Erinnerungen, dulden sie lieber dort die Beschränk-

*) Siehe I. Skizze in Nr. 1 der „Pf. Volksztg." 1869.

heit des Raums, den Mangel an Luft und Licht, sie ertragen Schmutz und Unrath und die alljährlichen Ueberschwemmungen der Tiber, um nur die Stätte nicht zu verlassen, wo ihre Väter gelitten und geduldet, aber immer fromm und treu den wahren Gott Jehovah verehrt haben.

Die Geschichte der Juden Roms ist eine wahre Leidensgeschichte, deren Zeit nach Jahrhunderten zählt, — von jenen ersten Juden an, die Kaiser Titus, nach der Zerstörung Jerusalems, als Sclaven nach Rom schleppte und im Transteverc ansiedelte, bis auf das jetzige Geschlecht, das in seinen jüngern Jahren noch die harten Bedrückungen Papst Leo's XII. erduldete. Ferdinand Gregorovius, der hochbegabte Geschichtschreiber des mittelalterlichen Roms, einer der verdienstvollsten deutschen Gelehrten, der seit vielen Jahren in Rom lebt und Italien gründlicher kennt, als die meisten Italiener, hat auch die römischen Juden zum Gegenstande eines besondern Studiums gemacht und über die Zustände der römischen Kaiserzeit, wie im Mittelalter, höchst werthvolle Aufschlüsse gegeben. — Um aber die Politik Roms gegenüber dem jüdischen Reiche, die öfteren Kriege der Römer gegen diese kleine Nation, die endliche Zerstörung Jerusalems und Wegführung der Juden in die Sklaverei, sowie ihre ferneren Schicksale zu verstehen, ist es gut, ein neues, französisches Werk zu lesen, das soeben erschienen ist und dessen Lektüre mich, seitdem ich in Rom bin, vorwiegend beschäftigt hat. Dieses Buch heißt: „Les Memoires de Judas", und ist von einem Italiener, Petrucelli della Gattina, einem Mann von großer Gelehrsamkeit und eben so großem Talente, von 1859 bis 1866 italienischer Correspondent des Journal des Debats, geschrieben. — In der Form eines historischen Romans schildert das ziemlich dickleibige Buch, die Zustände des jüdischen Reiches, nun einer römischen Provinz, unter dem Kaiser Tiberius, also jene Epoche, in welcher, nach den Evangelien, Jesus von Nazareth lebte und starb. — Petrucelli hat hiezu nicht nur die vier ächten, sondern auch die, von dem Concilium für apokryph erklärten, einigen siebzig falschen Evangelien, er hat römische und jüdische Schriftsteller, die Forschungen von Strauß, Feuerbach, Michelet, Renan u. A. gründlich benützt und so ein Geschichtsbild jener Zeit, eine Schilderung Judäas in Rom geliefert, die das Verdienst hat, daß man beim Lesen fühlt, so und nicht anders müßten sich die Vorgänge jener Tage begründen und erklären lassen. Die Form des Buches ist eine sehr einfache; — wie andere große „Verräther" der Geschichte, wie Talleyrand, Fouché u. s. w. hat auch Judas Iscarioth, der „Erzverräther", den die Religionsbücher ebenso, wie Dichtkunst, Malerei und Skulptur, für alle Zeiten geächtet und gebrandmarkt haben, zu seiner Rechtfertigung vor der Nachwelt, „Memoires justificatives" hinterlassen, deren alte Papyrusrollen neulichst bei Nachgrabungen in Pompeji gefunden, nun von Petrucelli übersetzt und veröffentlicht worden. Judas Iscarioth erzählt in diesen Memoiren seine eigene Lebensgeschichte, aber auch die des Rabbis von Nazareth, Jesu, dessen bester Freund er war, den er oft warnte, vergeblich zu retten versuchte, dessen Anhänger ihn, der der Vertraute und Säckelmeister des Rabbi war und ihnen kein Geld geben wollte, haßten und verläumdeten und endlich die Fabel vom Verrathe und den 30 Silberlingen erfanden, die sich durch die Evangelien, bis auf unsere Zeit, erhalten hat. Judas erzählt seinen Aufenthalt in Rom, wohin er mit andern jüdischen Gefangenen gebracht ward, seine Bekanntschaft mit Julia, der schönen Nichte des Kaisers Tiberius, die dieser dann, nachdem sie und ihre Mutter ihm auf Capri gedient, dem Statthalter Pontius Pilatus zum Weibe gab. In Julias Gefolge nach Jerusalem zurückkehrend, findet er die jüdische Aristokratie der Priester und Pharisäer in permanenter Verschwörung, um das Joch der Römer abzuschütteln, während die unter römischem Protectorate lebenden Judenkönige Herodes und Antipater nur an ihre Orgien und Feste, an ihre Mimiker und Spiele denken, dabei es aber auch gerne sehen würden, wieder unabhängig zu sein, wenn nur zu so etwas nicht Muth und Thatkraft nöthig wären.

Da verbreitet sich der Ruf eines Rabbis von Nazareth, der, obwohl noch sehr jung, durch sein tugendhaftes Leben und seine weisen Lehren bereits einen großen Anhang von Jüngern und Nachfolgern gefunden habe. Immer bedeutender wird nun die Figur des Rabbi Jesu, immer mehr Volk folgt ihm nach und man erzählt im ganzen Lande von den Wundern, die er verrichtet haben soll. Auch daß er sich den „Sohn Gottes" nenne, meldet das Gerücht nach Jerusalem. Da beschließen die Priester und Pharisäer, diesen einflußreichen Rabbi für ihre Sache zu benützen, ihn für den vom jüdischen Volke erwarteten Messias auszugeben und mit diesem Feldgeschrei das Joch der Römer abzuschütteln. — Aber der Rabbi von Nazareth, der wohl eine religiöse Reform des Judenthums, im Sinne der Essener, aber nicht eine politische Revolution will, weist alle ihre Anträge zurück. Wüthend darüber, beschließen sie, ihn zu verderben, schon damit er sie und ihre Pläne nicht verrathen könne. Vergebens warnt Judas den Rabbi, nicht nach Jerusalem zu gehen, sondern in Galilea zu bleiben; er kömmt, vom Volke freudig begrüßt, von seinen Jüngern und Anhängern mit Palmenzweigen eingeholt, und als: König der Juden bewillkommt, nach Jerusalem, wird verhaftet und die Tragödie der Charwoche folgt. Vergebens interessirt sich Julia, Pilatus Gemahlin für ihn, vergeblich sucht Pilatus ihn zu retten, — der jüdische Hoherath spricht das Todesurtheil aus und Pilatus muß es vollziehen lassen.

Die Jünger haben in der Noth ihren Herrn feig verlassen, Petrus hat ihn verläugnet, nur die beiden Marien blieben ihm treu und Judas, der ihn zu

retten sucht. Durch seine Bekanntschaft mit dem römischen Centurio, der die Hinrichtung commandirt, durch Bestechung der Kriegsknechte gelingt es ihm, zu verhindern, daß dem Rabbi Arme und Beine auf dem Kreuze zerschmettert werden, wie dies den beiden andern Verbrechern geschieht; — in dem Schwamm läßt er ihn einen Schlaftrunk riechen, der den Rabbi bald in eine todesähnliche Betäubung versenkt. Als es nun Abend wird und die Leichname vom Kreuze genommen werden, erbittet sich Judas den Leichnam zur Bestattung und bringt ihn nach dem nahen Felsenkeller des Joseph von Arimathäa, wo der Rabbi unter der Pflege der beiden Marien bald zum neuen Leben erwacht. — Als die Juden davon hören und den Leichnam holen wollen, ist dieser verschwunden und das Gerücht der Auferstehung verbreitet sich unter seinen Jüngern. Allein in Jerusalem ist der Rabbi nicht sicher und so bringt ihn Judas auf einem griechischen Schiffe nach Rom, wo er unter seiner und Marien Magdalenens sorgsamer Pflege noch einige Jahre lebt. — Petrus und Johannes, später noch Andere, folgen dem Meister nach Rom, wo dieser auch einen „gewissen Saulus“ kennen lernte, einen Kriegs-Tribunen, der sich später Paulus nannte, und diesen Jüngern nun seine Lehren mittheilt und entwickelt, bis er an einer, durch die Martern und Leiden in Jerusalem herbeigeführten Auszehrung, sanft entschlummert.

Dies ist der einfache Faden der Erzählung, aber mit welcher Meisterschaft in der Darstellung, mit welcher umfassenden Gelehrsamkeit in der Schilderung der Zustände, Sitten und Gebräuche jener Zeit mit welchen ergreifenden Episoden ist nicht diese einfache Erzählung ausgestattet. Die Schilderung eines Kampfes zwischen wilden Thieren und jüdischen Kriegsgefangenen im römischen Circus giebt ein lebhaft anschauliches Bild jener Belustigungen des römischen Volkes; der Tod der Schwester des Rabbi, die die eifersüchtige Julia in den Teich ihrer Villa, ihren Muränen zum Fraße hineinschleudern läßt, und die nun lebend von diesen gierigen Bestien gefressen wird, ist gräßlich wahr beschrieben. Und dieses Judenvolk willenlos geleitet von seinen Priestern und Leviten, heute den Römern schmeichelnd, morgen sie verwünschend, aber immer bereit, zu conspiriren, sich zusammenzuraffen, Exzesse und Straßenkrawalle hervorzurufen,— dazu seine characterlosen, nur dem Wohlleben fröhnenden Schattenkönige, endlich die vielen Propheten, die überall auftauchen und die den Sturz des-Römerthums und den Sieg Jerusalems verkünden, — wahrhaftig, man begreift da, warum Titus, den die Geschichte sonst den „Gütigen“ nennt, endlich diesem Unwesen mit eiserner Hand ein Ende machen, den ewigen Heerd der Unruhen, Jerusalem, zerstören, den Tempel zertrümmern, die heiligen Geräthschaften als Siegestrophäen mitnehmen, und die Juden als Sklaven nach Rom und in andere Provinzen verpflanzen mußte. Man begreift, warum Senat und Volk von Rom ihm gerade diese That, zu der es doch keines gewaltigen Feldherrntalentes bedurfte (denn was war die kleine Nation der Juden gegen das mächtige weltbeherrschende Volk der Römer) — gerade diese Zerstörung Jerusalems als ein so besonders verdienstliches Werk anrechneten, daß sie ihm dafür, — und nicht für seine vielen andern Großthaten — einen eignen Triumphbogen errichteten. Und dieser Triumphbogen steht noch auf dem Forum, auf dem Wege zum Colosseum und kein Nachkomme der, als Sklaven nach Rom verpflanzten Juden geht an ihm vorüber, ohne auszuspucken und einen gräulichen Fluch gegen diesen verhaßten Tempelzerstörer Titus zu murmeln. —

Und diesen Triumphbogen des verhaßten Titus mußten die Juden auf Befehl des Papstes Gregors XIV. (1590) mit Seidenstoffen und kostbaren Teppichen schmücken, wenn ein neuer Papst den Thron bestieg und seinen feierlichen Einzug in Rom hielt. Nur dafür und gegen gleiche Ausschmückung der ganzen Straße vom Titusbogen bis zum Colosseum und Bezahlung von 300 Scudi ward ihnen endlich das Wettrennen im Carneval erlassen. Seit Papst Paul II. (1464) bis auf Clemens IX. (1668) — also über 200 Jahre lang, hatten die römischen Juden im Carneval, nebst Eseln, Büffeln und Pferden, auf dem Corso wettrennen müssen. Man gab, wie Gregorovius, den Juden ehe sie rannten, reichlich zu essen, um sie schwer und plump, den Lauf ihnen selbst beschwerlicher, dem zuschauenden Volke aber desto ergötzlicher zu machen: Nackt, nur eine Schärze um die Hüften, vom Volke gehetzt und gehöhnt, mußten sie vom Bogen des Domitian bis zur Kirche San Marco am Ende des Corso's laufen, während der heilige Vater auf seinem reichverzierten Balkone stand und über das Schauspiel herzlich lachte. Unter Paul II., der diese Wettrennen einführte, liefen die Juden während aller acht Carnevalstage, später nur an einem Tage, und zwar zuerst die Esel, dann die Juden, dann die Büffel und zuletzt die Rennpferde. Und dennoch trotz dieser und trotz hundert anderer schmählicher Mißhandlungen und Bedrückungen blieben die Juden in Rom, in ihrem Ghetto, wo sie noch heute wohnen.

Aber nicht war man damit zufrieden, daß man sie so leiblich quälte, es sollte auch noch die geistige Qual hinzukommen und so erließ im Jahre 1572 Papst Gregor XIII. eine Verordnung, durch welche den Juden befohlen wurde, alle Woche eine Bekehrungspredigt in einer christlichen Kirche anzuhören. An jedem Sonnabend drangen nun die Sbirren der Polizei in den Ghetto und trieben die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche San Angelo in Prescaria neben den Ruinen der Halle des Octavian. Dreihundert Juden, Männer, Frauen und Kinder über 12 Jahren, mußten an jedem Sonnabend bei der christlichen Predigt anwesend sein. Am Eingange wurde der Name eines jeden Erschienenen registrirt,

im Innern hielten Polizisten Wache und wehe dem Juden, der sich unaufmerksam und gleichgültig zeigte; durch Peitschenhiebe wurde er an die Vorzüglichkeit der christlichen Religion erinnert. Prediger bei dieser Gelegenheit waren gewöhnlich die Dominikaner, die, nachdem das Allerheiligste vom Altar genommen und in die Sakristei getragen war, über Texte des alten Testamentes predigten. Bis in die neueste Zeit hat dieser eben so widersinnige als lächerliche Gebrauch fortgedauert und als er während der französischen Revolution und der Besitznahme Roms durch die Franzosen ganz abgekommen war, wurde er in unserm Jahrhundert und zwar im Jahre 1823 durch Papst Leo XII. wieder eingeführt und bis 1829 aufrecht erhalten.

Am ersten Sonnabend in jedem Carneval müssen noch heute die Juden in feierlicher Deputation auf dem Capitol erscheinen, und, Geschenke darbringend, um die Erlaubniß bitten, noch ein Jahr in Rom bleiben zu dürfen, — eine Ceremonie, die sonst mit allerhand schimpflichen Symboln verbunden war, indem der vorsitzende Senator seinen Fuß auf die Stirn der knieenden Juden setzte und sie zuletzt mit einem Fußtritte entließ. — Die Zahl der Juden, die jetzt in Rom leben, wird von Förster auf 4400, von Gregorovius auf 3800 Seelen angegeben, eine furchtbar hohe Zahl, wenn man die paar kleinen und engen Gassen sieht, aus denen der Ghetto besteht und in denen 4000 Menschen auf einem Raume wohnen, auf dem sonst nur acht hundert Platz hätten.

Ich habe die Judenstadt in Prag, die in Lemberg und die in Frankfurt gesehen — nun, der Ghetto in Rom überbietet sie Alle an Enge, Schmutz und Gestank, besonders in jenen Straßen, die an dem Tiberflusse hinlaufen und die fast alljährlich zur Zeit der Schneeschmelze in den Gebirgen, durch den austretenden Fluß, mehr oder minder, oft bis an das erste Stockwerk unter Wasser stehen. — Und unter solchen Verhältnissen, bleibt es doch immer eine Merkwürdigkeit und gereicht den Juden zur Ehre, daß von den römischen Juden nur äußerst wenige im Laufe der Zeiten sich verleiten ließen, zum Christenthume überzutreten, obwohl mit diesem Uebertritte die Erlösung aus dem Ghetto, die Aussicht auf bürgerliche Aemter und Ehren, reiche Geldgeschenke und andere Vortheile verbunden waren. Noch heute, wo am zweiten Osterfeiertage Heiden und Juden in San Giovanni in Laterano getauft werden müssen, kann man sich selten den zu dieser Ceremonie nöthigen Juden in Rom verschaffen, sondern muß ihn meistens aus Oesterreich oder Bayern kommen lassen. —

Im Ganzen hat sich die Stellung der Juden in Rom seit Pius IX. wesentlich gebessert und wenn sie auch von der Erlaubniß, außerhalb des Ghettos wohnen zu dürfen, des noch immer bestehenden christlichen Vorurtheils halber, keinen Gebrauch machen können oder — wollen, so haben sie doch sonst alle möglichen Freiheiten, das Recht, ihre eigenen Gemeindebeamten zu wählen, und ihre Extra-Steuern, die sie als Juden und nicht als Bürger bezahlen, sind jetzt von den hohen Summen des Mittelalters auf 13,000 Franks ermäßigt.

Auffallend war mir, daß der orientalische Typus, der jüdische Gesichtsschnitt bei den römischen Juden ganz verschwunden ist; Niemand soll mir hier an einem Juden oder einer Jüdin Roms die jüdische Physiognomie herauskennen, sie sehen Alle aus, wie die andern Römer und Römerinnen und führen auch keine jüdischen Namen, sondern heißen, wie ich auf den Firmen las: Annibale Ganzaga, Pericle Potecorvo, Aristide Montenero, Asdrubale Columbo ꝛc. ꝛc. — Es soll sehr reiche Leute unter ihnen geben, die aber ihren Reichthum sorgfältig verbergen und im äußern Leben durch Nichts zur Schau tragen, — denn, sagen sie, man kann nicht wissen, was der nächste Papst bringt. Dieser kann, wenn er aus der rechten, starren ultramontanen Coterie gewählt wird, was sehr wahrscheinlich ist, alle humanen Verordnungen Pius IX. wieder aufheben, die Juden wieder in dem Ghetto einmauern, ja ihre Geldbeutel das Deficit des päpstlichen Budgets bezahlen machen. Was der große und weise Sixtus V. zu Gunsten der Juden verordnet hatte, war von seinem Nachfolger Clemens VIII. sogleich umgestoßen und widerrufen worden, — so geschah es zu wiederholten Zeiten, und so kann es wieder geschehen. Aber warum gehen die Juden nicht lieber von Rom weg, werden Manche fragen. Ich kann darauf wieder nur mit der Frage antworten: Warum sind die Juden in Frankfurt, in Worms, in Prag und andern Orten, trotz aller blutigen Verfolgungen, Mißhandlungen, Bedrückungen, Judenhetzen u. dgl. nicht fortgegangen? Die Beantwortung dieser Fragen wollen wir unsern großen Geschichtsschreibern überlassen; — dieses zähe Kleben an der Scholle war auch den Christen jener Zeit eigen und ist nur uns, die wir im Zeitalter der Bewegung, in der Epoche einer neuen Völkerwanderung von Osten nach Westen leben, unbegreiflich. — Mensch und Boden, auf dem er geboren, waren damals unzertrennliche Begriffe, — heute gilt das: Ubi bene, ibi patria, — der Lokalpatriotismus ist im Verschwinden, und höchstens das Land einer großen Nationalität hält die Einzelnen zu Massen zusammen. — Nicht an ihrem Nationalitätsgefühle sondern an ihrer religiösen Exclusivität und an dem Persönlichkeitsdünkel der Einzelnen ging die jüdische Nation zu Grunde und wer die Zustände Judäas vom Tode Salomons an bis auf die erste Unterwerfung durch Pompejus und von da bis zur Vernichtung durch Titus studirt, wird von ihnen sagen, was man von den Polen sagt. „Noch immer waren Polens ärgste, eigene Feinde die Polen selbst", heißt es, und so kann man wohl auch sagen: die Juden selbst, und nicht Titus, haben Jerusalem zerstört.

Doch, ich breche hier ab, um nicht zu ernsthaft zu werden und empfehle Ihnen und Ihren Lesern die oben erwähnten Bücher von Petrucelli und Gregorovius; besonders dürften sich die „Memoiren des Judas", gut übersetzt, vorzüglich für ein Zeitungs-Feuilleton eignen.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 4. Sonntag, den 24. Januar **1869.**

Ein Gedicht Robespierre's.

Ein französisches Blatt gibt von einem werthvollen Funde Nachricht. Unter den Papieren eines Advokaten zu Toulouse ist ein Gedicht von dem rothen „blutdürstigen" Republikaner Robespierre aufgefunden worden, welches in seiner sanften liebevollen Stimmung gar seltsam mit dem schablonenhaften Bilde contrastirt, das gewöhnlich von Robespierre gegeben wird. Das Gedicht, dessen französisches Original in der „Indépendance" vorliegt, lautet nach einer getreuen Uebertragung:

Zwei Worte gibt's im Menschenleben,
Entsprungen tiefem Herzensdrang,
Beseligt lauschen, die sie hören,
Dem wundersamen Zauberklang.

Das eine süße Wort ist „Mutter",
Und „Liebe" ist das and're Wort,
Das erste schwebt von Kinderlippen,
Von Herz zu Herz das and're fort.

Die Mutter jubelt bei dem ersten,
Wenn sie's von ihrem Kleinen hört,
Die Jungfrau lauscht beglückt dem zweiten,
Wenn stürmisch ihr's der Jüngling schwört.

Vor dieses zweiten Wortes Süße
Nimm, schönes Liebchen, Dich in Acht!
Rasch hat es mancher ausgesprochen,
Der vorher nicht den Werth bedacht!

Sei klug und prüfe, wer Dir naht,
Daß er Dein Herzchen nicht betrügt,
Wer oft „ich liebe Dich" Dir schwöret,
Denk' immer, daß er Dich belügt.

Schönrednern sind Gefühle ferne,
Geistreicher Werbung traue nicht.
Dein Herz sei's, nicht Dein Ohr, das höret,
Wenn einer Dir von Liebe spricht.

Maximilian Robespierre.

* Ein Spieler.

„Sie fragen mich, warum ich einen tiefen Abscheu gegen die Karten habe; ich will es Ihnen mit wenigen Worten sagen."

Also sprach vor Kurzem in einem Pariser Salon, der Graf von X...

„Es sind 15 Jahre; ich befand mich in meinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, als ich zum Erstenmale nach Paris kam. Mein Vater hatte mir zwei tausend Franken und die Erlaubniß gegeben, zwei Monate von Hause zu bleiben. Sie werden wissen, daß meine Familie schon lange auf dem Lande lebt; heute aus Gewohnheit, seiner Zeit aus Sparsamkeit, weil mein Vater die vierhunderttausend Franken Schulden zahlen wollte, die sein verstorbener Bruder zurückließ. Wir lebten also in jener Zeit mit einer Sparsamkeit, die an Entbehrung grenzte und mein Vater beging eine Thorheit, unter diesen Verhältnissen mich nach Paris zu schicken. Mein Vater liebte mich zärtlich, ich möchte sagen zu viel. An Entbehrung en gewöhnt, waren meine Ansprüche sehr gering, und beim Scheiden ergötzte ich mich mit der Idee, meinem Vater bei meiner Zurückkunft eine Ueberraschung zu bereiten. Ich berechnete, daß ich mit der Hälfte der Summe die er mir gegeben hatte, die schönen Sachen der Residenz werde sehen und mich amüsiren können. Mein Vater übergab mir einige Empfehlungsschreiben an seine Freunde. In Paris angekommen, beeilte ich mich nicht solche abzugeben, und einen Führer an der Hand, überließ ich mich jenem Neuigkeitsfieber, welches Jeden befällt, wenn man jene Weltstadt zum Ersteumale betritt.

Seit fünf Tagen that ich nichts, als von einem Museum in eine Kirche, von einem Theater auf einen öffentlichen Ball zu gehen. Den sechsten Tag, als ich aus einem Kaffeehaus trat, wo ich gefrühstückt hatte, begegnete ich dem Vicomte von — meinem Freunde aus der Erziehungsanstalt, welcher einer der Tageslöwen jener Zeit war.

Er wollte mein Mentor sein und machte mir tausend bethörende Beschreibungen von schönen Sachen, die ich nur durch seine Vermittlung sehen könne. Kurz, er lud mich ein, den Abend mit ihm zu verbringen.

Wir gingen in die Oper. Von dort begaben wir uns zu einem Nachtessen in ein renommirtes Kaffeehaus. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß die Hälfte der Gesellschaft unseres Gleichen und die andere Hälfte unsere Antipoden waren.

Man aß ziemlich fröhlich zu Nacht. Man fing zu spielen an, ich wollte mich entfernen, aber man bat mich inständig zu bleiben, und mein Freund stellte mir so eindringlich vor, daß es lächerlich wäre, dem allgemeinen Wunsche nicht zu entsprechen, so daß ich blieb.

Ich näherte mich dem Tische. Ich fing an zu spielen und gewann, ich verlor, ich gewann wieder. Um sechs Uhr des Morgens verließ ich jene Kneipe, nachdem ich 50,000 Franken auf Ehrenwort verloren hatte, ohne zu wissen wie ich solche zahlen könne. Ich ließ dort meinen Freund zurück, dessen Verlust ungefähr dreißigtausend Franken betrug. Ich hatte das Fieber; ich war wie toll; der Gedanke zum Selbstmord stellte sich unwiderstehlich vor meiner irrgeführten Phantasie.

Planlos durchlief ich die Stadt, als der Zufall

oder besser gesagt, die Vorsehung, mich durch eine Straße in der Nähe der Oper führte. Den Abend vorher, als ich mit meinem Freunde dort vorbeiging, zeigte er mir das Haus des europäischen Krösus. Eine sonderbare Idee durchkreuzte mein Gehirn. Ich sagte mir: Ich will den Portier fragen, ob der Baron zu sprechen ist. Wenn es der Fall sein sollte, so werde ich von ihm die fünfzigtausend Franken verlangen, ohne ihn je gekannt zu haben. Bemerken Sie, bitte ich, daß es halb acht Uhr war. Ich glaubte gewiß, eine verneinende Antwort von dem Portier zu bekommen, aber gerade das Gegentheil war der Fall. Der Baron war in seinem Cabinet. Ich ging entschlossen hinauf und ließ ihm meine Karte überreichen. Ich wurde augenblicklich vorgelassen. Der Baron bei mich zum ersten Male sah, bemerkte, daß mir etwas Außergewöhnliches zugestoßen sein müsse. Einsehend, daß ich nicht wußte, wo anfangen, kam er mir entgegen, mich anredend: „Herr, Sie müssen ein Verwandter von Herrn von . . . sein."

„Ich bin sein Sohn," antwortete ich. . .

„Ich gratulire Ihnen," erwiederte der Baron. „Ihr Vater ist die Perle der ehrlichen Leute. Die Opfer denen er sich unterwarf, das Andenken seines Bruders respectiren zu machen, sind ein klarer Beweis. Nun, junger Herr, sagen Sie mir die Ursache Ihres Besuches."

Mit unbeschreiblicher Verwirrung und Beschämung konnte ich ihm nur erzählen was vorgefallen war; ich endigte damit, daß ich um die Summe bat, die ich verloren hatte, indem ich beifügte, daß ich nicht bestimmen könne, wann ich im Stande sei, ihm diese Summe zurückzuerstatten, indem mein Vater sich in der Unmöglichkeit befinde, über einen Heller zu verfügen.

Nachdem mir der Baron aufmerksam zugehört hatte, erwiederte er:

„Ich fange mit der Erklärung an, daß ich Ihnen diese Summe geben will. Sie werden mir solche zurückgeben, wann sie können. Ich verlange von Ihnen nur ein Versprechen: nämlich Ihr Ehrenwort, daß Sie während zehn Jahren keine Karte mehr anrühren."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie mehr spielen werde."

„Niemals ist zu lang. Zehn Jahre sind genug; nachher, wenn Ihr Herz es Ihnen sagt, können Sie sich nach Ihrem Belieben zu Grunde richten."

Indem er dieses sagte, schrieb er eine Anweisung an seinen Kassier.

„Hier, mein Herr, was Sie verlangt haben, nehmen Sie. Aber sagen Sie mir nur, wenn ich Ihnen diese Summe nicht gegeben hätte, was wäre aus Ihnen geworden?"

„Ich würde mir das Hirn zerschmettert haben."

„Wirklich, Sie lassen mich den Tag gut beginnen!" Er drückte mir die Hand und schob mich höflich vor die Thüre, da ich ihn bat mir zu erlauben, eine kleine Empfangsbestätigung zu schreiben.

. . . . . .

Erst nach sieben Jahren konnte ich das Geld zurückgeben. Als mich der Baron nach dieser Zeit in sein Cabinet eintreten sah, erkannte er mich augenblicklich und sagte mir: „Nicht wahr, Sie sind Ihrem Ehrenworte treu geblieben?"

„Sehr treu," erwiederte ich ihm; „ich komme um meine materielle Schuld Ihnen abzutragen, von Herzen werde ich stets Ihr Schuldner bleiben." —

Und nun, meine Herren, warum ich die Karten verabscheue," endigte der Graf von X. . . ; ich bin aus dem Innern unserer Provinz, mit meinem siebenzigjährigen Vater und meinem zehnjährigen Sohne gekommen, um jenen Wohlthäter, welcher mir mein Leben und meine Ehre gerettet hatte, zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten — es war Herr v. Rothschild!"

Brief einer alten Jungfer an unverheirathete Mädchen.

Wenn ich gleich nicht das bittersüße Joch der Ehe getragen habe, und auch keine Aussicht mehr vorhanden ist, daß mich Amor mit dem bräutlichen Kranze je schmücken werde, ist mir doch die Liebe mit ihrem Gefolge nicht ganz unbekannt geblieben und ich habe in dem Geleite derselben, durch eine unendliche Reihe von Jahren, manche Erfahrung gemacht, (theils an mir, theils an andern), die ich Euch, ihr heirathslustigen Mädchen, mit meinen Ansichten, zu eurem Nutzen und Frommen mittheilen will.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß alle junge Mädchen vor Begierde brennen, eine Reise nach Mannheim zu machen, und ebenso der sehnlichste Wunsch der meisten jungen Männer, sich nach Frauenstein zu begeben. Allein die Reise nach beiden Orten ist mit Schwierigkeiten verbunden, und oft werden unrichtige Wege eingeschlagen. Gewöhnlich erreichen die Mädchen von Schönthanfen am ersten ihr Ziel, besonders wenn sie hübsches Reisegeld haben, und der Aussicht gewiß sind, einen alten Quell oder eine goldene Aue zu beerben. Solche Mädchen sind freilich vor vielen andern zu beneiden; allein die Liebe ist blind. Da ereignet sich bisweilen der Fall, daß sie an Glückstadt vorüber reisen und gar nicht zu sehen bekommen. Darum rathe ich allen jungen Mädchen, auf ihrer Reise nach Mannheim nie den Weg über Eilenburg zu nehmen, sondern sich lieber hübsch eine zeitlang in Wartburg aufzuhalten, um den Weg und das Wetter zu prüfen. Junge Mädchen, besonders solche, deren Wangen in Rothenburg geboren und in Rosenberg erzogen sind, müssen sich vorzüglich vor denjenigen Männern in Acht nehmen, welche viel über Loben und Reitzenstein sprechen, denn in der Regel ist anzunehmen, daß solche aus Windschacht sind, und es nicht so meinen wie sie sprechen. Solchen Windbeuteln geht,

weit aus dem Wege, und am allerwenigsten laßt euch darauf ein, eine Reise nach Küssen mit ihnen zu machen, denn Gott Hymen hat von diesem Orte schon manches Mädchen zur Strafe nach Ammendorf geschickt, von wo sie sich dann gewöhnlich über Gramsdorf nach Bleichrode und Elend oder gar nach Sargstädt begeben haben.

Nein, wollt ihr einem Mann nur Liebe schenken, so reiset nach Guteswegen und Wackersleben, dort werdet ihr den finden, den euer Herz sucht. Und könnt ihr dann eurem Erwählten die Versicherung geben, daß ihr aus Liebenswerda und Treuenpritzen zu ihm gekommen seid, dann werdet ihr gewiß eure Wohnung in Freudenberg aufschlagen und manche Reise nach Ludwigslust machen. Wenn ihr nun, ihr harrenden und schmachtenden Mädchen, auf eurer Lebensbahn in Siegesleben eingezogen seid, dann ist es nicht nur eure Pflicht, daß ihr euren Gatten zärtlich liebt und ihm in allen Stücken treu seid, nein, ihr müßt euch auch als tüchtige Hausfrauen zeigen. Daß dazu mehr gehört, als ein wenig Sticken und Stricken, Putzen und Musiciren, aus dem Fenster sehen, Coquettiren, Mazurka tanzen und graziös auf dem Sopha sitzen, das brauche ich euch nicht erst zu sagen; denn alle die Künste, wenn mitunter auch nützlich und angenehm, sind doch mit geringer Ausnahme zu entbehren und für den Haushalt nicht geradehin nothwendig. Vorzüglich befleißt euch, der Wirthschaftlichkeit, verschwendet für unnöthige Sachen, namentlich für Putz, nicht soviel Geld, sondern seid mit den letzteren stets aus Anhalt. Auch seht euch hübsch in Kochstädt um, damit, wenn euer Gatte sich, nach des Tages Last und Hitze, nach Eßlingen begeben will, er nicht immer Speisen findet, die in Salzwedel und Wassers-oder Aschersleben zubereitet sind; einfach, aber aus Würzburg sei eure Kost. Viel Putz ziert euch nicht, einfach muß auch die Kleidung sein, rein und heil, und nicht, als wenn ihr aus Elendsdorf wäret; auch in eurem Hause muß es sein, als wenn man sich in Ruhstädt befindet. Das dachte ich vor Kurzem auch, als ich bei einem jungen Ehepaar zum Besuch war; ich begab mich nämlich, fast taumelnd vor Müdigkeit, zur Ruhe, deren ich nach den Strapatzen einer langen Reise sehr bedurfte. Eben eingeschlafen, war mir's, als wenn ich mit tausend Nadeln gezwickt und mit Brennnesseln gegeißelt würde, denn wißt, ich mußte über Wanzleben nach Unruhstädt, wo ich eine der fürchterlichsten Nächte meines Lebens zugebracht habe. Von dem Schalten und Walten der Frau hängt des Hauses Glück und Segen ab; findet das der Mann nicht, was ist die Folge davon? Der Mann sucht dasselbe außerhalb; er geht gewöhnlich jeden Abend nach Bierstein und Weinberg und kehrt meistens erst spät zurück. Gar oft begegnet sich ein solches Ehepaar in Querfurt oder Grobzig, ja, es soll sogar vorgekommen sein, daß einige sich nach Gerbstädt und Stockholm verlaufen haben. Darum, ihr jungen Mädchen, prüft euch gehörig, ehe ihr die Reise nach Mannheim antretet, ob ihr euren Gatten auch mit nach Glückstadt begleiten könnt. Eignet euch frühzeitig die Tugenden einer guten Hausfrau an, damit ihr euren Schritt einst nicht bereut, sondern euch mit frohem und zufriedenem Herzen ein Wohl nun zurufen könnt, gleichsam als wäret ihr aus Wohlauf und bleibet daselbst.

Die Eis-Industrie.

Der Eishandel hat in einem Zeitraum von zwanzig Jahren eine Bedeutung erlangt, die sich über die ganze Erde hinstreckt. Im Norden Amerika's hat die industrielle Ausbeute des Eises ihren Ursprung gefunden, dehnte sich bald über den ganzen amerikanischen Continent aus und drang bis über den ganzen atlantischen Ocean und nach den reichen Städten des indischen Meeres. In den besuchtesten Straßen Londons sieht man Eisblöcke ausgestellt, die bis zu einem Meter Cubikinhalt haben und aus dem See Wenham in Neu-England herstammen. Die Gesellschaft, welche diesen See in Pacht genommen, benutzte denselben wie ein Getreidefeld oder eine künstliche Wiese aus, benutzte dessen Erzeugniß wirthschaftlich, legte es in Blöcken mit Hilfe von eigenen Instrumenten zusammen und führte dasselbe auf einer Eisenbahn zu den Schiffen, die zur Weiterführung dieses neuen Kaufmannsgutes eigens construirt sind. Die vor etwa zwanzig Jahren gegründete Compagnie des Wenham-Sees existirt noch bis zur heutigen Stunde, nur hat sie das Feld ihrer Ausbeute aus Nordamerika nach Norwegen verlegt, wo ein Fjord einige Meilen von der kleinen Stadt Drobak Eis liefern muß. Das dort gewonn nen Eis ist von einer ausnahmsweisen Reinheit und Durchsichtigkeit und wird nach England transportirt, von wo es seinen Weg nach vielen Ländern nimmt. In jüngster Zeit geht auch schon norwegisches Eis direkt nach Deutschland. Die Ausfuhr des norwegischen Eises wird für das Jahr 1865 auf 44,823 Tonnen geschätzt, wovon 43,359 durch obige Gesellschaft abgesetzt wurden. Wenn das Eis eine hinreichende Dicke erlangt hat, wird es vermittelst eines eigenen Eispfluges in Blöcke von 21 englischen Cubikzollen geipalten. Diese werden in Holzhäufen mit doppelten, zwei Fuß voneinander entfernten Wänden aufgespeichert. Der Zwischenraum zwischen den Wänden ist mit Sägemehl angefüllt. Auch wird zwischen die Blöcke selbst Sägemehl gestreut, damit sie sich nicht miteinander verbinden. Eis wird nicht nur zur Auffrischung von Flüssigkeit oder zum Frischhalten von festen Speisen oder bei Kranken verwandt, sondern dient auch dazu, namentlich in Speisesälen eine angenehme Temperatur zu bewahren. In den ersten Gasthöfen von Christiania legt man in die Mitte des Speisetisches einen enormen Eisblock, dessen Auflösung einige Stunden bedarf, während welcher Zeit die Köpfe der

Gäste vor Erhitzung durch kräftige Speisen, schwere Weine und die Hitze der Lichter bewahrt werden. Wie viel Eis auch aus Norwegen nach England transportirt werden mag, so ist dieses doch noch immer ein Bruchtheil der Menge, welche in letzterem Lande verbraucht wird. Die nördlichen Canäle und Teiche Englands liefern eine enorme Masse Eis, welches von den Fischhändlern und Conditoren aufgekauft wird. Ein Kaufmann Londons, Detailhändler in Eis, erklärte jüngst, daß er für 100,000 Frcs. Eis jährlich in kleinen Stücken verkaufe. In Paris fängt man an, Eis aus den Gletschern der Schweiz zu verbrauchen. Dies ist vielleicht der Anfang eines beträchtlichen Handels. Man hat die Gletscher der Alpen genug bewundert, nun will man sie auch verzehren. Das Eis hat übrigens aufgehört, nur ein Luxus für den Feinschmeder zu sein; es wird ein immer mehr sich verbreitendes Mittel zur Conservirung von Nahrungsgegenständen, die durch einen etwas hohen Wärmegrad dem Verderben ausgesetzt sind, Künstliche Eiskeller, die nach den ähnlichen Principien, wie jene Eismagazine in Schweden, leicht über der Erde herzustellen sind, finden immer mehr Eingang und sind für ganze Industriezweige von großem Werthe.

Feuilleton.

* Kleine Mittheilungen.*)

Der Schullehrer Knurrer in Erfurt hat seine Entlassung bei der Direction eingereicht, weil er sich verschiedener Verfügungen und Ordnungsstrafen nicht fügen zu sollen glaubt. Sofort erhielt er von Herrn von Mühler folgenden Engagementsantrag: „8000 Thlr. Gage, 4 Monate Urlaub, zehnjährigen Contract mit Pension von 1500 Thlr. und sofortigem Beginn des Contractes." Herr Knurrer hat acceptirt.

Der Tenorist Nachbaur in München hat seine Entlassung bei der Intendanz des Münchener Hoftheaters eingereicht, weil er sich verschiedenen Verfügungen und Ordnungsstrafen nicht fügen zu sollen glaubt Sofort erhielt er von Herrn von Hülsen folgenden Engagementsantrag: „80 Thlr. Gage, 7 Tage Osterferien, fünfundzwanzigjähriger Contract mit Pension von 18 Thlr. und sofortigem Beginn des Contractes." Herr Nachbaur hat acceptirt.

*) Durch ein unverzeihliches Verseh'en in unserer Druckerei haben in diesen beiden Mittheilungen einige kleine Verwechslungen stattgefunden. Der Leser wird den Irrthum leicht erkennen und ausgleichen.

* Segnier.

Weil Einer nicht will tanzen nach der Pfeife,
Aus deren letztem Loch des Herrschers Lunge
Die letzten Töne lockt: mit welchem Schwunge
Begrüßt das Volk dies, das politisch reife!

Ganz Frankreich jauchzt, es ist, als ob die Zunder
In übervolle Pulverfässer fielen,
Der Mann, der müd' ist, länger mitzuspielen,
Wird angestaunt als wie das achte Wunder.

Du armes Volk, Du wähnst, die Zeit der Sünden,
Sie habe sich zum Besseren gewendet,
Des Mißvergnügens Winter sei beendet,
Weil Eine Schwalbe will den Sommer künden!

* (O, ihr armen Schriftsteller!) Zu dem jüngst erschienenen Buche: „Vorträge bei christlichen Volksfesten," sagt der Verfasser, Pastor Stöhle zu Friedensdorf a. O., Seite 47 im Capitel „Was lieset Du?" über Bücher und Bücherschreiber, unter anderm Folgendes: Die gottlosen Scribenten richten nicht allein Aergerniß an und helfen dem Teufel sein Reich erweitern, so lange sie leben, sondern sie thun solches auch nach ihrem Tode! Wenn nun solche Höllenbedienten, an solchen Büchern arbeiten, wenn gottlose Drucker und Verleger sie zum Drucke befördern, so halte ich, daß die ganze Natur auf ihre Art erseufzet und sich ängstet, und daß es gottliebende Seelen mit empfinden, trauern und seufzen müssen, ob sie gleich nicht wissen, was die rechte Ursache sei. So oft nun ein neues Herz durch solche Schrift geärgert wird, so oft wird auch der Zorn des heiligen Gottes von Neuem erweckt und spricht unser Heiland das Wehe aus über den, welcher die Jugend einmal ärgert, was will der zu erwarten haben, der es ohne Unterlaß auch nach seinem Tode noch thut! Gewiß es wäre einem solchen Menschen, wie beliebt und berühmt er auch in der Welt gewesen, besser, er hätte sein Lebenlang die Säue gehütet oder wäre nie gebren. Verflucht ist das Haupt darin, als in einer Werkstatt solch ärgerliche Dinge geschmiedet werden, verflucht die Hand, welche sie zu Papier bringt, verflucht ist der Druck der sie um schnöden Gewinnstes willen ausbreitet; verflucht das Geld, das daraus gelöst wird! O ihr verfluchten Schreiber, Eine Hölle ist kaum genug für euch; doch ihr werdet gewiß wegen der getreuen Dienste, die ihr dem Satan geleistet, vor allen anderen sehr wohl darin gehalten werden!"

Räthsel.

Wie heißt der Bau, in dessen kleinem Raume
Sich manch' Juwel uns unbewußt verschließt,
Das oft erst strahlenreich sein Dasein kündet,
Wenn es des Unglücks Dunkelheit umfließt?
Ein Tempel ist's, wo edler Menschenwille
Verborgen manchen stillen Feind bezwingt
Und wo er das, was für die Welt zu heilig,
In dieses Heiligthum als Opfer bringt.
Ein Quell belebt die kleinen Doppelhallen,
Versiecht er, fällt auch gleich des Tempels Haus
Und aller Reichthum, den es einst umfangen,
Zieht selbstbewußt aus dieser Welt hinaus
Reich oder arm, besitzt's doch jedes Wesen,
Sein Inn'res weiß allein, was immer Du gewesen.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 5. Sonntag, den 31. Januar 1869.

Requiescat.

Von Ferdinand Freiligrath.

Wer den wuchtgen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Moll und Berg und Flachs
Hinterm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, Jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Octav der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack verkire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch und Latein docire: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe, borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die Andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brod
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben: —
Tief im Staube von der Hand
Zu den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Rechts' er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt,
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreis'te! —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben;
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:

„Meine Ehre wahrt' ich blank!
„Was ich thu', ist für die Meinen.

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt er seine Schläfe pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang' jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlerkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Für den Nähtisch.

Die schwarze Nähseide ist wie alle Rohseide jetzt sehr theuer und da das laufende Publikum nicht gern von dem gewohnten billigen Preise abgehen will, ist mancher Fabrikant genöthigt, verschiedene Kunststückchen zu machen, um eine scheinbar billige Waare liefern zu können.

Die Seidenraupe producirt die Seide, wenn sie sich zum Verpuppen einspinnt, indem sie einen langen Faden um sich selbst herum zu Cocon formt. Um diesen Faden unversehrt zu gewinnen, wird das Thier durch Hitze getödtet und der Cocon auf geeignete Weise abgehaspelt. Da jeder Coconfaden aber sehr fein ist, werden stets mehrere Fäden zusammengewirnt, um die geeignete Dicke der Nähseide zu erhalten.

Durch Auskochen wird der die Seide umgebende harzige Bast entfernt, worauf das Färben und Glänzendmachen der Seide erfolgt.

Da es nun rein unmöglich ist, Seidenfäden mit andern Fäden zusammenzuwirnen, ohne daß dies sofort von dem Käufer bemerkt werden würde, so muß die eigentliche Verfälschung der Seide beim Färben vorgenommen werden. Durch das vorhin erwähnte Auskochen des Bastes verliert die Seide ein Viertel bis ein Drittel an Gewicht. Durch das Färben aber gewinnt sie wieder und zwar bei hellen Farben we-

nig, bei dunklen Farben mehr, bei Schwarz am meisten. Wird beim Schwarzfärben darauf hingearbeitet, eine in Glanz und Farbe vorzügliche Nähseide zu erhalten, so nennt man die Seide „Leichtschwarz“ und der Färber hat gegen ungefärbte Seide einen Gewichtsverlust von zehn bis fünfzehn Procent.

Diese Prima-Nähseide ist theuer und jedes Proc. Mehrgewicht, das der Fabrikant erzielt, ist ein bedeutender Reingewinn. Deßhalb wird die Farbe mit verschiedenen Stoffen vermischt, welche gleichzeitig mit der Farbe von der Seide aufgenommen werden. Man hat es sogar dahin gebracht, daß ein Pfund Rohseide zwei Pfund schwarze Seide gibt. Man nennt diese Seide „Schwerschwarz“. Die verschiedenen Chemikalien, welche zur „Erschwerung“ der Seide benutzt werden, haben die Folge, daß die Seide weniger haltbar und durch die häufigere Bearbeitung während des Färbens mürber wird.

Schwerschwarze Seide ist, wenn es auf Haltbarkeit ankommt, daher nie so gut wie leichtschwarze Seide. Ist sie verarbeitet, so platzen die Nähte.

So wie die Güte verringert wird, kommt der Consument, auch bei der Menge der gekauften Schwerseide zu kurz.

Nehmen wir ein Pfund leichtschwarze Seide und beschweren dasselbe um ein viertel Pfund, so erhalten wir 1¼ Pfund schwerschwarze Nähseide.

Da nun die Fadenlänge dieselbe bleibt, so wiegen 500 Ellen Leichtschwarz nicht mehr als 400 Ellen Schwerschwarz. Die Seide wird stets nach Gewicht verkauft und nicht nach der Fadenlänge, mit der Länge des Fadens aber wird genäht. Man sieht hieraus, daß der Verbrauch von leichtschwarzer Nähseide nach allen Seiten hin vortheilhafter ist, als der Verbrauch von Schwerschwarz.

Dazu kommt noch weiter, daß die schwarze Nähseide oft mit giftigen Stoffen erschwert wird, wie folgendes Recept zeigt:

acht Loth Quecksilber,
acht Loth Scheidewasser

werden zur Auflösung gebracht und dann mit einem Pfunde Wasser verdünnt. Wird die Seide wiederholt in diese Lösung eingetaucht, so nimmt sie 25 Procent an Gewicht zu.

Daß durch das Abbeißen der so erschwerten Seide die Zähne verdorben und den Quecksilbervergiftungen Thür und Thor geöffnet werden, scheint die Fabrikanten nicht zu kümmern.

Man benütze daher nur die leichtschwarze Nähseide, um nicht allein gute, sondern auch unschädliche Seide zu haben und lasse sich nicht durch einen billigen Preis verlocken, verfälschte Schwerseide zu kaufen.

Ob eine Seide mit Quecksilber oder Blei vergiftet ist, kann durch einen Chemiker oder Apotheker leicht ermittelt werden, für das Haus ist eine derartige Untersuchung zu umständlich und mühsam.

---

* Der alte Jungfern-Thermometer.

Ein chronologischer Beitrag zum „Carneval-Klabberadatsch.“

Allgemein geschätzte und verachtete heiratlhslustige Freundinnen und Freunde, insbesonders innigstgeliebte jugendliche Schwärmer und bejahrte Brummbären!

Ich beschwör Euch bei den Perrücken und Zöpfen,
Bei den Atlasröcken mit großen Knöpfen,
Bei den runden bepuderten ernsten Köpfen,
Bei dem Reifrockniz und dem Fischbeinmieder,
Bei dem verschämten Aufschlag der Augenlider
Bei der Feiertagsruhe aller Glieder,
Bei den Tressen und Litzen,
Manschetten und Spitzen,
Bei den seidenen Strümpfen mit falschen Waden,
Bei den Schönheitspflastern, Schminken, Pomaden,
Bei der Weitschnurigkeit
Und Breitspurigkeit
Aller alten und jungen
Herzen und Zungen;
Zu halten Ruhe allhie
So lang raisonnirt mein Predigt — Genie,
An das bekannte Sprichwort zu halten sich:
„Und darum keene Feendschaft nich!“

Geliebten Freunde und Zuhörer, wie das gute und das schlechte Wetter, wie die kalte und die warme Luft, wie Regen und Sonnenschein, Sturmgeheul und Schneegestöber einen bedeutenden Einfluß ausüben auf die Wettergläser und Thermometer, also üben die Jahre mit ihren Freuden und Leiden, mit ihrem Hoffen und Harren, mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihren Bällen und Maskencinpromenaden, mit Heirathsantragskörben und bei Tanz sitzenbleibenzumüssenden Schicksalskeulenschlägen auf das menschliche Herz und dessen Thun und Treiben einen verschiedenen Einfluß. Die Einen werden dabei greise Jünglinge, während die Andern jugendliche Greise werden. Man kann wohl sagen, es gibt einen Thermometer des Lebens. Bei keinem Menschen aber kann man so genau die Hitze des Blutes und der Leidenschaften verfolgen, bis herab zur eisigen Kälte der Gleichgültigkeit gegen Alles, als bei jungen Mädchen und der daraus entstandenen alten Jungfer, sowie beim jungen männlichen Schmetterling und dem daraus entstandenen Hagestolz.

Sehen wir so ein fünfzehnjähriges Backfischlein mit ihrer Schüchternheit beim Eintritt in die Welt und ängstlich blöde durch die Aufmerksamkeit der Männer, so begreift man bald, daß sie mit dem sechszehnten Jahre anfängt, sich Begriffe von einer zärtlichen Neigung zu machen. Sie spricht dann mit 17 Jahren vorläufig noch von idyllischer Hirteuliebe und uneigennütziger Zuneigung; das artet aber, so wie sie 18 zählt, in die Einbildung aus, von einem jeden jungen Mann, der ihr Flatterieen vorlagt, geliebt zu werden. In einem Buche von Alberti, einem höchst schätzbaren, Bildung allgemein verbreiten-

den, und von der Akademie der unnützen Wissenschaften gekrönten Werke, erinnert sie sich gelesen zu haben: daß man durch etwas zurückhaltendes Wesen, die Aufmerksamkeit nur um so größer auf sich zieht; dies wird in der liebenswürdigen 19. Jahrperiode ausgeführt, und — richtig hat es geholfen, denn im nächsten Jahr kommt sie in die Mode, wird zu allen Gesellschaften gebeten, und ist auf diese Auszeichnung nicht wenig stolz. Wie kanns nun anders sein, als daß sie mit 21 Jahren ein erhöhteres Vertrauen in ihre Reize setzt und der Hoffnung auf eine glänzende Heirath Raum gibt. Kaum hat sie ihr 22stes Jahr angetreten, so wird sie auch schon von einem soliden und braven Mann zur Gattin begehrt; die Donna aber schlägt diese gute reelle Parthie aus, weil es kein Mann von Welt ist, und ihr nach ihrer Meinung ganz andere Parthien zu Gebote stehen. Nun flittert und flattert sie mit jedem Hasenfuß und Modejüngling, mit jeder Pomadenbekanntschaft und jedem eleganten Macintoth einen schönen Sommer und einen Soireenreichen Winter hindurch, wundert sich aber doch, wie sie Anno 24 zählt, daß sie noch nicht verheirathet ist. Das ist ein Umstand, der einem liebenden Gemüthe Hühneraugen im Herzen verschaffen kann, und als sie gar ein ganzes Vierteljahrhundert hinter sich liegen hat, und noch immer nicht durch Hymen's Fackel zum Traualtar geleitet wurde, da legt sich die Hitze ein klein wenig; sie wird ruhiger und überlegter in ihrem Benehmen, besucht aber gern und häufig Theater und Concerte, um zu sehen und — gesehen zu werden. Sie äußert sich häufig darüber, daß das Geld doch nur einen sehr relativen Werth hätte und daß Reichthümer allein das Glück einer Ehe nicht ausmachten; so wird sie 26, sie wird 27 Jahre, und zieht die Gesellschaft gesetzter, verständiger Männer dem Umgang mit Modenarren, Gecken, Stutzern u. s. w. vor, und gibt, da sie ja noch im besten Alter, hie und da ihren Wunsch zu erkennen, daß sie nicht abgeneigt sei, einem Mann, der über die ersten Jugendjahre hinaus sei und sein anständiges Auskommen habe, ihre Hand zu reichen. Aber die spanische Fliege zieht nicht mehr; es stellen sich unruhige Nächte ein; mit Entsetzen denkt sie daran, daß sie nur noch einen einzigen Winter vor sich habe, bis sie zum dritten Male null; sie verzweifelt daran je unter die Haube zu kommen, und läßt hie und da ein Wörtchen von der friedlichen Ruhe der klösterlichen Mauern fallen; nun liest sie gern die Geschichte berühmter Frauen. Die schrecklichste, die grauenvolle Zeit für das noch jungfräulich zarte Wesen rückt immer näher! es sind noch Monden, noch Wochen noch Tage nur — und endlich bricht der langgefürchtete unheilvolle Augenblick verderbenbringend herein, in welchem sie mit Wallheim in der Leonore singen kann:

„Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast noch keinen Mann gekriegt!"

Das, liebe Freunde und Zuhörer, packt wie die Cholera morbus, das schüttelt wie Fieberfrost, das ist der erste Nagel zum Sarge der alten Jungfer. Wer auf drei Jahrzehnte zurück blicken kann, voll durchlebter Glanzperioden, und eine so aschgraue ungewisse Zukunft vor sich sieht — — brrrr! das greift ans Herz! da aber faßt sie noch einmal sich und mit Wieland declamirt sie:

„Noch Einmal hypofattelt mir den Gryphen ihr Musen
Zum Ritt nach allen Männern im ganzen Land."

und siehe da: wie die Blümlein auf der Wiese blau und roth und weiß und gelb, mit den lebhaftesten Farben, die nur das schwelgende Genie eines Tünchers und Stubenmalers zu ersinnen im Stande ist, schmückt sie ihren jungfräulichen corpus. Die Belagerungsgeschütze und großen Karthaunen der unter die Haube sich sehnenden altjüngferlichen Lieblichkeit werden abgebrannt, die Reserve-Mannschaften ausgedienter Reize werden nun mit ächter Pariser Schminke und feinster Berliner Hautconservations-Seife aufgefrischt — allein:

hin ist hin, verloren ist verloren!

und wie der Wiener sagt: S' thut's halt nimmermehr. Nun erzählt sie, sie liebe das Tanzen nicht mehr — nämlich weil es ihr schwer fällt einen Tänzer zu bekommen — sie ist außer sich darüber, und spricht laut davon, daß Männer gefühlvolle Frauen im Stiche lassen können, um nur mit bloßen „Kindern" zu spaßen. Mit all diesen Redensarten und Thun und Treiben avancirt sie bis Anno 35. Da aber hält sie sich nicht länger mehr, sie wird neidisch und eifersüchtig, wenn man andere Frauen rühmt, verliert einige Zähne, zankt sich mit ihren jüngst verheiratheten Freundinnen, und bekommt einzelne lichte Stellen in der reichen Fülle ihres 36jährigen Haarwuchses. Nun darf es der Zufall einmal fügen, daß sie in einer Gesellschaft weniger Zerstreuung findet, als sie gewohnt ist — plautz! gleich klagt sie über Vernachlässigung, fühlt sich zu wenig beachtet und zieht das Melodram im Theater allem anderen Schau- und Lustspiel vor. Sie erzählt gern von ihren unglücklich verheiratheten Bekanntinnen, findet Trost in deren Elende und schätzt sich glücklich Herrin ihrer freien Person zu sein. Da mullt sie zum viertenmal und ihre üble Laune wächst gewaltig; sie mischt sich in Alles; ertheilt gern guten Rath und verabschiedet den Friseur dahin, daß er nun nicht mehr alle Tage, sondern wöchentlich nur Einmal vorzufragen brauche — sie kann sich nämlich ihre falsche Haartour selbst frisiren. An einem schönen Septembermorgen ihres 42sten Geburtstages begegnet ihr, als sie um die Stadt spazieren geht, ein junger aber armer Mann, der sie sehr verbindlich grüßt und dabei etwas erröthet; sie hat die feste Ueberzeugung, er habe Neigung zu ihr, und läßt als letzte Anstrengung es ihm auf sehr unzweideutige Weise merken, daß sie in ihm verliebt sei. Sie spielt die Sentimentale, aber es fruchtet nichts, und oem

jungen Mann fällt es nicht im entferntesten ein, ihre zärtliche Neigung zu erwiedern. Nun ist es aus mit allen lebenden Wesen; das Wort „Liebe“ streicht sie für immerdar in dem Conversations-Lexikon ihrer Seele. Ihr Herz, das nun so weit wie eine vielfaltige Tabaksblase geworden ist, beginnt einzulaufen wie Flanell. Mit Anno 43 empfindet sie eine besondere Vorliebe zum Kartenlegen und Wahrsagen aus dem Kaffeesatz, und das größte Hauptinteresse gewähren ihr Klatschereien. Sie beurtheilt alle junge Männer mit großer Strenge, und moralisirt wie ein alter in Schweinsleder gebundener Foliant. Da will das grausenhafte Schicksal, daß sie noch Zeugin wird, wie eine, ebenso alte Jungfer wie sie, die ihre 46 auf dem Buckel hat, noch geheirathet wird. Das läßt die lang verhaltene Wuth zu vollem Ausbruch bei ihr kommen, und in der ärgsten Verzweiflung ihres Herzens, gewöhnt sie sich — den Schnupftabak an. Ihr Näslein, früher so spitz und naseweiß, wird nun ein rothgebeitzter Schornstein der täglich seine 2 Loth verbraucht; sie schafft sich Hunde und Katze an, und verwendet ihren ganzen Vorrath von Menschenliebe auf dieses Vieh. Im 49sten Jahre nimmt diese Vorliebe zu, und in Folge derselben nimmt sie — höre es Welt! — ein armes, weitläufig mit ihr verwandtes junges Mädchen zu sich, um sie zu erziehen, zu bilden und — sich selbst zur Pflege. „Lawise, mußte es dahin mit dir kommen“, möchte auch ich ausrufen: Oh, oh! und nochmals oh! Laßt mich theuere Anwesende zum Schluß meiner langweiligen Rede kommen. Unsere Heldin begeht ihren 50sten Geburtstag, haßt die Welt, bekommt Reißen in den Gliedern, lebt mit Allen in Zank, Streit und Unfrieden, und läßt ihre volle üble Laune der armen Anverwandten fühlen, mit einem Wort, sie ist todt für die menschliche Gesellschaft und stirbt darum je eher desto lieber! — Sehet, das sind die Früchte 35jährigen Ringens und Strebens, sehet, das ist Ersatz für jungfräulich verlebte Jugendzeit, und es wird wahr, was da geschrieben steht in Münchhausens Lügen Capitel 10, Vers. 2.

Ach, die Schönheit vergeht und die Backen fallen ein
Und die Eitelkeit kommt hinterdrein;
Wenn man jung ist, da ist man wohl gar nett und fein,
Doch das sieht einem Niemand dann mehr an.
Und um die sich niemals ein Mann that bewerben
Die muß sicher als alte Jungfer sterben.

Feuilleton.

Für Pädagogen in Wiesbaden.

Aus urältester Erfahrung
In der weise Satz geschaffen:
Schlingt der Lehrer Morgens Harung,
Hatte Nachts er einen Affen.

Denn es ist bekannt: Der Affe
Flüchtet in den meisten Fällen
Vor dem Fisch, vor schwarzem Kaffee,
Vor Anchovis und Sardellen.

Lehrer, sei nicht unvorsichtig,
Nie den Sinn auf Salz'ges lenke,
Schultrath sagt: „Ja, es ist richtig,
Er war Abends in der Schenke!“

Arg wirst Du die Folgen spüren,
Denn Du bist ja nie vermögend,
Deinen Bündel mußt du schnüren,
Wandern in human're Gegend.

Drum, ist nach des Bieres Scherzen,
Ach, ein Kater Dir geblieben:
Trag' ihn still in Deinem Herzen,
Still und stumm wie keusches Lieben!

* Hofrath: Ach, lieber Meister, es ist eine böse Zeit; der eifrigste Diener des Staates findet keine Anerkennung. Sehen Sie, ohne mir zu schmeicheln, ich habe sehr viele Verdienste und kein Kreuz!

Bürger: Ja, was das anbelangt, Herr Hofrath, da könnte ich aushelfen, ich hab' gar keinen Verdienst und sehr viel Kreuz!

* Haben Sie Gaswasser? fragte ein Berliner Tourist den Wirth einer Dorfschenke im Gebirge.

Gaswasser, hi — hi — das thät' Euer Gnaden ned schmecken, lachte der Wirth; aber a Gasmili (Gaißmilch), die is frisch und g'sund, damit kann i schon aufwarten.

* (Seligkeiten und Unseligkeiten des Wörtchens „selig“.)

Schreibselig: ist oftmals unselig für Verleger und Leser. — Feindselig: ist selig, wenn es der Redliche gegen den Betrug ist. — Trübselig; ist selig sein, wenn wir bei dem Anlaß ohne Schuld sind. — Armselig: gewiß eine in sich selbst genugthuende Seligkeit, denn Redliches, und wahrhaft Verdienstwerthes wird selten reich. — Holdseligkeit: ist Seligkeit schon in Anschauung aus Seel- und Herzgefühl. — Redseligkeit: ist Seligkeit für Prunk-Politiker und eitle Frauen über ihre Blüthenzeit hinaus. — Unglückselig: kann durch Muth und Kraft auch Seligkeit werden. — Ueberselig: ist gefährliche Seligkeit, denn alles Uebermaß erregt Uebel. — Leutselig: wird den Mächtigen als Tugend angerechnet, macht auch in der Einbildung manche Leute selig. — Gottselig: ist Reichthum bei Armuth. — Glückselig: Inhalt eines reinen Gewissens. — Allselig: wer wird es werden? —

* Bei den jüngsten Kämpfen über Himmel und Erde äußerte ein schlichter Bürger: „Erwiesen ist es, daß es am Himmel eigentlich keine Umwälzungen gibt; da herrscht die Kraft der Einheit und Ordnung ohne Raths-Versammlungen, folglich sind Verwirrungen gar nicht denkbar.“

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 6. Sonntag, den 7. Februar 1869.

* Zum Aschermittwoch.

Eine Kaffeeklatschpredigt.

Eingang.

Nach den Freuden dieses Lebens
Strebt so mancher Tropf vergebens,
Weil er nichts vom Kaffee hält.
Ihm dem Mark- und Beindurchdringer,
Syrupsüßen Schlosserzwinger,
Rippenbalsam, Zungenschwenker,
Wundertranke, großer Denker;
Lieblich seinem, allerbestem
Herzenswunsch und Leidenströster;
Aller Grillen Todtengräber,
Seelenfärber, Freudenzeiger;
Stadtvolksaurenblasewasser,
Armer Leute Pfennigspraser,
Katzenjammer-Schnellvertreiber,
Lind'rer qualbedrängter Leiber.
Hausfreund, Liebling aller Weiber;
Krämpfestiller, Zeitvertkürzer,
Salbungsreicher Freundschaftswürzer
Gönner der Nicotianer,
Raucher, Dualmer, Gurgelbauer,
Aller Jungfern letztem Labsal,
Vor des Krebsschreidens Trübsal.
Drum laßt froh uns ihn genießen,
Rauchend ihn hinuntergießen
Bis der Vorhang niederfällt.

Innigst geliebte Freunde und Zuhörer.

Ein altes fideles Haus sagt in seinen, der lieblichen Ehefrau des weisen Sokrates, der Xantippe dedicirten Memoiren; Seite so und so viel:

„Hätte ich noch einen Wunsch in diesem irdischen „Jammerthal, so wär es der, daß ich nicht noch „in böser Lästerer Mäulern, ob meines geführten „Lebenswandels, breit gekäuet würde, sondern mich „gleich wie ein Schmerl im Bache zwischen den „schönen Lippen holdselige. Frauen und Mägdelein „bewegen möchte!"

Wenn wir näher in den Sinn des vorgelesenen Spruches eingehen, meine innigst Verachteten, so muß es uns offenbar werden, daß die darin enthaltene Warnung sich auf jene despectable Menschenklasse bezieht, von denen der große Dichter sagt:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Und schrecklich ist sein toller Gaul,
Doch ach! das Schrecklichste der Schrecken.
Das ist ein giftig Lästermaul.

Vielmehr will er unser Auge hinrichten auf jene Zirkel der hohen Gesellschaft, welche ihr Entstehen einer jüngeren Generation verdanken, und die sich den lobenswerthen Zweck gesetzt haben, bei einer gemüthlichen Tasse Kaffee, den ehrlichen Namen und guten Ruf ihrer Nebenmenschen auszuposaunen und zu verherrlichen. Zwar gibt es eine Legion von schmähsüchtigen und unverständigen Menschen, die da schreien über Verunglimpfung und Entbehrung des guten Rufes durch solche Gesellschaften und dieselben mit dem unwürdigen Namen eines Kaffeeklatsches bezeichnen; ich erdreiste mich aber, ihnen gegenüber sie Lügen zu strafen, und werde in dem zweiten Theil meiner Predigt, nachdem ich im ersten die edlen und trefflichen Eigenschaften und den unaussprechlichen Werth eines wahren und gutgekochten Kaffees genugsam auseinander gesetzt habe, alle Beschuldigungen zu Boden niederschlagen.

Erster Theil.

Wenn uns, meine Freunde, nach kummervoll durchwachten nächtlichen Stunden, nach einem sturmbewegten Trinkabend, nach einer strapaziös durchtanzten Ballnacht, die aschgraue, erzprosaische, sumpfsaulige, scheintheilige, Katzenjammerwelt wieder anglotzt, wenn wir uns die poetischen Träume aus den Wimpern gewischt, und die bleischweren Glieder zum Abermalsten gestreckt haben, wenn wir unsere apollonische Gestalt in die leinweberne Hülle unseres nüchtern gewordenen Ich's wiederum gesteckt haben, dann schweifen unsere matten Blicke nach jenem Tische, der uns allmorgentlich den Nektar Arabiens darzureichen und die eisstarren Wüsten der frühmorgentlichen Gedankenleere in blüthenschwangere Gärten umzuwandeln pflegt. Da öffnet sich die Thür und gleich einer rosenfarbigen, gutmüthigen und mitleidigen Fee, die mit dem bunten Schmetterlingsstaube ihrer Zauberflügel die sternlose Nacht in lachende Tageshelle umwandelt, tritt die Küchenmagd mit dem dampfenden Kaffee ein. Wie begrüßt ihr da den Göttertrank, wie erkennt ihr in diesem Augenblick das Walten der gütigen Natur. Er kräftigt und stärkt, ermuthigt und begeistert Euch die Schicksale und Fügungen des 16 Stunden langen Tages mit seinem Runkel-Rüben-Pietismus und seiner Hegelschen Philosophieseuche auf eine anständige Weise zu erwarten und zu ertragen. Er dient aber nicht nur zu einer heilsamen Erwärmung des Magens und als quasi Ouvertüre zu dem tragi-komischen Marionettenspiele des Tages, sondern er ist auch der Tröster unserer Leiden, wenn uns nach einer zum Nichtsattwerden eingerichteten Table d'hôte-Mahlzeit, dieser homöopatischen Gasthauskur, nichts als die Ungeschicklichkeit eines uns mit Wein begießenden Nachbars und der bis zu beide Ohren gehende Conversationsmund einer antiken Schönheit im Magen liegt. Da flüchten wir uns zum edlen Moccasaft, und indem in blauen, tanzenden Ringeln, der duftige Rauch einer ächten Vollblut-Havannah-Cigarre aufsteigt, fühlen wir abermals das gütige Walten einer weisen

Natur. In solchen Augenblicken sind wir der größten Entschlüsse, der riesenmäßigsten Projekte nicht mehr Lehrjunge, geschweige denn Meister; wir wähnen mit unseren Pygmäenkräften die Pyramiden Aegyptens umreißen zu können.

Ich sehe Euch staunen meine Freunde über das, was ich hier mittheile; aber wie sehr werdet Ihr erst Mund und Nasen und Augen, und Ohren langen Ohren aufreißen, wenn ich Euch versichere, daß Napoleon, dieser Leuchtthurm in der Schreckensnacht in der französischen Revolution, in diesem blutigen Drama, deß Titel **1789** heißt, also daß Napoleon, in einer gemüthlichen Nachmittags-Kaffeestunde auf schwellender Ottomane den riesigen colossalen Entschluß faßte, Kaiser zu werden und auf seiner siegumkränzten Bahn, weihrauchduftende Hymnen von frischgewaschenen und gekämmten Schulkindern emporsteigen zu lassen. Wie ferner werdet Ihr staunen, wenn ich Euch sage: daß Johannes Guttenberg, diese Knallerbse unter dem Schemel der scholastischen Katheder-Weisheit, dieser Laternen-Anzünder in jenem Chaos, von dem ein großer deutscher Dichter sagt:

Kein Gedank auf keiner Seite
In des Kopfes wüster Weite,

daß dieser Guttenberg die Buchdruckerkunst beim Kaffeemahlen erfunden hat! Ich führe Euch noch ein drittes und letztes Beispiel an: die weltrevolutionirende, Menschenhände überflüssig machende Erfindung der Dampfmaschinen ward von einer Frau in Schottland, die sich ihr Töpfchen Kaffee kochte, beim Kochen des Kaffee's gemacht. Sie war es, die zuerst die gewaltige Kraft der sich entwickelnden Kaffeedämpfe wahrnahm, welche den Deckel ihres schlechten blechernen Kaffeetöpfchens, während des Kochens, fortwährend hoben; sie war es, welche darüber nachdachte: sollte nicht ein großer Kessel voll Kaffee, **100** und **1000** mal mehr Dampfkräfte entwickeln, als wie dein kleines Töpfchen, und sollten diese **1000** mal mehr Kräfte nicht zu verwenden sein? Seht meine lieben staunenden Freunde, so offenbart sich im Unscheinbaren, im Kleinen, im Armseligen die Größe der Mutter Natur, so durch ihrer Aermsten einen, wie diese kaffeeschlappende Landsmännin des großen **Walter Scott**, so durch ihrer Aermsten einen, sage ich, wirkt sie welterschütternd, spektakelmachend.

Ich habe meine geliebten Freunde und Zuhörer vom Werthe des Kaffee's am Morgen und vom Werthe des Kaffee's am Mittag gesprochen, lasset mich nun noch ganz wenig Worte vom Werthe des Kaffee's am Abend hinzufügen. Ihr werdet einwenden: Kaffee am Abend zu trinken sei ungesund, erhitze das Blut zu sehr, bewirke unruhige Träume; allerdings da habt ihr Recht; aber:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man den schwarzen Kaffee rascher wünscht als sonst,
Und eine Frage frei hat, an den Kellner —

in solchen Augenblicken, in denen man den heiligen Ulricus aus tiefster Stille seines Magens angerufen hat, ist eine Tasse schwarzer Kaffee das erste Beschwichtigungsmittel unserer überschwänglichen Hingebung, das erste wieder anregende Mittel für die verduftenden Lebensgeister. Doch ich schweige davon. Sie Alle kennen und wissen, was ich beschreiben und ausmalen möchte, Sie Alle erinnern sich mit innerem Beben solcher Stunden und gestatten mir, daß ich hiermit den ersten Theil meiner Predigt schließe.

Zweiter Theil.

Nachdem die wohlaufehnliche Versammlung sich geräuspert, und gehustet, und somit keine weitere derartige Störung zu befürchten-stände, wollen wir übergehen zum zweiten Theil unserer Betrachtung, indem wir zunächst die Textesworte unseres Gewährmannes in die Augen fassen, und beleuchten: wie wir die Lästerungen, die da bösen Leumund reden und die Worte verdrehen, fliehen, und vielmehr in jene Räume freundnachbarlichen Zusammenkommens eilen sollen, in denen bei nur einer **einfachen** Tasse Kaffee zum Lobe und Vortheil unserer Nebenmenschen, namentlich der Dienstmägde in Frieden und christlicher Liebe gedacht wird. Lassen Sie mich jedoch, allverehrte Versammlung, ehe ich mich der Lobposaune und Lärmkanone eines sogenannten **Kaffeeklatsches** hingebe, ein Gedicht unseres großen Schillers hier erwähnen, das nur in einer dem Wahnsinn nahen Stunde von ihm gedichtet werden konnte; es hat den Titel:

Die Erscheinung im Kaffeesaal.

In einer Stadt bei jungen Frauen,
Erscheint — nach jedem Mittagsmahl,
Sowie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geißig Wesen in dem Saal.
Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen thun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe,
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.
Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

Und schenket Jeder eine Gabe.
Der Witz und jener scharfen Blick:
Der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder kommt beklatscht zurück.
Zum Tadel dienen alle Gäste;
Doch birgt sich wo ein liebend Paar
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

Bann über Bann über ihn der solch frevelhafte Worte dichten und schreiben konnte. Wer von Euch, innigst Geliebte, hat wohl jemals gehört, daß in einer sogenannten Kaffeegesellschaft getadelt worden wäre, daß man Fehler und Namen anderer genannt, ihre Splitter beachtet, dagegen blind gegen die Balken in seinem eigenen Auge gewesen wäre; nein, das ist Verläumdung, so die zarten Wesen, Frauen zu ver-

unglimpfen, in deren Augen eine Welt geheimnißvoller Mährchen schlummert, deren liebeglühende Blicke wie zwei lichte Sterne durch das schwarze Gitter ihrer Wimpern in die laue Sommernacht spähen, deren Lippen zwei glühenden Korallenzweigen ähnlich sehen, welche Zahngruppen verbergen, deren glänzendes Weiß an Perlenschmelz erinnert? Ueber solche anmuthreiche Lippen sollten jemals entweihte Reden geflossen sein? Nein und nein und abermals nein. Ich behaupte, daß in all diesen harmlosen Kaffeeversammlungen nur höchst unschuldige, zartästhetische Reden geführt werden, und daß der Inbegriff aller Nächstenliebe dort ausgeschüttet von Munde zu Munde geht. — Und welche Freude gewährt ein solches Kaffeefest insonderheit dem Manne; er, dessen Sorge es früh und spät ist, das überflüssige Geld zum Fenster hinauszuwerfen, findet hier eine herrliche Gelegenheit, seinen Beutel vor der schrecklichen Bürde des ihn drückenden, widerlich sich vermehrenden Geldes abermals zu befreien. Mit herzlicher Bereitwilligkeit, ja ohne im Entferntesten eine Miene zu verziehen, spendet er der Frau mit vollen Händen, damit sie zur Ehre des Hauses, nicht wie es früher schlechtbürgerlich der Fall war, die Freundinnen mit Wecken und Kaffee bewirthe, sondern ihnen außerdem alle Leckereien der beiden Ostindien, gaumkitzelnde Confituren, die süßesten theuersten Weine und Delikatessen vorsetze. Und sonderbarer Weise, bei dem ungeheuren Verbrauch von Baisers und Torten, von Makaronen und Baumkuchen, will es, bei dem eifrigsten Bemühen, keinem Conditor gelingen, daß auch nur eine seiner werthen Kaffee-Kundschaften einen rothen Heller — schuldig bleibe. Wie viele Zucker-Bäcker kenne ich, die sich nach langer eklig solider Zeit, einmal wieder nach einigen rassinirten gepfefferten Schuldenmachern sehnen, da ohne die Poesie des Pumpens, ihr Leben höchst uninteressant und prosaisch ist. Es mag nun wohl hin und wieder vorkommen, daß von diesen Sachen mehr angeschafft wurde, als zur Befriedigung und Sättigung der zarten Kaffeenymphen nöthig ist, daß sodann die lieben Kleinen der Familie über alle die Götterspeisen herfallen, die sie mit ihrem ordinären menschlichen Magen nicht zu verdauen im Stande sind; aber was will das sagen, wenn auch so ein Kind in ein bitziges Fieber verfällt — der Arzt will auch leben. Ich habe zwar gehört, daß einmal eine sogenannte, vernünftig seinwollende Hausfrau sich darüber beklagte: eine solche Kaffeegesellschaft nehme drei volle Tage Zeit weg, bis Treppen und Zimmer gescheuert, Kannen und Tassen, Gläser und Flaschen, Teller und Messer zum Empfang so vieler und hoher Gäste würdig hergerichtet wären, und daß diese drei verlorenen Tage eine sogenannte tüchtige Hausfrau kaum binnen einer ganzen Woche wieder beiholen könne. Habt Ihr, Geliebte, wohl jemals albernere Reden gehört? Was will das sagen, drei Tage Zeit verlieren, jetzt wo die Zeit gar keinen Werth mehr hat? Folgt meinem Rath, legt nochmal so viele Kaffeekränzchen an, als bereits schon existiren, richtet sie noch zehnmal brillanter ein, als sie bereits schon sind, und ihr tragt zu einer zeitgemäßen Fortbildung des Geistes, zur Cultur der Sitten, zu einer allgemeinen Veredlung des Herzens bei, und Ihr werdet an euch selbst inne werden, wie sehr der Kaffee den Sinn und das Gemüth des Menschen beherrscht, wie er Euch für hohe Ziele mit hoher Gluth erfüllt, den Muth zu edlen Thaten in Euch erweckt, und Euch dem Reiche der Ideale immer näher bringt.

Klaus Narr.

Nicht alle, die man Narren nennt, sind es immer und unter allen Umständen. Besonders gab es unter den, ehedem so genannten, Hofnarren Menschen, die unter der Hülle der Narrheit, Klugheit verbargen. Zu diesen gehört auch Klaus Narr.

Dieser Klaus Narr war ein Zeitgenosse Luthers, und lebte als Hofnarr an den Höfen vier sächsischer Kurfürsten, von 1486 bis 1532. Während dieser Zeit hielt er sich auch einige Jahre bei dem Erzbischof Ernst von Magdeburg auf. Gebürtig war er aus Ranstädt, und von niedriger Abkunft. In seiner Jugend hütete er die Gänse.

Indem er sich einst auf dem Felde befand, fuhr in einiger Entfernung Kurfürst Ernst vorbei. Die Neugier trieb ihn, denselben zu sehen. Aber wo sollte er seine Gänse lassen? Sein auschlägiger Kopf schaffte Rath. Er nahm sie sammt und sonders mit. Die Kleinen steckte er alle der Reihe nach in den Gürtel um seine Hüften mit den Köpfen herum, und die Alte trug er unter dem Arme fort. In diesem Aufzuge erwartete er den Kurfürsten, und dieser fand sich durch die Possirlichkeit des albernen Spaßes bewogen, Klaus mit an seinen Hof zu nehmen und ihn in der Folge in eine Narrenkappe zu stecken.

Man hat ein eigenes Buch, unter dem Titel: Sechshundert und sieben und zwanzig Historien von Klaus Narren, worin seine Schwänke und Possen enthalten sind. Viele derselben zeugen von nichter ner Besonnenheit, und von diesen mögen einige hier einen Platz finden.

Man beklagte einst einen deutschen Ritter, der in einem Gefechte tödtlich verwundet worden war. Klaus sagte: „Warum sollte ich den beklagen, der für seinen Fürsten streitet und stirbt? Dann würde ich ihn beklagen, wenn er ihn verriethe und dem Vaterlande untreu würde.“

Zu einem schönen Fräulein sprach Klaus: „Ei bist du nicht ein wunderschönes Fräulein!“ Das Fräulein meinte, Klaus wolle sie zum Besten haben, und antwortete erröthend: „Klaus! warum verhöhnest Du mich? Ich weiß wohl, daß ich nicht schön bin, aber Du brauchst mir das nicht vorzuwerfen. Womit habe ich Deinen Spott verdient?“ Klaus entgegnete: „Wie? Du bist schön, und weißt es nicht? Du schämst Dich sogar, wenn man Dich rühmt? Schäme Dich so lange Du lebst; wirst Du dann noch

schön bleiben, wenn Du längst in der Erde liegst." — Ein Mann verschwendete sein ganzes Vermögen, und war dem Bettelstabe nahe. Klaus begegnete ihm, zog ehrerbietig den Hut vor ihm ab, und bat ihn um einen Gulden. Da bei dem Verschwender die Gulden ziemlich auf die Neige gingen, und er nicht füglich mehr einen entbehren konnte, so fragte er Klaus, wie er auf den Gedanken komme, von ihm einen Gulden zu begehren. Klaus antwortete: „ich wollte den Gulden aufheben, um ihn Dir wieder zu geben, wenn Du betteln gehst, das ohne Zweifel nicht mehr lange dauern wird."

Klaus ging vor einer Schenke vorbei, und sah das ausgehängte Schild, einen Bierwisch. „Diese Bierwische", sagte er, „sind Irrwische, welche die Leute am hellen Mittag verführen, und sie vor Mitternacht nicht wieder nach Hause lassen."

Ein Mann, der sich klug zu sein einbildete, aber dabei sehr albern handelte, traf von ungefähr mit Klaus zusammen. „Wo willst du hin?" redete er Klaus an. „Zu dir" war die Antwort. „Zu mir?" fragte der Eingebildete, „was willst du bei mir?" „Zwei Narren beisammen sehen," schloß Klaus, „Einen, der sich selbst einen Narren nennt, und den andern, der wie ein Narr handelt."

„Hast du Geld?" rief Klaus ein Bekannter an. „Und wenn ich es hätte, warum wolltest du es wissen?" antwortete Klaus. „Du sollst mir einen Groschen borgen," sagte Jener. „Das werde ich sein bleiben lassen," meinte Dieser. „Du nennst dich doch meinen Freund, und willst mir nicht einmal mit einer Kleinigkeit dienen!" fuhr der Bekannte fort. „Eben darum," beschloß Klaus, „mag ich dir nicht borgen. Denn wenn ich meinen Groschen wieder forderte, möchtest du mein Feind werden und mir zürnen."

Eine starke Magd ging mit zwei Wasserkannen über die Straße, und blieb aller Augenblicke stehen. „Es ist doch Schade" sagte Klaus, „um eine so rüstige Dirne, daß die faulen Kannen so oft ruhen wollen und das fleißige Kind so lange aufhalten."

Zwei Männer geriethen miteinander in Streit. Erhitzt zog einer derselben den Degen, um dem andern, der die Flucht ergriff, eins zu versetzen. Klaus rief dem Nachsetzenden zu: „Halt ein, und haue nicht. Wenn du triffst, triffst du nicht allein deinen Widersacher, sondern auch dich und diese Wunde würde dich zeitlebens schmerzen."

Feuilleton.

* Lyrisches.

„Laß mich dieses kleine, weiche,
Liebe Händchen recht oft küssen;
Alle Kronen dieser Erde,
Holde, leg' ich Dir zu Füßen.

Sonne, Mond und Sterne sollen,
Sich vor Deiner Schönheit neigen,
Hast Du Lust auf irgend etwas
Dieser Welt, es sei Dein Eigen!"

Also schreibt er und erhebt sich
Schnell das Briefchen ihr zu senden,
Wups! da kommt ein Mensch und will ihn
Wegen zwanzig Gulden pfänden.

* Neueste Telegramme.

* Paris. Hier herrscht großer Jubel. Kaiser Napoleon und seine Regierung hängen — nur mehr von dem Ausgange des orientalischen Conflictes ab.

* Athen. Die Kriegsanzeichen mehren sich. Soeben wurde hier die türkische Musik verboten.

* Madrid. Die provisorische Regierung hat befohlen, daß alle isabellenfarbenen Pferde über die Grenze gewiesen werden sollen.

* In Folge der allgemeinen europäischen Rüstungen hat sich die fürstlich Lichtenstein'sche Regierung veranlaßt gefunden, den Effectivstand ihrer Armee um Einen Mann zu erhöhen.

* Herr Dreyse hat eben wieder ein Patent auf ein neues Gewehr erhalten.

Herr Krupp arbeitet rüstig an einer neuen Verbesserung der Geschütze.

Leider ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, die Menschen schneller militärpflichtig zu machen, als dies bei dem größeren Bedarf wünschenswerth wäre.

* (Herrn Journier in's Stammbuch.)

Und zwei mit gewaltigen Streichen
Vermählt er, — die Andern entweichen.

Die Bürgschafter der Berliner Wespen.

* Rathschläge in Liedern.

„Wer niemals einen Rausch gehabt" — trinke im „Schwanen" einige Flaschen Kieselberger.

* * *

„Auf ihr Brüder laßt uns wallen" — zu den Carnevalversammlungen.

* * *

„Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!" — holt Euch aber um Gotteswillen keinen Katzenjammer!

* * *

„Erhebt euch von der Erde" — wenn Ihr in den Nimmstein fallt.

* * *

„Deutsches Herz verzage nicht," — wenn das Bier auch nicht so gut ist, als es sein sollte.

* Unverbürgtes Gerücht.

Das vielfach verbreitete Gerücht: der in Paris verstorbene Rothschild habe sein ganzes Vermögen einer wohlthätigen Stiftung vermacht, hat sich nicht bestätigt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 4:
Das Herz.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 7. Sonntag, den 14. Februar **1869.**

Ein Taschenspieler unter den Indianern.

Aus dem Englischen übertragen von Th. Köster.

Es war ein merkwürdiges Ereigniß in meinem Leben, mein Zusammentreffen mit dem bekannten Taschenspieler Grignon. Auf meiner Ueberlandsreise nach Californien traf ich ihn auf den Ebenen, Unsere Gesellschaft überholte nämlich einen einzelnen Wagen in dem dieser Mann lag. Seine Pferde waren gestürzt und ihr Lenker selbst war dem Tode nahe. Ich, als Mediciner, nahm mich seiner aufs Zuvorkommendste an und stand ihm mit Rath und That bei. Als er genesen war, fühlte er sich natürlicher Weise sehr zu mir hingezogen. Sein Wagen hatte dem Zuge, dem er sich angeschlossen hatte, nicht folgen können und die Leute, waren ihrer Selbst willen gezwungen gewesen, ihn zurückzulassen.

Der Taschenspieler war übrigens für ein rühmlicheres Schicksal aufgespart, als auf elende Weise in einer amerikanischen Wüstenei umzukommen. Er sollte noch die Indianer mit Erstaunen und Entsetzen erfüllen, ein Lebensretter einer Menge Weißer werden, und als Löwe des Tages in Californien Triumphe feiern.

Wir setzten unsere Reise fort. Gleich vielen Andern in jenen Tagen hatten wir dieselbe mit unzulänglichen Vorräthen angetreten; sobald wir diesen unseren Mißgriff gewahrten, mußten wir mit unseren Rappifionen sehr haushälterisch zu Werke gehen. Wir tödteten Büffel, so oft sich uns die Gelegenheit bot, und vergaßen nie, unsere Wasserbehälter an jedem Flusse aufzufüllen. Schließlich kamen wir jedoch in eine trockene, verdorrte Gegend, wo kaum ein Tropfen Wasser, kaum ein Grashalm, und als natürliche Folge, kein einziges Thier von irgend welcher Klasse zu finden war.

Jetzt begannen die wirklichen Beschwerlichkeiten unserer Reise. Ueberdies waren wir in dem Lande feindlicher Indianer und diese ließen keine Zeit verstreichen, uns mit diesem unangenehmen Factum bekannt zu machen. Täglich umschwärmten sie uns in großer Anzahl und belauschten und verhöhnten uns. Von Zeit zu Zeit gelang es ihnen, auch Etwas zu entwenden und ihren Raub vermöge der Schnelligkeit ihrer Pferde in Sicherheit zu bringen. Wir thaten alles Mögliche, um gute Miene zum bösen Spiel zu machen und waren entschlossen, einen offenen Bruch so lange als thunlich zu vermeiden und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil wir Unserer nur 12 waren, der Feind aber, dem Anschein nach, über zwölfhundert stark sein mochte.

Mit jedem Tage wurde indessen die Sache schlimmer. Trotz unserer Mäßigung steigerten die Indianer doch ihre Frechheit; sie nahmen unsere Nachsicht für Feigheit und schienen zu glauben, daß sie uns Alles bieten könnten.

Nach einem abgehaltenen Kriegsrathe waren wir entschlossen, es sobald wie möglich zu einer Krisis kommen zu lassen. Die Krisis ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Tages kam ein Indianer geritten und begann unter heftigen Gestikulationen in beleidigender Weise zu reden; dann fiel es ihm ein, einem von uns das Gewehr abzuverlangen.

Als diesem Wunsche nicht entsprochen wurde, wiederholte der Indianer seine Forderung und machte sogar einen Versuch, unserm Gefährten die Waffe aus der Hand zu reißen. Dieser zog sich zurück, wurde jedoch von dem Wilden, der inzwischen sein Messer gezogen hatte, unter Drohungen verfolgt. Da legte der Bedrängte in aller Ruhe sein Geschoß an und jagte dem Indianer eine Kugel durch das Herz.

Sobald der Unglückliche mit einem lauten Schrei vom Pferde geglitten war, wurde die Ebene plötzlich lebendig mit Indianern. Hinter jedem Baum, hinter jedem Hügel oder Felsblock strömten sie in unzählbarer Menge heraus. Wir hatten vorher niemals so viele Rothhäute auf einem Flecke zusammen gesehen.

Jetzt kam der Zeitpunkt, indem unser Gefährte, der Taschenspieler, in den Vordergrund trat. Seiner Auslage zufolge hatte er einmal in der französischen Armee gedient und war in all' den kleinen Geheimnissen der militärischen Kriegsführung zu Hause. Ein paar Worte und eine kurze Erklärung von ihm genügten deshalb, um uns eine Art Wagenburg bilden zu lassen, in der wir uns verschanzten und die Wilden erwarteten.

Diese aber griffen nicht sofort an. Unter fürchterlichem Lärm und Geschrei lagerten sie sich auf der Ebene in ziemlicher Entfernung von uns. Die Feigheit Sobald als sie unsere geringen Vorbereitungen gesehen hatten, wagten sie es nicht uns anzugreifen.

Sie warteten bis die Nacht eintrat.

Nach Sonnenuntergang waren aber auch unsere Vertheidigungsmaßregeln getroffen; unsere Wagen waren dichter aneinander gerückt, die Brustwehr aus dem Gepäck sicherer gemacht worden.

Bald nachdem die Sonne hinter die Hügel gefallen war, hörten wir die Ebene von Tausenden von Pferdehufen erdröhnen. Unter lautem Kriegsgeschrei stürmten die Indianer auf uns ein.

Sie kamen näher und näher: wir erwarteten sie in athemloser Spannung.

Endlich gaben wir unsere Salve ab. Obgleich es schon zu finster war, um die Wirkung unserer Schüsse beurtheilen zu können, so konnten wir, nach dem Angstgeschrei und Stöhnen, das zu uns herüber drang, mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß unser Feuer tödlich gewirkt hatte.

Rasch hatten wir wieder geladen und die unter den Indianern entstandene Verwirrung benutzend, gelang es uns, noch schnell zwei Salven abzugeben, und zuletzt feuerten wir aus unsern Revolvern.

Die Wirkung unserer Kanonade muß, nach dem jetzt unter dem Feinde entstehenden Lärm zu urtheilen, eine schreckliche gewesen sein. Lange noch hörten wir das Getrampel der Pferde und das Fluchen der Wilden in unserer unmittelbaren Nähe; sie schienen ihre Todten und Verwundeten fortzuschaffen und mußten bei diesem Geschäfte noch manchen Schuß von uns mit in den Kauf nehmen.

Endlich entfernte sich das Pferdegetrampel und die Stimmen der Indianer mehr und mehr und verhallten dann schließlich ganz.

Wir mußten jedoch auf einen plötzlichen Ueberfall gefaßt sein. Grignon stellte Wachen aus und wir brachten die Nacht in der Erwartung zu, jedem Augenblick das Geschrei der Indianer, womit sie ihren Angriff begleiten, zu vernehmen.

Nach einer schwarzen und unendlich lang scheinenden Nacht brach endlich der Morgen an. So bald es hell wurde, spähten wir nach dem Feinde, konnten ihn aber nirgends entdecken. Nach rasch eingenommenem Frühstück hielten wir Rath, was zu thun sei: ob wir die uns bescheerte Frist benutzen und unsere Reise fortsetzen sollten, oder ob wir eine Zeitlang warten sollten. Die Mehrzahl stimmte für ein sofortiges Ausrücken, doch Grignon sprach die Ueberzeugung aus, daß die Indianer noch in der Gegend weilten und darauf warteten, uns auf dem Marsche anzugreifen. Er meinte, es sei gut, jedenfalls einen Tag stillzuliegen. Wir alle fügten uns diesem Rath und warteten. Wir sollten nicht lange müßig liegen.

Nach wenigen Stunden, etwa um 10 Uhr, sahen wir zehn oder zwölf Reiter langsam auf uns zureiten.

„Sie wollen unterhandeln," sagte Grignon. „Einige von Euch mögen vorgehen und sehen was sie wollen. Ich werde später eine kleine Privatunterredung mit ihnen haben."

Einer von unsern Leuten wurde auserlesen, um mit den Wilden außerhalb unserer Schanzen zusammenzutreffen.

Inzwischen zog Grignon einen Koffer von seinem Fuhrwerke, öffnete ihn außerhalb unserer Wagenburg und beschäftigte sich, ohne sich weiter um seine Umgebung zu kümmern, mit dessen Inhalte. Wir Alle glaubten, er thue dies, um Kaltblütigkeit oder Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, und nahmen nicht weiter Notiz davon.

Unser Abgesandter wartete draußen auf die Indianer. Zehn derselben stiegen von ihren Pferden und setzten sich in friedlicher Weise gegen uns in Bewegung, während der Rest ihrer Mannschaft die Pferde hielt.

Einer der Wilden redete unsern Freund in gebrochenem Englisch an.

Die Indianer, sagte er, trachteten nicht nach unserem Leben, sie wollten Pulver haben. Wenn wir ihnen unsern ganzen Vorrath an Pulver geben wollten, so sollten wir unbehästigt weiter ziehen und sie wollten uns gegen die andern feindlichen Stämme beschützen bis wir die Ebenen hinter uns hätten.

Ihnen unser Pulver geben! Wahrhaftig, eine hübsche Zumuthung! Ohne langes Debattiren werde dieses Verlangen rundweg abgeschlagen.

Nun dann sollten wir ihnen unsere Kugeln geben; sie brauchten Kugeln.

Einer unserer Gefährten sagte halblaut, daß Kugeln das Einzige sein würden, was sie von uns erhalten könnten. Unser Unterhändler ließ sich auch auf dieses Gesuch nicht ein.

Die Indianer schienen dann unter sich berathen zu wollen, als Grignon auf sie zuschritt. Er flüsterte unserem Parlamentär Etwas ins Ohr, worauf sich dieser zurückzog.

Grignon stand jetzt den Indianern gegenüber.

„Seid Ihr der Kapitän?" fragte ihn der Wortführer der Indianer, sobald er es gewahrte.

„Nein, ich bin der Kräutermann*); Ihr könnt weder diese Männer noch diese Pferde tödten; ich beschütze sie"

Der Indianer theilte dies seinen Genossen mit, die in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Grignon schritt weiter vor; er sah den Rothhäuten fest in das Auge und wir bemerkten, daß diese sich unter seinen Blicken eben nicht sehr gemüthlich fühlten.

„Seht," sagte Grignon, „Ihr seid nicht im Stande mich zu erschießen." Bei diesen Worten zog er einen Revolver heraus: „Hier, schießt auf mich."

Der so angeredete Indianer lächelte und sagte in trotzigem Tone: „Ihr könnt unmöglich wollen, daß ich Euch tödte."

„Ihr könnt mich nicht tödten."

Die Augen des Indianers blitzten.

„Schießt!" rief Grignon, und stellte sich mit unterschlagenen Armen gegenüber.

Der Indianer zögerte eine kleine Weile und warf argwöhnische Blicke auf uns. Dann wandte er sich gegen seine Begleiter und wechselte einige uns un-

*) Unter „medicine-man" verstehen die Indianer den Zauberer oder Beschwörer, der zu gleicher Zeit als Doctor fungirt und großes Ansehen im Stamme genießt.

verständliche Worte mit denselben. Diese gaben ohne Ausnahme eine heftige, entschiedene Antwort.

Der Indianer zielte.

„Schießt zu!“ rief Grignon.

Der Indianer drückte ab; Grignon lächelte, ging langsamen Schrittes auf den Indianer zu und überreichte ihm eine Kugel.

Wie versteinert sahen sich die Kerle unter einander an. Grignon zeigte dem Indianer, wie er abermals feuern könne, und dieser gab die andern fünf Schüsse auf seine lebendige Scheibe.

Unser Freund erhaschte jede Kugel; bald schien er sie von seiner Brust, bald von seinem Kopfe zu nehmen und jedesmal händigte er sie dem erstaunten Indianer ein.

Die anderen Indianer geriethen nunmehr in ein Stadium von großer Aufregung.

„Ihr mögt Alle schießen, wenn Ihr Lust habt,“ redete Grignon die Rothhäute an, und dies sagend, ging er nach seinem Koffer, aus dem er neun Pistolen nahm. Vor den Augen der Indianer that er Pulver in dieselben, dann die Pfropfen und die Kugel, und sobald er ein Pistol geladen hatte, gab er es einem Indianer. Plötzlich legte einer dieser Burschen auf ihn an und schoß; aber Grignon führte seine Hand mit der größten Ruhe nach seiner Stirn und schien dort eine Kugel zu greifen, die er dem Indianer vor die Füße warf.

Dann, nachdem alle Waffen schußfertig waren, trat er einige Schritte zurück und befahl den Uebrigen zu feuern.

Acht Schüsse fielen in schneller Aufeinanderfolge.

Grignon nahm seinen Hut ab und ging auf die Indianer los, denen er acht Kugeln in seinem Hute zeigte. Ein Jeder nahm, auf's Höchste bestürzt, eine Kugel in die Hand und schaute sie mit Zeichen von Verwunderung an.

„Wollt Ihr noch einmal feuern?“ fragte Grignon.

Sie Alle erklärten sich bereit.

„Gut so gebt mir die Pistolen.“

Zum großen Entsetzen der Indianer waren die Pistolen spurlos verschwunden. Sie sahen sich sprachlos an.

„Seht,“ sagte Grignon, „Ihr habt auch die Pistolen nach mir geschleudert und ich habe sie verschluckt.“

„Er hat sie übergeschluckt!“ verdolmetschte der Indianer mit zitternder Stimme seinen Gefährten.

„Ja, ja, so ist es, wollt ihr sie wieder sehen?“

Die Indianer nickten.

Darauf öffnete Grignon seinen Mund so weit als möglich, legte seinen Kopf zurück und holte mit den Fingern anscheinend aus dem Halse ein Pistol hervor. Bald ließ er ein zweites folgen, bald ein drittes, ein viertes, bis alle acht auf dem Erdboden vor den mit offenen Mäulern dastehenden Wilden lagen. Kein Wunder, daß die Indianer in Verwunderung verloren waren, konnten wir selbst uns doch die Sache nicht ganz erklären.

Mit der allergrößten Ruhe zog Grignon noch sechs oder acht weitere Pistolen, neben einer Anzahl Patronen und einem Karabiner aus seinem Schlunde heraus.

„Ich bin der Kräutermann,“ sagte er darauf in feierlichem Tone.

Die Indianer waren mäuschenstill.

„Wollt Ihr noch einmal schießen?“ fragte er und hielt ihnen die Pistolen hin.

Alle traten entsetzt zurück.

Grignon schob uns die Pistolen, Patronen und den Karabiner zu und lächelte wohlgefällig auf die erstaunten Wilden herab.

Dann schüttelte er seine Hand: ein Messer fiel aus derselben zur Erde; noch eines; noch eines, und noch drei oder vier. Dann zog er an zwanzig Messer aus seinen Ohren hervor.

„Ihr möchtet vielleicht etwas trinken?“ redete er mit freundlicher Stimme den Indianer an, der Englisch sprach.

Dieser blickte ihn argwöhnisch an.

„Was wollt Ihr haben? Rum, Branntwein, Wacholder Whisky, Bier, Wein oder Cider?“

Des Indianers Züge erheiterten sich bei Aufzählung aller dieser Herrlichkeiten und sprach zu seinen Genossen. Alle waren für Whisky.

Grignon erbat sich von dem Indianer eine Decke, die dieser um den Leib geschlungen hatte. Der Indianer nahm sie nach einigem Zögern ab, Grignon schüttelte sie und siehe da! eine Flasche rollte aus derselben auf die Erde. Nach einem abermaligen Schütteln fiel ein Glas heraus. Er schüttelte nochmals und brachte noch neun Gläser zum Vorschein. Schließlich machte auch ein Korkzieher seine Aufwartung.

„Wollt Ihr den Whisky unvermischt oder mit Wasser trinken?“ fragte Grignon, als er die Flasche entkorkte.

Der Indianer gab keine Antwort.

„Nun, ist der Whisky nicht gut?“ sagte er, als er ein Glas füllte.

Der Indianer beroch das Getränk und probirte es vorsichtig. Es schien seinen Beifall zu haben; er leerte das Glas bis auf den Grund, sah sich triumphirend nach seinen Begleitern um und hielt dann sein Glas zum Wiederfüllen hin. Sobald die andern dies sahen, wuchs ihnen der Muth und auch sie verlangten zu trinken. Grignon schenkte links und rechts aus, Alle tranken und konnten nicht genug bekommen. Grignon ließ sich nicht lumpen; er ward nicht müde, die Gläser zu füllen und als guter Wirth vergaß er auch nicht die durstigen Seelen, welche die Pferde hielten und der ganzen Scene aus der Entfernung halten zusehen müssen. Als sie nun immer mehr und mehr haben wollten, sagte er endlich zu dem Wortführer:

„Für jetzt ist es genug. Doch will ich Jedem von Euch eine Flasche geben, die er sich mitnehmen kann," und damit holte er die Decke und schüttelte zwölf Flaschen mit Whisky aus derselben heraus.

Der Indianer ist abergläubisch wie alle Wilden, oder, besser gesagt, wie alle menschliche Wesen. Sie sahen in Grignon einen Zauberer, der eine unbedingte Gewalt über sie habe.

Er schritt jetzt gegen sie vor.

Sie wichen zurück.

Er trat noch weiter vor. Da kehrten sie ihm rasch den Rücken und liefen nach ihren Pferden.

Grignon schickte ihnen einen gellenden Schrei nach.

In wahrer Todesangst schwangen sie sich auf die Pferde.

Grignon lief ihnen nach.

Fort ging's, was die Pferde laufen konnten.

Grignon folgte ihnen nur eine kurze Strecke und kehrte dann zu uns zurück.

„Nehmt diese Flaschen auf," sagte er, „schirrt die Pferde an und laßt uns weiterziehen."

Augenblicklich sprangen unsere Leute auf und thaten, wie er befahl.

Er nahm dann ein großes Glas Whisky und streckte sich erschöpft auf einem der Wagen hin.

Den ganzen Tag und die nächste Nacht marschirten wir, ohne im Geringsten belästigt zu werden. Grignon schlief einen langen und gesunden Schlaf. Nach kurzer Rast trieben wir unsere Thiere wieder an, um sobald als möglich aus dem Bereiche der feindlichen Indianer zu kommen.

Wir sahen übrigens keine Rothhäute wieder.

„Sie wagen es nicht, uns nochmals anzugreifen," sagte Grignon in zuverlässigem Tone. „Sie werden sich zurückziehen und noch Jahre lang an den weißen Krämermann zurückdenken."

Und so kam es. Sie ließen uns nicht nur unbelästigt ziehen, sondern wagten in langer Zeit nicht, Reisende auf jener Route anzugreifen.

„Ich begreife nicht," sagte ich zu Grignon, „wie Sie alle diese Sachen ohne Tisch auf der ebenen Fläche ausführen konnten."

Er lächelte.

„Nur schwerfällige, ungeschickte Taschenspieler," entgegnete er, „nehmen zu Tischen ihre Zuflucht. Ich hätte noch weit seltsamere Geschichten vorlegen können, doch wollte ich meine Kunst nicht an diesen Wilden vorwerfen. Die guten Kunststücke hebe ich für San-Francisco auf."

Und so machte er es; denn von allen Zauberern, Magiern oder Taschenspielern, welche Californien besuchten, hat Keiner solche Bewunderung erregt und solchen Ruf erlangt, wie mein Freund Grignon.

Feuilleton.

Klagen eines Bierwirths.

Der Mensch soll nicht denken,
Ein Bierwirth hat's gut,
Die Gäste, die bringen
Ihn oftmals in Wuth.
Der eine macht Schulden
Und kommt nicht mehr rein,
Der andere trinkt Wasser,
Und stellt's Glas noch ein.

Am Montag heißt's zahlen
Für Bier, Fleisch und Wein,
Da kommt Brauer, Metzger
Und Weinhändler rein,
Und kann man nicht blechen,
O Schrecken und Graus!
Da kriegt man kein Bier, Wein
Und Fleisch mehr in's Haus.

Und kommt dann der Hauswirth,
Pots Welt-Element,
Und 's ist Nichts im Beutel
Zu zahlen die Rent:
Dann setzt so ein Flegel
Hinaus uns — O, Pein!
Drum sag' ich, 's ist scheußlich
Ein Bierwirth zu sein.

* (Zum preußischen Jagdpolizeigesetz.)

§ 84. Am Sonntag ist den Hunden das Bellen gänzlich untersagt. Dieselben haben sich am Sonnabend Abend völlig auszubellen, müssen am Sonntag ihr Maul geschlossen halten und dürfen erst am Montag Morgen wieder zu Worte kommen.

§ 85. Wird einem Hunde bewiesen, daß er am Sonntag *bellt*, oder wird er in dem Moment, wo er *billt*, ertappt, so soll er wegen Entheiligung des Sonntags bestraft und ihm der Maulkorb höher gehängt werden.

§ 86. Auf die Hunde von feudalen Junkern findet dieses Gesetz keine Anwendung.

v. Kleister-Thow.
Herrenhäuser und Gesetzgeber.

* Die Kaiserin von Frankreich hat ein schönes Problem gelöst, das: sich mit wunderbarer Schnelligkeit anzukleiden. Die Vorrichtungen zu diesem Zwecke sind sehr verwickelter Natur und gleichen den Verwandlungen in einer „Pantomime."

Wenn z. B. — das können wir versichern, — der Kaiser irgend etwas gegen die Regierung des heiligen Vaters unternehmen will, so ist die hohe Gemahlin *sofort im Anzuge*.

* Nach einer Angabe des offiziellen Pariser Blattes grenzt die Türkei an Preußen. An was mögen nach diesem die geographischen Kenntnisse des offiziellen Pariser Blattes grenzen?

* (Wie man's deutet!) Mittelmäßig — das ist ein Wort, wodurch stets etwas Unzureichendes bezeichnet werden soll. Wer aber „Mittel" hat und sie „mäßig" benutzt, darf überzeugt sein, jenes Wort, im Doppelsinne richtig verstanden und bethätigt, enthalte eigentlich den Inbegriff der Vernunft und des Wohlseins.

* Die Herrschsucht sieht immer nur in's Weite, und es ist ihr gleich, ob ihr Thron auf Erndte- oder Leichenfeldern steht.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 8. Sonntag, den 21. Februar **1869.**

Bittschrift des Kuckucks aus Afrika.

Satt hab' ich der Wüste Sonnenbrand,
Den Schatten der Pyramiden.
Ich sehne mich nach dem deutschen Land
Und seiner Wälder Frieden.

Der Heimath ganze, beglückende Lust
Weht nur in deutschen Bäumen,
Die Vögel singen aus voller Brust,
Die Menschen schweigen und träumen.

Schon hebt den Flügel der Wandertrieb,
Bald lenzen die deutschen Auen,
Wie hat mich Groß und Klein so lieb
Und freut sich, mich wieder zu schauen,

Froh meinem Frühling kündenden Schrei
Ernsthafte Männer lauschen,
Manch stolzer Mund löst sich herbei,
Den Gruß mit mir zu tauschen.

Und manch beklommenes Gemüth
Naht einsam mich zu fragen,
Wie oft ihm noch der Lenz erblüht,
Soll ich dem Bangenden sagen.

O Deutschland, die sinnliche Fröhlichkeit
Kann Dir kein Winter rauben.
Und Du bewahrst in der sonnigsten Zeit
Den frommen Aberglauben.

Doch ach, wo die ältesten Eichen steh'n,
Und grünen die prächtigsten Buchen,
Ich darf den Fleck nicht wiedersieh'n,
Wir dort kein Obdach suchen!

Verpönt ist dort mein fröhlicher Ruf
Bis in die heimlichsten Stuben,
Des bitter'n Leidens viel er schuf
Muthwilligen Mädchen und Buben.

Und sollte wirklich ein deutsches Land
Des Frühling's sich entwöhnen,
Um Alles schlingt er sein grünes Band,
Das Feindlichste zu versöhnen.

Ich bitt' Euch, lieber Herr Staatsanwalt,
Verehrter Herr Gensdarme,
Streckt nicht mit finst'rer Amtsgewalt
Nach mir die häßlichen Arme!

Laßt thun mich, was ich immer that,
So lange die Welt gegründet,
Treibt ein lustiger Vogel Hochverrath,
Wenn er den Lenz verkündet!?

Was kann, zu schaden mich armen Gauch,
Euch denn, Ihr Mächtigen, frommen,
Darf ich im nächsten Frühling auch,
Ihr wißt schon, wohin, kommen?

A. Traeger.

Das Liebig'sche Fleischextract.

Wir freuen uns, von Zeit zu Zeit auch Mittheilungen bringen zu können, welche bekunden, wie mitten unter den thörichten Bestrebungen des Ehrgeizes, der Zerstörung und des Hasses, welchem dieses Geschlecht nachhängt, wie alle seine Vorgänger, auch die segensreiche Arbeit derjenigen fortschreitet, welche durch Ausbeutung der Natur das Loos des Menschen verbessern. Man muß wüste Gegenden bereist, Wochen lang auf dem Meere zugebracht, oder Krankenhäuser durchwandert haben, um sich einen zutreffenden Begriff von den Wohlthaten zu machen, welche der Liebig'sche Fleischextract gewährt. Zum erstenmale gibt nun die „Bayerische Landeszeitung" einen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung dieser Betriebsamkeit, welcher lehrt, wie aus kleinen Anfängen die Darstellung der nahrhaftesten Fleischstoffe in concentrirter Form allmählig zu einem im gesammten Welthandel wohl bekannten und in allen Erdtheilen begehrten Erzeugniß geworden ist.

Es war im Jahr 1847, sagt der Bericht, als J. v. Liebig in seiner klassischen Arbeit „Ueber die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches" auf ein leimfreies Fleischextract aufmerksam machte, um dieses statt der leimreichen Bouillontafeln einzuführen. Dieses Fleischextract — in der That das konzentrirteste Nahrungsmittel — gibt mit etwa 32 Theilen Wasser und Salz sogleich eine starke und wohlschmeckende Fleischbrühe. Da es sich lange Zeit unverdorben hält und wenig Raum einnimmt, so wurde dieses Präparat in Beziehung auf Diätetik und Verproviantirung alsbald nach dessen Entdeckung von Sachverständigen als zu einer sehr wichtigen Rolle berufen, angesehen. In München war es zuerst der verstorbene Geheimrath und Leibarzt Prof. Dr. v. Breslau, welcher in richtiger Würdigung der hohen Bedeutung der Erfindung in der k. Hofapotheke daselbst ein Extractum carnis nach Liebigs Vorschrift bereiten ließ und in geeigneten Fällen verordnete. Die mit diätetischen Mitteln erzielten günstigen Erfolge übertrafen die gehegten Erwartungen, und so sah man sich veranlaßt, dasselbe in der neuen bayerischen Pharmakopoe unter die offizinellen Präparate aufzunehmen.

Doch war die Darstellung und der Verbrauch des Fleischextractes immerhin noch ein verhältnißmäßig geringer, eigentlich auf ärztliche Verordnung beschränkt, und wer hätte es damals für wahrscheinlich gehalten, daß die Fabrikation des Fleischextractes so bald zu einem mächtigen Industriezweig heranwachsen sollte, — wer es für möglich gehalten, daß in Südamerika

eine Fleischextractfabrik entstehen werde, welche jetzt schon 1500 Menschen Unterhalt verschafft, ja sogar das Erblühen einer Stadt von mehr als 2000 Einwohnern veranlaßte, — eine Fabrik, welche an der Hauptniederlage in Antwerpen, wo die Umpackung vorgenommen wird, 40 Arbeiter beschäftigt, welche besoldete Agenten in jedem Winkel der civilisirten Welt besitzt und eine ganze Flotte von Handelsschiffen in Bewegung setzt? Die Geschichte und der gegenwärtige Betrieb der Fabrikation des Liebigschen Fleischextractes zu Fray Bentos in Uruguay sind in der zu Buenos-Ayres erscheinenden Zeitschrift; „Standart and River Plate News“ ausführlich geschildert; einem Auszuge jener Schilderung im „Neuen Repertorium“ (Heft I. 1869) entnehmen wir einige Daten über die Entwickelung eines Industriezweiges, welcher gegenwärtig das Erstaunen der ganzen gebildeten Welt erregt.

Der hohe Preis des Fleischextractes war selbstverständlich Anfangs das einzige Hinderniß, welches dessen allgemeiner Einführung entgegentrat. Schon vor siebzehn Jahren suchte daher Baron v. Liebig die Aufmerksamkeit seiner Correspondenten in Podolien, Buenos-Ayres und Australien auf die Fabrikation von Fleischextract zu lenken und erbot sich in gewohnter liberaler Weise denen, welche mit der Bereitungsweise näher bekannt zu werden wünschten, die hiezu nöthige Anweisung und Unterstützung zukommen zu lassen. Die Liebigsche Idee einer Fleischextractfabrikation in ausgedehnterem Maßstabe wurde zuerst von Giebert in Hamburg ergriffen. Nach einem längeren Aufenthalte in Südamerika und unter anderen Plätzen, auch in Uruguay, wo Tausende von Ochsen und Schafen blos wegen der Häute und des Fettes geschlachtet werden, faßte er den Entschluß, sich von den Männern der Wissenschaft Belehrung zu verschaffen, ob dieses Fleisch nicht nutzbar gemacht werden könnte. Zu Anfang des Jahres 1862 ging er daher nach München und machte sich während eines Aufenthaltes von zwei Monaten bis ins Detail mit der Darstellung des Fleischextractes bekannt. Nach Fray Bentos in Uruguay zurückgekehrt, errichtete er eine Fabrik, um sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Nach mannigfachen Schwierigkeiten, wie sie sich in einem solchen Lande ohne alle industriellen Hilfsquellen entgegenstellen mußten, begann im Jahre 1864 die regelmäßige Fabrikation des Fleischextracts, indem Anfangs 10 Thiere täglich geschlachtet wurden. Die erste Sendung Fleischextract 260 Pfund betragend, kam im November 1864 in Antwerpen an. Baron v. Liebig erklärte, es übertreffe an Güte seine Erwartungen.

Die kleine Fabrik in Fray Bentos fuhr unter Gieberts Leitung zu arbeiten fort und brachte es mit günstigem Erfolge auf 15 Thiere täglich. Die Nachfrage nach diesem Artikel vermehrte sich indeß im folgenden Jahre der Art, daß die Produktion zu Fray Bentos nicht mehr zureichte und Giebert daher im Juli 1865 abermals nach Europa reiste, um die nöthigen Apparate für einen weit größeren Betrieb zu bestellen. Im April 1866 begann man die Apparate einzuschiffen; sie bedurften sechs großer Fahrzeuge von je 100 Tonnen und im Mai 1868 begann die neue Fabrik ihre Arbeit — in den ersten Tagen mit 150 Thieren, bald darauf 350 täglich. Gegenwärtig werden auf dem großen Etablissement täglich 500, auf dem kleinen hundert Thiere geschlachtet!

So bietet nun der lange träg ruhende Sandboden von Fray Bentos — früher ein Ort von ein paar elenden Lehmhütten — auf einmal belebt und befruchtet von dem fernen Wesen deutschen Genius', das wohlthuende Schauspiel der reichsten Entfaltung menschlicher Arbeit. Die Großartigkeit dieses gleichsam mit einem Zauberschlage ins Leben gerufenen mächtigen Industriezweiges wird besonders anschaulich, wenn wir nur wenige Einzelnheiten des gegenwärtigen Betriebs noch hervorheben.

Die Fabrik unterhält ausschließlich für ihren Bedarf an Töpfen eine große Steingutfabrik in Europa. In einer Blechschmiede der Anstalt selbst werden täglich vierzig große Büchsen, jede für hundert Pfund Extract gefertigt; man beabsichtigt, die tägliche Herstellung auf hundert Stück zu bringen. Vier kräftige Maschinen zerschneiden und verkleinern das Fleisch von 800 Ochsen in der Stunde. In 12 schmiedeeisernen Digeratoren, deren jeder 12,000 Pfund faßt, wird das Fleisch mittelst Dampf ausgezogen, nach der Entfettung geschieht das Abdampfen der Fleischflüssigkeit in 4 ungeheueren Vacuumapparaten. Endlich wird das Extract in 2 großen eisernen Kufen in Portionen von 10,000 Pfund zu einer homogenen Masse gemischt. Alle diese Operationen finden unter Beobachtung der größten Reinlichkeit in gut ventilirten Räumen statt. Das fertige Extract wird auf seine erforderlichen Eigenschaften sorgfältig geprüft, nach bestandener Probe sogleich in Zinnbüchsen von je 80 b.s 100 Pfund verpackt und auf Dampfschiffen nach Europa geschickt. Nach dem gegenwärtigen Handelspreise beträgt der Werth einer solchen Büchse hundert Pfund Sterling.*) Zur Beförderung dieser colossalen Mengen von Fleischextract sah man sich genöthigt, einige Dampfschiffe anzuschaffen. Um auch die Abfälle nicht unbenutzt zu lassen, sollen demnächst die ausgezogenen Fleischrückstände aus den Digeratoren und andere thierische Abfälle, welche bisher weggeworfen wurden, in Guano verwandelt werden. Dieselben getrocknet, gemahlen und verpackt dürften per Tag 15 bis 20 Tonnen betragen, die Tonne zu 8 Pfund Sterling. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese neue Düngerforte von der größten Bedeutung für die Landwirtschaft werde.

Wollen wir noch zum Schluß nach den Gründen fragen, welchen Giebert den ungeheuren Erfolg sei-

*) Heute bedeutend billiger.

Die Redaction.

nes Unternehmens zu verdanken hat, nachdem zahlreiche Anstrengungen in dieser Richtung völlig mißlungen, so ist die Antwort hierauf eine ganz einfache. Das einzige Geheimniß seines Erfolges bestand darin, daß er, unterstützt von gründlichen, merkantilen, mechanischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, mit äußerster Sorgfalt die Methode und Anleitung Liebig's befolgte. Die Begutachtung Liebig's und die Beifügung des großen Namens — für die Vortrefflichkeit des Präparates Gewähr leistend — hat das Vertrauen des Publikums den Produkten dieser Anstalt mit Recht ausschließlich zugewendet. Als Ausdruck dankbarer Huldigung soll die Büste Liebig's von Blumen umgeben und auf freiem Platz vor der Fabrik angebracht werden. Doch mehr als Denkmale von Erz lohnt den großen Forscher das erhebende Bewußtsein, auf dem Gebiete der menschlichen Ernährung einen so entscheidenden Schritt vorwärts gethan zu haben.

August Vogel.

* Die Opiumraucher.

Lord Jocelyn, Sekretär bei der diplomatischen Mission, welche die englische Flotte nach dem chinesischen Meere begleitet, ließ zu London einen Bericht über die erste Invasion der Engländer in das himmlische Reich erscheinen, woraus wir folgende Mittheilung über die Opiumraucher entnehmen: „Ein Gegenstand meiner besonderen Neugierde in Singapore so erzählt der Reisende — war, den Opiumraucher in seiner Verzückung zu sehen. Es ist dies ein grauenerregendes Schauspiel.

Das blinde Lächeln und die lethargische Erschlaffung des Opiumrausches macht einen entsetzlichen Eindruck, und nur das tiefste Mitleid ist es, was man für die elenden Opfer dieses mächtigen Giftes fühlen kann. Eine Straße mitten in der Stadt ist dicht mit Opiumläden überfüllt, wohin sich am Abend, wenn die Arbeiten des Tages beendet sind, eine Menge unglücklicher Chinesen drängt, welche sich diesem abscheulichen Laster ergeben haben. Die Zimmer, worin sie sich niederlassen, um zu rauchen, sind rings mit hölzernen Kanapee's umgeben, woran eine gepolsterte Rücklehne angebracht ist, um das Haupt auszuruhen. Die Pfeife, deren sich der Raucher bedient, besteht aus einem Rohre im Durchmesser eines Zolles, dessen äußerste Bohrung, in welche das Opium gethan wird, höchstens von der Stärke eines Nadelkopfes ist. Das Opium selbst ist mit Wohlgerüchen präparirt, und man bedarf nur einer kleinen Portion, um eine solche Pfeife zu füllen, die einen oder höchstens zwei Züge Rauch gibt; diese werden sehr stark und nach den Lungen eingeathmet, wie die Indianer thun, wenn sie die Huka rauchen. Für einen Neuling sind ein bis zwei Pfeifen eine hinreichende Dosis; die jedoch daran gewöhnt sind, können stundenlang rauchen. Zu Häupten jedes Sitzplatzes brennt eine kleine Lampe, denn die Flamme muß an das Opium jedesmal gebracht werden, während der Raucher die Luft einzieht, und da ein solches oftmaliges Füllen und Anzünden der Pfeifen sehr beschwerlich ist, so steht fast bei jedem Raucher ein Diener des Hauses, welcher dieses Geschäft versteht. Wenige Tage dieses fürchterlichen Vergnügens, besonders wenn es unmäßig genossen wird, reichen hin, die Wangen leichenblaß und das Auge starr zu machen; in wenigen Monaten, ja schon in Wochen, kann der stärkste und gesündeste Mann blödsinnig und zum siechen Gerippe gemacht werden. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Qual und Angst diese Unglücklichen ausstehen, wenn man ihnen diese angestammte Leidenschaft versagen wollte, weil sie nur mehr unter dem Einfluß des genossenen Giftes ihre Lebenskräfte in Thätigkeit versetzen können. In den Häusern ihres Verderbens, von neun Uhr Abends an, kann man die bejammernswerthen Opfer in allen Stadien sehen, welche der Opiumrausch durchmacht. Halb wahnsinnig vor Sehnsucht treten die Einen ein, um dem tagüber schmerzlich entbehrten Genusse zu genügen; Andere, die sich an den ersten Pfeifen erlaben, schwätzen und lachen wirr durcheinander und vor sich hin, während Andere matt und regungslos, ein blödes Lächeln auf dem Gesichte, dalehnen und entnervt von der Wirkung des Giftrauches auf nichts mehr achten, was um sie her geschieht, und sich entzückt der allmählig erfolgenden Apathie hingeben. Die letzte Scene dieses gräßlichen Trauerspiels ist ein entfernteres Gemach des Hauses, ein wahres Todtenzimmer, wo diejenigen, die in den Zustand jener tiefsten Verzückung gelangt sind, welcher der Opiumraucher so begierig nachstrebt, ausgestreckt daliegen, wie starre Leichen, Bilder des ewigen Schlafes, in welchen sie dieser scheußliche Genuß nur zu bald stürzt."

Ein Brief Maria Theresia's aus dem Jahre 1778.*)

„Jederman in Europa weiß, welche Rechnung man auf den König von Preußen und seine Worte machen kann. Frankreich hat es bei vielen Gelegenheiten erfahren, und überhaupt ist kein Fürst in Europa seinen Perfidien entgangen, Und ein solcher König will sich zum Dictator und Protector von Deutschland aufwerfen! Indessen noch merkwürdiger ist, daß nicht alle Mächte zusammenhalten, um ein solches Unheil abzuwehren, das früher oder später auf alle zurückfallen muß! Seit 37 Jahren ist dieser Mann durch seine despotische Militär-Monarchie, durch seine Gewaltthätigkeiten das Unglück Europa's. Er hat sich losgesagt von allen anerkannten Prinzipien, des Rechtes und der Wahrheit; er spottet jeglichen Vertrages und jeglicher Allianz. Wir sind die zunächst ihm Blos-Gestellten, und man verläßt uns!

*) Veröffentlicht im „Briefwechsel von Maria Theresia und Marie Antoinette, herausgegeben von Arneth." Seite 205 und ff.

Wir werden uns vielleicht noch dieses Mal herausziehen, sei es wohl oder übel."

„Aber ich rede nicht für Oesterreich. Was ich sage, betrifft alle Mächte Europa's. Die Zukunft liegt nicht lachend vor mir. Ich werde es ja nicht mehr erleben; aber meine Kinder und Enkel und meine guten Völker werden es nur zu sehr erfahren. Wir fühlen ja doch jetzt schon den grundsatzlosen, aber kraftvollen Despotismus dieser Militärmonarchie, die keine andere Richtschnur ihres Handels kennt, als ihren Vortheil. Wenn man dieses preußische Prinzip noch immer mehr Boden gewinnen läßt, welche Aussicht bietet sich da für diejenigen, die einst nach uns kommen werden? Denn dieses System ist — darüber darf man sich nicht täuschen — in stetem Wachsthum."

„Man wolle sich doch durch die Schmeicheleien der preußischen Politik nicht irre führen lassen. Der König macht sie, um seinen Zweck zu erreichen, aber nach Erreichung desselben thut er immer gerade das Gegentheil und hält nie sein Wort. So handelt er gegen Alle, nicht nur gegen die eine Macht, die er fürchtet. Es ist Rußland."

Der Brief schließt mit folgenden prophetischen Worten:

„Es handelt sich um alle heiligen Güter, um unsere eigenen Interessen. Wir werden überrannt und zu Boden gestoßen werden der eine nach dem anderen, wenn wir nicht im festen Bunde entgegentreten."

Also Maria Theresia vor neunzig Jahren! sagt der „Frkf. Beob."

Feuilleton.

* Das Ende vom Liede.

Nun kommt das Directorium,
Dann kommt die Monarchie,
Sie drehen sich im Kreis herum
Und wissen selbst nicht wie.

Umsonst des Hasses Müh'! Es lacht
Die Welt, da es vorbei,
Daß Spanien Kosten sich gemacht,
Um — neue Sclaverei.

* Bonbons-Devisen.

(Von dem weimar'schen Couditor-Cromwell.)

Wie die Dohle an den Thürmen nistet Haß sich in Dein Herz:
Spiele nie mit Regenschirmen, denn er fühlt wie Du den Schmerz!

*

O, übe stets die Tugend gern und sinne nimmer auf Verbrechen,
O, wolle nie den Landesherrn mit einem Parapluie erstechen!

*

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß
Wie ein Mörder des Bismarck von dem Niemand nichts weiß!

*

Attentäter, Regenschirme thue nie was zu Leide,
Sie sind harmlos en tout cas: **überspannt** sind Beide!

*

Der Student, der Bismarcks Haupt tödtlich wollt verwunden,
Thut dies nie, er hat ein Haar dreimal d'rin gefunden!

* **Aus Paris** schreibt man: Den Strapazen des Eislaufclubs hat der Kaiser in diesem Winter seine unmittelbare Theilnahme nicht gewidmet. Er begnügte sich, den eleganten Schwenkungen der Kaiserin zuzusehen und den Studien des Prinzen, der mehrere Male fiel, aber gleich wieder lachend aufstand. — Es scheint uns auch allerdings an der Zeit, daß der Kaiser zusteht, entweder eine Schwenkung zu machen, oder gefahrlos zu fallen.

* **Das Chassepot** verrichtet nun auch in Algier Wunder. Den durch die Hungersnoth hevorgerufenen Aufstand durch Brod zu dämpfen, hat man bis jetzt noch nicht versucht. Hungrige durch Brod zum Schweigen zu bringen, das wäre allerdings kein Wunder.

* Auf einer Puszta stürmten mehrere „Szegény legény" (Räuber) gegen die Thüre eines Lehrers, welcher gern dem Gott Bacchus huldigte — er solle aufstehen und ihnen Geld geben. Der Mann erhebt sich gemüthlich aus dem Bette, öffnet das Fenster und ruft den nächtlichen Ruhestörern ganz gemüthlich hinaus: „Ihr Narren, wenn ich Geld hätte, so wäre ich ja jetzt nicht zu Hause, sondern säße im Wirthshause." — Die Räuber waren mit dieser Antwort vollkommen zufrieden und entfernten sich.

* Zweifältige Charade.

Die Erste trennt und bindet
Auf diesem Erdenrund,
Vor Menschen unergründet
Dehnt sich ihr tiefster Schlund.
In ihres Kleides Schimmer
Webt sich der Himmel ein
Mit seinem Sonnenflimmer,
Mit Mond und Sternenschein.
Sie ist der Schwestern eine
Von dem vierfachen Bund,
Oft naht sich ihrem Scheine
Der andern Schwestern Mund.
Der weckt mit starken Tönen
Sie aus der tiefsten Ruh
Und des Erwachens Stöhnen
Fügt sich die Zweite zu.
Die schmückt als lustig Zeichen
Von ihrer Herrin Muth
Den wilden Kämpfer-Reigen
Umsäumt mit Himmelsgluth.
Das Ganze — sieh und theuer
Dem männlichen Geschlecht —
Scheint — wenn durchglüht mit Feuer —
Für Mußestündchen recht.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 9. Sonntag, den 28. Februar 1869.

* Aus Victor Hugo's Leben.*)

Episode.

Brüssel bietet im Frühsommer die herrlichsten landschaftlichen Partieen dar. Ein Freund von einsamen Wegen, schritt ich längs der Kirchhöfe hin und sah wie ein Weib vor einem Heiligenbilde kniete und von einer greisen Männergestalt belauscht wurde.

Die Betende erschrak, als sie den Fremdling erblickte.

„Du suchest Trost?" fragte er.

„Trost und Hülfe!" erwiederte sie traurig.

„Trost bei den Todten, Hülfe bei den Lebendigen," entgegnete der alte Herr, „die letztere Instanz ist immer die Beste; hast Du an's Herz der Mitwelt appellirt?"

„Die Menschen geben mir nichts," sprach die Frau, „und der Staat verwies mich auf das Armenrecht. Dieses Recht stellt den Ehrlichen den Liederlichen gleich und führt meine Kinder in's Waisenhaus. Ich wäre verlassener und verachteter als zuvor."

„Was sagt der Seelensorger zu Deinem Elend?"

„Er sprach von Gottvertrauen und schenkte mir eine Bibel."

Der Hohn umspiegelte des Greises Lippen. „Die Könige," sagte er, „schenken Orden und die Pater's Gebetbücher, — Beides ist das Billigste und der Empfänger kann sich nicht beschweren, etwas Unwürdiges empfangen zu haben. Welche Aussichten, welche Hoffnungen hast Du nun?"

„Ich suchte sie zu den Füßen meines Heilands."

„Und Du hast sie nicht gefunden?" Ernst und mitleidsvoll betrachtete der alte Herr die Verlassene. Sie antwortete nicht, aber in ihren Zügen lag die Verzweiflung.

„Siehst Du," hub der Fremde zu sprechen an, „wenn Du frech wärest und könntest heucheln, so würde ich Dir rathen, bringe Deinen Kindern eine Krankheit bei, stelle Dich auf den Marktplatz mit ihnen und präsentire Dein Elend. Die Vorübergehenden werden Mitleid mit Dir haben, das Auge der öffentlichen Wohlthätigkeit wird sich auf Dich richten und man wird Beiträge für Dich sammeln. Ein Comité wird die Sache in die Hand nehmen, der gute Zweck wird in den Zeitungen verkündet werden und wissen erst die Leute, daß ihre Namen gedruckt werden, so tragen sie ihr Scherflein für Dich, arme Wittib, mit größtem Vergnügen bei."

Der Sprechende hatte die Hand auf des Weibes Haupt gelegt, dieses hörte ihm gesenkten Blickes zu. — Er fuhr fort: „Wenn Dir das Andenken Deines dahingeschiedenen Gatten weniger theuer wäre, wenn Du leichtsinnig genug wärest, Deines Leibes Reiz für Geld feil zu bieten, so würde ich Dir rathen, mache ordentlichen Ehefrauen ihre Männer abspenstig. Tugendhafte Menschen werden Dich allerdings mit dem Fuße wegstoßen, aber Du wirst ein bequemes Leben führen und für Deine Kinder vielleicht manchen Pflegevater finden."

Schamröthe überflog das Gesicht der jungen Frau. Sie sah den Sprechenden an und suchte in seinen Zügen zu lesen, ob er Spott mit ihr treibe.

Auf des Mannes Antlitz lagerte aber ein strenger Ernst, mit durchdringendem Auge schaute er die neben ihm Stehende an und sprach weiter:

„Drittens, wenn Du schlau wärest, verstockt und verschlagen, würde ich Dir rathen, gehe hin und stehle, fälsche Wechsel, treibe Unterschleif. Wo so Viele ihr Brod damit verdienen, und glänzende Häuser führen, da würdest auch Du Dein Auskommen finden. Und weißt Du nicht, wie man's macht, so gehe in jene Häuser, wo der Diebstahl öffentlich gelehrt wird, wo er Unterrichtsgegenstand ist. Geh' in die Schwurgerichtssitzungen, — — "

Ein Kibitzschrei ertönte, der Sprechende erschrak, fuhr aber bald wieder fort: „Man soll das Böse nicht kennen lernen, um der Versuchung zu entgehen, aber in der Erkenntniß alles Schlechten wird gerade in unserer Zeit eine wahre Züchterei getrieben. Die Justiz stiehlt noch einmal, indem sie den Diebstahl durch den Mund des öffentlichen Anklägers auf's Eingehendste und Gründlichste wiederholen läßt, indem die Geschworenen die Kunststücke sich zeigen lassen, zeigen von den angeklagten Spitzbuben. Er muß ihnen die Kniffe herzählen, die Fingergriffe vormachen, die er angewandt, und das Publikum sieht zu, und wer es nicht sieht, hört es durch die Zeitungen. Ergötzliche Geschichten sind das, liebes Weib, und weil sie öffentlich getrieben werden, zieht jeder sein Bestes daraus. Ich weiß es, Mancher würde stehlen, fürchtete er das Zuchthaus nicht, hat er aber die Zwangsjacke getragen und Brüderschaft hinter schwedischen Gardinen getrunken, wird ihm der Rückfall nicht mehr schwer und die Verbrecherstatistik beweist es, daß erst aus dem Zuchthause die Haupthallunken kommen. Vorher sind sie Laien, nachher sind sie Praktiker. Die Collegenschaft thut viel.

„Du bist ein braves Weib und hast arbeiten gelernt — es gibt nur ein Mittel in Deiner Noth: schränke Deine Bedürfnisse auf das Niedrigste ein

*) Nachdruck ist nicht gestattet.

und zur Erwerbung des Nothwendigsten rufe Deiner Hände Kraft zur Wirksamkeit auf. Wenn Dich alle Welt verläßt, die eigne Kraft verläßt Dich nicht, verstehe sie nur anzuwenden, — ringe, strebe, unbekümmert um das Gerede der Welt und wenn alle Aussichten Dir verspert, wenn das Fortkommen Dir zur Unmöglichkeit geworden, — armes Weib, eine Auflösung gibt es dann noch und diese ist der Tod.

„Hast Du schon einmal an das schwarze Gespenst gedacht? Du weinst? Ja, ja, der Auflösung Bild hat Dir schon einmal zugelächelt, aus der Tiefe des Wassers, aus den Dämpfen der Kohle, aus der Schlinge des Strickes. Du wirst schon einmal darüber nachgesonnen haben, wie rasch man durch einen Sprung in die Tiefe des See's den Leiden dieser Welt ein Ende macht, aber sage offen, wo liegt hier die Auflösung? Man zieht den Erfäusten aus dem Wasser, wie einen todten Fisch, begräbt ihn in aller Stille, und spricht nicht gern von ihm. Vergessen wird er, ausgestrichen aus dem Register der Andenkenswerthen. Was er erreicht, war ein gewaltsames Ende ohne einen bessern Fortgang, ohne Aussicht, eine Rückkehr zu ermöglichen.

„Laß den Tod zur unverhofften Stunde kommen, gieb ihm keinen Einlaß, kein Gehör — es kommt immer noch einmal der Augenblick, wo die Errettung winkt; so aussichtslos ist nie ein Menschendasein, als daß es sich gewaltsam aus dem Leben reißen sollte.

„Geh', Weib, zieh' Deine Kinder groß; die Arbeit wirst Du finden im tiefsten Schmutz, im größten Elend, — sie ist die einzige wahre Trösterin; in angestrengtester Beschäftigung vergißt sich manches Leid.

„Dies ist mein Rath; Brod aus Steinen machst Du nicht nach ihm, vertrau' auch nie auf derartige Messiaskünste."

Bei diesen Worten drückte der Fremde dem Weibe einen Gegenstand, der wie eine Börse glänzte, in die Hand, und verschwand eiligst den Blicken der ihm die heißesten Dankesbezeugungen zurufenden Frau.

„Wer war der alte Herr?" fragte ich den an einem neuen Grabe arbeitenden Todtengräber.

„Der Herr mit dem grauen Barte und den funkelnden Augen?"

„Ja" entgegnete ich.

„Das war der berühmte Dichter Victor Hugo!" antwortete der Mann des stillen Geschäftes und grub weiter. Ein Trinkgeld lohnte ihn für seine Auskunft.

Victor Hugo befand sich besuchsweise in Brüssel. Der Himmel segne ihn für solche Ausflüge. Sie nützen der Menschheit soviel, wie seine Werke.

Otto Spielberg.

Guten Morgen.

Wir grüßen uns unter einander und denken uns nichts dabei. Wir sagen „Ihr Diener!" und doch fiel es uns gar nicht ein, des Betreffenden Diener zu sein. Wir sprechen diese Redensart aus purer Höflichkeit, ja, seciren wir die ganzen Begrüßungsformeln, wie: „Guten Tag," „Guten Abend" u. s. w., so müssen wir gestehen, daß der gewohnheitsmäßige Gebrauch sie gänzlich bedeutungslos gemacht. Wir wenden sie bei dem ersten Besten an, der uns auf der Straße begegnet, ziehen den Hut und schelten den andern ungalant, wenn er nicht dasselbe thut.

Warum sagen wir denn überhaupt zu einander „Guten Tag?" Aus welchem Grunde können wir nicht eben so gut an einander vorübergehen? Ersparen wir uns doch dadurch eine gegenseitige Störung!

Es geht Mancher mit gesenktem Kopfe an uns vorbei; es ist ein guter Bekannter, aber man sieht es, er ist in Betrachtungen versunken und er hat vielleicht einen Plan im Kopfe, eine Idee, die festgehalten werden will — da fahren wir mit unserm „Guten Morgen, mein Lieber!" dazwischen — der Man erschrickt, verliert den Faden seiner Gedanken; nothwendigerweise muß auch er nun grüßen, d. h. den Hut lüften und das „Guten Morgen!" murmeln und — darauf wandelt Jeder wieder seinen Weg allein. Hat nicht das Grüßen eine Unterbrechung hervorgebracht? Und doch sehen wir in kleinen Städten die Grüßerei grassiren, daß man sich kaum aus einer Straße in die andere retten kann, um ihr zu entgehen. Der Kleinstädter hält sie für einen Act der Galanterie, der Bewillkommnung, und der Dorfschulmeister prägt es den Bauernjungen ein, daß sie die Mütze ziehen sollen, wenn ein anständiger Fremder von der Landstraße daher kömmt. Die Lümmels machen oft ihre Glossen, lange Nasen hinterher, wie viel Ernst deßhalb in ihrem Gruß liegt, ist leicht zu ermessen.

In größeren Städten denkt man schon practischer, man ist entweder zu sehr in Eile, so daß man das Grüßen ganz und gar vergißt, oder man ist mit seinem eigenen Ich derart beschäftigt, daß man auf solche bloße Aeußerlichkeiten nicht achtet. Die deutschen Kleinstädter werden z. B. den Engländer für grob halten, wenn er mit dem Hute auf dem Kopfe in ein öffentliches Local kömmt und sich, unbekümmert um eines Andern Gegenwart, auf einen Stuhl setzt und schweiglam seine Cigarre raucht, oder Zeitung liest. Unsere Kleinstädter lassen vorerst ihre Aeuglein in alle Winkel und Ecken schweifen, und haben sie hie und da einen Bekannten entdeckt, wird dieser beim Rocke gezupft, auf die Schulter geklopft, „na, wie geht's?" wird gerufen, oder: „ist das Leben noch frisch?" und wenn dieses geschehen, trinken die Leutchen ein Seidel Bier zusammen, rücken mit den Stühlen aneinander, ergötzen sich im politischen Gespräch und prügeln sich vielleicht zuletzt aus Meinungsverschiedenheit. All' diesen „Berührungen" entgeht der Engländer dadurch, daß er thut, als wäre die Umgebung für ihn und er für sie nicht da. Er benimmt sich ungenirt, eben, weil die übrige Welt für ihn nicht existirt. Der Fleck, den er eingenom-

men, und sei er noch so klein, ist sein Königreich, und darin ist er Souverän nach seiner eigenen Weise.

Haben die verehrlichen Leser schon einmal eine kleinstädtische Familie beobachtet, wenn sie, Vater, Mutter und Kinder, einen Biergarten, eine Kaffeetabagie besuchen? Der Vater, als das Haupt, mißt in seiner ganzen Würde die übrigen Gäste und gibt durch sein fortwährendes Umherblicken zu erkennen, daß er auch da ist. Der gute Mann bildet sich ein, es müßten sich Vieler Augen auf ihn richten und deßhalb sitzt er so steif als möglich auf dem Gartenstuhl und unterweist die Kleinen, wie man sich anständig und ruhig in einer Gesellschaft zu benehmen hat. Die theuere Gattin schmiert dabei Butterbrödchen und rückt die Kaffeetassen zurecht und wirft einige Seitenblicke auf die Anzüge der vorübergehenden Spaziergänger. Ist ein bekanntes Gesicht unter den Letzteren, so wird mit dem Kopfe genickt, zugelächelt, wohl gar auch die Hand geschüttelt; darauf genießt Jeder seine Ration und wenn's dunkel geworden, marschiert die liebe Familie nach Hause. „Wir sind wenigstens wieder 'mal unter Leute gekommen!" sagt der Papa, „hast Du Die und Die gesehen?" frägt die Frau und darauf entgegnet von Neuem der Gatte: „Auch unsern Nachbar sah' ich und die Pathe von unserer Jüngsten!" und haben dieser Nachbar und diese Pathe vielleicht Fehler, so werden diese auf dem Nachhausewege durchgehechelt — die Kinder hören zu und nehmen Notiz von Allem. Ich glaube, es wäre doch gut, wenn die Leutchen etwas weniger höflich wären, d. h. sich weniger um Andere bekümmerten und diesen vielmehr unbemerkt ihre Wege gehen ließen. Durch einen Gruß wird man sehr oft erst auf den Betreffenden aufmerksam, man erinnert sich dessen Vergangenheit und denkt so manches dabei, das sich wirklich nicht mit dem höflichen Gruße zusammenreimt.

Grüßen wir weniger; wo wir es aber thun, so sei es in seiner ganzen und reinen Bedeutung aufgefaßt. Man sagt „Guten Morgen!" — also, man wünscht Jemandem einen gutzuverbringenden Tag resp. Morgen; darin liegt jedenfalls löbliche Absicht, aber dieselbe muß auch in Ehren gehalten werden und dies geschieht, wenn die Begrüßungsformel nur bei Denjenigen angewandt wird, denen man wirklich etwas Gutes wünscht.

Man grüßt aus Höflichkeit seinen Feind, seinen Concurrenten, seinen Nebenbuhler, d. h. man ruft ihm mit dem Munde einen „guten Tag" zu und wünscht ihm im Herzen das Verderben. Diese Art Gruß ist eine Heuchelei, eine Niederträchtigkeit, auf die der Gegrüßte, wenn er von besserer Denkungsart ist, nichts erwidern sollte.

Der Gruß ist die Einleitung zu einem freundlichen Verkehr. Ohne vorherigen Gruß zu Jemandem sagen: „Wie geh'n die Geschäfte?" wäre unpassend, flegelig; ohne Gruß einer Dame die Hand reichen oder überhaupt mit ihr sprechen, verdient ein kaltes Nichtbeachten von Seiten der Betreffenden — wie gesagt, der Gruß ist die nothwendige Umgangsformel mit allen Menschen: sie sollte aber eben auch nur da beobachtet werden, wo man wirklich freundschaftliche Beziehungen anknüpfen, oder frisch erhalten will. Aber All' und Jeden grüßen, den man vielleicht im Leben nur einmal gesehen hat, und womöglich durch diesen Gruß nur einen Grund zu neugierigen Fragen hervorsuchen, ist zudringlich zu nennen und verdient die gebührendste Abfertigung.

Mit dem Gruße will man sagen: „Ich wünsche ein gutes Einvernehmen." Man mag ihn schon tausendmal in derselben Form, in denselben Worten angewandt haben, er hilft uns immer über die erste Brücke, über die der Verlegenheit hinweg, indem man sich frägt: wie fang' ich mit Diesem da zu sprechen an? Hat man aber erst „Guten Tag!" gesagt, finden sich auch die übrigen Worte und merkwürdig, dieses famose „Guten Tag!" oder „Guten Morgen!" läßt jede Art von Gesprächsfortsetzung zu; man kann dahinter sagen, was man will — der Anfang in der Conversation ist geschehen, geschehen durch den Gruß — hinterher rede Jeder, was er will.

Wie Mancher würde rathlos dastehen und nach Worten ringen, wenn ihn das „Guten Morgen!" nicht über alle Klippen hinwegtrüge. Er prüft daran, ob der Gegrüßte gut oder schlecht gelaunt ist, wenn mürrisch der Gruß ihm erwidert wird, so weiß er augenblicklich, in welcher Tonart er fortzufahren hat. Der Gruß ist der Barometer, die Wetterfahne des Gemüths. Wird er devot, mit übertriebener Freundlichkeit ausgedrückt, so weiß man, welchen Hecht man vor sich hat; wird er laug und gedehnt ausgesprochen, ohne Fortsetzung, so weiß man, daß der Betreffende erst abwarten will, in welcher Färbung wir zu entgegnen beabsichtigen, oder derselbe hat nicht Lust, viel mit uns zu sprechen und wir thun dann gut, bald abzubrechen.

Welch' herrliches Wort ist nicht das in Norddeutschland beliebte: „Schön' Wetter heute!" Man hört es von jedem Ladenschwengel, von jedem Käsehöker, — es ist der Anfang, um uns vom Barbier alle Stadtneuigkeiten erzählen zu lassen. Wir haben gewiß schon unzählige Mal über die Inhaltsleere dieser Redensart gelacht, aber betrachten wir den Krämercommis, der uns zum ersten Mal als seinen Kunden bedient. Die ernsteste Miene von unserer Seite kann ihn nicht abschrecken, uns mit der Phrase zu bewillkommen: „Schön' Wetter heute!" Wir sind oft gar nicht in der Stimmung, um zu plaudern, da kommt uns diese Redensart in die Quere und wir sind gezwungen, eine Antwort zu geben. Aber wir Unglücklichen, kaum ist uns dieselbe entschlüpft, da reiht der wissensreiche Commis eine Menge anderer Dinge an unsere Entgegnung, der Gesprächsfaden ist gefunden, es wird eine Unterhaltung angeknüpft, der sich noch eine Köchin und ein Vierter anschließt — weiß Du nun, lieber Leser, wie „Klatschen" entstehen?

Wenn alle die stereotypen Anreden, wie „Guten Morgen“ 2c. nicht wären, in welche Verlegenheit würde da z. B. ein mit der Sammelbüchse gehender Nachtwächter oder Schornsteinfeger gerathen, verriethen nicht die Worte: „Ich gratulire zum neuen Jahr!“ im Voraus den Zweck seines Wünschens. Alle diese stereotypen Phrasen müssen sein, will man mit Menschen zusammen leben. Das Weglassen derselben würde den Umgang geradezu erschweren, und ein schüchterner Jüngling z. E. würde unendliche Male erröthen und in ein Räuspern verfallen, bevor er den richtigen Anfang zu einem Gespräch mit einer schönen Jungfrau fände. Aber das „Ihr Diener, mein Fräulein!“ und das freundliche Erwidern dieses Grußes gibt ihm Courage, verleiht seiner Zunge eine Flüssigkeit und macht ihn gesprächig.

Ein Schuldner will vielleicht seinen Gläubiger um Aufschub bitten. Ohne Gruß, ohne Compliment würde dies schwerlich gehen. Aber er tritt zu ihm heran, lüftet seinen Hut und spricht: „Ganz gehorsamer Diener“. Als anständiger Mann muß der Andere Etwas entgegnen und so ist der Anknüpfungspunkt gefunden.

Wir steigen in den Waggon; es sitzen wildfremde Menschen darin, wir grüßen, es wird uns gedankt — der Dank ist die indirecte Aufforderung zur ferneren Unterhaltung. Wie der Indianer als Bewillkommung die Friedenspfeife herumreicht, wie sich die Chinesen die Nasen reiben, wenn sie sich unter einander begegnen, so sagen wir „Guten Morgen,“ in der Absicht, dem nächsten unsere Anwesenheit kund zu thun, wir denken uns nichts dabei, wir sagen bei Millionen Andern dasselbe, wir sagen es aber immer und immer, denn so lange es noch zugerufen wird, so lange herrscht noch Frieden, Einvernehmen zwischen den Grüßenden; hört erst das Grüßen auf, tritt auch eine Spannung im Verkehr, im Geschäfte ein — an einen freundlichen Gruß lassen sich die besten Hoffnungen knüpfen, also darum sind vielleicht die Kleinstädter so eifrig im Grüßen? Ach nein, sie grüßen, weil es in der Gewohnheit liegt, sie grüßen aus reiner Naivetät, aus Schwatzlust, aus, — na, weil sie den Mund nicht halten können.

Ein respectirlicher Gruß, in außergewöhnlichen Fällen dargebracht, wirkt viel, er kann eine Versöhnung hervorrufen, eine Friedensstimmung, eine innere Beruhigung; ein freundlicher Gruß, dem Wandersmann dargebracht, ist ein Sonnenstrahl, der in's Herze fällt, ermuthigt, erweckt Frohsinn und stillt manche trübe Erinnerung. Sagen wir „Guten Morgen!“ dem ersten Besten, der uns auf heitern Wegen zu einem glücklichen Ziele begegnet, meinetwegen! — stürzt euch vor Lebensluft und Wonne an seine Brust und bedankt euch bei ihm — wofür? nun ihr wißt es selber nicht; — knüpft das Band der Einigkeit mit euerm Gruß um alle Menschheit, aber weudet ihn nicht als Deckmantel für eure versteckten Meinungen an, verbergt nichts Anderes hinter ihm, als eben nur dies unschuldige Bewillkommungszeichen. Der Gruß wär' sonst entweiht und es wäre dann besser, wir schafften ihn ganz ab und gingen mit dem Hut auf dem Kopfe und dem Cigarrenstengel im Munde stumm aneinander vorüber. Wir kämen dann nicht in Gefahr, mit dem Gruße Gift der Augen, Gift der Sprache, Gift der Gedanken einsaugen zu müssen — der Nächste würde uns dann aber auch gleichgültiger sein, als es jemals ein Wesen auf Erden wäre. Guten Morgen! Otto Spielberg.

Feuilleton.

* Der Februar.

O locke nicht, du warmer Blick,
So schmeichelnd mit verfrühtem Glück!
Bald wird in rauen Windesschauern
Das Herz dies kurze Glück betrauern —
Dann fühlt's dem holden Traum entrückt,
Zweifach die Bürde die es drückt.
Und doch wie grüßt so mild dein Schein,
Vorfrühling, mir ins Herz hinein!
Von deiner lauen Luft umflossen,
So sei's gelebt, so sei's genossen!
Heut pocht der liebe Herzenschlag,
Was kümmert mich ein künft'ger Tag!

* (Schmeichelei eines Wilden.) Der „Panama Star“ berichtet über einen amüsanten Vorfall, der sich kürzlich auf einem Balle in Wellington, Neuseeland, zugetragen. Nur die Elite der Sadt war auf diesem Balle anwesend, und unter derselben befand sich auch Mete Kingi, ein Repräsentant der Moori, (Menschenfresser) nach der Beschreibung des Blattes ein Wilder, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bewegte sich mit vieler Ungenirtheit unter den Schönen des Ballsaals, und bleibt plötzlich vor einer Lady mit entblößten, sehr schönen und vollen Armen stehen, berührt dieselben in nicht allzuzarter Weise und rief in seinem Kauderwelsch aus: „Kaipai, kaipai, fat“ (heißt: gut, gut, fett,) wobei er vergnügt mit seiner Zunge schnalzte.

* (Die „Berliner Wespen“) sagen bezüglich der fortgejagten Isabella und den dageblibenen Pfaffen: „Den Besen sind wir los, die Bösen sind geblieben!“

* Jean Paul äußerte: In Deutschland braucht man ein Jahrhundert, zum Einsehen einer Thorheit, und noch ein Jahrhundert zum Abschaffen derselben.“ — Seit dent Tode des Jean Paul ist kein Halbjahrhundert vergangen; hätte er aber die jüngsten Jahre unserer Gegenwart miterlebt, würde er wissen, daß man im Abschaffen sehr hastig alle Vergangenheit Deutschland's übertroffen hat. Ob nun dadurch nicht Thorheiten angeschafft wurden? — das wird die Zukunft erdeutlichen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 8:
Meerschaum.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 10. Sonntag, den 7. März 1869.

März.

Es geht ein Geist durch die Natur,
Allwege seht Ihr seine Spur,
Sein Wachen, Sinnen, Wirken, Weben,
Den ahnungsvollen Trieb zum Leben.
Laut singt von ihm der Vögel Chor,
Tief aus der Erde dringt's empor,
Im Wald verkünden's junge Sprossen,
Es rauscht die Fluth ihm, hell ergossen.
Wohl ist's ein Auferstehungstag,
Die Schläfer weckt er Schlag um Schlag;
Schon sind sie tausendfach erschienen,
So klein als groß, dem Geist zu dienen.

Zwei Briefe von Georg Fein.

An die Redaktion der „Zukunft."

O, wie gerne hätte ich dem lieben Freunde meinen letzten Abschiedsgruß in das Grab nachgeschickt! wie gerne ihm mein „Glückauf! zur großen Reise!" ein letztes „Vorwärts zu neuen, größern schöneren Kämpfen und endlichem Siege!" in die noch offene Gruft hineingerufen!

Aber die Todesbotschaft kam ja zu uns, als das Grab schon geschlossen war.

Und wozu auch noch eine „Leichenrede" für ihn?

Die beiden folgenden Briefe zeichnen noch einmal ganz den Mann, den das Vaterland verloren hat; den Freund, den wir beweinen. Sie sind die beste Grabrede, die ihm gehalten werden könnte. An den Freund vom Freunde gerichtet, gehören sie dem deutschen Volke.

Oberweiler, den 3. Febr. 1869. J. Venedey.

I.

Dießenhofen, 15. April 1868.

Lieber Venedey. — — — — „Meine Tage scheinen gezählt zu sein. Demgemäß muß ich mein Haus bestellen und gedenke Alles auf unsere neuere Zeitgeschichte sich beziehende unter meinen Büchern und Papieren dem Germanischen Museum in Nürnberg zu vermachen, beziehungsweise noch im Laufe des bevorstehenden Sommers dahin abzuschicken." — „Schon seit Jahren mehr oder weniger kränkelnd, wurde ich im Juli v. J. mehrfach von heftigen Brustkrämpfen befallen und nähere ärztliche Untersuchung stellte eine unheilbare Herzkrankheit, nämlich eine Herzerweiterung bei mir heraus. Wenigstens zur rechten Weiterentwicklung derselben haben gewiß die unheiligen Ereignisse des Jahres 1866 beigetragen. Unmittelbar lebensgefährlich ist die Sache nun freilich noch nicht; aber die mit dem Uebel verbundenen Athmungsbeschwerden und Brustbeklemmungen setzen mich doch ein für allemal auf die Liste der Invaliden." —

„Je nach der Lage der Dinge und unter Anwendung der nothwendigen Vorsichtsmaßregeln hat mir der Arzt für den bevorstehenden Sommer das Reisen durchaus nicht völlig untersagt; und so wäre es denn immerhin möglich, daß ich mich am Ende gar noch zum dritten deutschen Bundesschießen nach Wien hinkrüppelte. Hättest Du nicht auch Lust dazu? Es wäre schön, wenn wir uns dort noch einmal, im Leben sehen und sprechen könnten. Zu meiner großen Freude habe ich aus den öffentlichen Blättern ersehen und auch sonst noch erfahren, daß Du Dir Deine echtdeutsche Gesinnung treu und lebendig bewahrt hast, während so viele unserer früheren Freunde und Glaubensgenossen, auf eine schmachvolle und oft wahrhaft schamlose Weise fahnenflüchtig geworden, so unter Andern auch Pf . . . in Sch . . . . , nach Vorgang seines Freundes O . . . . in K . . . . Die meisten dieser Ueberläufer erkennen dabei nicht einmal die Schmach und Schamlosigkeit ihres Benehmens, was mich das Allertröstlichste bei der Sache dünkt, weil es am stärksten für die Richtigkeit der Behauptung E. Quinet's spricht: die Zeit habe das Gewissen verloren." —

Schon habe ich Dir mehr geschrieben, als räthlich für meine (kranken) Augen sein mag. Nimm diese Zeilen wenigstens als brieflichen Lebensabschied und bewahre mir dasselbe treue Andenken, das unwandelbar an Dich fortleben wird im Herzen Deines alten Freundes Georg Fein."

Dem Briefe lag das folgende Gedicht bei:

Zum Sterben.

Sag's, lieber Arzt, nur frei: es geh' an's Sterben!
Nicht kränkt Du Sturm in meiner Seele Ruh.
Der niedre Stoff zerfällt' im nächsten Nu,
Trotzt nur das Licht des Geistes dem Verderben!

Traun, nicht am Leben hängt, dem vielfach herben,
Mein Herz, und nicht am Silber meiner Truh!
Ich wink' ihm lächelnd kühlen Abschied zu,
Schon längst bereit um höhern Preis zu werben.

Doch ach, wie matt zur That bereits die Hand,
Wie stumpf mein Wort im Kampf mit Fürst und Pfaffen!
Zwar drängt noch stets und treibt mein Sinn zum Schaffen;

Mag's reißen denn, der Erde mürbes Band!
Erneut ein Gott mir dort nur Kraft und Waffen,
Dann, dort auch, neuen Kämpfen halt ich Stand!

Dem alten Freunde J. Venedey
zum Andenken an
Dießenhofen, 1868, 15. April. Georg Fein.

II.

„Seiner herrlichen Luft und seines augenstärkenden Grüns wegen ist mir Rippoldsau von den Aerzten empfohlen worden; das Heilwasser hierselbst wäre mir eher nachtheilig als zuträglich. Im Uebrigen

sagt mir der Aufenthalt keineswegs zu, ich langweile mich wie ein Mops. Da nun Luft und Grün auch bei euch in Oberweiler vortrefflich sein sollen, so werde ich im Laufe dieser oder spätestens der nächsten Woche Euer Rasthaus aufsuchen und nachschauen, ob sich irgend ein Stübchen darin auf einige Tage oder vielleicht auch Wochen für mich bereit findet. — — Nimm den alten vierfachen Invaliden freundlich auf. Wir werden uns doch wenigstens noch einmal, vermuthlich zum letztenmale im Leben vertraulich gegen einander aussprechen."

„Freundlichen Dank für Deinen letzten Brief nebst den Beilagen. Dein Zollparlament und Dein Ave Caesar hatte ich schon früher erhalten. — — Dem Treitschke hast Du eine tüchtige Breitseite gegeben. Möge sie ihm wohlbekommen! Leider wird nur die Unempfindlichkeit unserer Leserwelt gegen das gedruckte Wort immer größer, und eben deßhalb ist zu erwägen, ob ein einzelner, an sich unbedeutender Schriftsteller wie Treitschke der Abfertigung durch eine eigene Flugschrift werth ist."

„Mit Gedrucktem kann ich Deine freundliche Sendung nicht erwiedern, lieber Benedey. Dafür will ich Dir nachstehend zwei in den letzten Monaten entstandene Sonette abschreiben, in denen ich kurz gefaßt die Summe meines Lebens zu ziehen gesucht habe. Mögen sie Dir, gleich dem früher geschickten, nach meinem vermuthlich nicht mehr sehr fernen Tode ebenfalls als kleine Erinnerungszeichen an mich dienen.

Verloren — oder nicht?

I.

Groß sollest Du, o Deutschland, Dich erheben,
Und Deine Rettung nun Dir selbst vertrauen;
Selbst sollest Du der Freiheit Haus Dir bauen,
Und selbst der Freiheit festes Band Dir weben!

So träumte ich, und dahin ging mein Streben.
Umsonst! Umsonst! Ich sah und seh's mit Grauen,
Wie Du, umstrickt von eingebildet Sklauen,
Dich blind und schwach ins . . . . . Joch ergeben.

Der — — —, der den Bürgerkrieg entzündet,
Und — — mit dem Ausland sich verschworen,
Ist laut von Dir als Stern des Heils verkündet!

Verfolg ihn denn, den breiten Weg der Thoren!
Bald wirst Du seh'n mit Schrecken, wo er mündet.
Ich aber weiß: Mein Leben — war verloren!

II.

Verloren? — Nein! — Erlöst nach allen Seiten
Hab, ich die Kräfte die mit heißen Trieben
Sich ungestüm und feindlich in mir rieben,
Bis ich gelernt ins rechte Bett sie leiten.

Was Weh und Leid dem Herzen mag bereiten,
Und was an Sorgen bringt ein treues Lieben, —
Nichts ist von Allem mir erspart geblieben,
Und Frieden mußt' ich stets mir erst erstreiten.

Wiegt all das Nichts? — In solcher Prüfung Tagen
Erhebt sich der Geist, der frisch und unbeklommen
Sich dorten einst an größres Werk sich wagen.

Sei drum der Schmerz von meiner Brust genommen!
Denn was nicht Frucht für And're auch getragen,
Ist doch mir selbst geblieben zu Heil und Frommen!

Rippoldsau 1868. 14. Juli (dem Tage der Erstürmung der Bastille). G. Fein.

* Klein Europa.

Die „Ill. Staats-Zeitung" liefert folgende interessante Schilderung über die Weltstadt New-York:

New-York eine amerikanische Stadt zu nennen, wenn damit noch irgend etwas mehr, als die bloße geographische Lage bezeichnet werden soll, geht kaum an. Schon die bloße Thatsache, daß 55 bis 60%, seiner Einwohner nicht in Amerika, sondern in Europa geboren sind, zeigt, daß von der Entwickelung eines specifisch-amerikanischen Lebens dort keine Rede sein kann. New-York ist ein merkwürdiges Mosaik, zu welchem alle Nationalitäten der civilisirten Welt größere, oder kleinere Einsatzstücke geliefert haben. Als irische Stadt hat es eine größere Einwohnerzahl als Dublin; als deutsche rangirt es an Einwohnerzahl unmittelbar nach Wien; von Franzosen, Spaniern und Italienern enthält es wenigstens genug, um recht anständige Mittelstädte anzufüllen; — Russen und Griechen gibt es in hinlänglicher Zahl, um eine griechisch-katholische Kirche in Betrieb zu erhalten und ganz unvertreten ist in New-York jedenfalls kein einziges europäisches Land. Es ist ein Klein-Europa, welchem, wie dem großen, das französische Element den äußern Schliff und die Färbung gibt. Denn nichts fällt einem Fremden, der aus dem Westen nach New-York kommt, ja selbst Dem, der nach längerem Aufenthalte in New-York nur kurze Zeit abwesend ist und dann dahin zurückkehrt, so sehr auf, als der französische Anstrich, oder, um die etwas geringschätzige amerikanische Bezeichnung zu gebrauchen, das „Frenchy air" des Lebens und Treibens in den Straßen der großen aus Marmor, Gold und — Koth bestehenden Stadt.

Was sich aus der eigenthümlichen Zusammengemengung der Einwohnerschaft dieses Klein-Europa ergiebt, ist die fast gänzliche Abwesenheit jenes gemeinsamen Interesses an den Angelegenheiten der Commune, ohne welches der Begriff eines städtischen Bürgerthums gar nicht denkbar ist. — Wenn man das verthierte irische Gesindel, welches ganze Stadttheile von New-York zu neuen Cork's, Kilkenny's und Tipperary's macht, als „Bürger der Stadt" anreden hört, kann man sich kaum eines Lächelns erwehren. Es klingt, als wenn man die Banditen der Apenninen als „Bürger von Rom" ansprechen wollte. Denn diese Menschen besitzen nicht eins der Elemente, welche sie zu Bürgern des städtischen Gemeindewesens qualifiziert. Daß sie keinen Grundbesitzthum haben, hätte nichts zu sagen; aber sie haben auch nicht das geringste Interesse an dem Wachsthum und Gedeihen der Stadt; sie fühlen sich als Fremde, die auf der Manhattan-Insel einstweilen ihre Zelte aufgeschlagen haben, von den Dingen, über welche sie abzustimmen haben, nicht das Mindeste verstehen, oder ver-

stehen wollen und ihre politischen Rechte lediglich als Mittel zur Bethätigung des Grundsatzes betrachten: was gemacht werden kann, wird gemacht.

New-York ist nicht sowohl eine Stadt, als ein Wallenstein'sches Lager von Stein und Holz. Der einzige Gemeingeist, welcher die ungleichartigen Elemente seiner Bevölkerung — locker genug — zusammenhält, ist die Erwerbsgier, die Sucht, schnell reich zu werden.

Kein Wunder, wenn die Anwendung des amerikanischen Staatssystems auf eine so zusammengewürfelte, jedes Bewußtsein innerlicher Zusammengehörigkeit entbehrende Bevölkerung zu den kläglichsten Resultaten führt. Denn auf eine solche ungleichartige Masse war das System nie berechnet. Gewisse Voraussetzungen, wenn nicht in Betreff der Bildung doch in Betreff der überlieferten Anschauungen und Neigungen der Menschen lagen dabei nothwendig zu Grunde. Daß ein Volk sich selbst am besten regiere, war die Ausnahme, aber daß jeder, wie Wüstensand aus allen Richtungen der Windrose zusammengeblasene Haufe von Menschen ein „Volk" sei, hat man schwerlich gemeint.

Doch wie immer es sich damit verhalte, Thatsache ist, daß die Communal- und Justizverwaltung von New-York so ziemlich auf die tiefste Stufe, die es dieseits des Chaos allgemeiner Anarchie noch gibt, hinabgesunken ist. Der Gedanke daß der Krieg Aller gegen Alle nur noch durch eine gewaltsame Erhebung der besseren Elemente, eine gewaltsame Verdrängung der vom Verbrecherpöbel eingesetzten Behörden vermittelst revolutionärer Bürgerausschüsse (Vigilanz-Commitees) abzuwenden sei, wird immer allgemeiner und die „N. Y. Sun" nährt ihn eifrig.

Das New-York der pacifischen Küste, San Francisco, befand sich vor 13 Jahren in ganz ähnlicher Lage, wie New-York jetzt. Eine Revolution errettete es und machte es aus einem Höllenpfuhl zu einem der bestregierten Städte Amerikas. Das gleiche Mittel auf New-York angewendet, würde vielleicht das gleiche Resultat ergeben. Kein gelinderes kann helfen.

Zur Geschichte des „ewigen Friedens."

Der Erste, der den ewigen Frieden zu einer praktischen Wahrheit zu machen unternahm, war merkwürdiger Weise ein römischer Imperator, der Kaiser Probus, der, im Jahre 276 von den Soldaten auf den Thron erhoben, ein großer und glücklicher Feldherr war, abgefallene Provinzen wieder unterwarf, aus anderen die eingedrungenen Barbaren vertrieb und um den Grenzprovinzen einen bleibenden Schutz vor solchen Einfällen zu gewähren, einen hohen Steinwall von der Donau bis zum Neckar aufwerfen ließ. Zu diesen äußeren Erfolgen gesellten sich noch Siege über drei eigene Generale, welche wie das damals üblich war, aufgestanden waren, um dem Imperator den Thron streitig zu machen und sich an seine Stelle zu setzen.

Nachdem er so seine Herrschaft gesichert hatte, faßte Probus wie sein Geschichtsschreiber Vopiscus berichtet, den Plan, dem ganzen Menschengeschlecht das Glück eines bleibenden Friedens zu sichern. „Man soll keine Waffen mehr schmieden; die Stiere sollen am Pfluge bleiben, das Roß keine Kämpfe mehr sehen. Kein Krieg, keine Gefangenen mehr. Es wird eine allgemeine Herrschaft des Friedens, der römischen Gesetze und unserer Magistrate sein!" Man würde, wenn der Kaiser seinen Plan ausgeführt hätte, „kein Lager mehr erblickt, keine Kriegstrompeten mehr gehört haben: diese Massen von Soldaten, welche jetzt das Gemeinwesen durch Bürgerkriege beunruhigen, würden das Land bebauen, man würde die Wissenschaften, die Künste, die Schifffahrt pflegen; Niemand würde mehr im Streite umkommen." „Die Bewohner der Provinzen würden der Last, die Grenzbesatzungen zu unterhalten, enthoben sein; der Staatsschatz würde keinen Sold mehr zu bezahlen haben; das Gemeinwesen würde bereichert, der Herrscher der Ausgaben entledigt, die Besitzenden hätten keine Steuern mehr zu tragen — das goldene Zeitalter wäre angebrochen.

Probus faßte da an, wo eine jede solche Reform beginnen muß; er versuchte es das stehende Heer umzugestalten. Er duldete, nachdem die äußeren Gefahren bewältigt waren, nicht die Faulenzerei des Garnisons- und Lagerlebens im Frieden, sondern hielt die Armeen an, nützliche Arbeiten zu verrichten, — Sümpfe auszutrocknen, Straßen anzulegen, den Boden anzubauen. Von ihm stammt die Verpflanzung der italienischen Weinrebe nach Gallien und nach Ungarn. Er machte kein Hehl daraus, daß bald alle Soldaten entbehrlich sein würden.

Diese Reformen kosteten ihm das Leben: als er in seinem Heimathort, dem heutigen Belgrad, die Arbeiten der dortigen Armee besichtigte, erhuben sich die unzufriedenen Soldaten und ermordeten ihn.

Noch heute ist es nicht anders: wollten die Herrscher auch den Frieden, wie sollten sie dieses Möbel des Krieges, das stehende Heer, sich vom Halse schaffen? Steht ihnen doch dabei das blutige Schicksal des Kaisers Probus beständig vor Augen! — Kein Imperator, den eine meuterische Rotte aus dem Wege schaffen kann, nur das Volk selbst, das nicht stirbt, hat die Macht, das stehende Heer zu beseitigen und so den Frieden zu gründen.

* Dorffeuerwehren.

So erfreulich es ist, daß sich in den Städten das Feuerlöschwesen mehr und mehr bessert, welchem Umstand es zuzuschreiben ist, wenn die Feuersbrünste hier selten einen größeren Umfang erreichen, so bedauerlich bleibt die Thatsache, daß auf dem Lande das Feuerlöschwesen sich oft noch in gänzlicher Verwahrlosung befindet. Selten sind ordentliche Löschmaschinen vorhanden, mit denen im Brandfall etwas auszurichten ist. Wo dieses aber auch der Fall, fehlen

doch organisirte und eingeübte Löschmannschaften, wie wir sie in den Städten fast überall finden. Haben sich aber in Märkten und Städten ordentliche Feuerwehren ganz vortrefflich bewährt, so ist nicht abzusehen, warum die Einführung solcher nützlichen Vereine nicht auch auf den Dörfern zu ermöglichen sein sollte. Die Einrichtung von Feuerwehren ist zudem auf dem Lande viel weniger schwierig und kostspielig. Es handelt sich in der Hauptsache um die richtige Eintheilung der Kräfte, um ordentliche Einübung der Mannschaften und um die Wal eines tüchtigen und eifrigen Mannes, welcher das Ganze richtig zu leiten versteht.

Die Uniformirung kann auf das Allereinfachste festgesetzt werden, wie ja auch die Löschutensilien auf dem Lande wenig komplizirt sind. Es sollten sich daher jene Männer, die es mit dem Wohl ihrer Gemeinden wirklich ernst meinen und eine Dorffeuerwehr gründen wollen, nicht durch die Scheu vor Schwierigkeiten in ihrem Streben abhalten lassen, denn Hemmnisse aller Art sind durch Beharrlichkeit zu überwinden, die Zweckmäßigkeit und der sichere Erfolg geordneter Hilfe in Brandfällen sind aber so einleuchtend, als daß sie mit irgend haltbaren Gründen von einzelnen Gemeindegliedern bestritten werden können. — Deßhalb nur erst einmal muthig den Anfang gemacht mit der Bildung freiwilliger Dorf-Feuerwehren. Die Gründer solcher nützlichen Vereine erwerben sich dadurch die größten Verdienste um ihre Gemeinden! —

Ein neuer Münchhausen.

In der Wiener „Presse" beschreibt ein Däne, der bei der Explosion des Linienschiffes Christian VIII. am 5. April 1849 mit in die Luft geflogen sein will, seine Erlebnisse und Empfindungen. Er gibt dabei allen Ernstes folgende Münchhausiade zum Besten: „Im ersten Augenblick verging mir Hören und Sehen, doch bald kam ich wieder zu mir und begriff die ganze Affaire. Lieutenant Friis hatte das Schiff in die Luft gesprengt. Ich stieg immer höher empor. Nicht weit von mir sah ich unsern Fockmast fliegen, der sich in gefährlicher Weise um sich selbst drehte. Nach obenhin war alles in eine gewaltige Pulverwolke gehüllt, die die Sonne verdeckte; unten aber lag das Land in farbiger Frühlingspracht vor meinem schwindelnden Blick ausgebreitet da. Die Ostsee glitzerte in der frischen Brise wie Silber, im Fjord zogen die grünen Wellen mit ihren kleinen weißen Kämmen. Aber von dem prächtigen Linienschiff war nichts mehr übrig als ein flammender Krater, und auf der Fregatte „Gefsion" wehte die Flagge des Feindes. O, mein armes Dänemark, wieviel hast Du verloren! Ich schätzte — dies ist ein merkwürdiges psychologisches Factum — während ich in der Luft flog, den Verlust auf eine und eine halbe Million Rigsbaler. Indessen wurde meine Bewegung nach oben von Secunde zu Secunde langsamer, und zuletzt kam es mir vor, als schwebte ich einige Augenblicke ganz ruhig im Aether. Ungeahntes Wohlbehagen durchzitterte meine Brust und Vertrauen in die Zukunft meines heißgeliebten Vaterlandes zog in meine Seele. Doch dauerte dies nicht lange, ich sank langsam wieder zur Erde hinab, und der Fockmast und alle Trümmer um mich her sanken mit mir. Nur die ungeheuere Wolke von Pulverrauch hielt sich in den Lüften und schien langsam gen Westen zu schweben. Ganz anders war meine Stimmung, als ich mich jetzt mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Fuß in der Secunde der Erde wieder näherte. Beim Hinaufsteigen fühlte ich mich nicht unglücklich, beim Herabfallen empfand ich dagegen eine drückende Bangigkeit, die kaum zu beschreiben ist. Ich sah den Tod vor Augen, an den ich früher gar nicht gedacht hatte; die Zeit meiner Kindheit blühte in meiner Erinnerung auf, ich gedachte meiner Mutter und aller meiner Lieben, und schloß die Augen. In rasendem Sturz, den Kopf voran, fuhr ich hinab. Schäumend schlug das klare und reine Wasser über mir zusammen, als ich wie eine Bombe untertauchte. Immer tiefer, immer tiefer und immer langsamer sank ich. Unten herrschte eine gründliche Dämmerung. Endlich hatte ich den todten Punkt erreicht, und es schien, als würde ich vom Wasser wieder empor gehoben. Mir ging schier die Luft aus, doch strengte ich meine Lunge auf's äußerste an und ward mit dem Leben belohnt. Immer schneller ging es hinauf und schließlich fuhr ich wie ein Korkpfropfen an die Luft. Kräftige Arme fingen mich auf, hoben mich in das rettende Boot und führten mich als Kriegsgefangenen in Arrest."

* Ein Zeitsymptom.

Die Telegraphen fliegen,
Die Diplomaten lügen,
In wahnsinniger Hast
Alle Menschen fast
Rennen und jagen hinieden
Nach dem Wörtchen Frieden.

D. Sp.

* Räthsel.

Als Bote schickt's der nahe Winter
Zu melden seine Herrlichkeit,
Der nimmt der Fluren letzte Kinder
Um auszuzieh'n ihr Sommerkleid.
Von seinem Haupte webt er schnell die Decken,
Die Nachtheit der Gestalten zu verstecken.

Endlos, in anderen Gestalten
Umfängt es den gefüllten Raum
Wo von des Bachus' Macht gehalten,
Der Trinker schläft im Zaubertraum.
Es muß die Frucht es sein, sie soll Dir munden,
Hast Du nun jetzt des Wortes Sinn gefunden?

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 11. Sonntag, den 14. März 1869.

Der Violinvirtuose Miska Hauser.

(Nach dem „Dr. Journ.“)

Der Violinist Hauser, der dieser Tage in Kaiserslautern ein Concert geben wird, ist nicht nur durch sein Geigenspiel und seine reizenden Compositionen eine vielgefeierte Erscheinung, sondern auch durch seine zehnjährige Reise um die Welt, deren Erlebnisse der interessante Künstler in einem zweibändigen Reisewerk (Leipzig bei Herbig) veröffentlicht hat. Der „Ostdeutschen Post“, der Pariser „Revue et Gazette musicale“ und anderen Zeitungen entnehmen wir über den Künstler folgendes:

„Miska Hauser, im Jahre 1822 zu Preßburg in Ungarn geboren, äußerte schon frühzeitig einen ungewöhnlichen, alle Kinderspiele verdrängenden Hang zur Tonkunst. Nach seiner Ausbildung durch Böhm und Mayseder in Wien, unternahm er in Begleitung seines Vaters, der einst als vorzüglicher Violin-Dilettant zu Beethoven in naher Beziehung stand, den ersten Ausflug nach Deutschland, der sich jedoch unter stets steigernden Erfolgen zu einer achtjährigen Concertreise durch Europa bis an den Grenzen Sibiriens ausdehnte. In Hannover, Kopenhagen, Stockholm und St. Petersburg wurde Hauser zu Hofconcerten geladen, und nicht nur kostbare Geschenke und der Enthusiasmus des Publikums, auch das gewiegte Lob deutscher Kunstgrößen wie Spohr und Mendelssohn wurde ihm in reichem Maße zu Theil. 1848 nach Wien zurückgekehrt, übertäubten die Donnerschläge der Revolution die ersten Töne seiner Geige, und das Hereinbrechen jener für die Kunst so mißlichen Ereignisse bestimmte den jungen Künstler, einem Ruf nach Amerika zu folgen. In Begleitung des Pianisten A. Jaell, Beutinis und der Sängerin Mlle. Patti durchzog er das Gebiet der Union nach allen Richtungen. 1854 nach New-York zurückgekehrt, schiffte er längs des Ohio- und Mississippi-Stroms dem zauberhaften Süden zu. Die bösartigen Fieber Havannas jedoch, die zwischen den Wäldern voll Blüthen und Düfte wie tückische Dämone dem Fremden auflauern, verkürzten seinen Aufenthalt auf jener Wunderinsel. Er eilte nach New-York zurück, wo er im Concert der Jenny Lind zum Erstenmale den „Vogel“ hören ließ und einen Enthusiasmus erzielte, der ihn zum Liebling der Yankees machte. Unter gesteigertem Beifall durchzog er zum Drittenmale die Vereinigten Staaten, ging nach Central-Amerika und schiffte den stillen Ocean entlang nach Californien. In San Francisco, der Stadt des Goldes, stritten Lola Montez, Henry Herz und Ole Bull bereits um die Palme. Da wollte es ein pikanter Zufall, daß Hausers Geige große Schwierigkeiten überwand. Lola Montez nämlich sollte nach ihrer neuesten Verheirathung die Bühne betreten, und das Haus füllte sich zum Erdrücken. Lola erschien in seenhafter Toilette und schickte sich zum Tanze an. Ein lautes Gekächter empfing die heirathslustige Spanierin, und erbost über diesen ungalanten Empfang, rief sie der versammelten Gentry das Wort Lumpengesindel zu. Ein Sturm des Unwillens erhob sich wie ein Sittengericht. Faule Aepfel und Orangen durchschwirrten die Luft, das Parterre drängte gegen die Bühne, das Orchester wurde übersprungen, Geigen und Bässe zerbrochen und halbohnmächtige Weiber schrieen im Gedränge. Hauser sah aus einer Loge den Vorgang mit an und dachte: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen,“ als der verzweifelte Impressario händeringend an ihn herantürzte, und flehentlich bat, sein Haus zu retten und durch sein Spiel die Menge zu beschwichtigen. Bellommenen Herzens folgte Hauser dieser Aufforderung, und bald stand er mit der Fiedel und Bogen bewaffnet vor dem kriegerischen Publikum. Pfeifen und Zischen empfing auch ihn, kaum aber setzte er den Bogen in Bewegung, so lauschte Alles dem Märchenliede des „Vogels“, bis sich das Entzücken durch donnernden Applaus Luft machte. Da stürzte die gereizte Spanierin halb rasend auf die Bühne um den Tanz fortzusetzen, aber einem Orkan ähnlich erneuerte sich der Tumult. Man rief nach dem Theaterdirector. Der Gerufene kam. „Theaterdirektor“, rief eine Stimme aus dem Parterre, „wir haben unsere Dollars ausgegeben, die Tänzerin Montez ist unwürdig vor uns zu erscheinen. Der Geiger hat soeben Wunder bewirkt, ein wüthendes Publikum besänftigt, ergrimmte Herzen erheitert; Theaterdirector wir wollen die Montez nicht mehr sehen, wir wollen Miska Hauser hören!“ Tobende Acclamation. Und nun spielte Hauser unter dem Jauchzen eines zum Tollhause gewordenen Schauspielhauses sein ganzes Repertoir zu Ende. Lola aber mußte, als sie unter gräulicher Katzenmusik in ihr Hotel zurückkehrte, von Bewaffneten geschützt werden. — In Lima, berühmt durch Weiber und Orangen, gab Hauser viele Concerte und die reizenden Creolinen warfen ihm ganz entzückt ihre Blumen zu, während man in Valparaiso gegen seine vom Teufel verhexte Geige eiferte und der Menge den Besuch der Concerte verbot. Dort faßte er den Entschluß nach Australien zu segeln. Nach einer zweimonatlichen, von Sturm und Schiffbruch bedrohten Fahrt, erreichte er O'Taheiti. Auf dieser Insel ruhte er aus und componirte seine jetzt weltbekannten Lieder,

und man kann sagen, der Zauber dieser idealen und paradiesischen Natur fand Echo in seinem Herzen und weckte darin die verwandten Töne. Die Indianerkönigin Pomare hörte von dem fremden Geiger und ließ sich denselben durch ihren Missionär vorführen. Pomare hatte ihren kaffeebraunen Hofstaat um sich versammelt und bald stand Hauser im Dämmerlichte unter grotesken Gestalten in seltsam bunten Trachten.

Er griff wie mechanisch in die Saiten und ließ ein träumerisches Präludium ertönen. Aber die barfüßige Königin und ihre schnatternden Hofdamen hörten nicht und setzten seinem Liede die empörendste Gleichgültigkeit entgegen. Das Fiasko vor Augen, ergriff unser Geiger das letzte Mittel, d. h. er spielte den Carneval, dieses wirkte! ein Murmeln der Ueberraschung erhob sich nach jeder Passage und ging bei den Flageolettönen in ein Beifallsgejohle über, wie es ein civilisirtes Publikum kaum hervorzubringen vermag. Pomares Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchse, erschien mit einigen halbcivilisirten und tättowirten Diplomaten und Hofdamen, die bald den Virtuosen, bald seine Geige anstaunten und ihn mit den abenteuerlichsten Beifallshuldigungen überschütteten. In Australien wurde Hauser gleich einem Boten der Musen geehrt und gefeiert. Er wurde Ehrenbürger der Hauptstädte und das Parlament in Sidney votirte ihm den Dank des Hauses für die namhaften Spenden, die er durch seine Productionen Wohlthätigkeitsanstalten widmete.

Mit einer Fülle schöner Erinnerungen verließ der schlichte Bogenkünstler 1859 Australien und kehrte über Indien und Aegypten direct nach Wien zurück. In Wien, wo man mit vieler Theilnahme seinen interessanten Wanderungen folgte, begrüßte ihn ein bis an den Rand gefülltes Schauspielhaus und lohnte seine Vorträge mit den stürmischsten Beifallsbezeugungen. Aber schon mit dem dritten Concerte griff das ungewohnte Winterklima seine Gesundheit an und Hauser mußte abermals den Süden aufsuchen. Er ging nach dem Orient, besuchte Cairo, Alexandrien und Constantinopel, wo er durch die Gesandten Englands und Oesterreichs beim Sultan eingeführt wurde.

Von Constantinopel wendete sich Hauser nach Italien. In Triest gab er im Winter 1861 eine Reihe überfüllter Concerte und ging über Verona nach Mailand. Die Schwierigkeiten, die dort anfänglich seinem Namen entgegenstanden, besiegte er durch die Macht seines Bogens. Er spielte im Theater della Scala unter Zubrung und Begeisterung, die, wie dortige Zeitungen berichten, bei Paganini nicht größer sein konnten. Von dort ging er nach Turin, wo er trotz der heißen Sommermonate zehn überfüllte Concerte gab. Selbst König Victor Emanuel zeichnete den deutschen Künstler auf das glänzendste aus und ernannte ihn zum Ritter des Mauritius- und Lazarus-Ordens; ein Orden, der außer Rossini noch keinem Künstler zu Theil geworden. Von Italien ging Hauser durch die Schweiz nach Frankreich. In dem von Musikproductionen überfluteten Paris gelang es ihm gleich in seinem ersten Concerte, die Gunst Lutetiens zu erringen. Er gab es im Saale Herz, der selten eine solche exquisite Assemblee von Notabilitäten der diplomatischen und künstlerischen Welt beherbergt haben mochte. Fürst und Fürstin Metternich, Walewski, Thouvenel und Andere, die den Künstler-Chor in ihren Soiréen hörten, waren da. „Seine Lieder ohne Worte", schrieb Berlioz im „Journal des Debats", „mit welchen graziösen Miniaturen er die größten Wirkungen erzielte und seine Zuhörer förmlich bezauberte, waren für Paris etwas ganz Neues. Er mußte fast jedes Stück zweimal spielen. Wahrhaft unübertrefflich spielte er das „Larghetto" von Mozart. Ohne allen Beistand von Holz und Saite tönte das der silberhelle Gesang aus seiner Geige, wie aus der unvergeßlichen Kehle der Madame Malibran."

Ueber das Jenseits.

Gespräch eines Hauptmanns mit einem Pfarrer.

Hauptmann: Schad' is's doch, Herr Pfarrer, daß wir von unserm Zustande nach dem Tode eigentlich gar nichts erfahren. Was hilft uns alles Wissen und alle Gelehrsamkeit, wenn wir darüber im Dunkeln bleiben.

Pfarrer: Im Dunkel bleiben wir deshalb nicht, weil uns nur das Gefühl fehlt, das Wissen mangelt. Ob aber das Wissen uns hierin frommen würde?

Hauptmann: Ei, warum nicht?

Pfarrer: Sie, mein Herr, sind Hauptmann?

Hauptmann: Ja, das bin ich!

Pfarrer: Wenn Ihnen jetzt Jemand sagte: sobald Sie das Zimmer öffnen, sind Sie Major; was würden Sie thun?

Hauptmann: Das bedarf keiner Frage, ich würde hineingehen.

Pfarrer: Und wenn der Mensch ganz bestimmt wüßte, daß ihm unmittelbar nach dem Tode sehr wohl, sein Zustand sogleich der bessere sei, und er hätte eben Urlaub oder Langeweile, was meinen Sie, was dann geschehen würde?

Hauptmann: Hm! — wahrscheinlich würden die Pistolen fortwährend knallen.

Pfarrer: Das ist auch mir Gedanke und Meinung! Bei weitem die Mehrheit der Menschen verließe nun ihren Posten vor der Zeit. Urtheilen Sie selbst, welch gefährliches Geschenk die Gottheit uns mit einem bestimmten Wissen über diesen Gegenstand gemacht hätte! — ihr eigenes Werk hätte die Gottheit zerstört!

Hauptmann: Ja, wahr und wahrhaftig, so ist's! Nun, ich will vor der Zeit weder Major noch Jenseitiger sein!

* Hufeland's guter Rath an Mütter.

Dieses vortreffliche Buch des „alten Hufeland", s. z. preuß. Staatsrath und Leibarzt des Königs, hat heute noch seine volle Berechtigung, besonders mit darum, weil Dr. von Mauthner, die neuesten Auflagen (wenn sind erschienen) nach Hufeland's Tode stets dem Standpunkte der Wissenschaft gemäß ergänzte. Manches was ehedem an der Kindespflege zu rügen war, ist darin gänzlich beseitigt und in jeder Beziehung der Wissenschaft Rechnung getragen. — Den Müttern vertraute die Natur das hohe Amt, die Menschheit in ihren ersten zartesten Keimen zu pflegen, ihnen empfehlen wir das Büchlein aufs allerwärmste und fügen, weil für den Augenblick bezüglich der herrschenden Kinderkrankheiten wichtig, das kleine Kapitel

„Hautbräune — Croup"

im Wortlaut hier an:

„Dies ist auch eine von den Krankheiten, wo die Rettung ganz allein auf der baldigsten Erkenntniß ihres Daseins beruht, denn mit jeder Stunde steigt die Lebensgefahr, und am zweiten, höchstens dritten Tage wird sie tödtlich. Sie entsteht am häufigsten dadurch, wenn Kinder mit erhitztem Körper sogleich in die Kälte übergehen, oder bei strenger Kälte dem Nord- und Nordostwind ausgesetzt werden. Merkwürdig ist es, daß sie nur bis zum siebten Jahre beobachtet wird.

Die Zeichen sind: wenn ein Kind plötzlich (am häufigsten Nachts) anfängt, einen pfeifenden Athem zu bekommen, und dabei einen Husten, dessen Ton dem Bellen eines großen Hundes oder dem Krähen einer Henne am ähnlichsten ist, wobei sich übrigens die Kinder nicht ganz wohl befinden. — Aber nun darf kein Augenblick verstumm, und es muß sogleich ein Arzt zu Hülfe gerufen werden; denn kommt dieser zu spät, so ist der Tod unvermeidlich, da hingegen bei zeitiger Hülfe, die Rettung gewiß, so sogar einfach und leicht ist. Bis zur Ankunft des Arztes thut man am besten, recht oft etwas warmen Thee von Althaewurzel, Malven und Fliederblumen mit Zucker trinken zu lassen, oder auch einen Zuckerlaft von 8 Loth feinem Zucker in fünf Loth heißem Wasser aufgelöset und oft zu einem Theelöffel voll einzugeben, einen Schwamm in heißen Fliederthee getaucht vor den Mund zu halten und den Dunst einathmen zu lassen, sowie Sauerteig um den Hals zu binden. Auch kann man auf die Waden Sauerteig, mit etwas Senfmehl vermischt, auflegen und so lange liegen lassen, bis sich die Stelle röthet oder das Kind Schmerzen empfindet.

Doch muß ich noch, zur Verhütung unnöthiger Beunruhigung ängstlicher Mütter, die Bemerkung beifügen, daß nicht jede Heiserkeit den Croup anzeigt, und daß bei jedem starken Schnupfen oder Husten dieselbe eintreten kann, ohne Gefahr mit sich zu führen. Es ist allerdings richtig, daß jede Heiserkeit und jeder rauhe Hustenton bei Kindern Beachtung verdient. Doch braucht man deswegen nicht gleich Croup zu fürchten, dieser ist wenigstens bei uns keine so häufige Krankheit, als Manche glauben; aus dem Tone des Hustens allein kann man am Wenigsten den Croup erkennen. Jedes Kind hat beinahe seine eigenthümliche Art zu husten, und bei kurzem Halslklingt der gewöhnliche Husten schon rauh und bellend. Viel wichtiger zur Erkenntniß des Croups ist der Grad der Heiserkeit und das hörbare Pfeifen beim Athemholen, besonders im Schlafe. Ein vorzügliches Mittel, welches hier nicht erwähnt ist, sind Läppchen, in laues Tafelöl getaucht, um den Hals gelegt, oder auch lauwarme Dreiumschläge. Eine Hauptregel ist es bei jeder Heiserkeit, die schlafenden Kinder öfters zu wecken und ihnen entweder laue Milch oder Wasser, oder irgend etwas anderes jedoch stets lauwarm, zu trinken zu geben. In allen Fällen, wo ich rechtzeitig gerufen wurde, ist mir kein Kind am Croup gestorben."

* Kindermord als Gewerbe.

Vom 4. bis 8. ds. Monats wurde in Montauban (Frankreich) ein Assisen-Prozeß verhandelt, der die sogenannte „Engelmacherei" genau kennzeichnet und wobei die Hauptangeklagte zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt wurde. Es handelte sich dabei um ein wahres Gemetzel unter unschuldigen Kindern und um eine „Menschenfresserin" — so nennt die Bevölkerung dortiger Gegend die Hauptangeklagte Jeanne Delpech — für welche der Mord von Kindern zur Beschäftigung und Erwerbsquelle geworden war. Ein Kind zu tödten, war für diese Person fast so Alltägliches, daß sie die Zahl ihrer Opfer kaum bestimmt anzugeben vermag.

Aus einem der Häuser, in denen sie in Montauban wohnte, hatte sie fast ein förmliches Gebeinhaus gemacht. Man fand dort unter der Stiege eine ganze Menge von Kindergebeinen, mit denen man ohne Mühe sieben Kinder-Scelette zusammengestellt hat.

Jeanne Delpech tödtete ebenso gleichgiltig ihre Kinder, als die ihrer Tochter oder fremder Leute; das geringste Interesse reichte für sie hin, um einen Mord zu begehen; die von ihr dabei am liebsten angewendete Methode war die Erdrosselung. Sie tauchte die Kinder in ein Gefäß mit Wasser, dann zerschnitt sie die kleinen Leichen in Stücke, die sie vergrub.

Neben ihr erschienen noch sieben Angeklagte auf der Anklagebank; vor Allen ihre Tochter, eine Frau Barrière, angeschuldigt des Mordes; dann ihre Schwester, desselben Verbrechens beschuldigt; ferner die Hebamme Coyne, welche mit der Angeklagten Delpech den Gewinn aus deren Mordgeschäft theilte und welche zu zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt

wurde. — Der Anklage selbst entnehmen wir folgende Andeutungen: Am 23. und 26. August v. J. starben zwei Frauen von liederlichem Lebenswandel, Beide nach einer Fehlgeburt und unter Umständen, welche Verdacht erweckten. Die Nachforschungen der Gerichte lenkten den Verdacht auf Jeanne Delpech. Eine bei derselben vorgenommene Hausdurchsuchung führte zur Entdeckung seltsamer Instrumente, über deren Verwendung die Angeklagte eine Auskunft nicht zu geben vermochte. Zu diesen Thatsachen kamen bald noch andere höchst bedenkliche Enthüllungen. Ein Mädchen, Emilie Lages, hatte ihr neun Monate altes Kind der Delpech übergeben, damit diese es in einer Findel-Anstalt unterbringe. Als das Mädchen erfuhr, daß die Delpech verhaftet worden sei, verlangte sie von dieser zu wissen, wohin sie das Kind gebracht habe. Nach längerem Zögern gestand die Angeklagte, daß sie, um den für die Erhaltung des Kindes bestimmten Betrag — 10 Franken — an sich zu bringen, das Kind tödtete. Sie habe es, sagte sie, in ein Gefäß mit Wasser gelaucht, und die Leiche in den Hauskanal geworfen. In diesem fand man auch die schrecklich verstümmelten Reste des Kindes.

Nach diesem Geständnisse schritt sie zu weiteren. Sie enthüllte nach und nach eine Reihe von Tödtungen deren sie sich zusammen mit der Hebamme Coyne schuldig gemacht hat, und gestand ferner, daß sie 9 Kinder gemordet habe.

Die Geschichte dieser letzteren Verbrechen greift bis in das Jahr 1857 zurück, wo sie das Kind ihrer eigenen, von ihr zum liederlichen Lebenswandel angespornten Tochter einen Tag nach der Geburt ermordet hat.

Zwei Jahre später begann sie dann den Kindesmord gewerbmäßig zu betreiben. Sie übernahm Kinder, angeblich um sie in Findel-Anstalten oder bei Ammen unterzubringen, in Wahrheit, um sie zu ermorden und den Betrag, den sie für dieselben in der Findelanstalt erlegen sollte, für sich zu behalten. Sieben solcher Verbrechen hatte sie bereits, unter Mithülfe der früher genannten Angeklagten, vollbracht, als eine Verurtheilung zu einjährigem Gefängniß ihre verbrecherische Thätigkeit unterbrach. Aus der in Cardellac überstandenen Haft entlassen, kehrte sie wieder nach Montauban zurück, um den Kindermord weiter fortzusetzen und die Zahl ihrer Opfer um 2 zu vermehren.

---

* Aus den Zeiten der Censur.

Ein böhmisches Blatt bringt einige pikante Züge aus dem Leben des Bibliotheksbeamten und Kreuzherrenordenpriesters Zimmermann, welcher als Censor in Prag angestellt war. Er legte jedes Wort auf die Wagschale und befragte bei jeder Stelle seine Loyalität und sein katholisches Gewissen, ehe er diese in einem Werke passiren ließ. Zu seiner Zeit durfte kein „Roman" erscheinen; dieses Wort verwandelte er in eine „Erzählung". In einem Drama wurde der Namen „Maria" in „Marina" umgeändert, weil ersterer Namen eine Beleidigung der heiligen Jungfrau wäre. Jemand schrieb, daß es schicklich sei, Opfer auf den „Altar" des Vaterlandes niederzulegen, allein Hr. Zimmermann ließ diese Opfer auf den „Keller" des Vaterlandes niederlegen. In einer Erzählung richtete ein Geliebter an seine Herzensdame die Frage, welcher Weg zu ihrem Schlafgemache führe, worauf diese antwortete: Der Weg zu meinem Schlafgemache führt durch die Kirche. Die „Kirche" schien Hrn. Zimmermann in Verbindung mit dem Schlafgemache herabgewürdigt, und er schrieb statt „durch die Kirche", ganz gemüthlich: „durch die Küche." Die Worte „Freiheit" und „Aufklärung" durften in Schriften nicht vorkommen; als jemand geschrieben: „Stellt die Aufklärung der Finsterniß entgegen," strich er diesen Satz und schrieb: „Stellt Lichter der Finsterniß entgegen." Statt des Satzes: „Der Vorhang wurde im Tempel zu Jerusalem zerrissen, und das alte Testament vom neuen getrennt," schrieb Herr Zimmermann: „Der Vorhang wurde im Judenhause zerrissen, und die alte Zeit von der neuen getrennt."

Ein Sprichwort-Ursprung.

Gar viele Sprichwörter und Redensarten gibt es, deren Entstehen, obgleich man sie fast täglich hört oder selbst braucht, meist unbekannt ist, und so wird es sicher auch willkommen sein zu hören, welchen Ursprung das Sprichwort „der Mann lebt auf großem Fuße" hat. Als nämlich der Graf von Anjou, Geoffroy Plantagenet, mit einem Fußgeschwür behaftet, sich größerer Schuhe mit langen Spitzen bedienen mußte, ahmten ihm dies die Nächsten seiner Umgebung mit einer solchen Uebertreibung nach, daß diese Vorderspitzen oft ganz unglaublich lang waren, und es kam die Redensart „Etre sur un grand pied" dadurch in Gang, die sich bald auch zu uns nach Deutschland verpflanzte. —

Hohe und niedere Reisende.

* Paris. Man munkelt hier in wohlunterrichteten Kreisen, daß es nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, daß die kaiserliche Familie noch im Laufe dieses Jahres eine Reise zu machen beabsichtige.

* Rom. Se. Heiligkeit Pio Nono soll den Wunsch ausgedrückt haben, Rom verlassen zu wollen, sobald die Franzosen und sein Fußbadel es erlauben.

---

* Zweisilbige Charade.

Die Erste braucht man oft zu fragen,
Viel lieber sich von Zweiter sagen,
Die Welt hält ihrer viel und große;
Doch selten liegts in Deinem Loose
Dieselben alle zu beschauen.
Du bleibst daheim auf Deinen Auen.
Im Vaterland's Poetenkranze
Nennt ein Dichter Dir das Ganze.

Auflösung des Räthsels in Nro. 10:
Der Reif.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohe in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 12. Sonntag, den 21. März 1869.

Ein Erlebniß Vidocq's.*)

Zu den vielen Aufzeichnungen, die der berüchtigte Polizeispion Vidocq auf Befehl der Regierung Louis Philippe's unterdrücken mußte, gehört auch das folgende, niemals in die Oeffentlichkeit gedrungene Erlebniß.

Es war am 18. Oktober 1847. Vidocq saß in seinem Arbeitscabinet und wühlte emsig in einem Stoß Acten herum, als ein Polizist ihm einen Mann zuführte, der unter verdächtigen Umständen verhaftet worden.

Inculpat mochte ein Dreißiger sein; ein Schlapphut, ein Kittel, ein Wanderstock: das war seine Garderobe. In seinen Zügen, die nichts weniger als einen Gauner verriethen, lag etwas wie Trotz, wie Stolz und Hohn und er warf den Kopf in die Höhe, als Vidocq ihn mit seinen grauen blitzenden Augen fixirte.

Vidocq hatte ihn ins Verhör zu nehmen.

„Wie ernährst Du Dich?" fragte er und erhielt die lakonische Antwort:

„Wie die Könige: von den Beiträgen Anderer."

„Du zahlst keine Steuern?" fragte Vidocq weiter und der Arrestant entgegnete:

„Die Natur besteuert mich nicht und einen Staat kenne ich nicht."

Wahrlich, der Mann muß verrückt sein und Vidocq's Ansicht war es, ihn in's Irrenhaus stecken zu lassen.

Er bekam drei Wochen lang die Douche und in der vierten entließ ihn der Arzt, „der Mann ist, wie er immer war, bei vollem Verstande." Das war medicinischer Ausspruch und das richterliche Urtheil bildete sich nach ihm. Also der Verrückte war nicht verrückt, aber seit er im Narrenhause gewesen, gingen ihm die Leute scheu aus dem Wege und Niemand wollte ihm Wohnung geben. So kam es, daß er obdachlos umherirrte und der Sicherheitspolizei von Neuem in die Hände fiel.

Auf dem Transport ins Arbeitshaus verlangte er Vidocq zu sprechen.

„Er hat Geständnisse zu machen!" raunten sich die Häscher zu.

„Gestern ist auch ein Einbruch geschehen," sagte der Eine.

„Vielleicht hat er den Förster ermordet!" sagte der Andere — kurzum, er wurde vorgeführt.

„Was willst Du?" sagte Vidocq, der höchlichst erstaunt über dieses Wiedersehen war.

„Ich will nichts, man will Etwas von mir," — antwortete der Vorgeführte mit Seelenruhe.

Jetzt traten die Polizisten hervor und meldeten, wo sie den Inculpaten gefunden.

„Du bist ein Landstreicher!" sprach Vidocq. Dem Gefangenen schoß das Blut ins Gesicht und er erwiederte:

„Ich bin Landstreicher, aber belästige Niemand in meiner Stellung und drücke die Leute nicht durch meine Contributionen. Ein Vorzug vor den Regierenden!"

„Du sollst arbeiten!"

„Ich arbeite, wie die Lilien auf dem Felde. Ich laß mich wachsen und großerziehen von Luft und Sonnenschein. Die Erde gibt mir freien Boden und wenn ich meine Nahrung von milden Herzen hole, so erfüll' ich die Mission dabei, zu wachen unter der Menschheit über Diejenigen, die viel und die wenig geben: ich controlire die Nächstenliebe."

„Vor den Gesetzen bist Du strafbar!" entgegnete Vidocq und der Arrestirte antwortete:

„Gesetze regieren mich nicht, Gesetze übertret' ich nicht. Wenn es Gesetze gibt, vor denen ich strafbar bin, so sind es Eure eigen gemachten; daß ich Euch aber gehorsam sein soll, hat mir niemals mein Inneres gesagt, selbst die angebliche Stimme Gottes nicht."

„Frecher Geselle, Du leugnest die Gottheit?" Vidocq fuhr ärgerlich von seinem Sitze auf.

„Ich leugne die Gottheit nicht, und zwar darum nicht, weil ich sie nicht kenne. Jedes Ding muß da sein, ehe es citirt werden kann und da ich die Gottheit niemals gesehen, steht sie mir außer aller Betrachtung."

„Herumtreiber", entgegnete Vidocq, „ich werde Dir Respekt vor Gott und Deiner vorgesetzten Behörde beibringen," und zu den Polizisten gewendet, sprach er: „bringt ihn bis auf Weiteres unter Schloß und Riegel."

Der Gefangene lächelte.

„Den Schwachen zwingen", rief er mit gedämpfter Stimme aus, „den Wehrlosen fesseln, das sind Mittel mit denen man sich noch lange keinen Respect erwirbt. Ihr könnt mich bestrafen und die Procedur nennen wie ihr wollt, in meinem Herzen findet keine andere Ueberzeugung Raum, als daß ich der Gewalt unterlegen. Denn so lange unsere Handlungen unsern Neigungen und Bedürfnissen nicht widersprechen, so lange hat keine Obrigkeit das Recht, uns darüber Vorwürfe zu machen."

Den Polizisten schwoll die Galle. Beinahe hätten

*) Der Nachdruck ist nicht gestattet.

sie ihren Vorgesetzten außer Acht gelassen und dem Inculpaten ins Gesicht geschlagen.

Der Gefangene errieth die Absicht seiner Wächter. Zu ihnen gewendet, sprach er: „Wie man von der Obrigkeit denkt, ist Euch wohl ziemlich gleichgültig, wenn ihr nur Eure Löhnung erhaltet.“ Und zu Vidocq gewendet, sprach er: „Im Egoismus gründen sich die meisten Rechts- und Machtbegriffe der Menschen — wäre an das höchste Amt die höchste Entsagung geknüpft, würden sich Wenige zur Annahme von Aemtern finden.“ —

Gebunden wurde der Gefangene hinweggeführt, nicht weil er sich widerspenstig zeigte, sondern der Sicherheit wegen. Mit einer Tauschlinge hielt ihm ein Polizist die Hände fest und bei jedem Schritt, den er zu hastig that, zog der Diener des Gesetzes die Schlinge zusammen und brachte dadurch den Arrestanten in eine zuckende Bewegung.

Im Gefängnisse kam er unter lehrreiche Gesellschaft. Es waren Spitzbuben darunter, die die Schule der Einbrüche mit Glanz durchgemacht. Sie hielten Prüfungen unter einander ab und überboten Einer den Andern an Kenntnissen. Eine saubere Clique war das und junge Anfänger konnten ihr Talent unter ihr erweitern. Wenn die erwähnten Prüfungen stattfanden, wurden die Spinnräder bei Seite geschoben und in andächtiger Stille saßen die Hörer im Kreise herum.

Der neue Gast sprach nie. In einem Winkel hatte er sein Quartier aufgeschlagen und von hier aus betrachtete er die plaudernden Gruppen. Darin lag sein Genuß, seine Unterhaltung, und wenn ihn ein roher Bursche bei den Schultern faßte und ihn aus seiner scheinbaren Erstarrung zu wecken suchte, zu wecken mit den Worten: „He, Bruder, wache auf!“ erwiderte er: „Ich bin Dein Bruder nicht!“ und blieb stumm wie zuvor.

Ein merkwürdiger Geselle war er. Als er seine Strafe abgesessen, sagte Vidocq zu ihm: „Gehe hin und bessere Dich, Alter!“ Er kehrte ihm den Rücken und erfaßte die Kerkerthüre.

„Wo willst Du hin?“ fragte Vidocq erstaunt.

„Wieder in das Gefängniß zurück!“ — erhielt er zur Antwort. „Denn, was Ihr Besserung nennt, heißt nur, ich soll mich an die Kette jenes großen Bagno hängen, das ihr Staat nennt. Besserung in Eurem Sinne heißt, Unterthan werden und seiner Bürgerpflicht genügen, d. h. zuerst für den Regenten, dann für die Beamten und zuletzt für sich selbst sorgen. Ha, die Natur kennt solche verkehrte Wirthschaft nicht. Wer will König sein, sei es auf seine eigene Faust und nicht auf Kosten Anderer. Meine erste Sorge betrifft mich selbst und wenn diese mir noch erlaubt, an Sorgen Anderer zu denken, so gelte dies meinem Nächsten; mein Nächster ist aber mein König nicht, sondern mein Vater, meine Mutter, mein Weib, meine Kinder. Durch das Binden an einen Staat gewinn' ich allerdings gewisse Rechte, aber diese Rechte, wurzeln doch nur im Bezahlen, im Entrichten von Abgaben. Der Staat nimmt, aber gibt nichts, der Staat consumirt, aber producirt nichts. Er ist der grelle Gegensatz der Natur. Wenn uns Jemand zu der Schande, sich von Andern ernähren zu lassen, verleitet, so ist es der Staat, und wenn uns Jemand zur Selbstthätigkeit antreibt, so ist es die Natur. Sie ist das wahre Muster der Einfachheit und der Staat das wahre Muster der complicirtesten, durch Kosten und Mühe hergestellten Maschinerie, die von Menschen-Händen zusammengehalten wird und der wir Respekt erweisen sollen! Ha ha, Respekt!“

„Mensch, Du bist zu Allem fähig, zu Raub und Mord“, entgegnete Vidocq.

Lächelnd erwiderte der Andere: „Wenn ich einen Mord begehen wollte, so thät ich nur dasselbe, was der Staat bei jedem Kriege thut. Es gibt privilegirte Morde, die nach Euren Begriffen nicht strafbar sind, es gibt Morde, bei denen man den Mörder kennt, aber ihn nicht zu greifen wagt. Mißtrauen und Zurücksetzung, Neid und Gewinnsucht können morden, können das Opfer einen qualvollen Tod sterben lassen und das Auge des Gesetzes sieht der Scene zu. Wahrlich, beleuchtet, Mächtige, solche Dinge nicht, es kommen schaurige Bilder an's Licht und Eure Einrichtungen sind nicht im Stande, sie zu verwischen. — — Allerdings, in der Natur kommt das Recht des Stärkeren vor und das Kleine wird von dem Großen aufgefressen, aber das sind nur die Leiber, die sich vernichten, es stirbt keine Seele mit ihnen. Laßt sie zu Haufen vernichten, sie erzeugen sich wieder: was aber beim Menschen untergegangen, kommt nie wieder an seine Stelle zurück. Menschen sterben ohne Ersatz. — Jeder ist eine Eigenthümlichkeit, ein Wesen für sich, Niemand kann wissen, was sich aus ihm gestaltet, das Schicksal kann seinem Character eine Richtung geben, die Vergangenheit kann auf seine Zukunft schließen lassen, aber wer ist Bürge für die Richtigkeit der Schlüsse? Einen Mörder zur Schlachtbank führen, mag strafgesetzlich richtig sein, aber durch den Tod schneidet ihm das Gesetz jegliches Besserwerden ab. Es erfüllt nur die Strafe der Vergeltung, es schafft sich ein gefährliches Subject vom Halse; solche Rechtübung kann aber jeder, der Schwert und Büchse hat, vollführen. Wo sind die Grenzen zwischen erlaubt und unerlaubt? Der Staat will allerdings mehr Recht haben, als das Individuum, vom Standpunkt der Natur hat der Staat aber gar kein Recht, da er ein wesenloses Ding ist, das weder aus der Natur entstanden, noch durch göttliche Vollmacht vom Himmel gekommen, — es existirt, das ist wahr, aber nur mit Einwilligung der Menschen. Ein Ruck, ein Stoß und er ist nicht mehr.“

Sprachlos stand der vielerfahrene Polizeichef da.

„Kommt das aus Deinem Kopfe?“ fragte er.

„Aus meinem Kopfe!“ antwortete der Angeredete

mit stolzer Nackenbewegung, „und Ihr verlangt, ich soll diesen Kopf dem Staate unter seine Maschinenräder legen? Ich soll unter der Devise: ein ordentlicher Mensch werden, mich ganz nach seinem Willen richten? Nein, nein, wenn ich Jemand gehorche, so ist's mein eigener Wille, dem ich gehorche. Ihr mögt mich tausendmal ins Gefängniß stecken, die Wirkung ist eine wenig seelenheilfördernde. Wer in Eure Strafanstalten nicht mit guten Vorsätzen hineinkommt, er lernt sie darinnen nimmermehr. In Euren Strafanstalten kann der letzte Rest von Ehrgefühl durch Wärterbehandlung und Gefangenenumgang verloren gehen. Offen gestanden, Herr Commissar, Eure Strafgesetze bessern Nichts, erlösen nicht von dem Uebel, sondern bringen nur durch criminelle Experimente eine erschreckende Wirkung auf verstockte Gemüther hervor; sobald die Angst vorüber, tritt der alte Zustand wieder ein."

Mit diesen Worten verließ der dunkeln Herkunft kühner Sohn, das Polizei-Bureau.

Vidocq hatte später nie etwas Näheres über diesen Menschen erfahren können. „Aber wie ein drohendes Gespenst steht er heut vor meiner Seele", schrieb er am 3. Dezember 1852 einem belgischen Freunde, „seitdem wir wieder einmal einen 18. Brumaire gehabt."

Otto Spielberg.

Monaco.

Auf einem Felsen am Meere, zwischen Nizza und Mentone, ist bekanntlich die Residenz des Fürsten von Monaco. Karl III. herrscht über 8000 Unterthanen, welche er — wie an den Thoren von Monaco zu lesen ist — ganz kürzlich durch Befreiung von Grund-, Mobilien- und Patentsteuer noch glücklicher zu machen bemüht war, als sie es bereits sind. Das Hazardspiel in Monaco bringt nämlich sehr große Summen ein, und der Erlaß der genannten Steuern ist also kein Opfer für den ohnedies schon sehr reichen Regenten von Monaco, sein erster Minister, sein Generaldirector, Generalsecretär (oder wie die Titulanten sonst lauten) sind angewiesen, die neuesten Segnungen bekannt zu machen. Der Anschlag an den Thüren der Spielbank hat aber in der That etwas Naives. Im Uebrigen erheben sich in der Gegend von Monaco Neubauten oder vielmehr Paläste und Villen, eine schöner und luxuriöser als die andere; die Bodenpreise haben sich in wenigen Jahren um das Zehnfache vermehrt: die Gartenanlagen um die Spielbank und um das luxuriöse (fabelhaft theuere) „Hôtel de Paris" herum sind wunderschön, die Vegetation ist überaus reich und das Klima unvergleichlich milde. Einen herrlichen Anblick gewähren die Gruppen von niedrigen und hohen stattlichen Palmenbäumen, welche in Menge dem palmreichen Bordighera entnommen und hierher verpflanzt wurden. Die Eisenbahn führt aus Nizza täglich viermal viele Hunderte nach Monaco, und auf der herrlichen Straße, die von Mentone unterhalb Roccabronna in der Nähe des Meeres dahin führt, ist der Verkehr während der Saison nicht weniger lebhaft. Was Baden-Baden im Sommer ist, das sind Nizza, Monaco und Mentone im Winter. Fürst Karl III. von Monaco weilt gegenwärtig auf seiner reizenden Felsenresidenz, sein Brustbild (es hat einige Aehnlichkeit mit dem Könige Victor Emanuel) ist, für Jedermann sichtbar, auf hohem Postamente vor dem Schlosse aufgepflanzt; weniger sichtbar ist aber Serenissimus selbst, die Schloßwache, im Kostüm der alten Nachtwächter, weist mit stolzem, despotischen „Non" und „Rien" Jeden zurück, der einige Gelüste auf die Besichtigung der sehr luxuriös eingerichteten Residenz oder des Schloßgartens kundgeben sollte. Dagegen sind die cactus- und aloëreichen Spaziergänge an der schroff ins Meer abfallenden Südseite Monacos dem Publikum geöffnet. In der alterthümlichen Kirche ruhen die Ahnherren des Regenten: dieser aber selbst geruht, wenn er die Kirche besucht, einen rothen, goldgestickten, mit reichem Thronhimmel verzierten Sessel neben der Kanzel einzunehmen. Paß- Thor- und Zollquälereien finden bei dem Ein- und Austritte in Monaco bis zur Stunde nicht statt, doch hat die hohe Polizei des Regenten ein sehr wachsames Auge auf Diejenigen, welche der Spielbank opfern. Opfer dieser Spielbank sind diesen Winter schon mehrere aufzuzählen. Einen feenhaften Anblick gewährt Abends auf den Höhen von Turbia und Roccabrunna das reich in unzähligen großen und kleinen Gasflammen strahlende Gebiet der Spielhölle; es scheint wie eine schwarzgrüne Wiese im Meere; welche von tausend und abermaltausend Leuchtkäfern überfäet ist; diese Leuchtkäfer überwacht und überstrahlt dann wieder der Leuchtthurm von Villafranca, der sein Licht bald gegen Süden, bald gegen Osten oder Westen ins Meer hinausschleudert. In Monaco, Nizza und an beiden Rivieren ist der Frühling angelangt, und die sonnigen Flächen zwischen den Oliven-, Limonen-, Orangen- und Palmengärten bieten eine reiche, duftende Flora dar.

Adel und Anadel in Preußen.

Die Breslauer Morg.-Zeitung schreibt: „Schlesien hat mehrere interessante Beispiele geliefert, welche die Absurdidät der noch gültigen Vorschriften über das Ehehinderniß wegen Ungleichheit des Standes recht grell hervorheben. Vor ungefähr 35 Jahren trieb in einem Gebirgskreise ein Herr v. D. das Geschäft eines Hausirers, machte auf seinen Gängen durch die Dörfer die Bekanntschaft einer begüterten Bauerstochter, verlobte sich mit Bewilligung ihres Vormundes mit derselben, bestellte das Aufgebot und bereitete sich zur Hochzeit vor, als er von dem betreffenden Geistlichen die Mittheilung erhielt, die Trauung könne nicht eher vollzogen werden, als bis er entweder die Verzichtleistung auf den ihm anhaftenden Adel, oder die königliche Erlaubniß zur Schließung

einer Mißheirath beigebracht habe. Der adelige Bräutigam entschloß sich zur Einreichung des verlangten Gesuches und erhielt nach Verlauf von etwa sechs Monaten, den kurzen Bescheid, dasselbe sei nicht bewilligt worden. Der verunglückte Bräutigam legte sich aufs Trinken und starb ohne Einspruch seiner Verwandten im Armenhause; die Bauerntochter heirathete aber einen angesehenen Techniker, wurde Wittwe, schloß darauf, zu den Honoratioren der Kreisstadt gehörend, zum zweitenmale ein Ehebündniß mit einem pensionirten Major v. ** und hat als Frau v. **, die Freude, die Mutter zweier Offiziere zu sein. — Einem Schuhmacher von N. erging es ungefähr um dieselbe Zeit nicht besser, obgleich er geltend machte, daß seine Braut eine verwittwete Fleischermeisterin, ihm im Range jedenfalls gleichstehe und zur Erweiterung seines Geschäftes ein sehr hübsches Vermögen zuzubringen verspreche. Es wurde ihm erwidert, es handle sich um die Gleichheit nicht des durch eigene, sondern ohne eigene Thätigkeit erworbenen Rangs, d. h. um die Ebenbürtigkeit, und das Gesuch um Dispensation sei um so mißfälliger aufgenommen worden, als sich in demselben eine Verleugnung jeder noblen Gesinnung kundgebe. Unähnlich dem adeligen Hausirer, welcher sich todt trank, entschloß sich der adelige Schuster, nach dem abschläglichen Bescheid kurz und gut zum Verzicht auf seinen Adel, heirathete als Bürgerlicher die Fleischerwittwe und erwarb sich 1849 bis 1851 als Rathsherr und Wahlmann so hervorragende Verdienste um das Manteuffel'sche Regiment, daß er mit der Rückgewährung des von ihm aufgehobenen „von" belohnt wurde. Erst im vorigen Jahr kam in unserer eigenen Druckerei der Fall vor, daß ein adeliger Setzer mit seiner bürgerlichen Braut erst nach Einholung der königlichen Genehmigung getraut wurde, während ein zum niederen Bürgerstande gehörender Vater einer Tochter, welche einen Edelmann von untadelhaftestem Geblüt und Enkel zahlreicher Ahnen zu ehelichen wünschte, die Weitläufigkeiten durch den Eintritt oder Einkauf in eine exclusive Kaufmanns-Corporation vermied. Dadurch war er wie im Handumdrehen in den höheren Bürgerstand avancirt; die Hochzeit fand statt, der Vater starb, das Ehepaar verthat das langsam durch Handwerksarbeit verdiente Geld in schnellster Zeit und der Herr Gemahl füllt augenblicklich die Stelle eines Privatschreibers aus. Ob die Frau Gemahlin Wäsche oder Treppen wäscht, ist ungewiß, aber adelig sind Beide geblieben."

Feuilleton.

* Ein junger Amerikaner, welcher in Berlin studirte, stand in einem Pistolenduell auf der Mensur. Er hatte den ersten Schuß und fehlte.

Der Gegner schlug an.

Halt! schrie der Amerikaner. Was verlangen Sie für Ihre Berechtigung, auf mich zu schießen? Lassen Sie uns einen Handel machen.

Der Gegner, ein flotter aber ebenso armer Bursche, stutzt zwar, dann aber rief er: Wie hoch taxiren Sie den Schuß in meinem Pistol?

Fünfhundert Thaler!

Possen. Und der Gegner erhob ruhig seine Waffe.

Sechshundert Thaler!

Ihr Leben ist für Sie viel mehr werth ....

Tausend Thaler ...

Und ein brilliantes Frühstück?

Topp! Der Schuß ward in die Luft gefeuert und die Zahlung sammt dem Frühstück erfolgte.

* Was es alles für Zungen giebt:

Böse Zungen, im Theater;

Saure Zungen, bei verschiedenen Restaurateuren;

Geräucherte Zungen, bei verschiedenen Metzgern;

Belegte Zungen, in den Hospitälern;

Falsche Zungen, bei verschiedenen Wagschaalen:

Polnische Zungen Sauce über Bärenschinken und

Doppelte Zungen — bei den meisten Menschen.

* Preußische Fortschritte.

Den Zeitungsnachrichten zu Folge sind in Hannover, gegen den Willen ihrer Eltern bereits 15000 Preußen geboren worden.

* Frauen-Staat.

Frau: „Das lobe ich mir, daß die Frauen in England das Wahlrecht beanspruchen. Ihr Männer wollt uns aber auch nirgends zur Geltung kommen lassen, und müßt doch zugestehen, daß auch wir etwas vom Staate verstehen." — Mann: „Ja wohl, mein Kind, man braucht nur die am Neujahr einlaufenden Rechnungen vom Kaufmann, Schneider, der Marchande de modes, der Putzmacherin ꝛc. anzusehen."

* Aller guten Dinge sind drei.

Gast: „Ei, Herr Wirth, Sie bringen ja meinem Freunde drei Schnäpse auf einmal?" — Wirth: „Ja der Herr Verwalter trinkt immer vor dem Schnaps einen Schnaps und nach dem Schnaps wieder einen Schnaps!"

* **Preisliche Charade.**

Vielfältig leuchten meiner Ersten Strahlen,
Bald sieht man Schmerz, bald Freude d'rin sich malen,
Wie's vorschriftsmäßig unser Herz dictirt.
Wenn sich des Tag's Geräusch im Abendlicht verliert,
Bedeckt das Ganze meine Ersten leise
Oft bei der Dritten zauberischer Weise.

Auflösung der Charade in Nro. 11:
Wieland.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 13. Sonntag, den 28. März 1869.

N. Geschichte des Kaiserslauterer Carnevals.

Der Preis eines ächt karnevalistischen Lebens, ganz in der Weise der allberühmten Städte am Rhein, gebührt unbestritten der Stadt Kaiserslautern. Seit Ende der dreißiger Jahre fanden sich hier alle guten und launigen Geister vereint, den Karneval zu einem wirklich großartigen Volksfeste zu stempeln. Denn nicht blos sprudelnder Witz und neckischer Scherz thaten sich besonders hervor, sondern es belebte auch ein organischer, sinnvoller Plan die ganze bunte Erscheinung. Es gab da eine wirkliche Karnevalszeit. Schon mit Neujahr ward die Vorbereitung begonnen. Ein „Komm-Idee" stand an der Spitze; wer gescheidt sein wollte, mußte ein Narr sein, als solcher erhielt er Narrenkappe und Orden. Alt und Jung, Freund und Feind boten sich helfend die Hand um den Ruhm der guten „Narrenstadt Lautern," der Leibresidenz, weit über die Grenzen zu tragen. Endlich kam der ersehnte Tag.

Mit der frühesten Morgenstunde hatten die Wächter auf den Zinnen die allbezaubernde Herrschaft Karnevals I., des Königs der Freude, angeläutet. Durch die Gassen und Gäßchen der Stadt ein buntes Gewimmel. Die Häuser können die fremden Gäste nicht fassen. Um Mittag setzt sich der Zug in Bewegung, wir sahen König Karnevals Einzug und Krönung. Welch ein zahlreiches Gefolge: alles pfälzische Volk, die aus dem Westrich und die aus der Ostpfalz, jedes ist seiner eigenen Tracht ist im Zuge vertreten, dazu alle Sorten ausländischer Narren; dann eine Reihe fremder Gesandten in prachtvollen Karossen, um Theil zu nehmen an der großen Huldigung. Die Kostüme sind ebenso geschmackvoll als glänzend. Ein Musikchor spielt seine rauschenden Fanfaren. Aus den Fenstern wehen weiße Tücher zum Gruße, Blumensträuße aus zarten Händen werden von Seiner närrischen Majestät allerhuldvollst mit Bonbons erwiedert. Alles schwelgt in wonniger Thorheit. Inzwischen naht sich der Abend und der Zug bewegt sich langsam hinaus vor die Stadt zur hanswurstlichen Hofbühne. Hier beginnt das dramatisch-Festspiel, welches von einem ausgesuchten Fastnachtstalente (Fr. A. Karcher †) eigens gedichtet, mit der Idee des Festzuges im innigsten Einklang steht. Theilnehmer des Zuges übernehmen Rollen. Die Kehrseiten der Zeit werden gegeißelt, an örtlichen Anspielungen fehlt es nicht; wenn diese auch scharf, so sind sie doch immer gemüthvoll genug, so daß der Betroffene aus Herzenslust mitlachen muß.

So etwa war der noch bescheidene Anfang. Allein mit jedem folgenden Jahre ward die einmal festgehaltene Idee weiter entwickelt und reicher gestaltet. Nun kam „Karnevals Hochzeit mit Prinzessin Lutrina," der Wassernixe der Lauter. Hochzeitsgäste erschienen aus allen Theilen der Erde, selbst aus dem Monde; das Wunder und Wahrzeichen der guten Stadt, der große Hecht des Kaiserwooges wird in natürlicher Größe mit im Zuge geführt; selbst Barbarossa ist dem Kaiserberge entstiegen, begleitet den Zug mit prachtvollem Gefpanne und ist im Festspiele betheiligt. Der Westricher, die allezeit stehende Charakterfigur, macht hier den Kuppler.

Das folgende Jahr mußte natürlich die „Kindertaufe" kommen. Zu Gevatter standen für seine karnevalistische Hoheit des Prinzen der Westricher und seine Kathrine. War das ein launiger, herzerheiternder Festschmaus; die alte Welt, das Schnapphahnenland, die Kaffern von draußen, alle Winkel der Pfalz waren dabei vertreten.

Von Jahr zu Jahr hatte sich der Festzug zusehends gehoben an Umfang, wie an äußerer Pracht. Unter andern großartigen Schaustücken erschien auch „Das Heidelberger Faßchen" in leibhaftiger Größe; Studenten von dort, „extra" gekommen, hielten darin ihren Kommers.

So hatte sich die Aufgabe immer bedeutungsvoller, immer schöner entfaltet, die Betheiligung des Volkes war im Wachsen. Doch wie alles Schöne vergänglich — die politische Bewegung von 1848 unterbrach den gedeihlichen Fortgang. Die Stimmung der nächsten Jahre war blaß und gedrückt. Wohl nahm die Sache noch mehrmals selbst einen erhöhten, doch schon bedächtigen Aufschwung. Nur eines war als Erinnerungszeichen geblieben; der sogenannte „Gelbe Zettel" der, mit großer Spannung erwartet und zugleich gefürchtet, alljährlich erscheint. Ein Ausbund der witzigsten Leute hat nämlich während des Jahres Wache zu halten über alles Interessante von komischen Vorfällen, Thorheiten und moralischen inhumanen Vergehen. Gewöhnlich wird das Geeignete in der redaktionellen Form eines Theaterzettels, eines Zwiegespräches, Briefes, oder einer Annonce mit verblümter, jedoch errathbarer Bezeichnung untergebracht.

So vertritt dieses literarische Sittengericht in Gestalt eines unschuldigen Zettels das Haberfeldtreiben des oberbayerischen Gebirges.

Nach langer Pause trat der Karneval im Jahre 1869 mit neuem Humor und neuem Muthe wieder aus seiner Zurückgezogenheit heraus an das offene Tageslicht. Da derselbe noch zu frisch im Gedächtnisse ist und voraussichtlich ziemlich im Gedächtnisse

bleiben wird, kann die Erwähnung dessen jedenfalls sinniger, humoristischer und strafender Wirksamkeit umgangen werden.

Wenn auch die Leiter des Vereins, resp. der Redakteur des in „Kladderadatsch“ umgetauften „gelben Zettels“, wegen mehrerer Artikel zu einer Geldstrafe verurtheilt wurden, so steht der Verein, sowie die Bestraften dennoch fest in der Achtung des Publikums. Zudem hat der Verein (und zwar nicht blos der diesjährige, sondern auch alle vorangehenden). Das für sich, daß von einem Kreise bayerischer Gelehrten unter Mitarbeitung des verstorbenen Königs Maximilian II. deren „Gelbe Zettel“, somit auch der Kladderadatsch als literarisches Sittengericht bezeichnet, und somit stillschweigend als solches anerkannt wurde. Demnach ist der Verein nicht Derjenige, der sich erkühnt hat, sich als Sittenrichter aufzuwerfen, sondern er ist Derjenige welcher von einem, ihm historisch zuerkannten, und von dieser Seite niemals bestrittenen Rechte Gebrauch gemacht hat.

* Oster-Betrachtungen.

Das Fest der Ostern sendet alljährlich liebliche, oder hier und da auch komische Erscheinungen voraus, gleichsam Quartiermacher, die wir mit großem Vergnügen kommen sehen, welche Eindruck Quartiermacher sonst nicht zu machen pflegen. Das zierliche Geschlecht der Confirmanden erscheint in feierlichem Aufzuge öffentlich und giebt selbst den vom Rennen nach Brod ungemüthlichsten Straßen für wenige Augenblicke ein ungewöhnlich unschuldiges Aussehen. Den bedeutendsten Antheil an diesem Wunder dürften sich die jungen Mädchen zuschreiben, deren Gestalt und Aussehen durch die Festkleider und die auf ihren frischen Gesichtchen liegende Feierlichkeit um so reizender werden. Einem jungen Mädchen sieht man wohl die Befangenheit dieses wichtigen Tages an, aber diese läßt sie nicht linkisch, im Gegentheil um so dustiger erscheinen. Knaben, dagegen leben in ihrem Confirmanden Costüm, dasselbe möge nun dem ersten Herrengardercben-Arsenal, entnommen, oder aus einem freudig pensionirten Oberrock des Papas entstanden sein, immer unbeholfen, wie angekleidete Wachsfiguren aus und machen durchweg einen komischen Eindruck, wie jene Zwerge, welche eine Zeit lang auf unseren Bühnen in Männerrollen ihr Wesen getrieben haben. Knaben sieht man an, daß sie neue Röcke und Mützen tragen, sie finden sich nicht darin zurecht, wie Gartenschnecken, denen man ihr Alltagshäuschen genommen und zwischen 2 Austerschalen gesteckt hat. Und hätte sich der Schneider auch übermenschliche Mühe gegeben, unseren Buben das Confirmations-Habit recht kunstreich anzupassen, sie werden immer fremd darin aussehen und ein drolliges Mittelding zwischen Knaben und Jüngling vorstellen, welches vor Allem keinen feierlichen Eindruck zu machen im Stande ist.

So große Freude nun auch die Ostern als liebliche Frühlingsboten machen mögen, sie sind doch abermals mit jenen fürchterlichen Bodenverhältnissen der Stadt und Umgegend nicht verschont geblieben, welche speciell in diesem Frühjahr den Wunsch nach Einführung von Stelzen an Stelle der Velocipedes wachrufen. Unsere Stadt war lange Zeit von einem Sumpfgürtel umgeben, der ruhig der erstarrenden Kälte oder dörrenden Hitze überlassen wird, wenn er sich eine Pause in seiner bodenlosen Existenz gönnen will. Der innere Stadttheil sich dieser wenig fruchtbare Milchlamm in der freigebigsten Weise mit, und manche Straßen gleichen dem nicht rothen, sondern grauen Meer, in dem Moment des Durchzugs der jüdischen Streitkräfte, der in der nächsten Woche abermals durch ein Jahresfest begangen wird. Halbwegs trockenen Fußes schreitet man nämlich auf den zwei Mann breiten Steinen des Nicht-Trottoirs durch zwei Schichten Urmorast, froh, daß keine breitausgelegte Dame von unserer unerschütterlichen Höflichkeit einen Sprung über den Abgrund der Gosse heischt. Ein gellender Schmerzensschrei dringt aber durch das Sprachrohr der Omnibusführer in die Raunende Stadt. Wir hören die Beschreibung eines im Schlamme der Fabrikstraße steckengebliebenen Wagens mit 20 Ctr. Waaren und 4 vorgespannten Pferden. Eins der Pferde sinkt bis an den Hals in den klassischen Boden, und roßfreundliche Leidtragende müssen den Kopf des armen Thieres wie das Lockenhaupt einer schmelzenden Braut aufrichten, damit dem grollenden Gott des dortigen Ur-Breis das kläglich wiehernde Opfer entrissen werden kann. Man glaubt, ein Kapitel der Wunder der Vorwelt zu lesen, aus der Zeit, als Wasser und Land noch nicht gerichtlich geschieden waren und das Megatherium und der Plesiosaurus sich vergeblich nach dem Hereinbrechen der Cultur sehnten. Nicht minder schauerlich schön sind die Zustände von der Kerstgasse nach der Eisenbahn. Hierher ist bei leidlich feuchtem Lenzesweiter der Begriff der wohlthätigen Erfindung des Master John London Mac Adam noch nicht gedrungen. Um aber das Theater zu erreichen, hat man alle Anstrengungen einer in hiesiger Gegend durchaus neuen Springprozession durchzumachen, oder wahre Circusgymnastik zu treiben, welche sonst nur zur Jahrmarktzeit gehsyrt zu werden pflegt. So gewahrt der Bremerhof bis zum Eintritt der Staubperiode nur solchen Fußgängern eine Freude, welche sich daselbst eine muntere Nachtruhe bei der wackeren Mutter Grün ausbitten, denn der Zustand des Bodens schreckt auch den nicht beritteuen Bürger in die etwas festeren Straßen der Stadt.

So hat der Frühling auch seine Bitterkeiten, gegen die wir in dem eben erscheinenden Extrablatt des Ritters Johann Hoff keine Mittel finden, obschon sich dasselbe an die Kranken der Frühlingszeit, auch an diejenigen, welche die Wiederkehr ihrer Gesundheit nicht mehr erwarten, richtet. Ach, gegen das verheerende Sumpffieber hilft kein Malzfabrikat, kon-

dern nur ein Pflaster das aus Steinen zusammengesetzt ist!" Jüngst ward in Berlin mit großer Heftigkeit der Krieg gegen das Capitel und gegen die Rinderpest geführt, und das Duell zwischen den beiden Grafen Bismarck und Schwerin mit dem Refrain „Gewalt geht vor Recht" hat auch nicht sonderlich zur Fröhlichkeit beigetragen; doch lassen wir die Politik.

Mit der hereinströmenden Sonnenwärme des Frühlings, welche die Furcht vor weißen Ostern fast vollständig verscheucht hat, nimmt auch die Physiognomie der Stadt einen freundlicheren Ausdruck an. Die Epidemie der Concerte mildert sich allmälig, und fordert sie auch noch dort und hier ein Opfer, so ist doch die Besorgniß gänzlich verschwunden, daß sie vor dem nächsten Herbst wieder in solcher Heftigkeit auftrete. In den Schaufenstern der Garderobengeschäft zeigen sich schüchtern zwar, die ersten Sommerpaletots, und wenn auch die Biergärten noch nicht daran denken können, sich aus ihrem Winterschlaf aufzurütteln, so empfindet doch der Mensch bereits ein starkes Bedürfniß, Feuerungsmaterial zu sparen und aus offenen Fenstern zu gucken, Unternehmungen welche freilich immer noch mit Schnupfen bestraft werden, doch aber in Bälde zu radikalereu Sommerunterhaltungen ausarten.

Vor der Zerstreuung, welche Viele in dem Plaudern über „Carnevalsbelustigen" finden, warnt eine Mittheilung der Redaktion des Kladderadatsch, — aber dieselbe mahnt doch zur Vorsicht.

Wir glauben mit unseren „Ostern-Betrachtungen" nicht allein dem Verschönerungsverein, sondern auch sonst allen „extravaganten" Richtungen Rechnung getragen zu haben und werden darum dieses mal sicher besser daran sein als: „Der Mann, der Bub und der Esel."

* Eine Hinrichtung auf See.

Im Jahre 1847, während des merikanischen Krieges, lag ein amerikanisches Geschwader vor Vera Cruz, mit dessen Einnahme die Amerikaner den kostspieligen Krieg zu beenden hofften. Zu dem Geschwader gehörte auch die Fregatte „Constitution", auf der ein junger Hamburger diente, mit dem ich später eine Seereise machte. Er erzählte mir die nachstehende tragische Begebenheit, deren Schauplatz die Fregatte zu jener Zeit wurde.

Unter der Besatzung des Schiffes, die aus allen möglichen Nationen zusammengewürfelt war, befand sich ein Matrose, Namens Tom Kitt, ein Irländer von Geburt. Sein angenehmes Wesen, sowie sein ruhiger, ordentlicher Charakter, wodurch er sich vor vielen seiner Landsleute ehrenvoll auszeichnete, machten ihn sowohl bei der Mannschaft als bei den Offizieren beliebt, und äußerdem galt er für einen der tüchtigsten Seeleute an Bord.

Nur ein Lieutenant, Mr. Johns, schien die allgemeine Meinung über Tom nicht zu theilen, sondern im Gegentheil eine persönliche Abneigung gegen ihn zu hegen. Worauf sich diese gründete, war sowohl Tom als der gesammten Mannschaft ein Räthsel. Bei der geringsten Veranlassung überhäufte der Lieutenant den Matrosen mit Schmähungen und harten Vorwürfen, ohne daß letzterer sich dagegen auflehnte, obwohl er nach den amerikanischen Gesetzen das Recht zum Klagen hatte. Als er jedoch eines Tages wiederum wegen eines geringen Versehens von seinem Verfolger „du irischer Hund" geschimpft wurde, da schwoll ihm das Herz von beleidigtem Stolze, und mit Thränen verhaltener Wuth schwor er vor seinen Kameraden, Rache zu nehmen an demjenigen, der es je wieder wagen würde, ihn wegen seines Geburtslandes zu verhöhnen.

Auch Lieutenant Johns kam dieser Schwur zu Ohren. Anstatt jedoch gewarnt zu werden, suchte er erst recht Gelegenheit, den armen Tom zu quälen. Sie fand sich leider bald.

An Bord des Kriegsschiffes, wo die größte Reinlichkeit oberstes Gesetz ist, darf Niemand auf das Verdeck spucken, und um die Ausführung dieses Gebotes zu erleichtern, befindet sich bei jeder Kanone ein Spucknapf. Tom saß einige Tage später Mittschiffs auf dem Deck bei einer Arbeit, während Lieutenant Johns die Wache hatte. Er kaute Tabak, verschluckte sich und war gezwungen, auf das Deck zu spucken, ehe er die nächste Kanone zu erreichen vermochte. Unglücklicher Weise sah dies Johns und, ohne auf die Entschuldigung des Matrosen zu achten, belegte er ihn mit den ärgsten Schmähungen, die abermals mit „du irischer Hund" beschlossen wurden.

Bis dahin hatte Tom ruhig gestanden, kaum war das letzte Wort dem Munde des Leutenants entschlüpft, als ein furchtbarer Wechsel in seinem Gesichte vorging. Die frische blühende Farbe schwand von den Wangen und machte einer Leichenblässe Platz; seine schönen dunklen Augen funkelten in unheimlicher Gluth; die sonst so ruhigen Züge verzerrten sich krampfhaft und der schreckende Ausdruck des Miensspiels verrieth, daß die Verwunnt der Leidenschaft gewichen war. Mechanisch hob er die Hand gegen seinen Peiniger und im selben Augenblicke lag der Lieutenant durch einen Schlag in das Gesicht zu Boden geschmettert auf dem Verdecke. Tom hatte seinen Schwur gehalten, er hatte sich gerächt.

Bewegungslos blieb er stehen: allmälich kehrte das Blut auf seine Wangen zurück und die gewohnte Ruhe sprach sich wieder im Gesichte aus. Willig, ohne ein Wort zu äußern, ließ er sich vom Profos die Handschellen anlegen und hinunterführen, auf das schmerzlichste bedauert von allen Kameraden, diesem Loos voranlagen. Auf dem thätlichen Angriffe gegen einen Vorgesetzten steht der Tod; am Morgen desselben Tages waren die Kriegsartikel verlesen worden.

Vergebens suchten die Mitoffiziere des Lieutenants Johns — es sei ihnen zur Ehre gesagt — diesen

zu bewegen: vergebens legte die gesammte Mannschaft die dringendste Fürbitte für ihren armen Kameraden ein. Das Herz des Lieutenants ließ sich nicht erweichen; er hätte seinen Abschied nehmen müssen und lieber opferte er ein Menschenleben.

Die Untersuchung begann. Sie bot keinerlei Verwickelungen und war bald reif zum Spruche. Das Urtheil lautete auf Tod durch den Strang, wie es an Bord üblich ist.

Tom hörte dasselbe mit vollkommener Ruhe verlesen, nur eine Todtenblässe deckte seine Züge. Am andern Mittage sollte das Urtheil vollstreckt werden.

Der verhängnißvolle Morgen brach an. Ein düsteres Schweigen herrschte an Bord der „Constitution“ und kaum hörte man ein leises Geflüster. Ueber der Kanone, welche sich an Backbord gerade unter der Fockraa befindet, wurde vom Zimmermann eine hölzerne Plattform angebracht, zu der einige Stufen hinaufführten, und das Geschütz selbst geladen. Ein Tau, an dessen einem Ende vier 68pfündige Kugeln befestigt waren, wurde über Rollen in der Mitte und am Ende der Raa und wieder nach dem Deck geleitet. Man holte es dann soweit durch, bis die Kugeln vor die Rolle in der Mitte der Raa kamen, machte eine Schlinge hinein und befestigte es mit einem dünnen Tau, welches quer über die Mündung der Kanone fuhr.

Das waren die Vorbereitungen zu dem Trauerspiele, das um Mittag vor sich gehen sollte.

Immer höher stieg die Sonne am Himmel, immer näher rückte die Stunde der Execution. Der schrillende Ton der Bootmannspfeifen und das Commando: „Alle Mann zur Exekution“ rief die Besatzung auf das Verdeck. Lautlos stellten sich die einzelnen Divisionen an der Steuerbordseite auf. Auch die Offiziere versammelten sich, aber scheu wichen alle vor Lieutenant Johns zurück. Er stand allein, um sein Opfer sterben zu sehen.

Noch fünf Minuten fehlten an Mittag; der Delinquent wurde an Deck gebracht und bestieg die Plattform. Ein peinlicher Augenblick begann. Tom bat darum, einige Worte reden zu dürfen und es wurde ihm gewährt:

„Kameraden“, sprach er, „ich habe den Tod verdient nach der Strenge des Gesetzes. Ich sage Euch meinen innigen Dank für die Liebe, mit der Ihr Euch für mich verwandt habt. Ich scheide ungern von der Welt, ich habe nicht geglaubt, sie auf diese Weise verlassen zu müssen. Doch ich mußte meinen Schwur halten. Lebt wohl, Kameraden, und erfüllt die letzte Bitte eines Sterbenden, erbarmt Euch meiner alten Mutter!

„Auch Sie, meine Herren Offiziere, nehmen Sie meinen Dank für das mir bewiesene Wohlwollen und für Ihr Bestreben, mich vor diesem schimpflichen Ende zu bewahren. Der Himmel wolle dafür seinen Segen auf Sie herabsenden!

„Aber Dich,“ und hiermit richteten sich seine dunkeln Augen durchbohrend auf seinen Peiniger, „aber Dich Lieutenant Johns, treffe mein Fluch. Du entehrst einen braven Seemann, Du mordest einen Sohn seiner hilflosen Mutter. Möge das Bild meiner Leiche Dich ewig verfolgen und jede Stunde Deines Lebens vergiften, bis Der dort oben Dich zur Verantwortung ruft!

Der Lieutenant stand unbewegt, aber eine fahle Blässe überzog sein Gesicht, als der Fluch über ihn ausgesprochen wurde.

In diesem Augenblicke hallten vom Commodorschiffe die Töne der Mittagsglocke herüber. Eine blutrothe Flagge, das Zeichen der Exekution, entfaltete sich am Vortop der „Constitution.“

Dem Delinquent wurde vom Profoß eine weiße Mütze über den Kopf gezogen und die Schlinge ihm um den nackten Hals gelegt.

Grabesstille herrschte auf dem Deck; der Geschützcommandeur stand mit der Schloßleine in der Hand und in fieberhafter Spannung waren aller Augen auf den Mund des Kapitäns gerichtet, der das entscheidende Commando „Feuer“ aussprechen sollte.

Noch zögerte der edle Mann — bis jetzt hatte er gehofft, vom Commodorschiffe ein Signal zur Begnadigung des armen Tom zu erhalten, aber er täuschte sich. Man befand sich im Kriege, Angesichts des Feindes und das Gesetz mußte seinen Lauf haben. Als der Zeiger der Wachuhr fünf Minuten über 12 Uhr zeigte, winkte der Kapitän dem Kanonier und donnernd rollte der Schuß über die Wogen dahin. Das die Schlinge haltende Tau wurde von der Kugel durchschnitten, die 68pfündigen Kugeln sausten hernieder und die Leiche des unglücklichen Matrosen hing unter der Raa. Eine Viertelstunde später war Tom in die dunkle Tiefe versenkt und damit jede Spur der jüngsten Vergangenheit verwischt.

Nur die Erinnerung an ihn und an seine letzte Bitte erlosch nicht; sie blieb lebendig im Herzen der Kameraden und seine alte Mutter ist durch die braven Matrosen vor aller Noth geschützt.

Im Jahre 1850 berührte eine andere amerikanische Fregatte auf einer Kreuztour auch einen deutschen Hafen. Mein Freund, der Erzähler dieser Begebenheit und ich befanden uns damals in jenem Hafen und machten einen Besuch auf dem Schiffe. Als wir das Verdeck betraten und vom wachhabenden Offizier empfangen wurden, zuckte mein Freund heftig zusammen. — Wir standen dem Lieutenant Johns gegenüber. — Er war in der Marine geblieben, doch auf der „Constitution“ hatte es ihn nicht lange gelitten. Er ließ sich versetzen, doch das Gerücht seiner That war ihm vorausgeeilt und an Bord des neuen Schiffes fand er keine bessere Behandlung als auf der „Constitution“. — Als wir ihn sahen, war er fast tiefsinnig geworden. — Seine abgezehrte Gestalt, das unstäte scheue Auge verkündeten, daß Toms Fluch ihn ereilt hatte.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 14. Sonntag, den 4. April 1869.

Die Frauenwahl des Kaisers von China.

Die Nachricht, daß der Kaiser von China sich vermählt habe, ist nicht begründet. Derselbe steht gegenwärtig erst im 13. Lebensjahre und kann, nach den in China bestehenden Gebräuchen, erst in 2 — 3 Jahren nach seiner Großjährigkeitserklärung zu einer Vermählung schreiten. Veranlassung zu dem erwähnten Gerüchte hat ohne Zweifel die in dem letzten Frühjahre stattgefundene erste Vorbereitung zur Wahl der künftigen Kaiserin gegeben. Die zu diesem Zwecke nothwendigen Veranstaltungen erfordernde zeitraubende Vorbereitungen und sind sehr compliziter Form. Die Beamten, deren Töchter bei der Wahl der Kaiserin concurriren, haben sich nämlich zu einer bestimmten Zeit nach Peking zu verfügen, was für die Bewohner der entfernteren Provinzen außerordentlich lästig und zeitraubend ist. Die Beamten welche die Bevorzugung haben, ihre Töchter dem Kaiser zur Gemahlin zu präsentiren, müssen zu den sogenannten acht Bannern oder Bannerleuten gehören. Darunter versteht man die Nachkommen derjenigen Krieger, welche an der Eroberung China's durch die Tartaren im siebzehnten Jahrhundert thätigen Antheil nahmen und sich darauf bleibend in China niederließen. Das Heer der Eroberer aber bestand theils aus eigentlichen Mandschu-Tartaren, theils aus Mongolischen Hilfstruppen und aus chinesischen Insurgenten, welche sich vor der Eroberung den Landesfeinden angeschlossen hatten und dieselben bei der Vertreibung der Minddynastie thatkräftig unterstützten. Daher zerfällt die Gesammtheit der 8 Banner wieder in drei gefonderte Abtheilungen: 1) die 8 Manschurischen oder Tartarischen Banner, kurzweg Mandschu genannt, 2) die 8 Mongolischen Banner Mengku und 3) die acht chinesischen Banner genannt Hanchün (das chinesische Heer.) Ursprünglich wurden nur diejenigen Beamtenfamilien zugelassen, deren Bannerleute dem Soldatenstande treu geblieben waren, mochten sie nun Offiziere od. gemeine Soldaten sein. Später trat eine Beschränkung dahin ein, daß nur Mandarinentöchter zugelassen wurden: bei Peckinesischen Beamten die Töchter von Mandarinen aller neun Klassen, bei auswärtigen Mandarinen nur die Töchter der ersten bis dritten und der Militärbeamten der ersten bis zweiten Rangklasse. Bei der im September vorigen Jahres stattgefundenen Vorwahl war auf Anordnung der Kaiserin die fernere Beschränkung festgesetzt worden, daß auch von den in Peking residirenden Mandarinen nur die Civilbeamten ersten bis incl. fünften und die Offiziere ersten bis incl. vierten Ranges herangezogen wurden. Der Zweck der Vorwahl war nicht, eine endgültige Wahl einer Kaiserin oder mehrerer Nebenfrauen zu treffen, noch weniger dem jungen 13jährigen Kaiser seine Gemahlin selbst zuzuführen, sondern lediglich, um eine engere Liste der Kandidatinnen festzustellen. Jede Abtheilung der acht Banner steht unter der Oberleitung eines Präfekten. Nach Maßgabe der auf den Präfekturen geführten Listen über Geburten und Todesfälle innerhalb der Banner, wurden nun die sämmtlichen in Betracht kommenden Familienväter in Peking, sowie in den entferntesten Provinzen und Landschaften offiziell aufgefordert, ihre Töchter, insofern dieselben in dem Alter von 12 — 16 Jahren, ständen, zur bestimmten Zeit zur Präsentation bereit zu halten, beziehungsweise nach Peking zu senden. Noch bevor die eigentliche Vorstellung stattfindet, werden dem Kaiser eine Menge länglicher Holztäfelchen überreicht, auf welchen der Name, der Rang und das Amt des Vaters, das Alter der Tochter und das Banner, zu welchem die Familie gehört, verzeichnet stehen. Am Abend vor dem zur Vorstellung bestimmten Tage setzt sich der lange Zug zweirädriger Wagen, in denen die Mädchen sitzen, unter Leitung der Präfekten und Subpräfekten durch die einzelnen Stadttheile in Bewegung. Der ganze Zug ist nach Bannern geordnet. Das gelbe, roth geränderte Manschurenbanner nimmt die erste Stelle ein. Im Halbdunkel des frühesten Morgens versammelt sich der Hof mit dem Kaiser, den vermittweten Kaiserinnen und einer Anzahl Eunuchen. Vor dem Kaiser liegen die oben erwähnten Holztäfelchen. Jetzt werden zunächst der Präfekt und der Subpräfekt des gelben, rothgeränderten Manschurenbanners gerufen. Dieselben knieen vor dem Kaiser nieder und verbleiben in dieser Stellung bis zu ihrer Entlassung. Nun nimmt der Kaiser die Holztäfelchen zur Hand, und je nachdem er einen Namen aufruft, werden die Mädchen, immer nur eine auf einmal von den Eunuchen vorgeführt. Die Mädchen knieen nicht nieder, sondern bleiben vor dem Kaiser stehen, während dieser sie in Augenschein nimmt, sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt und von dem Präfekten Erkundigungen einzieht. Gefällt das Mädchen dem Kaiser nicht, so wirft er das ihr gehörige Holztäfelchen in einen auf der Erde stehenden Korb, findet sie aber Gnade vor seinen Augen, so legt er ihr Täfelchen bei Seite, nachdem er durch Geheimzeichen mit rother Tusche ihr auf dem Täfelchen ein Zeugniß Nr. I., II. oder III. ausgestellt hat. So geht es weiter, bis alle acht Banner erledigt sind. Aus den zurückgelegten Holztäfelchen wird dann in

den folgenden Tagen auf Grund der Zeichen mit rother Tusche eine zweite, engere Wahl veranstaltet. Nach etwa 3 — 4 Tagen wird den Mädchen, auf welche die engere Wahl gefallen ist, davon Mittheilung gemacht. Die übrigen jungen Damen kehren dann in ihre Familien zurück. Die aber, auf welche die engere Wahl gefallen, müssen als Heirathscandidatinnen so lange in Peking bleiben, bis der Kaiser seine definitive Wahl getroffen hat. Bis dies geschehen, dürfen sie natürlich nicht heirathen. Die den 8 Bannern angehörigen Mädchen unterscheiden sich äußerlich von den übrigen chinesischen Damen sowohl durch kleine Abweichungen in der Tracht, als auch besonders vortheilhaft dadurch, daß sie sonst in China beliebte Verstümmelung der Füße bei ihnen gesetzlich verboten ist. Im letzten Jahre waren gegen 400 Mädchen erschienen und sechs oder sieben von denselben sind durch eine engere Wahl ausgezeichnet worden. Da indessen die Kaiserinnen-Mütter mit dem Ausfall der letztjährigen Präsentation nicht ganz zufrieden gewesen sind, so ist für dieses Jahr noch eine zweite Vorstellung in derselben Weise verfügt worden. Aus den zur engeren Wahl gestellten Mädchen wählt sich der Kaiser seiner Zeit nicht nur die Kaiserin, sondern noch mehrere Nebenfrauen. Er kann aus diesen Mädchen für die Söhne der Prinzen von Geblüt Gemahlinnen auswählen. Die Nebenfrauen des Kaisers, Fürstinnen (Pie) oder Prinzessinnen (Fe) genannt, genießen übrigens eine durchaus ehrenvolle und makellose Stellung, um so mehr, als ja die eine oder die andere nach dem Tode der Kaiserin oder bei Kinderlosigkeit derselben noch selbst Kaiserin werden kann. Nach der erfolgten Vorstellung findet alle drei Jahre in derselben Weise noch eine Wahl von Nebenfrauen statt. Wird ein Mädchen von einem Banner krank gemeldet, so muß diese Behauptung noch durch ein amtliches Attest bescheinigt werden. Viele Väter schützen fälschlich vor, ihre Töchter seien mit unheilbaren Krankheiten behaftet, wobei besonders angebliche Taubheit ein beliebter Vorwand ist, weil sich hierbei der Betrug weniger entdecken läßt. Dieses Verhalten zärtlicher Eltern ist erklärlich, da das Mädchen sobald sie als Kaiserin, Fürstin oder Prinzessin den Fuß über die Schwelle des Palastes gesetzt hat, von allem persönlichen Verkehr mit dem elterlichen Hause für immer abgeschnitten bleibt. Der Kaiser wählt sich übrigens auch seine Schwiegersöhne (Kumas) unter den Söhnen der Beamten der 8 Banner aus, ganz in derselben Form wie seine Frauen unter den Töchtern des Landes. Die Wahl der Schwiegersöhne findet schon einige Jahre vor der Verheirathung statt, wenn der junge Mann erst 13 bis 16 Jahre alt ist. Der künftige Schwiegersohn des Kaisers wird dann in der Zwischenzeit bis zur Verheirathung in der Schule des kaiserlichen Palastes erzogen und unterrichtet.

Er ist doch ein Taugenichts.

Die Verleumdung ist ein arges Uebel. Wenn man daher den guten Ruf Jemandes wiederherstellen kann, nachdem derselbe lange durch die öffentliche Meinung so zu sagen total ruinirt war, und sogar halbwüchsige Jungen ihn und seine Familie geringschätzend und niederträchtig behandelten, so ist es in der That nicht mehr als recht und billig, für den Unglücklichen in die Schranken zu treten. Man thut dies natürlich ohne alle Nebenabsicht — nur aus reinstem Mitgefühl.

Wie leicht aber wird in solchem Falle des Guten zu viel gethan. Die so lange verkannte Unschuld ist klarer, als das Sonnenlicht; kein Gewand ist weiß genug, dem Verkannten anzuziehen; wo sonst nur Laster erblickt wurden, sind jetzt Tugenden. Rasch wird eine Märtyrerkrone geflochten, dem Armen auf das Haupt gesetzt und Loblieder in allen Versarten ertönen zu seinem Lobe.

Lange genug haben wir diesem Treiben zugesehen, aber endlich reißt auch die langmüthigste Geduld. Soll dieser im Scheine der Rechtlichkeit umherwandelnde Bösewicht noch länger seine schändlichen Thaten ausüben und obendrein von der öffentlichen Meinung beschützt werden, soll er frei ausgehen, noch manches stille Familienglück stören und ungestraft seine Räubereien ausführen? Nein und nochmals nein. Sein wahres Treiben muß an das Tageslicht gezogen werden, kein gutes Haar darf an ihm bleiben, das heißt keine gute Feder, denn Haare hat er nicht.

Wer sollte ihn nicht kennen, den Graurock, den Straßenjungen unter den Vögeln — Monsieur Spatz. In den letzten Jahren ist viel über den Sperling geschrieben und geredet worden, ja kein Vogel hat den Menschen mehr Scheererein verursacht, als eben der Sperling.

Friedrich der Große erklärte den Sperlingen den Krieg, weil sie seine Lieblingsfrucht, die Kirsche, nicht respectirten; in Ungarn und in Baden wurde ein Preis auf den Kopf des Spatzes gesetzt und noch sagen die Schwaben: „Die Spätzle muß mer verschlage, verreiße, vertrete und verschieße, wo mer sie trifft!“ Auch in Hannover erschienen Gesetze zur Vertilgung des Sperlings, weil der Schaden, welchen er der Landwirthschaft zufügte, zu sehr fühlbar wurde.

Wenn nun die Uebelstände erst so weit einreißen, daß die wohlöblichen Regierungen allen Ernstes daran denken, durch weise Gesetze der bedrängten Menschheit Hülfe zu schaffen, so muß wirkliche Noth vorhanden, mit einem Worte, es muß absolut nicht mehr auszuhalten sein.

Genug, der Sperling wurde in einzelnen Gegenden von Obrigkeitswegen mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet, ja der intelligente Geächtete verlieh in vielen Fällen schon sein engeres Vaterland mit Kind und Kegel, ehe ihm das Messer an den Kragen ging, und zwar mit den schrecklichsten Racheschwüren, die der Himmel auch bald in Erfüllung gehen ließ.

Schon nach zwei Jahren stellte Friedrich der Große den Frieden mit den Sperlingen wieder her, weil es nach dem Abzuge der Sperlinge nicht blos keine Kirschen, sondern überhaupt fast gar kein anderes Obst gab — die Raupen fraßen die Blätter und Blüthen der Bäume mit Stumpf und Stiel. Der große, sonst so fegreiche König schätzte sich darum glücklich, um den Preis einiger Kirschen den Frieden mit den wiederversöhnten Sperlingen zu unterzeichnen.

Jetzt stand er glänzend gerechtfertigt da, denn wer anders hatte bis dahin den Raupen so wacker Einhalt gethan, als der arme verkannte, unschuldig gemordete Spatz.

Auch in Baden und Ungarn erfüllte sich des „Sängers Fluch“ und die Regierung, welche Prämien auf die Vertilgung des Sperlings gesetzt hatte, mußte neue Belohnungen und größere Summen ausbieten für die Pflege des Abriggebliebenen Völkchens, weil die Maikäfer verheerend auftraten. Wie mancher Schulknabe wurde in Baden von dem zornentbrannten Magister weidlich gegeißt, weil er sich nicht in die veränderte Sachlage finden konnte und im guten Glauben der Pflichterfüllung ein oder mehrere Sperlingsnester ausgenommen hatte.

Wir sehen, daß der Sperling hohen und höchsten Herrschaften Arbeit genug gemacht und viel Geld gekostet hat. Das Elend wurde aber bald noch größer: Die Herren Schriftsteller machten den Spatz zum Gegenstande ihrer Betrachtungen, es gab Artikel pro Spatz und contra Spatz. Es wurde auf der einen Seite berechnet, daß eine Sperlingsfamilie in einem Frühjahr über siebenhundert Maikäfer verzehre, auf der anderen Seite wurde ihm nachgesagt, daß er in den Kirschbäumen sich die schönsten Früchte auslese und nie wieder dieselbe Kirsche anpicke, der er schon einen Besuch abgestattet, sondern wie ein ächter Gourmand stets eine frische nehme.

Aber der Beweis seiner Nützlichkeit liegt doch auf der flachen Hand. Warum fanden sich so viele Maikäfer und Raupen ein, als das arme Thier fast ganz ausgerottet war? Doch nur, weil der Sperling die schädlichen Insecten und ihre Larven auffuchte und vertilgte. Ein gewisser Herr Ray setzte ein Sperlingsnest in einen Käfig und nach den Flügeldecken der Maikäfer, welche die Alten den Jungen zugetragen, nebst hinzugerechneten 25 Stück für jedes der Eltern, berechnete er, daß ein einziges Sperlingspaar in 12 Tagen etwa 2000 Maikäfer vernichtete. Solche Beweise waren schlagend und daher ist es denn gekommen, daß Sperlinge nach Amerika und sogar nach Australien, wo dieser Vogel fehlt, exportirt wurden, um dem Landwirthe zu helfen. So wurden einmal nach Melbourne hundert Stück geschickt; allein nur ein Männchen, ein hartgesottener Sünder, kam glücklich an und wurde für 11 Schill. engl. verkauft. Auf diese Weise entbehren die Australier immer noch diesen gepriesenen Heiland der Landwirthschaft.

Betrachten wir dagegen in Wirklichkeit die Handlungsweise des Sperlings, so kommen wir zu einem ganz andern Resultat.

Einer der erfahrensten Obstzüchter, Oberdieck in Hannover, hat während 40 Jahren den Spatz genau beobachtet, und um der Sache auf den Grund zu kommen, den Kropf und Magen der Sperlinge in der Raupen- und Maikäferzeit untersucht. Die Nahrung welche der Sperling bei sich hatte, mußte entscheidend sein für die Frage: Frißt der Sperling Maikäfer, Raupen und Insecten, oder nicht?

Oberdieck untersuchte vom Mai bis Mitte August hundert Sperlingsmagen, sowohl die von alten als namentlich von jungen und fand nur drei Raupen in dem Magen eines Baumsperlings, obgleich viele Raupen die Bäume verheerten. Selbst wenn der Kohl von Raupen überfäet ist, fällt es dem Sperlinge gar nicht ein, dieselben abzusuchen. Er treibt sich freilich zwischen den Kohlpflanzen umher, aber läßt die Raupen unangeschoren. Maikäfer frißt der Sperling nur dann, wenn er keine Körner bekommen kann und füttert seine Jungen damit, aber wir wissen ja, wenn er hungrig ist, frißt der Teufel Fliegen; warum nicht der Spatz einige Maikäfer? Hierzu kommt noch, daß der Sperling seinen Jungen nie den ganzen Maikäfer zuträgt, sondern er zerreißt ihn meistens auf der Erde so, daß Kopf, Schwanz und Flügeldecken liegen bleiben. Woher die Flügeldecken in den Käfig des Herrn Ray gekommen sind, ist daher nicht ganz klar. Ebenso ist das massenweise Auftreten der Raupen und Maikäfer nach der Vertreibung der Sperlinge nicht die nothwendige Folge derselben. In verschiedenen Jahren bemerken wir eine übergroße Anzahl dieser schädlichen Thiere und dann wieder ein plötzliches Abnehmen derselben, welches wir größtentheils dem Klima zuzuschreiben haben. Günstige Witterung hat eine reichlichere Entwicklung der Insecteneier und Larven zur Folge, während, umgekehrt, Nässe und Kälte, frühes Thauwetter und folgender Frost dieselben im Keime zerstören.

Wenn nun ein den Insecten günstiges Jahr mit der Vertreibung der Sperlinge zusammen fällt, so wird nur zu leicht der Schluß gezogen, daß der Sperling dieselben vertilgte und die Masse der Insecten eine nothwendige Folge der unzweckmäßigen Handlung der Menschen sei. In der Naturforschung gilt jedoch die goldene Regel: Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und nur die Betrachtung von vielen Seiten darf das Endresultat herbeiführen.

Da der Sperling keine Insecten, oder nur im Ausnahmezustande, frißt, so muß er sich naturgemäß von anderen Sachen nähren, zumal sein Appetit kein kleiner ist. Dem Obstzüchter nascht er die Kirschen weg, seine Hauptnahrung besteht jedoch in Getreidekörnern.

Der Schaden, welchen die Sperlinge in Waizenfeloern anrichten, ist oft entsetzlich. Wenn der Schlingel sich mit so vielen Körnern begnügen wollte, als zu seiner Sättigung hinreicht, so würde man nicht

nöthig zu klagen; allein er hackt mit einer wahren Wollust an den Aehren, so daß die Körner nach allen Seiten fliegen und den Boden bedecken, wo er sie ruhig liegen läßt, um sich eine neue Aehre zum Verwüsten auszusuchen.

Erbsen, welche im Garten gesät wurden, sind ihm nur dann erwünscht, wenn die ersten Blättchen aus der Erde hervorbrechen, und bei einigermaßen angestrengtem Fleiße gelingt es ihm, ein ganzes Erbsenbeet, die Freude des Gärtners, in kurzer Zeit rattenkahl abzuweiden. Halbreifes Korn ist ihm ein Göttergenuß und in seiner Gier zerstört er die halbreifen Aehren oft dermaßen, daß dieselben kein einziges Korn zur Reife bringen.

Dabei ist er so gerieben, daß er die Vogelscheuche bald von einem lebenden Menschen unterscheidet. Selbst als einmal vergiftete Körner auf ein Erbsenbeet gestreut und einige Sperlinge nach dem Genuß derselben gestorben waren, besahen die übrigen Kameraden das verdächtige Futter mißtrauisch und rührten dasselbe nicht an, wohl aber ließen sie sich die keimenden Erbsen schmecken. Die größte Frechheit beweist der Spatz durch das Aneignen fremder Nester. Schwalben beißt er fort, wirft deren Eier hinaus und nimmt Besitz von dem Neste. Die Vogelkasten, welche für die Raupen und Käfer in großen Massen vertilgenden Staare (Spree'n) hingehängt werden, sind ihm nicht minder willkommen, wie die Nester anderer insektenfressender Vögel, welche im Herbste fortziehen und ihre Wohnungen leer stehen lassen. Durch das Vertreiben der wirklich nützlichen Vögel wird der Spatz in so fern schädlich, als er den Raupen Gelegenheit zum ruhigen Weiterfressen giebt und ihre Hauptfeinde verdrängt.

In den Städten, wo sich der Spatz sein Futter mühsam zusammensucht und wo er in Kornfeldern keinen Schaden anrichten kann, weil einfach keine da sind, mag er ungestört bleiben, bringt er doch munteres Leben in die hohen Straßen. Aber auf dem Lande, wo er der Landwirthschaft directen Schaden bringt und den gefiederten nützlichen Sängern das Leben sauer macht, ist seine möglichste Beschränkung geboten, um besseren Platz zu machen, denn trotz aller Verherrlichungen ist und bleibt er doch ein Taugenichts.

Feuilleton.

* (Woher kommt das Küssen?) Plinius sagt in seiner Naturgeschichte, Cato sei der Meinung, die ersten Küsse wären von älteren Verwandten den jüngeren weiblichen in der Absicht gegeben worden, um zu erfahren, ob die Weiber, Töchter, Nichten auch nicht etwa Wein getrunken hätten.

* Im Irrenhause wird Niemand der Mund gestopft, es herrscht dort völlige Rede- und Gewissensfreiheit. Das Haus ist also vor oder hinter dem Zeitgeiste; jedenfalls bleibt es ein trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

* (Jagdgeschichte.) Paris ist augenblicklich sehr arm an Unterhaltungsstoff; man hilft sich mit Jagdgeschichten. So soll Herr Rouher kürzlich auf der Jagd das Mißgeschick gehabt haben, anstatt eines Stückes Wild den Hund eines Herzogs zu erschießen. Der Staatsminister erging sich in Entschuldigungen, allein der witzige Cavalier unterbrach ihn mit der ironischen Bemerkung: „Keine Entschuldigungen, Herr Minister, Sie sind ja nicht verantwortlich!"

Trinkspruch zu einer Kindtaufe in Neckarsulm.

am 24. Februar 1869.

Von **Ferdinand Freiligrath.**

Die Becher gefüllt! Er lebe!
Dem Helden des Tages ein Hoch!
Ein Hoch in dem Safte der Rebe,
Die sein Vater der Kundige, zog!
Dem Kleinen, dem stillen, dem Frommen,
Der gelassen sein Schläfchen jetzt hält,
Ein Hoch und ein fröhlich Willkommen
In der schönen, der fröhlichen Welt.

In der Welt, die von Wonnen und Tonnen,
Von Lauben und Trauben so voll;
In der Welt, d'rin er so lustig sich sonnen
Und lustig heranwachsen soll!
In der Welt, auf dem irdischen Theater,
Das er muthig beschreite fortan;
Das er schmücke, wie vor ihm sein Vater,
Als ein tapf'rer ein „trinkbarer" Mann!

Nicht rathlos beginnt er die Reise,
Der Knabe von wackerer Art;
Drei Räthe, drei würdige Greise,
Sie wünschen ihm Glück auf die Fahrt;
Ein Baurath*) (wie der giebt es wen'ge!)
Ein Hofrath**), ein Freiligrath, —
Sie sind, schier wie heil'ge drei Kön'ge,
Der Wiege des Kindleins genaht.

Und freu'n sich, und sehen es liegen,
Und segnen's mit Wort und mit Blick,
Und sagen den Schwefe n: Hübsch wiegen!
Und wünschen der Mutter Glück.
Und reden mit feurigen Zungen,
(Der Vater heizt ihnen ein!)
Und lassen leben den Jungen
In des Alten „Komelenwein."

Ja, die Becher gefüllt! Er lebe!
Dem Helden des Tages ein Hoch!
Ein Hoch in dem Safte der Rebe,
Die sein Vater, der gastliche, zog!
Hoch, hoch — es rufen's die Räthe!
Hoch, hoch — es läutet's mein Reim!
Und unter dem Haus der Komete,
Der Flammende, leuchtet uns heim!

(E. Ztg.)

*) Der Erbauer der Stuttgarter Bahnhofs.
**) Hofrath Hackländer.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 15. Sonntag, den 11. April 1869.

* Die Zeiten.

(An Freund E. B.)

Die Leute sagen immer:
„Die Zeiten werden schlimmer!"
Ich aber sage: „Nein.
Das kann nicht also sein;
Die Zeiten bleiben immer —
Die Leute werden schlimmer; —
Warum denn immer Schlimmer
Und Lust und eitler Flimmer?
Was kümmern denn die Trümmer
Von Trug und falschem Glimmer? —
Sind wir darob denn dümmer? —
Wenn Glückes Lächeln immer,
Im rosenfarbigen Schimmer,
Begrüßt den kühnen Schwimmer,
Verleiht Genuß es nimmer!
Drum, Freund, rath ich Dir immer
Laß ab mir das Gewimmer,
Von Zeiten schlecht und schlimmer; —
Die Zeiten wie auch immer,
Sind sicherlich nicht schlimmer,
Die Menschen — die sind immer
Schlecht und werden schlimmer,
Doch Du und ich — wir nimmer!"

D. G. Leopold.

Skizzen aus Holland.)

Von A. Schmedding.

I.

Holland ist bekanntlich das Land der Geld- und Kaffeesäcke. Das Gold war zwar in dem theils sandigen, theils künstlich dem Wasser abgerungenen guten Boden nicht gegraben, noch wächst der Kaffee im Lande, nichts destoweniger ist Geld die Losung, Kaffee die Parole. Deßhalb sind die vereidigten Kaffee- und Geldmäkler bekannte und bedeutende Persönlichkeiten.

Der Geld- oder Effectenmäkler ist vom Bankier ebenso streng unterschieden, wie der Doctor der Medicin vom Magister der Chirurgie. Der Geldmäkler kauft und verkauft nur Papiere an der Börse und läßt sich auf Bankiergeschäfte nicht ein. Erhält er auch von den gewöhnlichen Kundschaften nur $^1/_8$ Percent, so belaufen sich doch die Gebühren, die er von einem einzigen Hause bezieht, im Jahre oft auf 500 bis 1000 fl. Besonders wird mit österreichischen Papieren starker Handel getrieben, und ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage, daß im kleinen Holland ebensoviele österreichische Staatspapiere stecken, als in allen Kronländern zusammen. Deswegen war auch großes Wehklagen im Lande Israel, als das verhängnißvolle Jahr 1866 hereinbrach. In dem von den schwersten Schlägen heimgesuchten Böhmen kann die Verzweiflung nicht größer gewesen, können nicht mehr Gebete und Flüche zum Himmel emporgeschrien worden sein, als in den Niederlanden. Ich führe einen schlagenden Beweis an.

Am Rhein, in Westphalen und Belgien (wie ich später hörte, war das der Fall auch in der Schweiz und einem Theile Deutschlands) nahmen die Protestanten die Partei Preußens, die Katholiken die Oesterreichs. Nur das orthodox-protestantische, streng gläubige Holland, wo sogar Reformirte und Lutheraner sich von einander trennen, machte eine Ausnahme. Was man wünscht, das hofft man, und deßhalb erzählten täglich die Zeitungen von Schlachten, welche die Preußen verloren, bis plötzlich der außerordentlich fallende Cours der österreichischen Staatspapiere selbst die Hoffnungen der größten Preußenfresser darniederschlug. Sogar die Dienstmädchen und Kuechte, die sonst nur in Gebet- und Gesangbüchern lesen, nahmen jetzt die Zeitung zur Hand, um Schlachtenbulletins und Börsenberichte zu studiren. Sehr viele der ausgezeichnet bezahlten Dienstboten, haben einige österreichische Papiere, die freilich bessere Zinsen tragen, als die sichere holländische Nationalbank sie giebt.

Nachdem die Schlacht von Königsgrätz geschlagen, brachten einige Journale die Cute, Preußen wolle zur Reizung des Appetites für weitere Gerichte die Auster Holland verschlingen, und um Frankreich den stets weit offenen Mund zu stopfen, ihm Belgien hineinzuschieben erlauben. Da wurden denn freilich in Deventer und Utrecht ein paar längst eingerostete, lahme Kanonen aufgefahren und standen drohend auf den halbzerfallenen Wällen; die Soldaten liefen in ihren ungeschlachten Holzschuhen, die sie Sparsamkeit halber außer Dienst tragen, geschäftig hin und her, und freuten sich, endlich einmal aus dem Schlaraffenleben herauszukommen; die Offiziere ließen die niegebrauchten Säbel schleifen und schlugen einstweilen Champagnerflaschen die Köpfe ab in Erwartung der umzudringenden Preußen — aber das war Alles. Weder bei Reich noch bei Arm hörte man eine patriotische Aeußerung, an Opfer dachte Niemand; im Gegentheil, es war die Rede davon, im Falle diese Gerüchte sich verwirklichen sollten, dem König gegen eine reiche Entschädigung zum Abdanken zu rathen. Man würde sich den vor Kurzem noch so verhaßten Preußen ganz gleichgültig in die Arme geworfen haben. Das Einzige, was die geldstolzen Leute ärgerte, war, daß sie ihre Söhne nicht mehr hatten loskaufen können, umsomehr, als die meisten der jungen Kaufleute nicht einmal die zum einjährigen Freiwilligenexamen nöthigen Kenntnisse besitzen.

*) Nachdruck nur mit Erlaubniß der Verfasserin gestattet.

Wenn man in Deutschland, insbesondere in Preußen, den Soldatenstand als den ersten betrachtet, so betrachtet man ihn in Holland dagegen als den letzten. Die gemeinen Soldaten sind sehr oft Trunkenbolde; überhaupt sind es im Allgemeinen Burschc, mit denen man sonst nichts anzufangen weiß. Auch die Offiziere dürfen nicht ein allzu reges Ehrgefühl besitzen, denn: aangeklede aap, landopvreder, luyaard (Faullenzer) sind Titel, die ihnen bei jeder Gelegenheit, sogar in öffentlichen Lokalen zugedacht werden. Der Offizier kann dann nichts Besseres thun, als ruhig seiner Wege gehen, denn „Sabul ziehn und todtstechen, dös gibt's nöt in Holland."

Dies Land ist für die Mehrzahl der Menschen eine terra incognita. Ganz natürlich! Wer wird ein Land bereisen, wo es nichts giebt als Handel und ewigrauchende Männer; Flachland, Wasser, grauen Himmel und Windmühlen; Fische und Frauen, die so kaltes Blut haben wie Fische, und den ganzen Tag mit einer langweiligen Handarbeit sich beschäftigen; Frauen, die stets im Hinterzimmer des Hauses sitzen (im Straßenzimmer am Fenster zu sitzen ist nicht comme il faut), mit den großen Füßen ein Kohlenbecken malträtirend, die sogenannte vuurstoof. Es gehört zur Höflichkeit, jeder in ein Hotel oder Privathaus eintretenden Dame sofort ein solches mit glühenden Kohlen gefülltes Becken unterzuschieben.

Die Familien derer, welche eine Zeit lang als Kaufleute oder Offiziere in Indien sich aufhielten, bringen freiere Sitten und Anschauungen mit; gewöhnlich nur allzufreie. Cigarrenrauchen und absolutes Faullenzen sind die geringsten Fehler dieser Halbindianerinnen. Trotz aller Einförmigkeit bieten in Holland Land und Leute doch manch Interessantes. Alle Länder Mitteleuropa's haben nicht so viel Eigenthümliches Wenige Reisende kommen es anzuschauen, und wenn sie ja kommen, so sehen sie flüchtig an, was Bädecker mit einem Stern bezeichnet, haben damit ihr touristisches Gewissen beruhigt, und suchen dann eiligst ein sonniger und wonniger Land auf. Deßwegen bleibt das viele wahrhaft Originelle, was man dort antrifft, selbst den deutschen Nachbarn fremd. Der echte Holländer behauptet, daß die Deutschen nur kommen, um reich zu werden, und dann mit den erbeuteten Schätzen wieder abziehen, um sie daheim zu verzehren. Das gilt zuerst von den Westphalen, dann von den Oldenburgern und Hannoveranern. Für die ersteren hat man den Spottnamen mof erfunden, der sich jetzt auf alle Deutschen erstreckt, und Deutschland heißt: mofrika. Im Sommer kommen aus obengenannten Gegenden große Arbeiterzüge nach Holland um Gras mähen zu helfen. Diese Leute werden auf den Straßen von den Jungen verhöhnt und das Spottlied auf die Deutschen gesungen: mof, mof, waar ga je naar toe?

Da giebt's denn wohl aufbrausende Gemüther, welche die ungezogenen Buben züchtigen wollen, aber denen ergeht es schlecht. Alt und Jung nimmt Partei für die liebe Jugend; die Deutschen werden geprügelt und die löbliche Polizei in ihren kurzen, komischen Mänteln sieht gemüthlich zu oder drückt sich. Daß man dort nicht den bei uns schon mit der Muttermilch eingesogenen entsetzlichen Respekt vor der hohen Obrigkeit hat, ist selbstverständlich. Es ist eben ein freies Land, welches sogar seinen König nicht als „von Gottes Gnaden" betrachtet, sondern als den ersten Beamten des Staates, der vortrefflich bezahlt wird. Läßt der König oder der Kronprinz sich öffentlich sehen, so bricht man nicht pflichtschuldigst in donnernde Hurrah's aus, sondern verhält sich kühl, kaum daß Einige den Hut abnehmen. Warum sollten wir grüßen, sagen sie, er lebt von uns, nicht wir von ihm.

Die Meisten machen sich von Holland, insbesondere von seiner Hauptstadt eine ganz irrige Vorstellung. Man denkt sich Amsterdam mit seinen unzähligen Kanälen als ein zweites Venedig. Dem ist jedoch nicht so. Während in Venedig eine Masse umfangreicher Paläste oder doch Häuser an beiden Seiten der Canäle liegen, sieht man in Amsterdam dagegen nur sehr schmale, höchstens 2stöckige Häuser, deren jedes gewöhnlich von einer einzigen Familie bewohnt wird. Mein Haus ist meine Burg, sagen Holländer und Engländer, und deßwegen miethet und vermiethet man im Allgemeinen keine Wohnung von so und soviel Zimmern, sondern ein Haus. Für 400 fl. bekommt man ganz hübsche Häuser an einer Nebengracht. Die Canäle oder Grachten bespülen auch nicht wie in Venedig die Häuser unmittelbar, sondern eine breite oft mit Bäumen bepflanzte Fahrstraße trennt sie vom Wasser, das trüb, übelriechend sich träge dahinwälzt. Hunderte und Tausende von Waarenflößen und Kähnen tragend. Niemanden aber fällt es ein, zum Vergnügen Nachen zu fahren in dem Schlamm, während in Venedig sogar Damen ein leichtes Fahrzeug auf dem großen Canal selbst rudern.

Es klingt beinahe unglaublich, wenn man in einer Stadt, die auf Pfähle gebaut ist, und wo jeder Fußbreit dem Meere abgerungene Erde mit Gold aufgewogen wird, von Gärten spricht, und doch gibt es deren in Menge, natürlich en miniature. Hinter jedem Gebäude der Heerengracht, Kreizersgracht 2c. befindet sich ein Gärtchen, in denen oft mit verschwenderischer Pracht Statuen, Springbrunnen, künstliche Felsgrotten u. s. w. angebracht sind. Zu sämmtlichen an den Grachten gelegenen Häusern führen Stiegen ins Hochparterre, das vom Besitzer und seiner Familie bewohnt wird. Im ersten Stocke sind gewöhnlich die Schlafzimmer, im zweiten nur Dachkammern und Lagern für die Waaren. Das Souterrain dient gleichfalls als Lager und haben dort auch die Küchengrazien ihr Reich aufgeschlagen. Ein solches Haus enthält im Parterre drei mittelgroße Zimmer, ebenso im ersten Stocke und repräsentirt einen Werth von 35 bis 40 tausend Gulden. Man muß dann aber

denken, daß Küche und Hausflur mit Marmorquadern gepflastert, die Gangthüren von geschliffenem oder gemaltem Glase, die Stubenthüren von edlen Hölzern sind.

Die Einrichtung in vornehmen holländischen Häusern ist einfach, aber reich. Die Häuser sind äußerlich mit Oelfarbe angestrichen, gewöhnlich dunkelgrün oder braun. Ein solcher, in je drei Jahren zu erneuernder Anstrich kostet trotz der Kleinheit der Gebäude Hunderte. Jeden Sonnabend putzen die Mädchen von Außen die Fenster, indem sie mit Handspritzen und riesigen Borstbesen bis in's erste Stockwerk Wasserströme schleudern und nicht nur das Glas, sondern auch das Haus selbst reinigen. Die sprichwörtliche Reinlichkeit der Holländer beginnt übrigens schon an der Oldenburger und Hannover'schen Grenze, auch ist das in diesen Theilen Deutschlands gesprochene Platt vor allen andern niederdeutschen Mundarten dem Holländischen am ähnlichsten.

Die Dienstmädchen sind im Sommer und Winter in hell-lila Kottun gekleidet, dazu tragen sie stets die abscheuliche Mütze, die ähnlich der Kopfbedeckung der barmherzigen Schwestern, aber geschmackloser als diese, das ganze Haar verbirgt und weit übers Gesicht hinausragt. Gehen sie aus, so setzen sie den noch abscheulicheren altfränkischen Hut auf, der von der niedern Bürgerklasse allgemein getragen wird. Die eigentlichen Trachten verschwinden mehr und mehr, höchstens in den entfernten Provinzen halten sie sich noch theilweis, aber doch sieht man sie auch noch in Amsterdam, besonders während des Jahrmarktes.

Rathgeber bei Tische.

Essen ist ein Bedürfniß, — mit Anstand essen eine Kunst. Ein Mensch, der während des Essens Bücher oder gar Zeitungen lesen kann, muß entweder einen außerordentlich guten Magen, oder einen äußerst schlechten Appetit haben. — An der Art und Weise, wie Jemand bei Tische die Zähne sich reinigt, kann man den Grad seiner Bildung ermessen. — Ein einfaches Butterbrod, das man bei gutbeleuchteter Tafel ißt, schmeckt besser, als ein Braten, den man im Finstern hinabwürgen muß. Licht ist der Prometheusfunke, der Appetit einhaucht. — Der Kanzler Thomas Morus sagt in seiner „Utopia", der Menschen Sinnesart und Neigung lasse sich nirgends besser erkennen, als bei Tische. — Spricht man während des Essens mit einer schönen Frau von der Schönheit einer andern Frau, mit einem Dichter und Komponisten von dem Talente eines seiner Kunstgenossen, mit einem Generale von den Siegen anderer Helden, mit einem Journalisten von den zahlreichen Abonnenten eines andern Blattes, so kann man leicht in den Ruf kommen, ein Tölpel oder ein mattiöser Mensch zu sein. — — Ein dummer Mensch nimmt sich nie und nirgends dümmer aus, als bei Tische. — Ein Lügner ist nirgends amüsanter, als bei Tische. — Während einer guten Mahlzeit ist der ungläubigste Mensch mehr als je aufgelegt, selbst das Unwahrscheinlichste zu glauben. — Lady Morgan sagt: Ein kleines, sorgfältig bereitetes Abendbrod, an einer runden Tafel, servirt für eine beschränkte Anzahl von Gästen und durch geistige Unterhaltung gewürzt, wiegt alle Feste und Banketts auf, wenn man diese kleinen Soupers als Mittel betrachtet, die verschiedenen Wesen zu vereinigen, welche Gott geschaffen hat, um zusammen zu leben in dieser Welt. — — Ein Gast, der zu leben weiß, wird dann erst Gespräche anknüpfen, wenn die erste Tracht vorüber ist. Bis dahin, sagt ein französischer Eßkünstler, bleibt das Essen ein ernsthaftes Geschäft, von dem Niemand die Aufmerksamkeit der Gäste leichtsinnig abwenden darf. — Von einer guten Tafel hängt gute Gesundheit, von guter Gesundheit die Erhaltung einer guten Constitution, von diesen beiden Alles ab, was das Gebäude der menschlichen Gesellschaft Großes und Herrliches besitzt. — Wenn ein Gast dem andern eine Schüssel reicht, muß man sie annehmen, denn jeder Wettstreit um den Vorrang dient zur Erkaltung der Speise, wofür ihm Niemand Dank weiß. — Ein Vorschneider muß sehr ungeschickt sein, wenn er nicht dafür, daß er sich zuletzt bedient, das beste Stück für sich bei Seite zu schieben versteht.

Wirkung der Electricität auf Blumen und Früchte.

Bei Hyacinthen und andern Zwiebel-Blumen spürt man bekanntlich, wenn sie eben erst heranwachsen, nichts von dem ihnen eigenen Geruch. Electrisirt man sie aber einige verschiedene Tage nach einander, — etwa Morgens und Abends eine halbe Stunde — dann empfangen sie ihren eigenthümlichen Geruch früher, als nicht electrisirte. Wenn man Gefäße mit noch nicht electrisirten Blumen, die schon ihren eigenthümlichen Geruch ausathmen, absondert, und sie mit der Electricität — der Anreizungskraft — in Verbindung bringt, dann wird wahrnehmbar, daß der Geruch dieser Blumen sich viel weiter verbreitet, als vor dem Electrisiren. Der Erfolg ist stets derselbe, man mag diese Versuche im Zimmer oder im Freien anstellen; auch bringt bei electrisirten Blumen das Eigenthümliche und Unterscheidende ihres Geruchs kräftiger hervor, als bei nicht electrisirten.

Macht man diese Versuche mit Früchten, ist der Erfolg ein ähnlicher; der Geruch entsteht immer eher und stärker, verbreitet sich umfangreicher, als bei nicht electrisirten Früchten. Doch ist die Wirkung der Electricität auf Früchte, verglichen mit der auf Blumen, schwächer.

Demnach hat die Electricität Kräfte, die Zeit, wo Blumen und Früchte Geruch verbreiten, zu beschleunigen, die Stärke des Geruchs zu steigern und weiter zu leiten, dessen Macht in größerer Entfernung vom Ursprunge merkbar werden zu lassen. Diese Wirk-

ungen der Electricität auf den Geruch der Blumen und Früchte erzeugen sich auch, wenn sie nicht selbst electrisirt, sie in zweckdienlicher Entfernung gehalten werden von Gegenständen, die electrisirt wurden. Bemerklich sind aber dann die Wirkungen nur an jener Seite, die nach dem electrisirten Gegenstande hingewendet ist. Dieselbe Erscheinung wird man auch gewahr an Pflanzen in Bezug auf ihre Ausdünstung, wenn sie nur electrisirten Gegenständen genähert werden. — Wie empfänglich müssen also die feinen flüchtigen Theile der Gewächse sein für die Einbrüche electrischer Stoffe! Erklärlich wird hieraus der Umstand, daß besonders zu der Zeit, wenn die im Luftkreise herrschende Electricität sehr stark ist, eine so beträchtliche Veränderung mit den Gewächsen sich ereignet: wie besonders nach einem Gewitter-Regen die verschiedenen Theile der Pflanzen schneller vorrücken, die Blumen eher aufblühen, ihren Geruch rascher, angenehmer und bestimmter entwickeln, ihn auch weiter verbreiten.

Mit dem Geschmack der Früchte verhält es sich ebenso wie mit dem Geruch. Die Electricität entwickelt den Geschmack der Früchte würziger, macht sie säftiger, angenehme Empfindung zu erregen bei dem Genuß. Wenn man Orangen-, Feigen-, und andere Fruchtbäume, die sich gleichen, in verschiedenen Gefäßen beisammen stehen hat, und von jeder Gattung ein Gefäß einige Tage hintereinander, zur Zeit, wenn sich die Früchte, ihrer Reife nähern, electrisirt, ist stets zu bemerken, daß diese besseren Geschmack haben, als die nicht electrisirten. Jene werden auch eher reif und erhalten ihren Geschmack früher. Sogar an kleinen, in Töpfen erwachsenen Apfelbäumen gewinnen die schon gereiften Früchte, werden sie electrisirt, besseren Geschmack; dies geschieht auch dann, wenn schon von den Bäumen abgebrochene Früchte, sie mögen ihre vollkommene Reife gehabt haben oder nicht, in angegebener Art behandelt werden: sie haben ihren Geschmack früher, haben ihn angenehmer. — Zufolge der Erfahrung ist also der Einfluß der Electricität auf den Geschmack der Früchte eben so stark bei den von den Bäumen getrennten, als bei den noch an den Bäumen hangenden Früchten.

K. Fauth.

Feuilleton.

* Zwei Berliner Bummler begegneten sich auf einer der Hauptstraßen Berlins und waren erfreut sich einmal wieder zu sehen.

Du Nante begann der eine, Du läßt Dir ja jar nich mehr blicken, wat is Dir jrundehrlichen Seele denn passirt.

Na ick dachte, Fritze, dat wüßtest Du pensionirte Feuerspritze wohl, ick bin drei Monate über'n Berg (d. h. nach der Berliner Volkssprache nach Spandau!) gewesen, dat heißt Fritze, blos zum Verjnügen.

Na höre Nante, ick deren sechs und habe Dir doch nicht getroffen, dat ist janz was Neues in die Berliner Anzeigen.

* (Unverbürgte Nachricht.)

Das Gerücht, daß die Fürsten künftig ihre Streitigkeiten persönlich ausfechten, und die Kriege, in denen die Völker sich zerfleischen, jetzt aufhören sollen, hat sich noch nicht bestätigt.

* Ein Zeitungsherausgeber im Staate Mississippi, welcher zur öffentlichen Anzeige gebracht hatte, daß er unternehmenden jungen Männern unentgeltlich lehren wolle, wie man reich werden könne, erwiedert mehreren begierigen Nachfragern: „Ein Jeder von Euch ziehe seinen Rock aus, gebe seinen Armee-Sechser (Revolver) auf, entsage dem Whisky, gehe an die Arbeit, erziele eine Ernte Welschkorn, Baumwolle, Erdäen und Kartoffeln, bringe sie ein, und heirathe sodann ein „unternehmendes Mädchen."

* (Männer in Schnürleibern!) Auf eine von der „N. Y. Sun" im Scherz hingeworfene Frage: Tragen auch in Amerika Männer Schnürleiber? hat sie drei Antworten von einer Dame, einem Zahnarzt und einem Corsetfabrikanten erhalten, welche die Frage entschieden bejahen. Der Letztgenannte schätzt die Zahl der Männer in New-York, welche ihren Wuchs durch Schnürleiber zu verbessern suchen, auf ungefähr zwei bis dreitausend. Es sollen meistens Männer im „Mittelalter" sein.

* Ein Kind, welches einem Freunde von seiner Heimath erzählte, wurde gefragt: „Wo ist deine Heimath?" Mit Augen voll Liebe nach seiner Mutter blickend, erwiderte es: „Wo Mutter ist."

* Allmälig ist zu gründen und zu sichern.

Ehemals bildete man das Wissen der Jugend auf einfach festen Bahnen, jetzt schraubt man es in die Höhe; wir haben aber nur in handwerklicher Thätigkeit eine Schraube ohne Ende, im Bereich des Begriffes ist sie nicht zu ermitteln. Was man irrthümlich daselbst hält, bewirkt Verschrobenheit, und in der Neuzeit dürfte mitunter schon mancher Schulknabe sagen; was einst überspannten, ihm dunklen Zumuthen ein Gelehrter entgegnete: „Ich habe noch viel zu begreifen, was Andere bereits begriffen haben, als daß ich mich einlassen sollte auf Dinge, die noch Keiner begriff."

* **Dreisilbige Charade.**

Als Trank, den die Natur bereitet,
Kennt Jedermann der Ersten Werth,
Wenn auch nicht kostbar, denn zu finden
Ist es ja fast an jedem Heerd.
Es regt sich auf den letzten Beiden
Der Welt vielfältiger Verkehr,
Verhallt er, und der Wand'rer schreitet
Auf ihnen stillen Schritt's einher,
Erfreut's ihn, wenn mit mildem Glanze
Erscheint des Ganzen ferne Pracht
In dem entrollten reichen Banner,
Von einer wolkenlosen Nacht.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 16. Sonntag, den 18. April 1869.

Folgen einer Narrenhochzeit.

Es war zu Anfang des Jahres 1740, als ein eigenthümliches Fest den russischen Hof beschäftigte. Noch schauderte die Hauptstadt von der Hinrichtung der unglücklichen Dolgorukows — drei Mitglieder dieser fürstlichen Familie waren enthauptet und Fürst Iwan Alexejewitsch Dolgorukow geviertheilt worden, — als auf Anregung des Kammerherrn Tatischtschew die Kaiserin beschloß, eine sogenannte „kuriose Hochzeit" zu feiern. Das Opfer derselben war der fünfzigjährige Page und Hofnarr Fürst Golizyn, der mit der „Hofkalmückin" vermählt werden sollte. Eine eigene Kommission zur Anordnung dieser Festlichkeit, die in einem aus Eis künstlich gebauten Hause vollzogen werden sollte, wurde niedergesetzt. Vertreter aller nordischen Völker des asiatischen und europäischen Rußlands, wurden in ihren Nationaltrachten mit den entsprechenden Pferden, Hunden, Rennthieren, ihrer eigenen Musik ꝛc. verschrieben. Das Eishaus, das mit großer Kunst auf der Newa in der Nähe des kaiserlichen Palastes hergestellt war, bestand aus reinem Newaeise und war mit einem gleichfalls aus Eis gefertigten Mobiliar, das sogar einen Ofen und verschiedene Wandbuhren enthielt, auf das Prächtigste ausgestattet. Eiskandelaber, mit Naphta gefüllt, sorgten für die Beleuchtung. Durch Marmor konsolidirte Eispfeiler trugen das Dach. Die Fenster, das Frontispice u. s. w., Alles war von Eis und sollte am Hochzeitstage des unglücklichen Paares durch zahlreiche bunte Laternen glänzend illuminirt werden. Eisige Delphine starrten vor den Thoren des merkwürdigen Gebäudes, den Zuschauer an und sollten gleichfalls am Festtage Feuer speien. Ein riesiger, aus Eis konstruirter Elephant, in welchem ein Mensch saß, der die Stimme des Thieres nachahmte, bildete den Gipfelpunkt dieser originellen Schöpfung, die für ein Kunstwerk echt russischer Erfindung galt. Das Festprogramm hatte bestimmt, daß das Brautpaar an der Spitze eines langen Zuges der Vertreter nordischer Stämme, die in ihren eigenthümlichen Trachten auf Kameelen, Pferden, Rennthieren, Hunden, ja auf Schweinen und Ziegenböcken sich eigenthümlich genug ausnahmen, durch die Hauptstraßen der Residenz reiten sollte. Dann sollte in der Manege des Günstlings Biron das Festmahl mit den nordischen Gästen, von denen jeder seine Nationalspeise e.hielt, folgen und durch die Anwesenheit der Kaiserin und des ganzen Hofes celebrirt werden.

Bei Anbruch der Dunkelheit begab sich in der That der ganze Zug auf die Newa, das junge Paar wurde in sein eigenes Brautgemach geführt, Wachen vor die Thüre gestellt, damit es erst am nächsten Morgen herauskäme, und zur Belustigung des Hofes und der unzählbaren Zuschauermenge das Eishaus, seine Umgebung, die aus Eis geformten Thiere und Pyramiden prachtvoll beleuchtet.

Ja der Kommission, welche ernannt war, die „kuriose Hochzeit" in Scene zu setzen, befand sich unter Anderen der Kabinetsminister und Oberjägermeister Graf Wolinski. Im achtzehnten Jahrhundert ging es bei keiner größeren oder kleineren Feier ohne Verse oder allegorische Festspiele. Auch die kuriose Hochzeit bedurfte einer Weihe durch die Musen. Wolinski ließ daher einige Tage vor der eigentlichen Feier den Sekretär der Akademie Trebjakowsky durch einen Kadeten zu sich bescheiden, um ihm die poetische Verherrlichung des Hochzeitsfestes aufzutragen. Als der Kadet bei dem Akademie-Sekretär erschien und diesen in das kaiserliche Kabinet beschied, überfiel diesen ein gewaltiges Zittern. Der Kadet befahl ihm zu folgen, sagte dem erschreckten Poeten jedoch unterwegs, es gehe nicht in das allerhöchste Kabinet, sondern in das Elephantenhaus an der Fontanka, in welchem Graf Wolinski eben mit Anordnungen für den asiatischen Festzug, der von hier seinen Ausgang nehmen sollte, beschäftigt sei. Der Poet athmete zwar leichter auf, warf seinem jungen Führer aber vor, mit der anfänglichen Erwähnung des kaiserlichen Kabinets einen höchst unpassenden Scherz getrieben zu haben, „der einem Menschen das Leben kosten, oder ihn wenigstens seiner Besinnung berauben könne." Der Kadet erwiederte in unverschämtem Ton, und die beiden Gefährten kamen unter dem heftigsten Wortwechsel im Elephantenhause an. Der Sekretär der Akademie stellte sich Sr. Excellenz „mit dem gebührenden Respect" vor und beklagte sich über den unverschämten jungen Menschen. Ohne den Kläger auch nur des Gehörs zu würdigen, gab Sr. Excellenz dem unglücklichen Dichter ein paar Faustschläge in's Gesicht und trug dem Kadeten dann auf, sein Müthchen an dem wehrlosen Gegner zu kühlen. Hunderte von Menschen sahen diese Brutalitäten gegen den armen Gelehrten lautlos an; Se. Excellenz der Herr Kabinetsminister hatte ja geruht, dieselben anzuordnen. Nachdem die Mißhandlungen ihr Ende erreicht hatten, eröffnete Se. Excellenz dem Akademie-Sekretär, daß er ein Festcarmen in continenti zu verfassen und am andern Tage in der Biron'schen Manege während des Festbankets vorzutragen habe.

Diese rohe Mißhandlung sollte einen ominösen Einfluß auf das Geschick Wolinski's haben, wie wir später sehen werden. Vorderhand knüpfen wir an

den noch heute existirenden Bericht, den Trediakowsky bezüglich der erlittenen Schmach an die Akademie richtete, au und theilen ein Bruchstück aus demselben wörtlich mit. „Ich begab mich nach Hause, verfaßte die mir aufgetragenen Verse, dachte an den mir zugefügten Schimpf und beschloß am andern Morgen einen Fußfall bei Se. Durchlaucht dem Herzog (Biron) zu thun und über Se. Excellenz Klage zu führen. Am andern Morgen fuhr ich in meiner Gallauniform mit Hut und Degen in den kaiserlichen Palast, um das feierliche Erscheinen Sr. Durchlaucht abzuwarten. Zu meinem Schrecken traf aber bald nach mir Se. Excellenz (Wolinski) ein, fragte mich, was ich hier zu suchen hätte, begann, als ich schwieg, mich auf's Neue zu schlagen, packte mich am Halse, übergab mich dem wachhabenden Sergeanten und befahl, mich unter arrestlicher Begleitung in das Local der Festkommission zu führen. Bald darauf folgten mir Se. Excellenz dahin, ließen mir Hut und Degen abnehmen, schalten mich und ließen mich fürchterlich und unbarmherzig mit Stockschlägen auf den bloßen Rücken prügeln. Ich erhielt siebzig Streiche. Hierauf begannen Se. Excellenz wiederum zu schelten und mich zu inquiriren; ich war indeß zu erschöpft, um zu verstehen und antworten zu können. Sogleich wurde ich auf Se. Excellenz Anordnung zu Boden geworfen und wiederum geprügelt. Ich erhielt dreißig neue Streiche. Dann wurde ich ohnmächtig weggetragen und verblieb bis zum Abend des folgenden Tages unter Bewachung in einem anstoßenden Saale."

Am Morgen des 6. Febr. 1740 war die ganze Bevölkerung Petersburgs auf den Beinen, um den Festzug zu sehen, der die „kuriose Hochzeit" eröffnete und in der angedeuteten Ordnung die Straßen durchzog. Beim Banquet in der Biron'schen Manege, dem die Kaiserin selbst präsidirte, erschien der unglückliche Dichter, verlas sein Festcarmen und wurde dann wiederum der Wache übergeben, die ihn in sein improvisirtes Gefängniß zurückführte, wo er bis zum folgenden Morgen verblieb, während in der Manege ein Ball stattfand, der durch die Nationaltänze der versammelten Kalmücken, Kakuten, Kamtschadalen, Tscheremissen und Mordwinen beim Schall nationaler Instrumente einen sehr eigenthümlichen Charakter erhielt.

Am nächsten Tage Früh wurde der Dichter wieder zu Wolinski beschieden und mit Schimpfreden empfangen. Von Schmerz übermannt, warf er sich seinem Peiniger zu Füßen und flehte um Gnade. Der Kabinetsminister ließ ihm trotzdem von dem wachhabenden Unteroffizier noch zehn weitere Stockschläge verabfolgen, worauf er Degen und Hut zurück erhielt und gehen konnte.

Mit Blut bedeckt, kam Trediakowsky nach Hause. An Folgen der erlittenen Mißhandlungen verlor er ein Auge; schlimmere Früchte jedoch sollte die Rohheit für den Urheber selbst nach sich ziehen.

Artemy Petrowitsch Wolinski, im Jahre 1682 geboren, stammte aus einer alten russischen Adelsfamilie.

Früh in die Zahl der Haus- und Leibtruppen Peter's eingereiht, hatte Wolinski Gelegenheit, diesen Herrscher und seine Reformen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ob er, gleich vielen seiner Standes- und Zeitgenossen, die übliche europäische Bildungsreise auf Wunsch des Czaren gemacht, ist nicht bekannt; jedenfalls gehörte er jener strebsamen Generation und ihrer Schule an. Ohne eine einzige fremde Sprache erlernt zu haben, erwarb er sich dennoch Verständniß und Interesse für die ausländische Literatur, ließ sich die hervorragenden Erscheinungen derselben eigens übersetzen und versuchte der fremden Denk- und Anschauungsweise nachzugehen. Dabei war er Autodidakt im strengsten Sinne des Wortes und hat nie eine Schule besucht. Obschon unter den Fahnen der Reform stehend, war er dennoch kein Neugat; er liebte die Deutschen nicht — er blieb ein Sohn seines Vaterlandes und seines Geschlechts, und das Bojarenblut floß rein und unvermischt in seinen Adern. Er war ein echter Russe.

Peter hatte ihn zum Gouverneur von Astrachan ernannt. Die Art und Weise der Verwaltung Wolinski's in diesen Provinzen entsprach ganz seinem Verfahren am persischen Hofe. Er war ein thätiger und unermüdlicher Statthalter, dabei jedoch willkürlich und despotisch wie ein persischer Satrap, der Knute und Peitsche unbarmherzig schwang, keine Persönlichkeit neben sich gelten ließ und dem Grundsatz huldigte: „Gott ist hoch und der Czar weit."

Zwei Episoden aus dieser Periode verdienen als Belege besonderer Erwähnung. In einem altehrwürdigen Kloster Astrachans befand sich ein prachtvolles, mit den werthvollsten Edelsteinen geschmücktes Meßgewand, das Iwan der Schreckliche diesem Kloster zum Geschenk gemacht. Der Werth desselben wurde auf 100,000 Rubel Silber geschätzt und reizte Wolinski's Habsucht. Er ließ den Prior kommen und eröffnete demselben, er wünsche die Stickereien jenes Meßgewandes zeichnen zu lassen und ersuche ihn daher, ihm dasselbe auf einige Tage zu leihen. Dies geschah und nach Ablauf einiger Zeit stellte Wolinski dem Mönch, der mit der Aufbewahrung jenes Kleinods betraut war, dasselbe zurück. Am folgenden Tage erschien ein Lakei Wolinski's bei diesem Mönch und bat ihn im Namen des Gouverneurs, er möge das Gewand nochmals herausgeben, es sei ein Fehler bei der Abzeichnung der Stickerei begangen worden. Arglos lieferte dieser seinen Schatz aus. Als jedoch der festgesetzte Tag verstrich, ohne daß der Lakei erschienen wäre, begab er sich zum Gouverneur und bat in bescheidenem Tone, derselbe möge die Rücklieferung des Meßgewandes anordnen, er, der Bittsteller könne sonst in Ungelegenheiten kommen. Wolinski sandte sogleich nach dem Lakeien, behauptete aber, selbst von nichts zu wissen; der herbeigerufene Lakei wußte natürlich auch von nichts und stellte sämmt-

liche Angaben des bestürzten Geistlichen in Abrede. Wolinski rief seine Schergen herbei und ließ den verstockten Bedienten vor den Augen des Mönchs durchpeitschen. Seiner Rolle getreu, verharrte der Gepeitschte bei seinem Leugnen. Da ging Wolinski dem Mönch zu Leibe: „Du bist der Dieb, elender Verläumder! Du hast das Vertrauen Deines Klosters mißbraucht und das kostare Gewand selbst gestohlen. Fort mit Dir ins Gefängniß!“ Der Mönch wurde in den Kerker geschleppt und erhielt erst nach Jahren seine Freiheit wieder.

Ein Seitenstück zu dieser Infamie ist folgende Geschichte. Ein Wolinski mißliebiger Kaufmann in Astrachan war von einem Spion des Gouverneurs beschuldigt worden, sich über die Gemahlin desselben mit Geringschätzung geäußert zu haben. Ohne sich irgend von der Wahrheit dieser Anschuldigung zu überzeugen, ließ Wolinski den Unglücklichen zu Tisch laden, dann überfallen und, während er selbst dinirte, unausgesetzt peitschen. Als der Kaufmann blutbedeckt zu Boden stürzte, wurde er in den Hof des Palais geschleppt, die wilde Jagdmeute des Gouverneurs auf ihn gehetzt, sein blutiger Rücken mit Salz gerieben und er selbst in völlig bewußtlosem Zustande in den Schnee geworfen.

Als Peter der Große während des persischen Feldzuges mit seiner Gemahlin in Astrachan residirte, fand er, daß der thatsächliche Zustand dieser Provinzen den Schilderungen die der Gouverneur gemacht, wenig entsprach. Das scharfe Auge Peter's war nicht so leicht zu täuschen. Wolinski's Rücken soll mit dem allerhöchsten Stocke in unsanfte Berührung gekommen sein, und man sagt, die Kaiserin habe ihren vollen Einfluß aufbieten müssen, um das alte Einvernehmen ihres Gemahls, mit dem Astrachan'schen Gouverneur herzustellen. Ein glaubwürdiger Zeuge legt dem Kaiser die charakteristische Aeußerung in den Mund: „Wenn mein Stock Dir dieses Mal allzuübel mitgespielt hat, so kannst Du Dir die erhaltenen Schläge bei nächster Gelegenheit in Anrechnung bringen.“ Wolinski gab dem Kaiser Gelegenheit, dieses Versprechens eingedenk zu sein.

Wir verließen Trebjakowsky in dem Augenblicke, in welchem er blutüberströmt, und mit dem Verlust des einen Auges die Freiheit wieder erlangt hatte. Er setzte sogleich eine Klageschrift an die Akademie auf, wußte die Feinde Wolinski's von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzen und wandte sich mit einer Bittschrift sogar direct an die Kaiserin. Da für den Augenblick keine weiteren Folgen eintraten, hatte Conferenzminister Wolinski den ganzen Handel bald vergessen. Die Nachricht der glücklichen Beendigung des Türkenkrieges bewegte im Augenblick Aller Herzen und sollte durch großartige Feierlichkeiten und Gnadenverleihungen festlich begangen werden. Dieses Intermezzo war aber nur „Frist den fiechen Tagen.“

Wolinski hatte zahlreiche Feinde, denen es gelang, den Herzog Biron möglichst ungünstig für den Minister zu stimmen, indem sie ihm den in seinen Sälen vorgefallenen Auftritt mit dem Sekretär der Akademie als persönliche Beleidigung seines Hauses und seiner Würde darstellten. Dazu kam, daß Wolinski den Herzog durch einen unüberlegten Ausdruck persönlich beleidigt hatte. Tödtlich verletzt beschloß dieser, den Verwegenen, der seiner herzoglichen Würde gespottet, zu vernichten und den erlittenen Schimpf blutig heimzugeben. Er überreichte der Kaiserin ein langes Sündenregister Wolinski's und verlangte, daß sie zwischen ihm und dem Minister richte. „Er oder ich!“ Von dieser Alternative ging Biron nicht mehr ab, und damit war Wolinski's Urtheil gesprochen, ehe noch der Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet war.

Eine der Hauptanklagen betraf den Vorfall zwischen Wolinski und Trebjakowsky in dem herzoglichen Palaste, welcher den Gemächern der Kaiserin beigezählt werde ꝛc. Die Kaiserin bat, sie zu keinem schrecklichen Entschlusse zu drängen; doch Biron warf sich auf die Kniee und wiederholte: „Er oder ich!“ Er drohte abzureisen, und dies gab den Ausschlag. Dem Minister wurde der Hof verboten und bald darauf erhielt er Hausarrest.

Für außerordentliche Kriminalfälle, namentlich wenn das Verbrechen des Hochverraths vorzuliegen scheint, ist es in Rußland üblich, daß nicht die gewöhnlichen Gerichtshöfe mit der Untersuchung betraut werden, sondern daß der Kaiser eine aus Vertrauensmännern vom höchsten Range zusammengesetzte Kommission zur Untersuchung und Aburtheilung niedersetzt. Einer solchen Kommission wurde auch Wolinski übergeben.

Bereits nach dem ersten Verhör überzeugte sich der Minister daß er verloren sei, und er war es. Seine Feinde schmiedeten eine Anschuldigung auf Hochverrath und geheime Verschwörung, und alsbald wurde er in das Admiralitätsgefängniß und von dort in die Festung abgeführt. Da er leugnete, wurde er auf die Folter gespannt, und der Tortur folgten acht fürchterliche Knutenhiebe, die so wohlgezielt waren, daß der Unglückliche des Gebrauchs seines rechten Armes beraubt wurde und keines der folgenden Protokolle mehr zu unterzeichnen im Stande war.

Furchtbar war der Urtheilsspruch des Gerichts: Wolinski sollte lebendig gepfählt werden, nachdem man ihm die Zunge ausgerissen; seine Mitschuldigen sollten geviertheilt, gerädert, enthauptet, seine drei Kinder nach Sibirien geschickt, sein sämmtliches Vermögen confiscirt werden.

Die Kaiserin zauderte, die Blutsentenz zu unterzeichnen. Wieder drängte Biron mit seinem fürchterlichen „Entweder er oder ich!“ und jetzt war das Loos Wolinski's gefallen. Mit Thränen in den Augen setzte Anna wenigstens die Milderung der Todesstrafe durch, welche bei einigen Mitangeklagten gar nicht zur Ausführung kommen sollte.

Am Morgen des 27. Juni 1740 bestieg Wolinski das Schaffot: ihm wurde die rechte Hand und sodann das Haupt abgeschlagen. Zwei Mitangeklagte wurden ebenfalls geköpft, während ein anderer die Knute erhielt und einem Grafen Mussin-Puschkin die Zunge ausgerissen wurde.

Das waren die entsetzlichen Folgen einer Narrenhochzeit.

Die Rache Biron's ging über das Grab Wolinski's hinaus; der kleine Sohn des Hingerichteten wurde nach Sibirien geschickt und war auf Lebenszeit zum gemeinen Soldaten gemacht; die drei Töchter sollten in sibirischen Klöstern verkümmern.

Die schaurige Tragödie, die sich vor unseren Augen abgesponnen, entbehrt übrigens nicht jeder Versöhnung. Unsere Quelle, die „Baltischen und russischen Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten von Julius Eckardt" (Leipzig, Duncker und Humboldt), berichtet, wie im folgenden Jahre die Regentin Anna befahl, die unglücklichen Kinder Wolinski's dem Leben wiederzugeben, die Töchter des Klostergelübdes, den Sohn der Militärpflicht zu entbinden und die Geschwister in Moskau erziehen zu lassen. Auch der unglückliche Mussin-Puschkin wurde völlig rehabilitirt und ihm sein Vermögen zurückgegeben.

Wolinski spielte in der Vorstellung der Russen längere Zeit die Rolle eines Vorläufers und Ahnherrn der nationalen Reaction gegen das eingedrungene fremde Element. Sein Name war von dem Glanze ehrwürdigen Märtyrerthums umgeben — er galt für den einzigen mannhaften Feind Biron's, dessen Herrschsucht er zum Opfer gefallen. Jüngst erschlossene Quellen zerstören diesen Zauber. Das „Opfer seines nationalen Selbstgefühls", der „Feind des deutschen Tyrannen Biron" entpuppt sich als echter Sohn seiner Zeit, und von dem Vorkämpfer für nationales Selbstgefühl, für altrussische Eigenthümlichkeit bleibt nichts übrig, als der brutale Haß gegen die deutschen Machthaber, welche besser unterrichtet sind und größeres Ansehen genießen, als ihre Nebenbuhler von bojarischer Abkunft.

* Der Frühling.

Der schlimme Winter mußte wandern
Und seine Fesseln sind verhaut —
Ein Grashalm fündet's an den andern
Ein Vogel singt's demsaubern laut.

Die Lüfte tragens lustig weiter,
Was sie vernommen laut und leis,
Des Baches Wellen blinken heiter
Und murmeln still des Lenzes Preis.

Des Baumes dürre Zweige schwellen
Und kleiden sich in junges Grün,
Die Sänger in den Blättergellen
Verkünden schon der Blume Blühn.

Dem Haine nah' ich, um zu lauschen,
Wie freu ich mich der Frühlingspracht!
Ich hör' mit Lust den Neckar rauschen
In wunderschöner Frühlingsnacht.

Und wenn die dunkle Nacht vergangen
Im Tanz der laubbeschwingten Horen,
Dann harrt die Schöpfung mit Verlangen
Gelüst zu werden von Auroren.

Es flüstert in der Bäume Wipfeln,
Im Odenwald die Art erschallt;
Wie sehn' ich mich nach deinen Gipfeln
Nach deinen Thälern schöner Wald!

Der Frühling naht, ein milder Regen,
Der sinkt vom Himmel niederfällt,
Der Zweige flüsterndes Bewegen
Verkünden es der starren Welt.

So manchem ist der Lenz gekommen
Wie alle Jahre so auch jetzt,
Er hatt das Eis nicht fortgenommen,
Das sich ihm um die Brust gesetzt.

Ihm ist so weh' und Thränen quellen
Aus seinen Augen brennend heiß;
Doch wird ihm wohl, die heißen Wellen
Sie lösten seines Herzens Eis.

Des Jugendfrühlings frohe Zeiten
Sie alle kehren ihm zurück
Und Bilder schöner Tage gleiten
Bor über seinem nassen Blick.

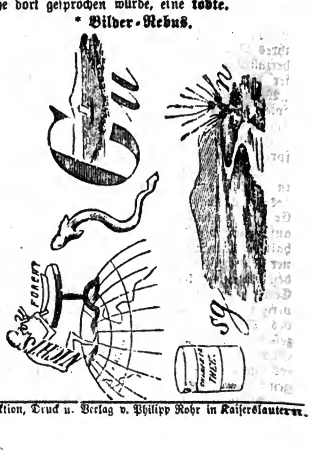
Heidelberg, 15. April 1869. **Guttenstein.**

* Oekumentekel für Rom.

Wir lesen, daß auf dem ökumenischen Concil nur Reden in lateinischer Sprache gehalten werden sollen.

Für Europa wäre auch jede lebende Sprache, welche dort gesprochen wäre, eine todte.

* Bilder-Rebus.



Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 17. Sonntag, den 25. April 1869.

* Wer wagt mit Fleiß, Ansicht und Beharrlichkeit, hat Glück und Ehre.

B—m. Die kurze Lebensgeschichte, die wir dem freundlichen Leser dieses Blattes mitzutheilen im Begriffe stehen, fällt mit ihrem Anfange in das Jahr 1757, kurz nachdem der Königsmörder Damian dem Könige Ludwig XV. einen Messerstich versetzt hatte und der hundert Jahre alte Schöngeist Fontanelle gestorben war. Der Frühling war erwacht und der im Sonnenlichte und Zephyrswehen daherschreitende holde Knabe entfaltete nach allen Seiten Reichthum und Pracht; er breitete über Thäler und Anhöhen seinen bunten Teppich und hauchte aus der schlummernden Saat die grünenden Keime hervor. Die Bäume überzog die freigebige Hand des Holden in reicher Fülle mit Blüthen; auf den Wiesen vom reinsten Smaragd zitterten, vom leisen Winde berührt, die Kelche von viel tausenden gelbgeschmückten Anemonen, über denen sich Massen von Schmetterlingen wiegten; über dem krystallhellen Spiegel des dahineilenden Baches schwärmte die Wassernymphe im stahlblauen Corset. Es wehte überall der Odem Gottes; sein Hauch säuselte und lispelte im Laube der Bäume, Hecken und Gesträuche; der Storch segelt gestreckten Flugs durch die heitere Luft und der räuberische Weih verschwindet himmelwärts kreisend im blauen Aether des Firmaments. Ueberall Leben, Freude und Lust: Alles was lebt, vom Menschen herab bis zum Thiere, freut sich seiner Gegenwart: selbst der träge Roßkäfer scheint, wonneerfüllt, den Schritt zu beschleunigen. Im Hintergrunde dieses idyllischen Panorama's ruht, von einem leichten Dufte umschleiert, die Weltstadt Paris mit ihren vielen Häusern, Kirchenthürmen und Kuppeln.

Ein Jüngling von nicht zwanzig Jahren, vom Zauber dieser schönen Natur hingerissen und durch sie froh gestimmt, schwelgte schlagenden Herzens im Anblicke der ihn umgebenden Gebilde. Das Schmettern der Lerche drang tief in seine Seele, nicht weniger das Klappern des Storches, der, aus fremdem Lande herübergeflogen, hier in häuslicher Eintracht sein Nest bewohnt; ihn erinnert die Weihe, die sich kreisend bis zum Himmel erhebt, an sein künftiges Streben, das jedes Hinderniß umfahrend aufwärts zum vorgestreckten Ziele führt. Auch du, sprach er vor sich hin, aus fernem Lande gekommen, wirst ein Nest dir bauen auf den Höhen des Glücks, wie die Lerche dein frohes Lied singen, und wie die Weihe ihren Raub, dein Glück mit fester Hand umfassen. Sein dunkles, vom Feuer der Jugend erglühendes Auge schaute, stehen bleibend, nach den sich entrollenden Feldern und Wiesen, nach dem blauen Himmel und dem dahin eilenden Bach: ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust und er dachte an die hohen Berge und Thäler der Heimath, wie auch an seinen greisen Vater, der ihn mit nassen Augen aus dem elterlichen Hause entlassen.

Doch sein männlicher Sinn erhob ihn bald wieder aus diesem Anfalle von Heimweh; er faßte fester seinen Wanderstab und setzte weiter fort seinen Weg nach der großen Stadt; er hatte noch eine Stunde dahin; diese wurde glücklich zurückgelegt und unser Fußreisender stand vor der Barriere, reich zwar an Gesundheit, aber arm an Geld. Allein er hoffte an Fortuna's Hand, was er vermöge seiner jugendlichen Unerfahrenheit nicht wußte, nicht zuverlässig ist, und nur zu gerne Wind für Glück und Reichthum spendet, die Verwirklichung seiner glänzenden Erwartungen zu erstreben.

Seine Wanderung durch die zauberische Landschaft hatte sein Gemüth froh und gottvertrauend gestimmt und damit auch seinen Muth erhöht; allein er sollte bald erfahren, daß er den Fuß auf einen feuchten und schlüpfrigen Boden gestellt habe. Hier verschwanden nach und nach, wie ein Traum, die in einer blühenden Natur aufgetauchten Bilder einer schönen Zukunft und die rauhe Wirklichkeit in ihrer alltäglichen Nüchternheit stellte sich ihm feindselig in den Weg.

Christoph Philipp (so hieß unser Frembling bei seinen Taufnamen) war nach Paris gekommen, um hier, ohne nur daran gedacht zu haben, eine industrielle Revolution hervorzurufen; seine Absicht bestand ganz einfach darin, eine Druckfarbenfabrik im kleinsten Maßstabe zu improvisiren. Wer hätte damals ahnen können, daß der bescheidene Jüngling ohne Credit und Ansehen, der nur über ein kleines Kapital von 300 Franken zu verfügen hatte, kaum der französischen Sprache mächtig war, industriell groß, und der Herr und Stifter einer der berühmtesten Fabriken unseres Continents werden würde. —

Sein Vater hatte bis zu diesem Tage einige Stücke von diesem Stoffe mühsam verfertigt und über die Grenze gebracht; mehrere Personen von Einsicht und Geschmack versäumten nicht die Waare anzupreisen; allein die blinde Routine, diese geschworene Feindin jeder nützlichen Erfindung und Verbesserung, gab sich alle Mühe, des Mannes Versuch zu verrufen, und gab daher vor, daß die zahlreichen Spinnerinnen, die in vielen Hütten Frankreichs sich durch das Verarbeiten des Hanfes und Flachses ernährten, um ihren kargen Ver-

dienst gebracht würden. Sein bereits alternder Vater, hatte weder den Muth noch die Kraft, der socialen Eumenide Trotz zu bieten, darum sagte ihm eines Tags der Sohn: ich will für Euch die Routine überwinden, und es soll uns glücken.

Philipp war unternehmend und zäh; er besaß dabei einen zu festen Glauben an das Gelingen seines Unternehmens, als daß selbst die verzweifeltsten Hindernisse im Stande gewesen wären, ihn zu entmuthigen oder gar abzuschrecken und hiefür sprachen sein muthig pochendes Herz, seine Geduld und Beharrlichkeit; die Biegsamkeit und Elasticität seines Naturells lehrten ihn, sich in jede Lage des Lebens zu fügen.

So geartet, schritt der junge Mensch durch die Barriere; er wußte noch nicht, wie er in der großen Stadt debutiren sollte. Doch ein starker Geist weiß sich schnell zu fassen; er richtete ohne sich lange zu besinnen, sein Augenmerk auf eine geräumige Mansarde in der St. Antoniusstraße und würde sie unverweilt bezogen und sein Druckattumatelier eingerichtet haben, wenn ihm nicht ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg getreten wäre. Die zu jener Zeit noch in der Blüthe stehende Maitrische oder Ministerschaft und das starre Zunftweien verhinderten den jungen Fremdling an dem Antreten seines Geschäftes, und leider bewährte sich an ihm die Erfahrung, daß das Herkommen stärker ist als das Gesetz.

Und im Herzen Frankreichs, in Paris, seiner Hauptstadt, wollte er doch Kattune drucken, in jenem Laude, wo er unermeßliche Hilfsquellen, die bereits die Herrschaft über die metallecteuelle Welt führten, ahnte. Ein rechtschaffener Tuchhändler in der St. Dionysiusstraße, den ein Zufall mit ihm in Berührung gebracht hatte und dem er sein Mißgeschick offenbarte, belehrte ihn, daß nicht Paris, wohl aber Versailles die Hauptstadt Frankreichs sei. Ludwig XV. hatte nie seinen Sitz in der Hanptstadt, wo er sich nur selten sehen ließ; auch hatte der kgl. Wüstling, um diesem mißliebigen Orte auszuweichen, eine prachtvolle Straße nach Fontainebleau bauen lassen.

Philipp begab sich also nach Versailles um nachzuforschen und ein schickliches Lokal zu miethen. Aber seine sechshundert Franken, die bereits um ein Beträchtliches zusammen geschmolzen waren, ließen es nicht mehr zu, sich in dieser Stadt, deren Hausmiethzinse höher standen, als jene in Paris, niederzulassen; in seiner Erwartung getäuscht, richtete er sein Augenmerk auf ein, drei Linues von Versailles entlegenes Gebäude, das ruinenartig vor dem Dorfe Jouy-en-Josar staud. Dieses Gemäuer war mit Stroh bedeckt, aber hinreichend geräumig und seine engen Fenster, in welche die köstlichen Wohlgerüche der Felder und die frische Luft drangen, überschalteten die reichbelaubten Zweige und Aeste nahestehender Bäume. —

Hier öffnete unser Glücksbeschwörer die aus der Heimath mitgebrachte Kiste, und hob aus ihr geschcene Holzformen, Farbenkuche, Bürsten, Vertheilungswalzen und noch anderes Berufsgeräthe. Alles hatte schon sein Vater im Gebrauche gehabt; es würde fürwahr interessant gewesen sein, unbemerkt zuzusehen, wie der junge Mensch sich mit fieberhaftem Eifer der schweren Arbeit unterzog, fest entschlossen, auf der sich selber vorgezeichneten Bahn den Lohn seiner rastlosen Bestrebungen zu erringen. Jetzt erst war es ihm, nach langem Darben, vergönnt, an die Arbeit zu gehen.

Voll stolzer Zuversicht war er mit anbrechendem Tage schon auf den Beinen; er sang, die Aermel hoch aufgeschürzt, aus kräftiger Kehle ein gemüthliches Heimathslied; er vertrat in einer Person eine ganze Gesellschaft von Arbeitern, und war abwechselnd Drucker, Colorist und Färber. Waren die Kattunstücke erschöpft, die Druckplatten abgenutzt, so sann er auf neue Muster, brachte sie auf das Papier und übertrug sie auf die Platten, grub sie mit dem Hammer in das fügsame Holz und hantirte zuletzt mit dem Grabstichel oder Stemmeisen; so bewies er seinen Neidern, die weit die Augen aufrissen und die Ohren spitzten, daß er auf dem Wege sei, einen großartigen Betriebszweig auf dem französischen Boden zu schaffen. Die also gewonnenen ersten Druckattune, deren glänzendes Farbenspiel ganz füglich mit den Tapeten im Behange und Faltenwurfe wetteifern konnten, waren schnell vergriffen und gut bezahlt. Die Kaufleute von Versailles und Paris eilten nach Jouy, um das Atelier des jungen Menschen zu besuchen und er sah sich bald genöthigt, Arbeiter zu dingen und sie bei seiner Fabrikation zu betheiligen; die Räume seiner Werkstätte wollten nicht mehr ausreichen; mit jedem Tage lehnten sich neue Gebäude an die alte Strohhütte und in demselben Augenblicke, wo der Neid einiger Personen darauf sann, die Empfindlichkeit der Zünfte anzustacheln, erschien ein königliches Edict, das die Fabrikation der Druckattune für ganz Frankreich erlaubte.

Dieses Edict erschien bereits im Jahre 1759. Der ausmerksame Leser wird aus dieser Jahrzahl ersehen, daß unser Glückskind in weniger denn zwei Jahren seine Zeit gut benutzt hatte; zehn Jahre später beschäftigte er schon zweitausend Arbeiter in dem anmuthigen Thale von Jouy und eine der wichtigsten Anstalten unseres Continents war gegründet, stand fest und erhaben da, wie ein Fels auf der offenen See. Die Concurrenz ließ nicht lange auf sich warten, was kümmerte es aber das großmüthige Herz des glücklichen Fabrikherrn; es war ihm ja gelungen, seinem neuen Vaterlande eine neue Schleuße des Reichthums zu öffnen. Er selber hatte ein so gediegenes Vermögen erworben, daß er den Neid zum Schweigen brachte und sich die Bewunderung der ganzen Welt erzwang.

König Ludwig XVI., nicht sobald auf den Thron gestiegen, beehrte ihn mit einem Naturalisationspatent und die allgemeine Erkenntlichkeit äußerte sich in dem

Volke und in den höheren und höchsten Schichten so laut, daß er dem Neide Trotz bieten konnte. Als die Detroyerung des Staatsbürgerrechtes folgte bald seine Erhebung in den Adelstand.

Das Jahr 1790 brachte neue Ehren.

Die Revolution hatte die alten Vorurtheile ihrer Herrschaft und Tyrannei beraubt und die Verehrung für die Männer von allgemeinem Nutzen ging in das Wesen und die Gesinnung des französischen Volkes über. Das Pariser Departement stimmt für die Errichtung einer Statue zu Ehren des gefeierten Fabrikherrn und wenn sie zum Andenken an den genialen und bescheidenen Mann nicht zu Stande kam, so unterblieb diese Ovation nur darum, weil der hochgefeierte Mann selbst den Vorschlag machte, das zur Ehrensäule zusammengebrachte Geld den Unglücklichen, die allwärts in den Stürmen der Pariser Straßen und politischen Wirren Elend und Noth erduldet hatten, zuzuwenden. —

Napoleon I., der es damals noch trefflich verstand, der öffentlichen Gesinnung und dem Gefühle der Nation liebreich entgegenzukommen und ihm seine Huldigungen darzubringen, begab sich, wie schon so viele andere gethan, nach Jouy, und beschaute bis hinab in ihre kleinsten Details diese prachtvollen Manufacturen, die mit so großem Rechte der Stolz des commerziellen Frankreichs waren und bot dem außerordentlichen Manne die Senatorswürde an. Der Beglückte lehnte die ihm zugedachte Auszeichnung mit Ehrerbietung und Bescheidenheit ab; er vermochte nicht zu begreifen, daß man einem schlichten Menschen, der weiter nichts als nützlich sei, mit einer solchen Würde beehren wolle; er widerstand daher mit bescheidener Ehrfurcht und Festigkeit der eindringlichen Anerbietung seines Kaisers. Napoleon, sich überwunden fühlend, löste von der Brust sein eigenes Ordenskreuz, heftete es auf das pochende Herz des großen Industriellen und umarmte ihn Angesichts seiner zweitausend Arbeiter.

Es gibt fürwahr keine Worte, treffend genug, um den lauten Jubel zu schildern, der dieser zartvollen Handlungsweise des erhabenen Monarchen, dem Sieger von Marengo, entgegenschallte.

An diesem Tage ehrenvollster Anerkennung und Huldigung wurde der Gründer des neuen Kaiserreichs mit jenem Ergusse der Begeisterung und Freudigkeit begrüßt, dessen nur das Volk in der ihm eigenthümlichen Naivität fähig ist. Nur das Volk, das ungeschminkte und rücksichtslose, ist in seinen Gefühlen aufrichtig und wahr, wahr im Bösen wie im Guten.

Der tiefgerührte Kaiser sprach, als er Abschied nahm, zu seiner Begleitung: „Ich werde wiederkommen!“ Er hielt Wort, aber erst nach Verlauf von zwei Jahren; und man hätte denken sollen, daß eine so lange Zeit in Angelegenheiten der wichtigsten Art verlebt, sich das Andenken an Jouy und seine Insassen schon längst verwischt haben mußte. Dem war aber, wie wir gleich hören werden, nicht so. So tief hatte sich die Erinnerung an den vortrefflichen Fabrikherrn in seine Seele gegraben.

Der bis ins Greisenalter vorgerückte Inhaber der Anstalt von Jouy beweinte damals den Tod seines Vaters und fühlte um so schmerzlicher seinen Verlust, als es diesem nicht mehr vergönnt war, Theil zu nehmen an der seinem Sohne wiederfahrenen Ehre; war doch seinem Kinde das seltene Glück zubeschieden worden, sich von der niedersten Stufe des Volkes hinaufzuschwingen bis zum ansehnlichsten Fabrikherrn, nicht durch blindes Glück und Zufall, wohl aber durch Redlichkeit, Tugend und Muth.

Und als zwei Jahre vorüber waren, da löste der große Kaiser sein Wort; er, dessen Aufgabe es war, den wahren Verdienstheiten des Landes entgegen zu kommen, begab sich an einem schönen Tage zum zweiten Male nach Jouy. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Thal; das Volk immer begierig, seine Geschichtszüge zu schauen, eilte schaarenweise, ihren Landesherrn zu begrüßen; solches geschah zur Zeit, als in Boulogne das große Lager war.

„Mein Herr,“ redete der Kaiser den Fabrikherrn an, „wir beide führen einen guten Krieg gegen die „Engländer, Sie durch Ihre Industrie, ich mit meinen Waffen und Sie sind es auch, der den besten führt.“

Der Manufacturist schlief indessen über das ihm lachende Glück nicht ein; seine Thätigkeit blieb immer dieselbe, ungeschwächt und wachsam; er suchte fortwährend sein Geschäft zu verbessern und weiter hinauf zu treiben. Als er einst von einer Spähreise nach England zurückkehrte, und unter Umständen, die an das Romanhafte grenzen, das Geheimniß eines jener Webstühle oder Webmaschienen, die zu jener Zeit den ganzen Reichthum eines gefährlichen Nebenbuhlers machten, — mitbrachte, stieg der allgemeine Jubel bis zum Wahnsinne.

Die gefertigten Kattumballen häuften sich zu Bergen an und man sah sich genöthigt, eine zweite Einrichtung in Essone zu gründen, die eben so groß wurde, als ihre ältere Schwester in Jouy, wo die aus Amerika herübergekommene rohe Baumwolle hundert mechanische Combinationen bestand, ohne aus der mächtigen Hand des Schöpfers dieses Wunders zu kommen.

Wie aber alles Schaffen und Wirken des zeitlichen Menschen seinen Anfang und sein Ende hat, so mußte auch hier das große und thätige Leben unseres Industriemannes seine Grenze finden; ihn überraschte in seiner vollen Wirksamkeit der Tod in Essone; dies geschah im Jahre 1815. Und wer war der Schöpfer so vieler Wunder? wird der Leser fragen.

Es war Christoph Philipp Oberkämpf aus Aurau im Schweizerkantone desselben Namens.

„Ewig Ehre seinem Gedächtnisse!“

Feuilleton.

* **Der Bundesrath, richtiger der Steuerrath genannt.**

Wieder nach den Osterferien,
Glänzt des Bundesrathes Pracht;
Gleich mit ganzen Steuer-Serien
Wird Norddeutschlands Bund bedacht.
Ach, es ist nicht leere Phrase:
Steuern sind des Bundes Ziel!
Und es bringt die Wilhelmstraße
Leider, leider viel zu viel!

Die Kartoffel, die der Bauer
In des Maisches Bottich stopft,
Was der Brenner, was der Brauer
Rührt und siedet, maßt und hopft,
Selbst die schlechtste Branntweinschlempe
Zieht der Bund zur Steuer 'ran:
Davon schafft so manche Plämpe
Für das stolze Kriegsheer an.

Seit der liebe Gott so gütig
Erdölquellen uns erschloß,
Aergerte es den Bund schon wüthig,
Daß für ihn nichts daraus floß.
Nun in Zukunft wird das besser:
Erdöl wird vom Bund verzollt.
Bringen nicht die schmutz'gen Fässer
Den Generalen blanken Sold?

Börsenjuden, Wechselreiter,
Jobber auf dem Agio,
Marchandiren jetzt noch leider
Steuerfrei und seelenfroh —
Hieraus laßt uns Steuern drechseln!
Das gezogene Geschütz
Wird von den gezog'nen Wechseln
Angeschafft — ein Börsenwitz!

„Schwelgt in Kaffee nicht der Sächser,
Oft auch in Cichorie?"
Ruft ein Bundesstintenklexer —
„Höher'n Zoll zahl' der Kaffee!
Laßt den Mokka, esset Suppen! —
Aus dem dünnsten Kaffeesatz
Prophezei' für unsre Truppen
Ich den reichsten Steuerschatz!"

Wo auf weit und breiter Erde,
Ist ein Fürst, der auf einmal
Seinem Land so viel bescheerte,
Steuern in so großer Zahl.
Keiner wagte je dies Schwerste,
Einer nur ist's dem's gelingt!
Bundesrath, Du bist der Erste,
Der zugleich fünf Steuern bringt!

(Seifenblasen.)

* (Ein deutscher Polardichter.)

Die deutsche Polarfahrt hat bereits ihren Sänger gefunden. In der „Spen. Ztg." hebt H. F. Maßmann (die Leser Heine's werden das possirliche Männchen schon kennen), um zu dem Aufrufe zu gelangen:

Steuert ohn' Beschwerde,
Arm, Reich, Mann und Frau —

seinen Gesang (ganz ernsthaft) also an:

Wo die Sonn' im Kreise
Nieder niemals sinkt,
Wo im ew'gen Eise
Meer und Klippe blinkt,
Wo der Eisbär einsam
Fischt im Mondenschein
Und noch menschgemeinsam
Eskimo's gedeih'n;

Dahin werden schwellen
Deutsche Segel bald:
Kühne Muthgesellen
Wollen mit Gewalt
Kunden, ob am Pole
Des Magnets Palast,
Freie Meeresfole
Oder Eises Bast, u. s. w.

* Wortspiele.

Welche Enten haben die Advocaten am liebsten?

Die Clienten.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen Schriftstellern und Schildwachen?

Sie schildern.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen muthigen Pferden und faulen Schuldnern?

Sie gehen gern durch.

Welche Waffengattung ist die lustigste?

Die Artillerie, denn sie läßt ihre Geschütze spielen.

Welche Peter machen den meisten Lärm in der Welt?

Die Trompeter.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen Köchen und Schauspielern?

Sie müssen oft rühren.

Welche Ringe verkaufen die Krämer?

Häringe.

Was bringt die Minister oft außer Fassung?

Die Verfassung.

* (Der Kastanienbaum des 20. März.)

Bekanntlich giebt es einen Kastanienbaum in dem Tuilerien-Garten, welcher dadurch eine Berühmtheit erlangt hat, daß er es mit einem vorzeitigen Blätter- und Blüthentriebe den anderen Bäumen vorausthut und schon am 20. März in aller Pracht und Herrlichkeit dastand. Der Pariser „Figaro" gibt dafür einen gar natürlichen Erklärungsgrund. Dieser Baum habe nämlich eine ausnahmsweise Anziehungskraft für die im Garten spielenden Kinder, die, von dem Grundsatze: Naturalia non sunt turpia! ausgehend, sich dahin absentiren und unter seinem breiten Schutze in hochnothpeinlichen Lagen rasche Erleichterung suchen. Das also wäre die Lösung, warum dieser Baum so kräftig und blüthenträchtig ist, und da soll man noch an providentielle Dinge glauben!

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 16:
Auf der Erde ist nichts ohne Furcht als ein gutes Gewissen.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 18. Sonntag, den 2. Mai 1869.

Der Tabak.

Von Dr. Theodor Hoh.

Unter den Naturprodukten, welche nicht zur Befriedigung unmittelbaren Bedürfnisses, sondern aus tiefgewurzelter, fast überall sich Geltung verschaffender Neigung für reizende erregende Genüsse von den Menschen gesucht und angebaut werden, erfreut sich der Tabak, abgesehen von seiner Unentbehrlichkeit und fast religiösen Bedeutung für manche wilde Stämme in der europäischen und insbesondere deutschen Männerwelt einer solchen Verehrung und warmen Freundschaft, daß den Liebling näher kennen zu lernen und sich von seinen Schicksalen zu unterhalten, Vielen nicht unangenehm sein dürfte.

In der Familie der nachtschattenartigen Pflanzen, Solaneæ, welche trotz ihrem düsteren Namen, reich ist an giftigen menschenfeindlichen Gliedern, worunter wir nur die Tollkirsche, das schwarze Bilsenkraut, den Stechapfel nennen, finden sich auch zwei uns lieb gewordene und üppig kultivirte Gattungen — die Kartoffel, deren unreife Früchte und junge Triebe übrigens auch ein scharfnarkotisches Gift, das Solanin enthalten, und der Tabak. Dieser, nach dem französischen Gesandten Jean Nicot, welcher 1560 den ersten Samen davon nach Paris brachte: Nicotiana L. und nach der westindischen Insel Tabago: Tabak genannt, erscheint im Allgemeinen als eine krautartige Pflanze mit starker faseriger Wurzel, aufrechtem, 2 bis 6 Fuß hohem verästeltem Stengel, großen, abstehenden, etwas klebrigen Blättern, trichterförmigen am Rande fünfspaltigen Blumenkelche, und zwei bis vierfächiger Samenkapsel, welche viele runde, kleine Körner enthält. Uebrigens gibt es eine Menge Arten dieses Gewächses, mit sehr viel Unterarten. Der virginische Tabak, der theils gestielt, theils ungestielt vorkommt, zeichnet sich durch drüsige Behaarung von Blatt und Stengel und durch rosenrothe Blüthen aus. Der Maryland-tabak, welcher besonders häufig in Ungarn und Griechenland zu finden ist, hat dünnrippige, eirunde, große Blätter; der Bauern- oder Veilchentabak kenntzeichnet sich durch grüngelbe Blumen, mit ausgebreiteter Saume und gerundeten Lappen. Endlich trägt der von den Missouri-Indianern mit Vorliebe gebaute vierklappige Tabak weiße Blüthen, deren Krone doppelt so lang ist, als der Kelch.

Wahrscheinlich ist die heiße Region von Amerika das Vaterland der Tabakspflanze, aber dieselbe wurde frühzeitig von da in entfernte Zonen mit ganz anderen klimatischen Verhältnissen verpflanzt, ohne daß diese ihr Fortkommen gehindert hätten; denn wenigen Gewächsen ist eine so große Gabe der Angewöhnung verliehen, und mit Ausnahme der Kartoffel ertrug sie allein, unter der heißen Sonne des Aequator geboren, geduldig die unwirsche Kälte des fünfzigsten Breite-Grades. Gegenwärtig haben in Amerika die vereinigten Staaten, Canada, Neubraunschweig, Mexiko, Brasilien, Cuba, Trinidad und die westindischen Inseln reichlichen und guten Tabakbau und kann hier auf dem üppigen Boden der wärmeren Striche, welchem die ungeheuere Aschendüngung niedergebrannter Urwälder zu gut gekommen ist, zehn bis zwölfmal vortrefflicher Tabak ohne Dunggufuhr gebaut werden. Von Afrika sind die Küsten des rothen u. Mittelmeeres, sowie das langgestreckte westliche Gestade, Aegypten, Algier und die kanarischen Inseln mit Tabakbau versehen. In Asien bauen Türkei, Persien, Ostindien, Tibet, China, Japan, Java, Ceylon und die Philippinischen Inseln den Tabak. In Europa kommt er fast überall, namentlich in Deutschland, Ungarn, England, Frankreich, Belgien vor, und selbst in Australien und Neu-Seeland zieht man ihn. Einen bestimmten Einfluß hat bei aller Akkomodationsfähigkeit der Tabakspflanze begreiflicherweise dennoch das Klima auf sein Gedeihen oder vielmehr auf die Entwicklung der feineren Eigenschaften. Der Erdstrich zwischen dem 15. und 35. Breitegrad scheint derselben am günstigsten zu sein. Am nämlichen Ort sind die Jahrgänge von Einfluß. Leichter, sandiger, warmer Lehmboden wird von der Pflanze geliebt, welche ebensowenig im schweren Thon als im trockenen Sande gedeiht. Was die Düngung betrifft, so unterstützen sich vor allem Gründüngung und Fruchtwechsel, indem man die Wurzel und entblätterten Stengel dem Boden läßt und mit Tabak abwechselnd auf demselben Grundstück Kartoffeln und Getreidefrüchte baut. Man behauptet, daß der von faulenden Pflanzentheilen herrührende sogenannte vegetabilische Dünger zur Erzielung eines milden, wohlschmeckenden Rauchtabaks vor allem zu empfehlen sei, während thierischer Dünger für Schnupftabak angewendet werden könne. Hiebei soll durch Schaf- und Pferdemist der Tabak schärfer, stärker, dunkler werden, als auf Kuhmist, und der Mist von Schweinen ihm einen Anis-Geruch verleihen. Von höchster Wichtigkeit erscheint es, daß der Boden nicht an den mineralischen Bestandtheilen verarme, welche der Tabakspflanze in so großer Menge zukommen. Die chemische Zerlegung der Tabaksblätter ergiebt nämlich einen mehr oder weniger großen Gehalt an folgenden Bestandtheilen: Nikotin, eine aus 20 Theilen Kohlenstoff, 14 Wasserstoff, 2 Stickstoff zusammengesetzte sog. nannte Pflanzenbasis, welche zu 2—8 pCt. in den verschiedenen Tabakso-

ten enthalten, rein als ölartige, farblose oder schwachgelbliche, nach Tabak riechende Flüssigkeit erscheint, von ungemein giftigen Eigenschaften. Nicotianin an Quantität sehr gering, an Wichtigkeit in erster Reihe, denn wahrscheinlich ist es der Träger des Parfüms und der narkotischen Eigenschaften des Tabaks, oder gibt wenigstens in seinen Zersetzungsprodukten zu beiden einen Beitrag. Außerdem findet sich sogenannter Extractivstoff, etwas Gummi, Harz, Pflanzeneiweiß, Kleber mit Stärkmehl und Wachs, und Aepfelsäure, mit welcher das meiste Nicotin unmittelbar verbunden ist. Die bekanntlich in großer Menge nach dem Verbrennen rückbleibende Asche enthält am meisten Kali und Kalk, dann Kieselerde, weniger Magnesia, phosphorsaures Eisenoxyd und schwefelsauren Kalk, sehr wenig Natron, Chlornatrium und Chlorkalium.

Seine Wirkungen auf den Organismus lassen sich folgendermaßen überschauen. Die frischen Blätter greifen die thierischen Gewebe, mit denen sie in Berührung kommen, fast gar nicht an; der getrocknete gebeizte Tabak dagegen, welcher die Gährungs-Prozesse der Fabrikation durchlief, wirkt auf die Schleimhäute ziemlich scharf reizend. In kleineren Mengen verschluckt oder geraucht bewirkt er einige Trockenheit im Schlund, welche aber durch die bald vermehrte Speichelabsonderung von selbst gehoben wird. Wichtiger ist, daß die wirksamen Stoffe sehr schnell in's Blut übergehen und von diesem Centralherd der Ernährung aus das Nervenleben so günstig beeinflussen, daß behagliche Ruhe, Erheiterung des Gemüthes und Neigung zu geistiger Thätigkeit erweckt und erhalten wird. Diesem Umstande ist seine weitverbreitete Annahme als Genußmittel zuzuschreiben. Er wurde als solches in Amerika schon festgewurzelt gefunden durch Columbus 1492, auf Guanahani, von Bartolomeo de las Casas 1502 auf Haiti, durch Ferdinand Cortez 1519 in Mexico. Der Tabak scheint hier nicht nur, wie die ausgegrabenen Pfeifen der ausgestorbenen Azteken beweisen, geraucht, sondern auch geschnupft und mit Kalk vermischt gekaut worden zu sein. Die Indianer Mittel-Amerika's waren sämmtlich vor der Entdeckung ihrer Länder durch die Europäer mit dem Tabak bekannt, an die Westküste Süd-Amerikas scheint er aber, wenigstens zum Rauchen, erst von den Spaniern eingeführt worden zu sein, ebenso an die Ostküste unterhalb Brasilien, während in einzelnen Partien des letzteren Landes Bertrautheit mit dem Tabakgenuß anzunehmen ist. Da es nicht sehr erquicklich sein kann, die verschiedenen Stämme der amerikanischen Ureinwohner in ihren Beziehungen zum Tabak zu verfolgen, so gehen wir auf seine Einführung in Europa über und bemerken, daß ihn wahrscheinlich Frankreich 1560 durch Jean Nicot, Spanien in seiner Eigenschaft als Heilpflanze 1565 durch Hernandez von Toledo, Deutschland 1565 durch Adolf Occo zuerst kennen lernte. Die Sitte des Rauchens kam wahrscheinlich durch Seeleute nach Europa und erscheint zuerst Anfangs der achtziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien, später in England. Theils aus religiösen Bedenken, theils aus Gesundheitsrücksichten erhoben sich allerwärts Parteien, welche den neuen Luxus auszurotten suchten, sobald aber einmal die Haudets-Spekulation in Verfolgung ihrer habgierigen Interessen die instinktive Neigung für das edle Kraut unterstützte, konnte kein Verbot die Verbreitung mehr hemmen. Ja von da ab wurde sogar Europa die Pflanzschule, von welcher aus den übrigen Erdtheilen der Tabak zugeführt wurde. So brachten ihn Spanier und Portugiesen an die Westküste von Afrika, Engländer nach Persien, Holländer vielleicht nach China. In Australien war zwar der Tabak zu Cook's Zeiten noch unbekannt, wurde aber rasch beliebt und selbst angebaut. —

Außer der obenerwähnten angenehmen, mehr besänftigenden, als aufregenden Einwirkung des Tabak's auf Gehirn und Nerven, hat er sich nicht wenige Freunde dadurch erworben, daß er das Gefühl des Hungers zurückdrängt und längere Zeit selbst unter Anstrengung ohne Nahrung zu bleiben befähigt. Es möchte kaum schon jetzt mit Sicherheit zu entscheiden sein, ob hier eine wirkliche Verlangsamung des Stoffwechsels vorliegt, wie sie als eine der Haupteffecte des Kaffee's anerkannt wurde, oder nicht vielmehr eine der Opium-Narkose analoge Täuschung und Unterdrückung der Lokalempfindung eines Organes, hier des Magens auf dem Wege umgeänderter Nervenstimmung. — Als dritter Vortheil eines mäßigen Gewohnheitrauchens ist nicht zu unterschätzen, daß bei seinen Verehrern eine für die Gesundheit so wichtige Ordnung des Stuhlganges nicht selten sehr innig an das zur zweiten Natur gewordene Rauchopfer geknüpft ist. Wesentlichen Schaden möchte einem normal gebauten Manne eine weise Verwendung des edlen Krautes kaum bringen, daß aber Magenleiden, namentlich geschwieriger Art, Halsentzündungen und Lungentuberkulosen das Rauchen verbieten, ist ebenso selbstverständlich, als daß übermäßiger Genuß, besonders wenn die mit Tabaksaft geschwängerte Mundflüssigkeit verschluckt zu werden pflegt, krankhafte Veränderungen und Zufälle im späteren Gefolg haben kann. Treten ja sogar förmliche Vergiftungen ein, wenn allzugroße Mengen innerlich genommen oder verraucht werden. Uebelkeit, Schwindel, Betäubung, Muskelzittern, Schwerathmigkeit, verminderte Herzthätigkeit kann selbst zum Tode führen. Nach Gmelin starb ein Mann, der achtzehn Pfeifen hintereinander geraucht hatte; desgleichen ein anderer, welcher ein Loth Tabak als Absud trank, und ein Knabe, der ein Spitzglas Tabakslauge zu sich genommen hatte; dagegen wurde ein Mann vermittelst kalten Wassers und schwarzen Kaffee's gerettet, welcher sich in eine Wunde den in den Wassersäcken der Pfeifen gesammelten Tabakssaft eingerieben und schon nach wenigen Minuten Gliederzittern, Eckel mit Erbrechen und heftigen Durchfall zu erdulden hatte. — Diese gif-

tigen Wirkungen sind wesentlich an das im Tabak befindliche Nicotin gebunden, welches in schwacher Gabe sogleich eine eigenthümliche Störung der Athmung mit heftigen Krämpfen des Zwergfells verursacht, wodurch ein charakteristisches Blasen, nicht immer aber jenes scharfe Schreien entsteht, welches man als ein konstantes Symptom der Nicotinvergiftungen ausgeben wollte. Darauf kommen krampfhafte Erscheinungen in den Muskeln, Erbrechen und Durchfall. In stärkerer Gabe zu 8 bis 10 Tropfen, erzeugt es fast augenblicklich Schwindel, nach furchtbarer krampfhafter Zusammenziehung erschlaffen die Muskeln und nach längstens zwei Minuten tritt der Tod ein. Klebriger fadenziehender Speichel, violette Farbe der Schleimhäute, und Erweiterung der Pupille ist hiebei an dem Opfer fast ausnahmslos zu beobachten. — Als Gegenmittel wird Gerbstoff vorgeschlagen, doch verläuft meistens die Vergiftung zu rasch und energisch, um gegründete Hoffnung auf eine wirkliche Zersetzung oder Bindung des Giftes hegen zu können, und wendet man daher lieber sogleich schwarzen Kaffee, Pflanzensäuren, Umschläge und Begießungen, freilich mit sehr geringer Aussicht auf günstigen Erfolg an.

Das durch so intensiv giftige Eigenschaften ausgezeichnete Nikotin wird vielleicht durch die Verarbeitung des Tabaks theilweise entfernt oder zersetzt, findet sich aber in sehr geringer Menge eben so gut in der unschuldigen Prise des Schnupfers, als im unappetitlichen Priemchen des Kauers, als in den blauen Wolken des Rauchers. Die erste Art der hier genannten Genußarten entfaltet bei einiger Maßhaltung die schwächsten Wirkungen, kann aber bei enormem Uebermaß und in sehr nervösen Personen bedenkliche Reizzustände hervorrufen. Daß eine gewisse Aufheiterung und Besänftigung des Gemüthes, eine momentane Erholung, eine Vermehrung der Ausdauer in geistigen Arbeiten die Folge rechtzeitiger Prisen sei, behaupten wenigstens die Gewohnheitsschnupfer; daß in den Nervenspitzen der Nasenschleimhaut eine Reizung hervorgerufen wird, welche das von den Physiologen als eine vom verlängerten Mark aus bewirkte Nervenreflexerscheinung bezeichnete Niesen hervorruft, ist namentlich Jenen bekannt, welche nur bei seltenen Gelegenheiten ihre Fingerspitzen in fremde Dosen tauchen. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß durch den habituellen Reizzustand, in welchen der starke Schnupfer seine Nase versetzt, eine Regulirung der Säftecirculation erfolgt, welche die in benachbarten Organen, besonders den Augen, etwa vorhandenen entzündlichen Neigungen beschränkt und so, wenn auch nicht so häufig, als es zur Entschuldigung einer immerhin nicht allzu reinlichen Leidenschaft gepriesen wird, lästige Krankheitserscheinungen zurückhält. — Der Kautabak, wozu die schwersten Sorten verwendet und mehrere Wochen hindurch in einer aus Syrup, Wein, Wachholder und ähnlichen Ingredienzien bereiteten Sauce gebeizt werden, wird durchschnittlich nur bei Seeleuten und den vielbeschäftigten zeitgeizigen Nord-Amerikanern benützt, hier wie bei anderen Gelegenheiten, weil die Art oder Hast der Beschäftigung das Rauchen verbietet. Die Wirkungen des Tabakkauens scheinen, im Wesentlichen dieselben, wie beim Rauchen und Schnupfen, nur dürfte noch dazu gerechnet werden, daß die Matrosen durch ihr geliebtes Primchen die scorbutischen Leiden des Zahnfleisches, wodurch ihr Gebiß in so fataler Weise bedroht wird, fernzuhalten glauben. Andererseits ist zu vermuthen, daß der scharfe, mit giftigen Elementen geschwängerte Saft Geschwüre an der Wangenschleimhaut und bei häufigerem Verschlucken, Magenleiden provociren könnte. — Beide Consumarten verschwinden neben den ungeheuren Quantitäten des Tabaks, der in Blättern oder Cigarren verdampft wird. Die erstere Methode mit Beihilfe einer Pfeife ist bei uns wenigstens die ältere, gegenwärtig aber seltenere, weil selbst in den unteren Ständen verdrängt durch die bequemere, früher mit einem gewissen aristokratischem Nimbus umkleidete Cigarre. Man wählt zu letzterer weit stärkere Tabake, als sie in der Pfeife geraucht zu werden pflegen, weil der zur Cigarrenglutstelle allseitig ermöglichte Luftzutritt einen viel vollständigeren Verbrennungs-Prozeß begünstigt, als er in der Pfeife statt hat, bei deren Gebrauch die eingesogenen Produkte der im Rauchen geschehenden trockenen Destillation mehr unzersetzte narkotische Substanzen enthalten. Eine leichte Cigarre kann selbst einem geübten Raucher Beschwerden verursachen, wenn er sie geschnitten in der Pfeife rauchen will. Namentlich stellen sich fast mit Sicherheit äußerst unbehagliche Gefühle ein, wenn aus unkluger Sparsamkeit Cigarrenstumpen hiezu verwendet werden wollen, von denen ohnedies bekannt ist, daß sie nach einigem Liegen, wieder entzündet, beträchtlich stärker erscheinen, als die frische Cigarre derselben Güte. Es scheint, daß sich das beim Verbrennen des Tabaks gebildete Nicotin und nicotianinhaltige empyreumatische Oel, welches sich im Mundstück der Pfeifen und in den Canälen der Cigarrenspitzen zu sammeln pflegt, im vorderen Theile der Cigarre verdichtet und dadurch die belästigende Gewalt derselben erhöht.

Ein Stoff von so beträchtlichen, wenn auch weniger stürmischen physiologischen Wirkungen kann auch dem Arzneischatz nicht ganz fremd geblieben sein. Sehr selten wird er innerlich gegeben. Nervenschmerzen, Nervenkrampf, Epilepsie, Wassersüchten werden kaum, oder nur sehr zufällig eine Besserung dadurch erfahren. Ebensowenig darf man sich auf seine harntreibende Kraft in der Wassersucht verlassen; mehr leistet er vielleicht bei Leiden der Harnwege und Steinschmerz, am meisten gegen hartnäckige Stuhlverstopfung, krampfhafte Bauch-einklemmungen und Kothbrechen. In diesen letzteren Fällen handelt es sich aber um Tabakslystiere: entweder wässerige Abkochung von Tabaksblättern oder von Tabaksrauch. Doch ist hierbei große Vorsicht anzurathen, denn der Aufguß

von 1 bis 2 Drachmen Tabak kann schon heftige Zufälle sehr unerwünschter Art und von sehr geringer Heiltendenz herbeirufen.

Aeußerlich hat man die in Wasser gekochten Blätter zu Umschlägen benützt, um Schmerzen und beschränkte Krämpfe einzelner Theile zu mildern oder Hautkrankheiten zu beseitigen, darf aber auch hier die narkotischen Eigenschaften des Tabaks nicht außer Acht lassen. —

Feuilleton.

Der Thurmbau zu Babel.

Man spricht aus alter grauer Zeit
Heut' noch von einer Fabel,
Wie Menschen einst zum Zeitvertreib
Gebaut den Thurm zu Babel.
Zum Zeitvertreib war's ausgedacht? —
Wer hatte denn den Riß gemacht?
Wer konnte solches schaffen?
Ich glaub', es waren Pfaffen.

Man wollte, sagt die alte Mähr,
Hinauf zum Himmel schreiten.
Es kamen alle Völker her,
Von Pfaffen schlecht geleitet.
Die Menschenkinder, groß und klein,
Sie wollten alle mit hinein.
Wozu? — Wer mag es sagen,
Ihr müßt die Pfaffen fragen.

So wurde denn mit saurem Schweiß
Das schwere Werk begonnen.
Der Mann, das Kind, das Weib, der Greis,
Sie waren all' gekommen.
Sie gruben, schafften Tag und Nacht
Und wurden schließlich ausgelacht.
Wer mochte ihrer lachen?
Ich glaub', es waren Pfaffen.

Doch des Gelächters grauser Hohn
Hinauf zum Himmel schallte,
Und es erschien des Menschen Sohn,
Der unter Menschen wallte.
Der sprach: Baut ihm kein Haus von Stein!
In eure Herzen schließt ihn ein!
Nicht unter stolzen Domen,
Im Herzen soll er wohnen!

* * *

Zieht daraus nun die weise Lehr',
Will man Euch wieder rufen,
Und denket an die alte Mähr,
Denkt fleißig Eurer Hufen.
Die Thürme kosten schweres Geld,
Die Welt wird nicht dadurch erhellt.
Zuletzt sind, die da lachen,
Wohl einzig wieder Pfaffen.

* (Eine gestörte Trauung.)

Der Zug hatte sich verspätet. — Ich schlenderte von Langeweile geplagt durch die einsamen Straßen eines Provinzialstädtchens an der Kirche vorbei — doch nein! Aus derselben ertönen zu einer nicht kirchlichen Zeit Orgelklänge — ich ging hinein. — Eine Trauung mit zahlreicher Vettern- und Basenbegleitung. Die Braut, in Weiß, ein junges Mädchen, blondhaarig, blauäugig, rothwangig, feurig, ein Engel zum Küssen! Der Bräutigam, ein langer, hagerer Mensch, zwischen 30 und 60, untadelhafter Frisur, vor den Ohren kunstgerechte Locken, einen fadenscheinigen Rock, nicht zu kurz, der Schnitt wohl aus vorigem Jahrhundert, die Cravatte corect, weiße Weste und blanke Stiefel, am Knopfloch kein Kränzchen, einen Kranz! Was mochte das holde Mädchen bewogen haben, diesen zu ehelichen? Sind die Männer so rar? Es schien mir ein Bureaukrat, vielleicht ein Calculator mit mindestens 200 Thaler Gehalt und freiem Siegellack — soll sie die zu erwartende große Pension verlockt haben? Diese und weitere Fragen unterhielten mich lebhaft, als bereits der Herr Pfarrer seine Fragen begann, zuerst an die Braut: Sind Sie willens N. N. als Gatten zu nehmen? — Ihren Rosenlippen entduftete ein vernehmbares „Ja". Welcher Lichtstrahl in des Bräutigams verdumpftem Altjunggesellen-Herzen! Mit welchem Pathos wird er jetzt sein „Ja" vernehmbar machen? — „Sind Sie willens Jungfrau N. N. — —" man hörte bei diesen Worten vor der Kirche ein Signal und bemerkte, daß der Herr Bräutigam sich ermannte, jedenfalls um Luft zu seinem „Ja" zu schöpfen — „als Gattin zu nehmen?" — Ein zweites Signal und — mit Löwensätzen war der Herr Bräutigam, der nur noch einen Laut von sich zu geben brauchte, um in den Abgrund der Ehe zu stürzen, zur Kirche hinaus. — Die Braut fällt in Ohnmacht, die Vettern und Basen stehen wie versteinert. — Das Signal war Feuer und der Bräutigam — Mann von der Spritze!

* Vor dem Gerichte in Kronenburg stand der Taglöhner Harm, eines Einbruches angeklagt; er hatte schon oft gestohlen, aber sich immer durch Leugnen herauszureißen gesucht. Zur Ueberraschung des Richters legte er sofort ein Geständniß ab und zwar mit triumphirendem Gesicht. Als er zu drei Monat Arrest verurtheilt wurde, rief er: Was? a Straf? I hab' ja an Secundizablaß! (Ablaß gelegentlich der päpstlichen Secundizfeier.) — Mein Lieber, sagte der Richter, dieser befreit nur von den ewigen, aber nicht von den zeitlichen Strafen. — „Wann i das g'wußt hätt!" —

* (Unmöglichkeit des Fastens.) Ein armer Teufel, den sein Beichtvater fragte, ob er gefastet, erwiderte: das war unmöglich, ich bin zu arm; dazu braucht man Austern und Krebse, Karpfen, Trüffeln, Bohnen und junge Spargel, Champagner- u. Bordeauxweine; solche Kasteiungen können sich nur reiche Leute auferlegen.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 19. Sonntag, den 9. Mai 1869.

Maiweinlied.

Gießet ein den gold'nen Wein!
In des Frühlings heit'rem Weben
Soll des Herbstes kräftig Streben
Nicht von uns vergessen sein.

Freuet euch und singt und lacht
In der Jugend frischen Tagen,
Liederklang und Blüthenpracht
Mag das Herz in Fülle tragen!
Doch gedenkt in heil'gem Ernste,
Daß die leichte Frühlingsluft
Nicht genügt der Mannesbrust,
Nicht das höchste Ziel, das fernste.
Frühlingsluft und Blüthenfülle
Sind nur anmuthreiche Hülle,
D'rin sich birgt das erste Streben,
Gold'ne Frucht der Welt zu geben.
Reife denn an heil'ger Gluth
Euer Sinn, der Rede gleich,
Trotz dem Sturm mit Lebensmuth,
Und seid Ihr im Innern reich:
Sendet Wort und That hinaus
Durch der Erde weite Strecken,
Um, was gut und recht, zu wecken!
Darauf trinkt die Gläser aus:
Doch mit Kräutern würzt den Wein,
Die in stillen Waldesräumen
Unter süßen Frühlingsträumen
Licht und Leben saugten ein!

Freut Euch an des Herbstes Kraft,
Trinkt begeistert seine Fluthen!
Doch, der alle Keime schafft
Soll von erster Liebe Gluthen;
Frühling, o vergeßt ihn nimmer!
Ist die Jugend auch dahin,
Bringet Frucht der erste Sinn,
Längst getrennt vom Blüthenschimmer:
Sollt Ihr ihn fest im Geist behalten
Eu'rer Jugend Träum' und Blüthen;
Die Erinn'rung töne wieder
Eurer Jugend Lust und Lieder!
Jugendlusterinnerung
Wird zur frohen Hoffnung dann,
Daß Ihr jenseits wieder jung,
Kündet sie Euch jubelnd an.
Aus des Grabes dunklem Haus
Werden neue Blüthen sprossen,
Unverwelklich, Ichtumflossen!
Darauf trinkt die Gläser aus!

---

* Sonntagsgeplauder.

Hoch gehen die Wogen für die am künftigen Mittwoch stattfindende Wahl und nirgends höher als gerade in unserer Stadt. Da platzen die Geister aufeinander, daß es eine wahre Freude ist; doch nicht allein bei uns ist dies der Fall, auch im „sonnigen Frankreich" wird gewählt und ist man in der Wahl der Mittel dabei nicht sehr engherzig. Hier ein Pröbchen: Herr Wilson, der Besitzer des Schlosses von Chenonceaux, ist Candidat, für einen Sitz in der Kammer, obwohl sich dieser Biedermann in seinem Leben nie um Kammern, Politik und sonstige Allotria gekümmert, sondern nur Burgunder getrunken, Hasen gejagt, Bälle gegeben und andere dergleichen weithistorische Beschäftigungen getrieben. Als er aber hörte, daß die „ganze Welt" von den neuen Wahlen spreche und dieselben höchst fashionable seien, da rief er aus: Anch io sono pittore, was gemacht werden kann, wird gemacht — wozu hat man denn die Millionen? Sein Departementsblatt berichtet nun ergötzlich also das Weitere:

„Der neue Candidat ist weder ein Demokrat, noch Aristokrat, noch Sozialist, noch Imperialist, noch Orleanist, er ist ein Lebemann."

Vor mehreren Jahren stellte ihn seine Familie eine Zeitlang unter Curatel, weil er allzu scharf in's Zeug ging. Er sagte sich, als er eines Morgens aus dem Bett stieg: „Es wäre doch ganz nett, Deputirter zu sein, Dingsda in meinem Club ist es auch, und der kleine Knirps, sein Vetter, soll's werden. Ich werde meinen Wählern keine Glaubensbekenntnisse, sondern Einladungen zum Mittagessen zuschicken, das ist viel amüsanter und — wirksamer.

Gesagt, gethan. Der ganze Wahlbezirk von Indre et Loire ist auf den Kopf gestellt, man hört seit 14 Tagen nichts als Geklapper der Löffel, Messer und Gabeln, während man sonst von Wahlreden ennuyirt wird. Der Schloßherr hat durch Anschlag im ganzen Departement bekannt gemacht, daß

„Jeder Wähler, der sich auf dem Schlosse von Chenonceaux präsentirt, dort freies Logis, freie Beköstigung und sogar noch, wenn er Waidmann ist, freie Jagd findet."

Man kann sich denken wie das zog! Alle Reden Jules Favres und Jules Simons waren nichts gegen solche Thaten. Am Sonntag fahren die Breaks und Jagdwagen des Herrn Wilson von Dorf zu Dorf, und führen zur reichbesetzten Tafel im Schloß, die Liedertafel, die Sparkassenvereine, die Spritzencorps und was sonst noch kreucht und fleugt. Man pokulirt, man schmaust an Tafeln, die schier unter leckeren Gerichten brechen und man schläft seinen Rausch auf den weichsten Pfühlen aus, die der „echte Patriot" dem „souveränen Volk" zur Verfügung stellt.

Zu Loches, wo die Wahl stattfindet, hat dieser Crösus für 80,000 Fr. das Wirthshaus auf 4 Wochen gemiethet, man reißt dort im Innern alles nieder und richtet einen Speisesaal von 500 Gedecken her, an denen täglich die „treuen" Wähler herrlich ge-

füttert werden sollen. Wein, Cognac, Caffee u. s. w. sind massenweise dort aufgespeichert und noch nie seit Ludwig des Heiligen Zeiten hat solche Fidelität in loco geherrscht, wie in dieser Wahlperiode.

Wenn zum Dessert dieser „edle Gastfreund“ nicht gewählt wird, so giebt es keine Vorsehung in Frankreich mehr. Schlau genug sind übrigens solche Candidaten, denn sie kennen die „biedern Landleute“ nur zu gut. Ein anderer Nachbar des eben erwähnten Amphitryo, Marquis von Chambrun, hat ganz andere Mittelchen ersonnen. Er vertheilt massenhaft Albums unter seine Wähler, in denen erschön illustrirt die „Hauptscenen seines Lebens“ abbilden ließ. Dabei war er aber klug genug, für Protestanten und Katholiken verschiedene Exemplare anfertigen zu lassen; die ersteren bekamen Albums, in denen ein Bild fehlt, wo der Papst die Ehe des edlen Herrn persönlich eingesegnet. Diese „Schilderei“ darf nur in den Exemplaren stehen, die fromme Katholiken ergötzen — sonst hat obiger Segen weiter „keinen Zweck.“

Man giebt also Geld genug aus, um ein Glied des „gesetzgebenden Leichnams“ zu werden und vielleicht ein sehr unnützes. Wird doch auch sonst das edle Metall arg vergeudet, zumal für Missionäre, von denen uns eben der Sohn des Prinzen von Joinville, der Australien als Touriſt durchelte, eine sehr heitere Mähr berichtet.

Der Bischof von Sydney hat im Innern des Landes den Wilden sehr energische Predigten gegen die Vielweiberei gehalten, die bei ihnen noch altbegründete „Institution.“ ist. Ein Häuptling hatte nicht weniger als 6 schwarze Lebensgefährtinnen und wurde von obiger Predigt sehr „gerührt.“ Als der Bischof nächstes Jahr wiederkam, besuchte ihn der „gerührte“ Häuptling und sagte: „Jetzt habe ich nur Eine Frau, würdiger Herr! — Brav mein Sohn, was hast Du denn mit den andern 5 angefangen. — Die habe ich aufgegessen!“ — „Mahlzeit!“

* Eine traurige Geschichte.

Das „Journal officiel de l'Empire“, Nr. 99, vom 10. April d. J., bringt uns eine Geschichte, die das Herz des gefühlvollen Lesers gewiß mit Unwillen und Wehmuth erfüllen wird.

Es mögen bereits fünfzehn oder sechszehn Jahre sein, daß Marktschreier bei Gelegenheit einer neuntägigen Mai-Andacht, die auf der Sarte stattfand, in der Stadt Huy erschienen und einem Kärrner daselbst ein noch ganz junges Kind anvertrauten. Als diese Andachtszeit vorüber war, verschwanden sie aus dem Orte, ohne sich weiter um das kleine Wesen zu bekümmern und ohne später mehr etwas von sich sehen oder hören zu lassen. Die Polizei, von der frevelhaften That dieser Strolche in Kenntniß gesetzt, übergab die hülflose Kleine einem braven Arbeiter, gegen Zusicherung eines monatlichen Kost- und Pflegegeldes von 50 und so viel Franken.

Das Kind wuchs allmälig zu einer schönen und blühenden Jungfrau heran und wurde der Liebling des Hauses und die Adoptiv-Eltern widmeten ihr die zärtlichste Neigung und Sorgfalt, liebten sie mit einer Inbrunst, die man nur dem eigenen Kinde zu erweisen vermag; und auch sie, die nie ihre Eltern gekannt oder sie vielmehr aus dem Gedächtnisse verloren, zeigte sich gegen ihre Pflegeeltern als Tochter sehr liebevoll, dankbar und fügsam. Aber dieses Glück, dieses schöne Familienleben sollte nur zu bald gestört, ja vernichtet werden.

Jetzt, wo sie groß, lieblich und frisch war, wie eine im schönsten Lenze aufblühende Rose, da kam über sie Alle das schwere Verhängniß: die gewissenlosen Eltern der Jungfrau, die ihr hülfloses Kind in fremden Händen zurückgelassen, erinnerten sich jetzt erst, nach vielen Jahren, der von fremden Menschen auferzogenen Tochter, auf deren körperliche Vorzüge und Nützlichkeit sie wahrscheinlich zu spekuliren gedachten.

Sie wendeten sich, dem öffentlichen Abscheu sich unbedenklich preisgebend, das menschliche Gefühl mit Füßen tretend, an den königlichen Staatsprokurator und verlangten von diesem die Auslieferung ihrer Tochter. Das Parquet, ihrem Ansinnen willfahrend, forderte das unglückliche Mädchen auf, sich zu ihren wirklichen Eltern zu begeben und diesen gehorsam zu sein.

Alles Bitten und Protestiren von Seiten der Armen wollte nicht frommen; weder Thränen noch Vorwürfe vermochten das Ehepaar zu erweichen, man mußte sich ergeben; im Augenblicke aber, wo das Mädchen im Begriffe stand, auf immer das theure Haus, in welchem es so viele Jahre des Glücks dahingelebt, zu verlassen, ergriff es die Flucht und versteckte sich im Walde von Tihange, wo sie zwei Tage verweilte. Je erpichter der gewissenlose Marktschreier darauf war, sein Schlachtopfer zu erfassen, um so mehr Standhaftigkeit zeigte es, dem grausamen Dränger zu entgehen; vom Hunger jedoch überwältigt, kehrte es in das pflegeelterliche Haus zurück, verschwand dann wieder, ohne merken zu lassen, was es vorhabe und eilte geraden Weges nach der Maas, wo es sich verzweiflungsvoll in den Fluß stürzte.

Der Pflegevater, nichts Gutes ahnend, eilte ihr nach, schrie, am Flusse angekommen, laut um Hülfe, die auch nicht lange auf sich warten ließ; er und der Hausmeister einer nahen Anstalt waren so glücklich, die Ertrinkende, die bereits zum dritten Male unter dem Wasser verschwand, an das Ufer zu ziehen. Nichts wurde versäumt, um die Gerettete zum Leben zurückzurufen; ihre Mühe belohnte auch ein glücklicher Erfolg, allein das unglückliche Mädchen liegt jetzt schwer krank auf dem Siechbette und ist wenig Hoffnung für sein Aufkommen vorhanden.

Noch am Tage dieser Katastrophe erkrankte die zärtliche Pflegemutter schwer in Folge des erlittenen Schreckens über den verzweifelten Schritt ihres viel-

geliebten Pflegekindes und sieht jetzt im städtischen Spital ihrer Genesung entgegen.

Zum Beschlusse dieser kläglichen Geschichte möchte man die königliche Staatsbehörde fragen, ob es ihr nicht möglich war, hergelaufenen Strolchen, ohne Ehre und Gefühl, das verhängnißvolle Requisitorium zu versagen.

Die weiblichen Haarkouren.

Bei den neuerdings in Paris gegen die Chignons aufgetauchten Agitationen dürfte nachstehende Notiz von Interesse sein: Bekannt sind die riesenhaften Gebäude, welche mit Hilfe künstlicher Gestelle im 17. und 18. Jahrhundert aus den Haaren der Damen auf ihren Häuptern aufgeführt wurden. Da trugen sie die Erdkugel oder den Himmelsglobus im Durchmesser von einem bis zwei Fuß auf dem Kopfe; auf jener bildeten bunte Bänder die Grenzen der Erdtheile und Länder; auf diesem Goldstifter die Sterne. Zum Minerva-Helm wurde das Haar aufgekämmt, ja, man höre, zur Fruchtschaale wurde es hergerichtet, welche, etwa eine Elle hoch, wirkliche Weintrauben, Citronen, Birnen, Kirschen und andere Früchte trug. Da erfaßte zu Anfang der 1760er Jahre eine Anzahl Damen eine leidenschaftliche Vorliebe für die griechische Coiffure, welche damals der Pariser Friseur Legros wieder einzuführen suchte. Die Zahl der Verehrerinnen dieser schönen Haartracht wuchs, welche bekanntlich nicht durch künstlich gedrehtes und geflochtenes Haar, sondern dadurch gebildet wird, daß das lange seidige Haar nach hinten in ein Büschel oder Knoten zusammengefaßt oder gebunden wird, wobei, weil ein schmaler Stirnbogen den Griechen für schön galt, das Haar, wellenförmig um die Schläfe fließend, die Stirne eng begrenzt. Leider wurde diese Reaktion bald unterdrückt und zwar auf merkwürdigem Wege. Sämmtliche Haarkünstler der Modestadt Paris erhoben sich wie ein Mann gegen ihren Collegen Legros, welcher sie um Brod und Einkommen zu bringen drohte, strengten einen Prozeß gegen ihn an und erkämpften — ein gerichtliches Verbot der Coiffure à la grecque. Darnach steigern sich die Haarthürme der Damen zu immer wachsender Höhe, so daß im Jahre 1778 der Director der Pariser Oper ein Maaß vorschrieb, welches die das Theater besuchenden Damen nicht überschreiten durften, wenn sie eingelassen sein wollten. Plötzlich verlor Marie Antoinette im Jahre 1760 ihr schönes Haupthaar und in Folge dessen fielen die Haare der Hofdamen unter der Scheere der selbst die Mode überwältigenden Etiquette. Man frisirte sich à l'enfant, d. h. mit geringelten kurzen Locken. Doch blieb diese Frisur nur auf die Hofkreise beschränkt; erst gegen Ende der Schreckensherrschaft kam mit dem griechischen Kostüme die entsprechende Haartracht wieder auf; die Titustracht des Kaiserreichs wich geschmackvollen Frisuren.

Neueste Art, auf dem Wege der Aesthetik Zeitungsspalten zu füllen.

Im Staate Massachussetts lebte der Herausgeber mehrerer Journale, der ein unfehlbares Mittel erfunden hat, um für seine Blätter einen reichen Vorrath schauderhafter Nachrichten aufzutreiben und somit auch die Neugierde des Lesers ununterbrochen in Spannung zu erhalten. Seine criminalistischen Geschichten waren haarsträubend und nervenerregend, er brauchte nicht zu Lügen seine Zuflucht zu nehmen, weil er der Vorsehung vorgreifend, aus eigener Machtvollkommenheit das Schicksal mancher Menschenkinder vorausbestimmte und erfüllte.

Alles bewährte sich bei ihm als classisch wahr: das Humbugen überließ er seinen minder begünstigten Collegen. Mit einem Worte, unser Ehrenmann war mit einer Räuberbande affiliirt und dieser saubern Sippe ein freigebiger Mäcen; zwar betheiligte er sich nicht persönlich bei ihren Unternehmungen, allein er feuerte sie zur That an durch schöne Reden, und, was noch überzeugender wirkte, durch den Klang blanker Dollars. Dafür verlangte er aber als Gegenleistung von ihnen noch nicht dagewesene großartige Verbrechen, sinnreich ausgeführte Diebstähle und humoristische Schurkereien, die sich allein für seine pikanten Blätter eigneten. So kam es denn auch, daß unser Herausgeber immer der Erste war, der die Heldenthaten von Räubern auf den Markt brachte. Seine Journale, auf diese Weise reichlich gespickt, wurden stark gekauft und verschlungen wie frisches Brod.

Die Journalistik in diesem Staate und Geschmacke zu verstehen, zeigt bei den Amerikanern eine wahre Wuth zum Fortschritt an.

Wie aber Alles auf unserer Erde seinen Anfang und sein Ende hat, so erreichte auch unser Journalist sein Ziel und nicht weiter.

Einst erschien bei ihm ein Räuber, der für die Ausführung eines exquisiten Verbrechens die ihm zukommende Prämie verlangte. Es entspann sich eine eingehende Erörterung über die Classicität des vorgebrachten Falles, deren Ergebniß endlich darauf hinauslief, daß der Kunstkritiker nichts zahlen wollte. Der rachsüchtige und wuthschäumende Bandit aller Ueberlegung beraubt, lief zur betreffenden Behörde und machte seine Anzeige.

Es fragt sich jetzt, ob der amerikanische Richter ein Gesetz ausfindig machen kann, um unserm Journalisten und praktischen Aesthetiker ein stilles Plätzchen im Zuchthause anzuweisen, oder ihn im schlimmern Falle dahin zu schicken, wo Meister Hämmerlein seinem Pflegebefohlenen ein abkühlendes Luftbad zwischen Himmel und Erde vergönnt.

Dem Stolz auf Ahnen gönnet seinen Raum,
Doch sei er nicht voll eitler Herrschersucht;
Nach seinem Stamm zu schätzen ist der Baum,
Doch zu verachten bei nur schlechter Frucht.

Feuilleton.

* Aufruf.

Wir lesen soeben in Wiener Journalen, daß der Feldzeugmeister Maroicic, ein ausgezeichneter Soldat und Kamerad, zum Kommandanten von Wien ernannt worden ist und sich in Graz von den Generalen und Offizieren mit den Worten verabschiedete:

„Für die Zukunft Oesterreichs ist uns nicht bange, da wir eine Constitution, Geschwornengerichte und Preßfreiheit besitzen."

Die Unterzeichneten haben nun beschlossen, dem genannten Feldzeugmeister einen Ehrensäbel, den er sich durch den Leib rennen kann, zu stiften und bitten um Uebersendung geneigter Beiträge.

Das Offiziercorps
eines Norddeutschen Bundesstaats.

P. S. Auch die kleinste Grobheit als Motto zu den Gaben wird berücksichtigt.

* (Wohl überlegt!) Vormund: „Daß du den alten Direktor dem jungen Assessor vorgezogen hast —"

Mündel: „Das ist wohl überlegt, ich bekomme ja beim Alten bald mehr Pension, als der Assessor Gehalt hat!" (Fl. Bl.)

* (Opfer.) Lieutenant: „Was zahlen Sie mir, Fräulein Emilie, wenn ich heute Abend nicht in's Casino gehe, sondern zu Ihnen komme und Ihnen Gesellschaft leiste?" —

Fräulein: „Warum wenden Sie sich nicht an die Mitglieder des Casino's? Die werden Ihnen wohl für dieses Opfer dankbarer sein, als ich!" (Fl. Bl.)

* (Klima-Wechsel.) Englische Blätter berichten von dem Wechsel im Klima, der durch den Suez-Canal hervorgebracht worden sei. Der Grund, worauf Ismailia, eine Stadt von 6000 Einwohnern, jetzt steht, war vor wenig Jahren eine Sandwüste. In jüngster Zeit hat sich das angeblich ganz geändert; durch Wiederbewässerung des alten Suezbeckens von Timsah sind überall Bäume, Sträucher und Gewächse der verschiedensten Art aus der Erde emporgeschossen. Gleichzeitig mit der Erscheinung der Vegetabilien hat sich das Klima stark verändert; vor zwei Jahren noch war Regen unbekannt, in den letzten zwölf Monaten fiel an vierzehn Tagen Regen, ganz vor Kurzem fiel ein solcher Schauer, daß es den alten Arabern, die solches nie gesehen, wie ein Phänomen vorkam.

* (Zur Warnung) schreibt die „Gs. Ztg." Eine Frau hierselbst trug drei falsche Zähne im Mund und vergaß eines Abends diese abzulegen. Während des Schlafes löst sich das falsche Gebiß vom Gaumen und dringt in die Luftröhre, wo es durch das nun entstehende Würgen noch tiefer gedrückt wurde. Aerztlicher Hülfe gelang es zwar, das Gebiß zu entfernen; dasselbe hatte aber Wunden gerissen, die vor einigen Tagen den Tod der Frau herbeigeführt haben.

* (Artigkeit.) „Fräulein, ich verstehe Sie gar nicht, Ihr Herz ist so kalt, wie der Januar, es friert Einem, wenn man Sie beobachtet."

„Kann ich dafür, wenn Sie das Einheizen nicht verstehen?" (Fl. Bl.)

* (Hochachtung.) „Kann ich den Herrn Banquier sprechen?" — „Gleich werd' ich sein zu Ihren Diensten. Nehmen Sie sich gefälligst en Stuhl!" — „Sie scheinen mich nicht zu kennen, ich bin Graf Fix!" — „Nu, da nehmen Sie sich zwaa Stühl'!"

* (Ein schlechter Spaß) wurde vor einigen Tagen in Berlin bei Gelegenheit eines Polterabends gemacht. Einer der Gäste hatte einen Glacéhandschuh mit nassem Sand anfüllen und oben zunähen lassen. Bei der Abendtafel reichte er während des Desserts den Handschuh unter dem Tisch seiner Nachbarin, ihr zuflüsternd: „Lassen Sie's unter dem Tisch stillschweigend weitergeben." Nachdem der Handschuh aus einer Hand in die andere gegangen war, gelangte er endlich auch in die eines jungen Mädchens, das soeben erst in der heitersten Laune mit seinem Nachbar angestoßen hatte. Die junge Dame stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Sie hatte geglaubt, eine Todtenhand in der ihrigen zu halten. Der Ohnmacht folgte ein hitziges Nervenfieber; es soll wenig Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden sein.

* (Der eigentliche Geburtstag Napoleon's I.) Die „Union" sucht zu beweisen, daß der Säcular-Geburtstag Napoleon's I. schon im Jahre 1868 verfallen war. Nach einem Auszuge aus dem Taufbuche von der Hand des Pfarrers von Corte wird nämlich constatirt, daß „Herr Karl Bonaparte zur Kirche dieser Pfarre sein und der Frau Lätitia Kind, geboren am 7. Januar 1768, unter dem Namen „Nabulion" gebracht habe."

* Buchstabenräthsel.

Das Gegentheil von trägem Schritt
Theilt Dir das erste Wörtlein mit;
Nein sig' in Zinsen vorne an.
So braucht man es bei krankem Zahn
Und vielfach auf gewerblichem Gebiete,
Fast jeden Tag wohl in der Schmiede
Und bei dem Schlosser an der Wand
Hangt dieses Werkzeug wohlbekannt;
Jetzt, Freundchen ändre vorne wieder,
So rufst Du es dem Arzte zu:
„Ach Herr wie schmerzen mich die Glieder!
So schaffe doch dem Kranken Ruh!
Er kann nicht geh'n noch zehn zwei Stunden,
Dies wird im vierten Wort gefunden:
Nun ändre vorn zu wiederholten Malen,
So trifft Du es in allen Büchern und Journalen.

G.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Per. 18 = 2°

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 20. Sonntag, den 16. Mai 1869.

Eine catilinarische Existenz.*)

Von **Otto Spielberg.**

Ich habe die Ehre, dem Leser Herrn Louis Schröder vorzustellen. Schröder ist ein Mann anfangs der Dreißiger, von wohlproportionirtem Aussehen, elegant in der Kleidung und nobel im Benehmen.

Er wohnt im dritten Stock bei einer Tischlerswittwe, fein eingerichtet: zwei Zimmer, Teppiche auf dem Fußboden, Pianoforte und schwellende Causeusen.

Wer ihn früh besucht, findet ihn im Schlafrock und Pantoffeln behaglich bei einer Tasse Mocca sitzen, er raucht eine Cigarre dazu und liest in der Zeitung.

Der Mann führt ein bequemes Leben, aber Niemand weiß so recht, wovon er lebt. Er wird viel auf Promenaden gesehen, verkehrt häufig in gesellschaftlichen Zirkeln und zeigt überall den vornehm auftretenden Stutzer. Auf den Visitenkarten, die er in einem blauseidenen Etui trägt und nach jeder einmaligen Unterhaltung diesem und jenem Herrn so und so zum Andenken überreicht, steht in goldenen Zügen: „Louis Schröder, Agent." Also Agent ist Herr Schröder, aber Agent kann man in allen möglichen Fächern sein und in welchem Fache Herr Schröder Agent sei, das war wiederum für Diejenigen, die ihn kannten, ein Geheimniß.

Ein Geschäft abschließen, eine Besorgung ausführen, hatte man ihn noch nie gesehen, „aber er muß doch Geld haben", sagten Einige, „denn sonst kann er kein comfortables Leben führen", und diese Meinung hatte auch bei mancher Dame Platz gefunden, und erblickte man in Schröder den Gegenstand einer guten Partie.

„Warum heirathen Sie nicht?" fragte ihn eine Schöne auf einem Balle, den der Bürgerverein des Orts arrangirt.

„Heirathen?" Schröder zwinkerte mit den Augen und lächelte.

„Können Sie nicht heirathen?"

„Mich drückt ein Geheimniß."

Mitleidig betrachtete die Schöne, eine Bäckerstochter, den Sprechenden und kaum eine Viertelstunde verging, so war im ganzen Ballsaale die Neuigkeit verbreitet, daß Herrn Schröder ein Geheimniß drücke. Es war nun für manche der Anwesenden von Eva's Stamme erklärlich, warum Herr Schröder so manchem zärtlichen Blicke Widerstand geleistet, aber es hätte doch eine Jede gern ein wenig hinter die Coulissen geblickt und den Schleier gelüftet, der das Geheimniß verhüllte, wenn nicht Schröder jeder genauern Nachforschung vorsichtig ausgewichen wäre.

„Mein Gott, ich kann dem Manne nicht auf den Rücken springen und ihm mit Gewalt sein Geheimniß abdringen!" sagte Bäckermeister Witt mit etwas unwilliger Miene zu seiner Tochter Emma, die in bittender Stellung vor ihm stand.

„Ich glaube es Dir", fuhr er fort, „daß Du ihn liebst, aber ich kann doch nicht zu ihm hingehen und sagen: Hören Sie mal, Herr Schröder, meine Tochter ist in Sie vernarrt und möchte Sie heirathen. Das sähe schon mehr dem Verschachern ähnlich."

„Vielleicht hat er kein Vermögen," sagte Emma, „und es wäre dies das Geheimniß, das ihn drückt."

„Wenn es der Geldpunkt wäre, so hätte er Dir jedenfalls Andeutungen gegeben, denn ein so blöder Junge ist er nicht."

„Blöde ist er nicht", sagte Emma, „aber das Ehrgefühl kann ihn abhalten, mir ein so niederdrückendes Geständniß zu machen."

„Pah! Pah!" rief der Bäcker aus, „sprich mir nicht von Ehrgefühl, bei Leuten, die nach allen Seiten hin krumme Rücken machen und conventionelle Gesichter schneiden; ein Mensch, der Jeden anlächelt, er sei Freund oder Feind, hat nicht viel Character und in Folge dessen auch nicht viel Ehrgefühl."

„Du denkst zu niedrig von Herrn Schröder!" entgegnete Emma mit beleidigter Miene.

„Ich denke gar nichts von ihm, weil seine Existenz eine höchst dunkle ist, aber ich habe Dir immer gesagt, wenn Du ihn liebst, so mag er meinetwegen ein Habenichts sein, — nur kein Schurke — verstehst Du mich? — kein Schurke darf er sein!"

Während dieser Unterredung stattfand, machte Herr Agent Schröder seine gewöhnliche Morgenpromenade nach dem botanischen Garten. Er duftete 10 Schritte weit nach Eau de mille fleurs, und er spazierte so stolz, so gemessen, so zufrieden vor sich hin lächelnd durch die Baumanlagen, und er nickte jedem Vogel, der von Ast zu Ast flog und sang, so wohlwollend zu, wie wenn er sagen wollte, du armer Schlucker, du strengst deine Kehle schon in der Frühe an, während ich bereits zu meiner Erholung lustwandele.

Er blieb beim Treibhause stehen und senkte sein Auge durch die Glasscheiben auf die tropischen Blumen nieder.

„Herr Schröder!" rief plötzlich eine Stimme hin-

*) Der Nachdruck ist nicht gestattet.

ter ihm. Er sah sich um und begegnete dem Blick einer langen mächtigen Gestalt.

„Ah, Sie sind's" sagte er, anscheinend gleichgültig.

„Ja wohl, ich bin's!" bekam er zur Antwort. Es war eine Antwort, die aus einem impertinenten Munde kam.

„Ich bin's, ich möchte endlich wissen, wann ich meine Rechnung bezahlt bekomme."

„Ihre Rechnung?"

Schröder suchte nach Worten. Er wurde auf einmal in eine ungemüthliche Stimmung versetzt. Er platzte ärgerlich los:

„Wie können Sie sich unterstehen, mich öffentlich zu mahnen?"

„Weil ich mein Geld haben will."

„Dann kommen Sie in meine Wohnung."

„Haha, in Ihre Wohnung, die am Tage verschlossen ist und fragt man die Wirthin, wo ist Herr Schröder zu finden, so antwortet sie: ich weiß es nicht. Bei solch' seltsamer Domizilirung ist man wohl gezwungen, schlechte Zahler öffentlich zu mahnen."

„Wissen Sie, daß ich Sie verklagen kann, verklagen auf Injurien?"

„Ist mir gleichgültig, bezahlen Sie mir nur vorerst den Anzug — saubere Kunden, mit gepumpten Kleidern wird der feine Mann gespielt und unser Einer kann warten bis in's Aschgraue, eh' er einen Heller zu sehen bekommt."

Bleich und zitternd vor Wuth kehrte Herr Agent Schröder dem unbarmherzigen Mahner den Rücken und wollte verschwinden, dieser hielt ihn beim Rockschoße fest — „erst bezahlen!"

„Ich merke," rief Schröder aus und sah auf die von Ferne kommenden Spaziergänger, „Sie gehen auf meine Blamirung aus, und darum erkläre ich Ihnen hiermit rund heraus, daß ich die Schuld ganz und gar bestreite — ich bin Ihnen gar nichts schuldig!"

Sprachlos stand der Schneider — denn das war er — da, er ließ den Rockflügel fahren und schien nur Kraft übrig zu behalten, um die Frechheit seines Schuldners zu bewundern. Dieser ging, der an einem Rosenbouquet riechenden Gattin eines Apothekers eine tiefe Verbeugung machend, seiner Wege und als er bei dem Wasserquell ankam, aus welchem die Spaziergänger in kleinen mitgebrachten Crystallgläsern ihre Erfrischung schöpften, erbot er sich in liebenswürdigster Zuvorkommenheit den Damen zu dem süßen Dienste des Schöpfens und als er sich von ihnen verabschiedete, flüsterten die Schönen sich leise zu: „ein charmanter Mann!"

Nun ja, das ist richtig, man kann ein charmanter Mann sein, das Charmantsein ist aber eine bloße Aeußerlichkeit, die zuläßt, daß man inwendig die scheußlichsten Eigenschaften haben kann. Ich sage dies nicht mit Bezug auf Herrn Schröder, ich meine dies im Allgemeinen.

„Wer klopft da?"

„Machen Sie mal auf, der Exekutor ist da."

Es war in der Mittagsstunde. Schröder hatte ein Stündchen geschlafen und gähnte noch, als er das Klopfen an seiner Thür hörte.

Er erhob sich und schloß auf. Ein Gerichtsbote erschien, mit ihm die Logiswirthin.

„Was wollen Sie?" fragte Schröder.

„Pfänden!" lautete die kurze Entgegnung.

„So!" mit diesem gleichgültig hingesprochenen Wort warf sich Herr Schröder auf das Sopha und zündete sich eine Cigarre an.

„Vor allen Dingen", sagte er nach einer Weile, „muß ich Sie ersuchen, daß Sie Ihre Mütze abnehmen — von Beamten, die wir besolden, können wir das verlangen!"

Der Exekutor biß sich auf die Lippen, aber er zog die Mütze.

„So ist's gut", sprach der, die dicken Rauchwolken vor sich hinblasende Agent. „Nun möchte ich Sie fragen, was wollen Sie bei mir pfänden?"

„Alles was hier zu finden ist."

„O bitte recht sehr", rief die Wirthin zur Stubenthür herein, „gegen Pfändung muß ich Protest erheben, denn alle Meubels in Herrn Schröders Wohnung sind mein. Kein Fidibus darf gepfändet werden — wenn Herr Schröder Schulden macht, so soll er sie bezahlen, meine Sachen haben damit nichts zu thun."

Die Frau räsonnirte noch weiter, als sie aber sah, daß der Gerichtsbeamte ihre Aussage zu Papier brachte und sich zum Fortgehen anschickte, ward sie still und wartete ab, was er nun sagen würde.

„Sie können doch Ihre Aussage beschwören?"

„Mit gutem Gewissen — ich schwöre drei Eide, wenn es die Gerichte verlangen."

„Sie werden kaum den einen zu leisten haben, denn die Schuld ist zu lumpig — er warf einen verächtlichen Blick auf den Agenten — ich möchte nur wissen, ob der zu Pfändende keine Pretiosen hat?"

„O ja, eine Uhrkette von Talmi, einen Siegelring von Tombac, eine Tuchnadel von goldähnlicher Physiognomie."

„Hören Sie auf," sagte der Exekutor mit abwehrender Handbewegung, „ich weiß nun genug — Herr Schröder, Sie sind wirklich ein ganz nobler Mann — ich empfehle mich."

Die Wirthin war allein mit dem Agenten.

„Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht so spöttisch behandeln lassen," sagte sie, „suchen Sie doch nach und nach, in Raten, die Schulden abzutragen, es denken dann Leute, wie Schneider und Schuhmacher, nicht im Mindesten an's Verklagen."

„Ich suche aber eine Ehre in dem Nichtbezahlen."

„Eine Ehre? Herr Schröder, nichts für ungut, aber Sie sind spleenig."

„Mein Compliment, Madame, aber ich wiederhole: nicht zu bezahlen und doch zu existiren, das

ist eine Kunst, die wenige verstehen, und Ehre dem, der sie erlernt hat. Glauben Sie mir, in den Geldbeutel zu greifen und den Inhalt auszustreuen, dazu gehört keine große Geschicklichkeit, aber nichts haben und es doch so einzurichten verstehen, daß man Credit auf allen Gassen hat — dazu gehört schon Genie — ich besitze nichts, auch nicht das Geringste, ich habe nie ein Geschäft betrieben und doch verfüge ich über Tausende, wenn mich meine Freunde sprechen hören. Man muß sich nur zu benehmen wissen, immer grand auftreten, viel von seiner Ehre halten und rechtzeitig Kehrt machen, wenn irgendwo ein neugieriger Frager Sturm läuft, um unsere intimern Verhältnisse zu erforschen."

„Ihre Existenz ist auf diese Weise eine ganz sonderbare."

„Eine catilinarische", ergänzte der Agent.

„Das Wort habe ich noch nie gehört."

„Wohl möglich, in früheren Jahren kannte man diese Existenzen nicht. Sie sind neuesten Datum's und modernsten Genre's."

„Bei solchen Existenzen leidet aber Credit, Vertrauen, Wohlstand —"

„Nicht doch, Handel und Wandel blühen, wir befördern den Consum, indem wir ihn verzehren helfen und feuern so auf's Neue zur Thätigkeit an —"

„Diese Lebensart versteh' ich nicht."

Schröder zuckte die Achseln.

„Sie sind auch noch von der alten Mode."

„Ich würde in Ihrer Lage lieber heirathen, Witt's Tochter hat Geld und sie liebt Sie. Der Vater ist ein achtbarer Bürger. Sie kämen in eine ehrenwerthe Familie."

„Ich weiß es, aber ich kann nicht heirathen, mich drückt ein Geheimniß."

„Dürfen Sie das Geheimniß nicht verrathen?"

„Ich fiele dann der Polizei in die Arme."

„Sie sind doch kein Verbrecher?"

Die Frau trat einen Schritt zurück und in ihren Gesichtszügen lag ein ellenlanges Fragezeichen.

Der Agent legte die Hand auf der Frau Schulten — „kann Ihr Mund verschweigen, was Ihr Ohr hört? Ich will Ihnen dann etwas Furchtbares anvertrauen —"

Die Wirthin schauderte zusammen. Furcht und Neugier kämpften in ihr, endlich siegte die Letztere.

„Ich kann es!" sagte sie beklommenen Herzens und ihr Auge ruhte wie bittend auf dem seltsam lächelnden Munde des Agenten, wie wenn sie bedeuten wollte, je gruseliger desto besser, aber es muß keine Gefahr für mich dabei sein.

„Nun, so hören Sie," sprach Schröder in feierlichem Tone, „ich bin der größte Raubmörder, zehn Menschen endeten unter meinen Händen — ich lebe jetzt incognito — jetzt wissen Sie mein Geheimniß."

Die Frau lief laut Hülfe rufend, zur Thür hinaus. In der nächsten Viertelstunde transportirten Polizisten den Agenten in's Gefängniß.

„Er hat sich einen Jux gemacht!" sagten die Leute auf der Straße zu einander.

„Also, es ist nicht wahr?"

„Keine Silbe — Alles erfunden — Weiberphantasien, die schon so vieles Schlimme ausgeheckt haben."

Ahaha, nun lachten Alle.

„Aber ich möchte doch wissen, von welcher Herkunft der Agent eigentlich ist?" hieß es von mehreren Seiten.

„Kellner war er früher, machte dumme Streiche, ward fortgejagt, kam hierher und legte sich auf's Pumpen."

„Muß sagen, er hat's meisterhaft verstanden. Er ist aus Nichts Etwas geworden — nur Courage muß man haben."

„Sich von keinem Gläubiger verblüffen lassen."

„Ueberall den Eleganten spielen und den Frauenzimmern die Köpfe verdrehen."

„Ist auch eine Gottesgabe, gehört Gewandtheit dazu — Witt's Emma will ihn und keinen Andern heirathen."

„Den ehemaligen Kellner?"

„So ist es, — der Vater, der mit allem einverstanden, seit er durch die polizeilichen Recherchen erfahren, daß Schröder wohl ein sehr lustiger Bursche, aber kein schlechter Mensch sei, kauft ihm einen Gasthof und paff' auf, dem Manne laufen alle Gäste zu. Wer die Neugier zu erregen weiß, dem fehlt's nie an Kundschaft."

Vier Wochen später zeigte Schröder die Gründung eines neuen Hôtels an, bezeichnet „Zur catilinarischen Existenz."

Von jetzt ab ließ er prompt jedem das Seinige zukommen.

„Alles hat seine Zeit, auch das Schuldenmachen," sagte er.

---

*(Kampf mit einem Auerhahne.) Am 10 v. M. ging ein Paar armer Eheleute, Namens Pohl, aus der Ortschaft Hemmehübl in das zur Domäne Hainsbach gehörige Sternberger Waldrevier, um für den Hausbedarf etwas Klaubholz zu holen. Als sie ihre Körbe mit kleinen Holzabfällen gefüllt hatten, ging der Mann seinem Weibe eine kurze Strecke voraus, in der Richtung nach seiner Wohnung zu. Bald aber hörte er einen Hilferuf von seinem Weibe. Der Mann eilte zurück und sah, wie ein Auerhahn sein Weib, das ein rothes Kopftuch trug, attaquirte und dasselbe mit seinen Flügeln schlug. Um seinem Weibe Hilfe zu verschaffen, wollte der Mann den Auerhahn mit einem Baumaste verscheuchen, allein dieser scheute sich nicht, einen Kampf auch mit dem Manne aufzunehmen, flog ihm einigemale auf den Kopf und schlug ebenfalls mit seinen Flügeln, so daß der Mann in der Nothwehr den starken und kecken Vogel beim Kragen packte, sich auf ihn warf, demselben mit seinem Taschenmesser den Hals durchschnitt und ihn auf diese Weise den Garaus machte. Dieser Vorfall ist nur dadurch erklärlich, daß zu dieser Zeit die Balzzeit eingetreten ist.

Feuilleton.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so wüthig bin.

Es ist mir unerträgerlich,
So klägerlich, reichsträgerlich;
So Schoele'rlich, thierquälerlich,
So aus der Tasche stehlerlich!
So Steuer-ungeheuerlich,
So Alles mehr vertheuerlich!
So Bismarck-branntweinbrennerlich!
So alle Schnäpse kennerlich!
So zuckerlich bebruckerlich,
So in den Fäusten juckerlich!
So rackerlich, tabakerlich,
So Bürger, Bauer plackerlich!
Biersteuer auch, bejammerlich,
Zu Wasser uns verdammerlich!
D'rum ist mir so unliederlich,
So wahrhaft beutelschneiderlich!
Unwohlerlich, petroleerlich
Kurzum ganz teufelholerlich!
(Seifenblasen.)

* (Bester Freund.) Ein Bürger, dessen bessere Hälfte oft Freundinnen besucht und sich häufig in den Kaufläden ziemlich lange aufhält, muß sehr oft mit schlecht gekochten Speisen vorlieb nehmen, was ihm am Ende sehr unangenehm wurde. Vor einigen Tagen sagte er Morgens, als er in sein Bureau ging, zu seiner lieben Frau: „Heute Mittag sitzt Dein bester Freund bei Dir zu Tische." Als die Frau ihn mit Fragen bestürmte, wer es wäre, antwortete er: „Du wirst es schon sehen," und ging fort. Das Frauchen blieb hübsch daheim und kochte ein ausgezeichnetes Mittagsessen. Als der Mann allein heimkam, fragte sie, wo ist denn mein Freund? „Laß nur auftragen, er wird gleich am Tische sitzen," sagte der Mann. Wie die dampfenden Schüsseln auf dem Tische standen, setzte er sich und fing zu essen an. „Warte doch, bis mein Freund kommt," rief die Frau. „Er ist schon hier, bin ich nicht Dein bester Freund?" erwiederte der Mann. Diese seine Zurechtweisung soll geholfen und der Mann regelmäßig sein gutes Essen bekommen haben.

* (Zur Geschichte der Vetternschaft.) Ein amerikanisches Blatt enthält nachstehendes zeitgemäßes Heirathsgesuch: „Ein Mann aus guter Familie und von angenehmen Aeußern sucht auf diesem nicht ungewöhnlichem Wege eine Lebensgefährtin. Bedingungen sind: Sie muß eine Verwandte von General Grant sein, andere werden nicht berücksichtigt. Eine Cousine wird vorgezogen; auch eine Tante, wenn sie nicht zu alt ist, wird angenommen."

Preis-Aufgaben.

Der letzte Termin für Einsendung von Lösungen ist der **6. Juni**; preisberechtigt sind nur Diejenigen, welche die drei Preisaufgaben gelöst haben, das richtige Errathen von einer Aufgabe oder zwei derselben genügt nicht. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet das Loos. — Die Lösungen sind unter der Adresse: Redaction der „Pfälz. Volksztg." portofrei einzusenden.

* **Preis-Rebus.**

* **Preis-Logogriph.**

Ich biete freundlich schönen,
Auch ernsteren Camönen
Zum Sang die Hand.

Ein Zeichen vorzusetzen,
Kann Aug, und Herz ergötzen,
Durch theuern Tand.

Ein Zeichen mehr geschleden,
Geborch' ich Nereiden
Im deutschen Land.

Mich doppelt einzuschalten,
Gebär' ich Graungestalten
Dem Tod verwandt.

* **Preis-Anagramm.**

Drei Zeichen tragen alle Schuld
Durch die verscherzt des Himmels Huld,
Doch gleiche Zeichen sprach ein Engel
Zu lindern alle Erdenmängel.

Als Preise sind ausgesetzt:

1. Hackländer. Namenlose Geschichten. 3 Bände in einen Band gebunden. (Werth: fl. 4. 36. kr.)

2. Hackländer. Für Handel und Wandel. Meine Lehr- und Wanderjahre. Dritte durchgesehene Auflage mit dem Porträt des Verfassers. 2 Bände in einen Band gebunden. (Werth: fl. 3. 24 kr.)

3. Fontane, Theodor. Ein Sommer in London. Gebunden (Werth: fl. 3. —)

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 21. Sonntag, den 23. Mai **1869.**

) Der Brautwerber.)

Humoristische Novelle
von **Ludwig Richter.**

I.

Es sind schon einige Jahre darüber hingeschwunden, als noch der Kaufmann und Handelsherr Gottfried Althaus in einem kleinen Landstädtchen lebte. — Sein Dasein, heiter und harmlos, wäre nicht dazu bestimmt gewesen, der Nachwelt mitgetheilt zu werden, wenn nicht ein Erlebniß die sorgenlose Ruhe seiner Stunden auf kurze Zeit unterbrochen hätte. Dies Ereigniß will ich hier mittheilen in all' seinen Situationen; grausamen Müttern zum abschreckenden Exempel, wohlwollenden Vätern zur treulichen Nachahmung und allen jungen Leuten und „Denen die es werden wollen“, sonderlich Denen die da lieben, als das Spiegelbild ihrer eigenen Geschichte! —

Es war am Abend eines freundlichen Herbsttages als Herr Gottfried Althaus im Lehnsessel saß und über die Beschwerden des heutigen Tages sorgfältig nachdachte. — Neben ihm saß mit weiblichen Arbeiten beschäftigt seine äußerstgeliebte Ehehälfte, Frau Maria Althaus geborene Zänker, ehrfurchtsvollen Angedenkens. —

Auf dem runden Tische, vor welchem sie saßen, prangte das ungeheure Thee-Service im alten Rococostyle, eine freundliche Erinnerung vergangener Jahre; ein Hochzeitsgeschenk von liebender Hand! — Während nun Papa Althaus mit völliger Behaglichkeit seinen hochgelben Knaster dampfte, erfaßte ab und zu die sorgsame Hausfrau krampfhaft das riesige Thee-Töpfchen, um die blumigen Tassen zu füllen.

„Wie mags nur zugehen, — sprach Althaus nach einer soeben eingetretenen Pause im Gespräche, daß die Pastorin Hartmann schon seit einigen Monaten keinen Kaffe von mir bezieht? Du thust immer, als ob die Pastorin an Dir hinge mit Leib und Seele und trotzdem gehört sie nicht mehr zur Kundschaft!“

„Wie soll ich wissen, woher die Hartmann ihren Kaffee bezieht,“ erwiderte etwas ärgerlich Frau Marie, — Du hast mich danach schon hundert Mal gefragt!“

„Nun nun, werde doch nicht gleich so vergrillt! Ich bin der einzige Kaufmann in loco, sie muß also in der Stadt kaufen und das ist sehr unrecht! Darum mach' nur nicht immer solch' ein Lamentabel von Deinen Theeschwestern, die mir höchstens einmal einen Häring oder ein Talglicht abkaufen!“ —

Diese Worte des Herrn Gemahls setzten das leicht reizbare, charakteristisch gerade das Gegentheil desselben bildende Gemüth der Hausfrau in eine nervöse Erregung. —

„Mein Gott,“ rief sie übelgelaunt aus, „wie impertinent dieser Mensch wird um Nichts und wieder Nichts! Vermenge Deinen Kaffee nicht mit so schlechter Waare, dann wird die Pastorin Dir wiederkommen! Aber Du nimmst auch gar zu viel Procente und das vertreibt Dir die Kunden!“

„Procente?!“

„Hm!“

„Nein, jetzt steht mir der Verstand stille!“ —

„Na das ist ja Deine Gewohnheit; Dir steht im Leben der Verstand sehr oft stille!“

Nach diesem Intermezzo trat wieder eine recht unangenehme Pause ein, wie sie wohl hier und da im Ehestande mal vorkommen. — Die höchst merkwürdige Gutmüthigkeit unseres Haustyrannen machte derselben jedoch bald ein Ende; er war gewöhnt, „zuerst wieder anzufangen“ — und es wurde bald ein anderes Gespräch leingeleitet. Ein herzhafter Zug aus der geliebten Pfeife gab ihm den Muth, seine etwas unsichere Stimme ein wenig kleinlaut ertönen zu lassen und er sprach nachgiebig:

„Da sei Gott vor, daß wir uns dieserhalb stritten! Ich liebe den Krieg nicht! Wir haben zwanzig Jahre zufrieden verlebt und waren stets einig und glücklich; was geht dem Menschen über die Zufriedenheit? — Wir haben, was wir wünschen; wir haben eine liebenswürdige, zarte, sanfte, fromme Tochter, die uns viel Freude macht, das Herzensmädchen! Die ganze Stadt redet Gutes von unserer Emilie; denn das Mädchen hat Tugend — ist sittsam und nicht leichtfertig, wie hundert Andere in jetziger, trauriger Zeit, wo die Jugend so leicht über den Strang schlägt!“ —

Umgestimmt durch die Nachgiebigkeit des Ehegatten, erwiederte die „geduldige“ Hausfrau:

„Habe sie auch mit mütterlicher Sorgfalt erzogen, Gottfried! Habe sie stets unter meinen Augen gehabt und sie bewacht und behütet! — Die Erziehung bildet den Menschen!“ Auf diese Worte folgte ein ganz bedenkliches Gesicht des würdigen Eheherrn und eine superbe, entsetzliche Dampfwolke, welche letztere die Mutter Maria, den Theetopf nebst Requisita und noch verschiedene achtungswerthe Gegenstände recht behaglich einhüllte! —

Doch nicht ohne Grund legte Herr Althaus das glatte Gesicht in so bedenkliche Falten. — Man konnte es ihm ansehen, daß etwas auf seinem Herzen lag,

*) Der Nachdruck ist nicht gestattet. Die Red.

schon mehrere Male hatte dieses etwas ganz vorne auf der Zunge gehangen, aber „seine Maria“ kam ihm heute Abend gerade so strenge vor, daß ihm immer noch der Muth vergangen war. Ein mehrmaliges, gediegenes: „Hm, Hm,“ — sollte nun aber die Einleitung seiner devotesten Rede bilden. —

„Hast Du,“ begann er ganz sachte, „noch nichts gemerkt an dem Mädchen? — An unserer Emilie? — Die Sache scheint mir nicht richtig — und ich glaube, das Mädchen ist — verliebt und hat einen Bräutigam in petto!“ — Ein Ruck — ein Blick — und sprachlos vor Schreck saß Frau Althaus im Sessel, anstarrend den gemüthlichen Hinterdringer einer so entsetzlichen Begebenheit und mühsam hervorbringend das eine Wort:

„Gottfried!“ —

Der aber fuhr mit äußerster Ruhe und mit der größesten Bestimmtheit fort:

„Das Mädchen seufzt den ganzen Tag — läßt mir den Kopf hängen und sieht nicht mehr so freundlich drein, wie sonst! Sind das nicht sichere Zeichen? — und dann macht sie Alles verkehrt — Alles nur halb, und sucht beständig die Einsamkeit, um so recht ungestört seufzen zu können! Dann — ꝛc. ꝛc. ꝛc., kurz und gut, ich sage Dir, das Mädchen denkt an Nichts, als an den — Schatz! — —

Denke Dir nur heute Morgen! — Ich stehe im Laden und bin eben sehr beschäftigt, da kommt ein Kind angelaufen und verlangt eilig Syrup! — Well grad' Emilie im Laden steht, so sage ich zu ihr: „Gieb dem Kinde den Syrup.“ — Nach zehn Minuten kommt denn aber wie der Blitz die Nachbarin Schulz angelaufen und macht einen ganz heillosen Scandal! — Was war geschehen? Dummes, einfältiges Zeug! Emilie hatte dem Kinde statt Syrup dicken Thran gegeben und so war denn der Schulzen der Mund verdorben! Na siehst Du wohl? Sie hat ganz andere Gedanken im Kopfe!“

Nun möge sich der freundliche Leser eine in den Rechten der Allwissenheit gekrönte Mutter vorstellen. All' die Furien der Zurücksetzung, des Complottes gegen die Eltern unter Braut und Bräutigam, der heimlichen Zusammenkunft, der Fluchtpläne, der Entführungen u. s. w. zogen an ihrem Herzen vorüber, und in dem behaglichen Zimmer erklangen aus dem Munde der Hausfrau ordentlich bösartige Worte und gefährliche Drohungen! —

Riesige Falten entwickelten sich auf der niedlichen Stirne des mächtigen Handelsherrn! — Der letzte Funken in der Pfeife war verglimmt. Als es ihm, nachdem „seine Maria“ ihre fernige Rede hatte hören lassen, vergönnt war, seine wohlweisen Gedanken anzubringen, ließ er sich folgendermaßen ruhig, logisch und artig vernehmen:

„Das Mädchen ist ja bald zwanzig Jahre alt! Na, Du weißt ja wohl, da fängt das Herzchen an sich zu regen, da läßt's sich nicht mehr halten, da muß es ja geliebt sein! — Das weißt Du ja an Dir selber! Warum soll man dem Kinde den Daumen aufs Aug' drücken? Bringt sie mir einen rechtlichen Mann ins Haus, mit dem sie glücklich durchs Leben zu wandeln gedenkt, in Gottes Namen! Eine gute, sorgenfreie Zukunft kann ich, Gottlob, dem Mädchen machen, denn ich bin sparsam gewesen und es ist mein einziges Kind!“ —

Die Ansichten der Frau Althaus über diesen äußerst schwierigen casus waren aber ganz anderer Art. Ein crasses „Lächeln“ glitt über die Züge der geliebten Frau und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend rief sie nicht eben sanft aus:

„Wie Du nur immer redest! Wie Du immer Alles von der leichtesten Seite nimmst und an Nichts dabei denkst! Du schenkst womöglich Deine Tochter jedem Saufewinde, der eben des Weges daher kommt, der Nichts ist und Nichts hat! Sei doch vernünftig! Das Mädchen ist zu etwas Hohem bestimmt!“

„Ich bitte Dich, um Alles in der Welt, wandte Jener wieder ein, komm mir nicht mit Deinem alten Capitel! — Dein Vater — Gott hab' ihn selig — war ein ehrbarer Bäckermeister, mein Vater war ein Kaufmann — ich bin dito und Emilie ist unsere Tochter! — So Gott will, wird mein Kind, wenn ich die Augen nicht eher schließe, eines rechtlichen Bürgers Frau!“ —

Es würde zu weit führen, die noch folgenden etwas leidenschaftlichen Scenen der Ehegatten niederzuschreiben. —

Frau Althaus besaß neben einem heftigen Character einen in hohem Maße hervortretenden Stolz, einen tief eingewurzelten Hochmuth, der sich weniger auf Lebensweisheit als auf den Geldkasten ihres Gemahls stützte. —

Letzterer hingegen war der bescheidene, einfache Bürger eines Landstädtchens. — Gesellschaften und Kaffeevisiten waren ihm in hohem Grade zuwider. — Aufwand und luxuriöse Einrichtungen waren nach seinem Sinne „der Weg zum Unglück“, und Herzensgüte und Seelenadel, nicht Gold und Name, machte ihm den Menschen lieb und werth! —

Wie ist es möglich, könnte man sagen, daß jene so verschiedene Characteree so lange Jahre zusammen harmonirten konnten? —

Allerdings liegt eine Art Unmöglichkeit, von unserm Standpunkte aus, vor. — Aber das bösartige Gemüth der Gattin zu besänftigen, vermag eben nur ein so ruhiger, ewig sanftmüthiger Gatte. — Ein so glücklicher Charakterzug ist wirklich wenigen Sterblichen beschieden; es war nicht kalte Liebloslichkeit, sondern es war die reine, wahre Geduld, die herrliche Zufriedenheit, die innere Seelenruhe, welche dem Kaufmann Althaus selbst in kritischen Stunden seines ehelichen Lebens zur Seite stand.

II.

Auf der verfallenen Burg seiner Väter wohnte der Herr Baron von Schreckendorf; der allerletzte

seines Stammes! — Wir haben das Zimmer des Kaufmanns Althaus verlassen, treten hinaus auf die Landstraße und beginnen unsere Wanderung, welche ungefähr zwei bis drei Stunden andauern wird. —

Ein schöner Herbstmorgen macht uns diese Wanderung angenehm und leicht! — Wir sehen hunderte von Menschen auf den Fluren beschäftigt, um die Reichthümer des entschwundenen Sommers zu sammeln. —

Da plötzlich sehen wir vor uns jene „verfallene Burg," recht hübsch gelegen auf einer leichten Anhöhe. — Man denke sich aber dabei nicht die stolze Burg mittelalterlicher Zeit; man träume nicht von Thürmen, Wällen, Wehrgraben und Zinnen, denn die Zeit, da diese ungeheuren Colosse auf deutschem Boden standen, war längst vorüber! —

Wir wollen es vielmehr ein Landgut nennen, das vor unserm Auge emporsteigt. In der Entfernung macht dasselbe keinen üblen Eindruck, da wir aber immer näher kommen, finden wir das Gebäude immer unbehaglicher, denn es ist unbegreiflich, wie der Besitzer sein Eigenthum so verfallen lassen konnte!

In dem Worte „verfallen" will ich die ganze äußere Unwirthbarkeit des Gebäudes ausdrücken. Zertrümmerte Fenster, zerbrochene Balken und halbeingestürzte Wände machen stets einen kläglichen Eindruck, einen noch kläglichern Eindruck, meine geneigten Leser, würde aber Herr Baron von Schreckensdorf auf uns gemacht haben, den ich Ihnen in der Folge vorzustellen, die Ehre habe! —

Dieser Herr Baron war auch recht „verfallen"! Er hatte seinen dürren Leichnam in einen entsetzlichen Morgenrock gehüllt, der an „Offenheit" selbst den redlichsten Menschen als Muster hingestellt zu werden verdiente. Selbst das Zimmer „Seiner Gnaden" zeigte eigenthümliche Leere und nebenbei eine garçonmäßige Unordentlichkeit. Zu dem vorzüglichsten Meublement gehörten diverse staubige Flaschen und Gläser, die eben auch so leer waren, daß sie einem gefühlvollen Menschen Mitleid einflößen konnten. — An der Wand hing ein riesiger Degen — der einzige fürchterliche Gegenstand in diesem Zimmer, obgleich er wegen Stumpfheit und verbogenem Rücken schon längst pensionirt zu werden verdiente. —

Zwischen all' diesen Herrlichkeiten saß nun der Baron in einem allerliebsten Lehnsessel, der, wie sein Bedrücker nur ein wenig zerrissen aussah.

Gedankenvoll saß er da, und starrte hinab auf die Fluren seines Gutes, die aber sämmtlich verpfändet waren. — Er mußte sich wohl recht unglücklich fühlen, diese kummervolle Miene ließ uns den Mann erkennen, der mit mancher Leidenschaft gekämpft hatte.

Er war noch in tiefen Gedanken versunken und hörte kaum, wie die Thür geöffnet wurde und sein treuer Diener mit den Worten hereintrat:

„Wünsche wohl geruht zu haben, Ew. Gnaden. Es spukt im Schlosse." —

„Spukt?" erwiederte der Baron. „Dummheiten!"

„Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! — Das ist allemal so! Aber ich bleibe doch dabei und es ist meine unerschütterliche Meinung: Es spukt im Schlosse!"

„Du sollst keine Meinung haben!"

„Pardon!" sprach Hans. „Dann müssen Ew. Gnaden diese Nacht in der Burg umhergelaufen sein!"

„Laß mir das einfältige Gerede, Hans! Es ist ja ganz gegen meine Gewohnheit, des Nachts im Hause herumzuwandeln!"

„Der Gerechte muß unterliegen! — Ist denn ein Mensch mehr im Hause, als wir zweie? Und gesehen habe ich Etwas, Herr Baron, ich bleibe dabei und wenn Sie mir da einen Galgen hinstellen! — Einen Mohren kann man freilich nicht weiß waschen, aber bei meiner armen Seele, wenn Sie es nicht gewesen sind, so war es der Leibhaftige!"

„Wirst Du, schrie ärgerlich der Baron, das Schwören lassen! Wirst Du Dein vorlaut' Wesen bald einstellen?"

„Hm! Pardon! Wir wollen uns ja darum nicht zanken!" —

Und wieder sah der Baron hinab auf das thätige Leben im Felde, stützte sein sorgenschweres Haupt und seufzte so recht aus innerstem Herzen. —

„Hm!" — begann dreist das originelle Factotum wieder — „Sie stöhnen ja ganz gewaltig. — Sind Ew. Gnaden vielleicht nicht gut aufgestanden? Ich habe auch nach Mitternacht kein Auge mehr zugedrückt, Herr Baron, und warum? — Ja das darf ich nicht sagen. — Ein treuer Diener soll gehorchen seinem Herrn! Und treu — na, treu bin ich doch wie Gold! — Wir harmoniren doch schon so lange Jahre zusammen, ich habe mich vom Küchenjungen bis zum Stallknecht, vom Stallknecht zum Kutscher und vom Kutscher zum Bedienten aufgeschwungen, und jetzt, da Ihr Hauswesen so sehr zusammengeschmolzen ist, bin ich doch immer Derjenige, der nicht so leicht wegschmilzt! —

Na, und Ihre Schmerzen, die sollt' ich doch auch wohl kennen! Ich bin ja nicht seit gestern hier! — Ja wenn heutzutage die Landestöchter nicht so hartnäckig wären! Freilich, (mit Verlaub von Ew. Gnaden zu reden) möchten die Mädchen gern so einen jungen, schmucken — — —"

„Ei so laß mich endlich in Ruhe mit Deinem unausstehlichen Lamento!" rief der Baron heftig aus, worauf Hans ganz erschrocken erwiederte:

„Hm! Pardon! —"

Hiermit schien der Friede zwischen den beiden würdigen Männern gestört zu sein. Hans machte sein soldatenmäßiges Kehrt und schlich wie ein gebissener Hund aus der Thüre, trat aber merkwürdiger Weise sogleich wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Den deutschen Lehrern.

Gruß an die deutsche Lehrerversammlung in Berlin.

Es winkt kein Kranz dem stillen Muthe,
Der darbend übt die rauhe Pflicht
Und schweigend mit dem eig'nen Blute
Den Selbstverleugnung Schlachten ficht;
Von „Hurrah!“ für die Menschentilger
Erschöpft die Zeit der Lungen Kraft,
Kein „Hoch!“ für Euch, beschrie'ne Pfleger,
Die Ihr den wahren Menschen schafft.

Und doch in diesen trüben Tagen,
Da Recht und Wahrheit sich verwirrt,
Da selbst die Besten bang verzagen,
Und heimathlos die Freiheit irrt,
Seid Ihr doch uns'rer Hoffnung Mehrer,
Die hier den letzten Halt gewann:
Der Zukunft Banner, deutsche Lehrer,
Trägt Ihr dem deutschen Volk voran!

Ihr gelte Euer schweres Mühen,
Und wenn Ihr bartes Brod auch brecht,
Den reichsten Lohn seht Ihr erblühen
Euch in dem kommenden Geschlecht;
Da sich die Väter unterjochten,
Rache Ihr den Söhnen frei die Bahn,
Ob wir auch Nichts für Euch vermochten,
Habt Alles Ihr für uns gethan.

Oft konnten wir das Unrecht hindern
Und schweigen still aus feiger Scheu,
Das Eine lehret unsern Kindern:
Es sei der Mann sich selber treu!
Sein ganzes Leben blieb verloren,
Und seiner Ehre Glanz verblich,
Wenn er von dem, was er erkoren,
Um eines Haares Breite wich.

Die Tapferkeit lehrt sie verachten,
Die Ketten um Besiegte schlingt:
Laßt nach dem Heldenmuth sie trachten,
Der sich für Alle selbst bezwingt;
Auch Frömmigkeit sollt Ihr sie lehren,
Daß sie um schnöde Fleischeslust
Verleugnen nicht und Ihr're Ehren
Den Gott in ihrer eig'nen Brust.

Und scheint die Welt auch still zu stehen,
Lehr die Bewegung fort und fort,
Es rauschet um Euch wie Sturmeswehen
Ein ewig unbesiegbar' Wort,
Laß nimmer seinen Geist ertödten,
Und ruft in Folterqualen noch
Das Trosteswort in allen Nöthen,
Das Wort: „Und sie bewegt sich doch!“

Albert Traeger.

---

* (Duell bei Klavierbegleitung) fand in Prag in dem Tanz-Salon eines Restaurations-Gartens zwischen zwei Studirenden statt. Um das Klirren der Säbelhiebe, welches von den zur selben Zeit im Restaurations-Garten anwesenden Gästen leicht hätte gehört werden können, womöglich zu übertönen, spielte während der Dauer des Duells ein Studirender auf dem in demselben Salon befindlichen Klavier, und erst nachdem der eine der Duellanten einen ungefährlichen Hieb in den Kopf und der Andere einen in den Arm als Denkzettel erhalten, beendete der klavierspielende Studiosus seine Polka.

* (Gelungene Rache.) Panferon, ein Freund Berlioz', war das beständige Stichblatt des Meisters. Eines Tages aber rächte sich Panferon an seinem Peiniger. Bei einem Feste, das Berlioz in der Oper gab und wo natürlich lauter Berliozianer aufgeführt wurden, spielte man auch einen Trauermarsch von unendlicher Länge. Das ganze Publikum gähnte aus vollem Halse und stampfte vor Ungeduld. . . . Man begann einzuschlafen. Der Trauermarsch marschirte aber immer weiter und weiter. Da packt endlich Panferon den dirigirenden Berlioz beim Frackschoß und rief ganz laut: „Heda, Collega, mir scheint, dieser Friedhof ist ungeheuer weit von hier.“ — Man denke sich das losplatzende Gelächter im Saale. Der Trauermarsch mußte abgebrochen werden.

* (Eine kleine Probe aus einer neuen deutschen Sprachlehre.) Runzeln ist ein Zeitwort. Strumpfband ist ein Bindewort. Ohrfeige ist ein Empfindungswort. Michaeli und Martini sind Zahlworte. Geld ist ein Mittelwort. Präsent ist ein Vorwort. Esel ist ein Beiwort. Stehlen ist ein zueignendes Fürwort. Keule ist ein Schlagwort. Hebamme ist ein Hilfszeitwort, und geheimer Polizeispion ist ein anzeigendes Fürwort.

* (Das Stärkste in der theatralischen Reclame) leistet gegenwärtig das „Royal-Alfred-Theater“ in London. Es läßt zwölf Männer in phantastischem Costüm auf den Straßen umherspazieren, die auf ihren Rücken große in Goldrahmen befindliche Oelgemälde tragen, welche die verschiedenen Künstler des vorerwähnten Theaters in Lebensgröße darstellen.

* **Bilder-Rebus.**

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 22. Sonntag, den 30. Mai 1869.

* Der Brautwerber.

Humoristische Novelle
von **Ludwig Richter.**

(1. Fortsetzung)

„Undank ist der Welt Lohn, brummte Hans — aber ich — ich kanns nicht allein verdauen! Kreuz-Millionen-Donner — — Sachte! Es sitzt mir wie ein Centner auf der Kehle —; Herr Baron — — ich — ich weiß Eine! — Gleiche Brüder — Gleiche Kappen! — Ich weiß Eine!" —

Seiner Gnaden ließen sich herab, bei diesen Worten ein freundliches Gesicht zu zeigen. — Dadurch aber ermuthigt, ließ der treue Diener seiner Rede in allen Dimensionen freien Lauf.

„Ja ja ja! Habe ich das nicht immer gesagt? Bin ich nicht ein wahrer Goldhans? — Aber so ein Mädel! — Ein blindes Huhn findet auch ein Korn! — So ein Mädel! So ein liebes, gutes, herziges Kind; so eine Schönheit — die schönste Schönheit zehn Meilen in der Runde! Und der Alte — der Alte — der weiß gar nicht, wie reich er ist! Ich sage Ihnen Herr Baron — — na ich sage gar nichts! Auf Regen folgt Sonnenschein!"

In dem zerrissenen Herzen des Barons ging eine neue Hoffnung auf! Die Worte seines Dieners waren gleichsam der letzte Lichtfunken in seiner immerwährenden Nacht! So geht's ja stets im Menschenleben! Wenn jede Hoffnung entschwand und der Mensch fast erdrückt wird von Sorgen und Elend, ist ihm zuletzt der schwächste Rettungsschimmer noch immer willkommen!

„Ach, Hans, rief er aus, guter Hans, wenn ich so glücklich wäre, dann wäre uns geholfen! Du weißt es ja, wie es mit dem Gute aussieht!"

„Ich weiß Alles! hocus pocus, sagt der Franzose, was so viel heißen soll: Eile mit Weile!"

„„Na, siehst Du wohl! Und da müßte ich doch wenigstens auf dreißigtausend Thaler rechnen können!"" —

„Dreißigtausend! — Lumperei! — — So viel Sie wollen! Massenhaft — riesig — gräßlich viel Geld! — Und was das Einfachste dabei ist, sie ist bürgerlich!" —

„„Nun — nun — freilich — — Aber wenn die Leute reich sind!"" — —

„Natürlich! — Na das wird ein Jubel werden, wenn wir eine junge Frau kriegen! — Aber dann müssen Ew. Gnaden mich nicht vergessen — eine Hand wäscht die andere, sagt der Franzose, — und wir Deutschen denken ebenso." —

— Es traten nun mächtige Projekte zu Tage. In brillianter Redeweise schilderte Hans die Schönheit der Tochter des Kaufmanns Gottfried Althaus, dessen sich der geneigte Leser erinnern wird. — Er war im Hause des Kaufmanns bekannt geworden, und sein speculativer Geist hatte sorgsam an den Herrn Baron gedacht, als er eines Tages die aufblühende Jungfrau erblickt hatte. — Daß Althaus ein sehr reicher Mann war, wußte die ganze Gegend.

Klar und umständlich setzte Hans die Verhältnisse dem Baron auseinander. — Von einem etwaigen Korbe konnte natürlich keine Rede sein, denn es war eine Seltenheit, daß sich ein Baron um die Hand einer Kaufmannstochter bewarb! —

Zum Schluß dieser wichtigen Unterhandlung, welche zwischen Herr und Diener sehr vertraulich geführt wurde, daß Letzterer am folgenden Tage abreisen solle, um die vorläufige Werbung auszurichten.

Der heutige Tag wurde damit zugebracht, die beste Livree in den Stand zu setzen, die aber an einer ganz bedenklichen Altersschwäche laborirte. — Ein sehr seltener und kostbarer Gegenstand im Hause des Barons waren — Stiefel; Hans wies bis zur Evidenz nach, daß dieselben „äußerst vergriffen" seien, worauf der Baron ein Paar regulaire Reiterstiefel aus der guten, alten Zeit aufstöberte. —

III.

Im Hause des Kaufmanns Althaus hatte inzwischen ein streng mütterliches Examen stattgefunden, welches aber ohne Resultat geblieben war. Emilie, die Tochter, kannte den heftigen Character ihrer Mutter und hatte in ihrer Herzensangst muthig Alles abgeleugnet, obgleich das unschuldige Herz des jungen Mädchens in Amor's Zauberbanden bereits gefesselt lag. —

Der Vater war bei dem Verhör nicht gegenwärtig gewesen zum großen Glück für Emilien; und die Frau Mama hatte sich von vornherein nicht vorstellen können, daß ihre Tochter jetzt schon etwas von Liebe wisse. —

Emilie war wirklich ein schönes Mädchen, und wenn der alte Hans im vorigen Abschnitt in seiner Begeisterung ausruft: „Die schönste Schönheit zehn Meilen in der Runde" so hat er nicht zu viel gesagt. Wir haben in ihr das unverfälschte Kind der Natur vor uns, anmuthig und edel, gut und freundlich, sanft und tugendhaft. — Das schöne Roth ihrer

Wangen war ebenso ächt, wie das azurblau ihrer sanften, träumerischen Augen. — Die väterliche Sanftmuth, die wahre Herzensgüte hatte sich auf die Tochter vererbt, ein ewiger, stiller Frieden ruhte auf dem Antlitz derselben! — Sie war zwanzig Jahre alt! — Zwanzig Jahre! — Wie lebt sichs so leicht in den Jahren der Jugendzeit, wie schwindet Tag um Tag, und jeder bringt dem glücklichen Menschen glückliche Stunden. Dies ist die Rosenzeit des jungfräulichen Lebens — dies sind die schönsten Jahre des muntern Jünglings, die nimmer zurückkehren mit all' ihrer Lust, all' ihrer Freude, all' ihrer Seligkeit! — Möchte jeder Mensch sich dieser Stunden mit inniger Freude erinnern; jener Stunden, wo noch keine Sorge unsere Wangen bleicht, wo wir leben und lieben, hoffen und harren! — Zwanzig Jahre — und dann — diese schöne Erde! —

Genau zu derselben Zeit, als der Baron mit seinem Diener über die Eroberung einer reichen Frau gehandelt, wandelte Arm in Arm ein schönes Paar im Garten des Kaufmanns Althaus umher! —

Daß die einfach gekleidete junge Dame Emilie war, hat der freundliche Leser wohl schon errathen; der junge Mann aber war der Geliebte ihres Herzens, der junge Förster Wilhelm Schütz. —

Wilhelm war siebenundzwanzig Jahre alt, hatte die Forststudien beendet und sein Patent als Förster empfangen. — Es war ein blühender, schöner Mann, dieser Sohn der Wälder, seine hoffnungsfarbige Livree nahm sich gut aus zu dem sonnengebräunten Antlitze, in welchem ein paar treue, große Augen funkelten.

Das junge Paar scherzte und plauderte viel.

Liebende haben stets Worte — und wenn auch ihr Fuß durch die Wüste wandelte! So unendlich viel haben sie sich zu sagen; sie träumen ja von den goldenen Tagen ihrer Zukunft — und die Stunden schwinden dahin in glücklicher Harmonie! — Hochauf jubiln dann die Herzen im Bewußtsein der innigsten Liebe, sie halten sich fest und innig umschlungen und finden ein niegeahntes Menschenglück! —

Es begann zu dunkeln! — Der sanfte Abendwind rauscht durch die Zweige und fächelt mit kühlem Hauche der Liebenden heiße Stirn! —

Schnell enteilten die Stunden! — Kaum daß wir die liebe, theure Braut umschließen, drängt sich die ewig rastlose Zeit zwischen uns und es muß geschieden sein! —

Seeliger Brautstand! — Wie viele Freuden brachtest Du so mancher Jungfrau in der Rosenzeit ihres Lebens — wie manche schöne Erinnerung knüpft sich an diese verlebte Periode des jugendlichen Glückes! — Haltet fest, Ihr jugendlichen Herzen, an dem Glücke der ersten Liebe! ist der Mann gefunden, der Eure Liebe verdient, so harret aus treu und felsenfest, denn Eure Liebe soll sein unerschütterlich wie die Säulen des Weltalls, wie der Bau des Himmels dort oben! — Seid fromm und fröhlich, ernst und gut! — Das Leben wird sich Euch erschließen, in all' seinen Freuden und Leiden; hienieden wird aber auch der treuen Liebe Vergeltung Euch beglücken, und ein schöner Stern wird Euch bis in späte, späte Lebensjahre beleuchten: nämlich der Stern der Zufriedenheit! — Und Ihr Männer, die Ihr noch jugendlich leicht durchs Leben wandelt, auch in Eurem Herzen soll die „deutsche Treue" lodern, die Treue, die nie und nimmer zu verbannen ist, die keine, keine fremde Welt Euch entreißen kann!

Es gibt einen Fluch, der ebenso schwer lastet, wie der Fluch der sterbenden Eltern. Das ist der Wehruf der verlassenen Braut, welche sitzt im einsamen Kämmerlein, welche sich abhärmt und die treuen Augen roth weint, und endlich dahin sinkt mit gebrochenem, und zerrissenem Herzen! —

IV.

Es ist nun der Zeitpunkt gekommen, die Ausführung des Projektes des Barons von Schreckendorf und seines Dieners zu beobachten. —

Am frühen Morgen nach der erzählten Verabredung stand der designirte Freiwerber im Vorzimmer zum Schlafgemach des Barons, angethan mit dem besten Schmucke seiner würdevollen Stellung! mit gewichtigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder, gestikulirte mit den Händen in der Luft umher und unterhielt sich in einstweiliger Ermangelung einer besseren Gesellschaft mit sich selber.

„Alles pique — fein! — Alt aber gut erhalten! — Ich komme mir gerade vor, wie ein Feldherr vor der Schlacht, nur mit dem Unterschiede, daß es sich statt der zu eroberenden Reiche um eine Braut handelt und statt der Kugeln blanke Dukaten fliegen! — Hm: Zum Bedienten bin ich gar nicht geboren! — Bedienter! ich ein Mann, der solche Schulkenntnisse hat! Aber die Welt ist gegen ihre berühmtesten Männer immer undankbar — so lange sie leben, tragen sie Noth und Elend und wenn sie gestorben sind, setzt man ihnen kostbare Denkmäler! — hocus-pocus, sagt der Franzose, was auf gut Deutsch heißt: Undank ist der Welt Lohn!" —

So philosophirte mit der geistreichsten Miene von der Welt der Brautwerber Seiner Gnaden, indem er sein hageres Gesicht in wichtige Falten legte. — Wichtig war aber auch die Rolle, die er heute zu spielen hatte, und er nahm sich deßhalb vor, in seiner ganzen Würde aufzutreten.

„Kleider machen Leute" sagt ein altes Sprüchwort und Hans mochte auch wohl so denken. Sein brauner Sammetrock, das Heiligthum aus vergangenen, besseren Tagen, ward noch einmal in Stand gesetzt, um den Träger heute zu zieren. — Ein paar riesige Pelzschafte nebst Zubehör hingen unter der verjährten Weste hervor; am herrlichsten aber machten sich die furchtbaren Reitstiefeln, an denen Hans seine größte Freude hatte. — —

Mit majestätischen Schritten ging er an die Thür des Schlafgemaches und rief:

„Herr Baron! Herr Baron!“ —

Der Herr Baron lag aber noch im allertiefsten Schlummer, er träumte ganz gewiß von der reichen Braut ꝛc. — Hans ließ seine melodische Stimme deshalb zum zweiten Male erschallen.

Nach einer kleinen Pause trat Herr Baron von Schreckendorf im allertiefsten Negligée ins Zimmer; Hans eilte auf ihn zu, spreizte die Beine auseinander und rief ihm eifrig entgegen:

„Na nun sehn Sie mal! Guten Morgen! — Wenn meine Selige noch lebte, würde sie mich als Nippsache auf die Commode setzen!“ —

Die äußere Restauration des wundervollen Bedienten schien dem Baron zu gefallen — Er nickte ganz zufrieden ob dessen „vergnügten“ Aussehens, ermahnte ihn zum Abschiede noch, fein sachte zu Werke zu gehen, und schlich zurück ins Kämmertein, um noch ein Stündchen zu ruhen. — Hans aber trat seine Reise an. —

Wir müssen nun unserem Missionär ein wenig voraneilen, bis wir das erste Dorf erreichen, was er auf seiner Route zu passiren hatte. Es war schon ein wenig Leben im Dorfe, denn es fand die schöne Feier des Ernte-Dankfestes statt, bei welchem sich Theilnehmer des Festes am frühen Morgen im Kruge zum Frühtrunk versammeln. —

Schön aufgeputzt zog denn auch der heitere Landmann dem Gasthause zu und es war schon ziemlich laut im Schenkzimmer, denn die jungen Burschen hatten sich auf heute etwas Großes vorgenommen. — Da saßen sie alle beisammen, die treuherzigen Landleute, reich verziert mit seidenen Bändern und Sträußen am Hute, so bunt wie nur irgend möglich! Wilhelm Schütz, der Förster, war auch herüber gekommen zum Feste, denn er war beliebt bei Jedermann und konnte dann und wann eine grausige Waldhistorie erzählen! — Deshalb saß er auch heute unter ihnen, wie ein guter Freund, hier verschwand der herrschaftliche Förster — hier war der junge, lebenslustige Mann, der fröhliche Zecher, der heitere Genosse in Frohsinn und Scherz! —

Da mit einem Male öffnet sich die Thür und herein tritt mit dem allergestreichsten Gesichte — Hans! — Das brachte aber Leben in die Gesellschaft und ein lustiges Rufen von vielen Stimmen erscholl im Gemache:

„Hans! Hänschen! Hahn! — Da ist der Hans! — Der also Begrüßte kannte aber seine Leute. — An einem solchen Tage durfte nichts übel aufgenommen werden, und wer das gemeinschaftliche Zimmer betrat, mußte Bruder unter den Brüdern sein. — Die Anrede: „Hans“ verstand sich deshalb ganz von selbst und es dauerte nicht lange, so saß unser Geschäftsführer äußerst gemüthlich im großen Kreise und schlürfte das bekannte klare Getränk, „welches alle Wunden heilt und den Raßmetismus aus den Gliedermaßen zieht“ nach seiner buchstäblichen Redeweise.

Ohne Gesang ist aber solch eine Vorfeier ganz unmöglich; und Hans, der als ein „riesiger Sänger“ bekannt war, wurde aufgefordert, eine Arie anzustimmen.

„Eigentlich darf ich mich nicht anstrengen, erwiederte der allseitig Aufgeforderte, auch habe ich heute keinen guten „Organ!“ Jedoch will ich Euch mein Lieblingslied singen; ich sange so recht „Fortepiano“ an und Ihr müßt dann rauschend einfallen; der Schluß muß glänzend sein!“ —

Und er sang mit einer Stimme, niederschmetternd und haarsträubend:

„Brüder, Brüder! Sum! Sum! Sum!
Sitzt am Schenktisch niemals stumm!
Laßt empor das Glas uns heben —
Alle Brüder sollen leben!
Laßt uns heute fröhlich sein
Im herzinnigen Verein!“

Eine ausgelassene Fröhlichkeit trat nun ein! Immer wilder gings her — und Hans fühlte noch einmal die Freuden der Residenz, als der Baron noch auf den Stufen des Glückes stand; Die Lage der Dinge wurde für ihn immer gefährlicher, die Bäume draußen vor dem Fenster tanzten einen ganz merkwürdigen Ländler und die weltbekannte Redseligkeit wählte sich den unschuldigen Hans als Opfer. — Er erzählte den staunenden Zuhörern die hochwichtige Angelegenheit, die ihn hier durchführt, daß er der Mann sei, der den Baron glücklich mache und nannte schließlich mit tallender Zunge den Namen der Braut!

Da aber sprang Wilhelm Schütz mit einem Satze empor; warf dem Erzähler einen ächt wüthenden Jägerblick zu und rannte aus der Thür. Die Anwesenden sahen sich verdutzt an und Hans sprach:

„Na! Na! Na! Jetzt wird die Sache kritisch!“

„Gebt Acht, sprach ein Anderer, Emilie Althaus ist die Braut unseres Försters!“ —

Nüchtern — total nüchtern ward der brave Hans als er dies hörte; es wurde ihm geratheu die Werbung einzustellen, seine Aengstlichkeit erreichte den höchsten Grad, als einer sagte:

„Nun könnt Ihr nur wieder zu Haus gehen! Wenn Euch der Förster Wilhelm Schütz in seinem Reviere trifft, so schießt er Euch über den Hansen!“

Eine fürchterliche Blässe überzog sein Gesicht, doch faßte er sich und preßte mühsam hervor:

„Hin muß ich und wenn ich zur Leiche werde!“

Hierauf griff er zu einem Gegenstande, der einige Aehnlichkeit mit einem Hute zeigte, drückte diesen Gegenstand auf sein „bemoostes Haupt“ und lief von dannen. —

(Fortsetzung folgt.)

Albumblätter.

Nur einmal bringt das Jahr uns Frühlingslieder,
Nur einmal blüht die Rose düftesschwer;
Und blüht sie auch im hohen Sommer wieder,
Die schöne Blume ist sie doch nicht mehr.

Heinrich v. Kleist.

Feuilleton.

*Aus der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Berlin.

Um die Knospensprengzeit zogen
Nach Berlin die Pädagogen;
War's der Mai? War's Mühlerei?
Kurz, die hohe Mühlerei
Konnt' es nicht verhindern.

Da sie zum Versammeln kamen,
Plätze in der Turnhall' nahmen,
Sah man im gedrängten Kreis
Kopf an Kopf und Schweiß an Schweiß, —
Selbst Herr Mühler schwitzte.

Hoffmann-Hamburg sprach nun lieblich
Seinen Dank aus, wie es üblich,
Der Regierung, da man nie
Hätt' geglaubt, das Freiheit die
Wohnt' auf Hengstenbergen.

Statt den Dank nun zu bethätigen
Durch Vertheilen von Tractätchen,
Sprach er's aus, die Lehre sei,
Und die Wissenschaft sei frei,
Und dies sei ein Grundrecht!

Rektor Seyffarth-Luckenwalde
(Abgesetzt werd' er bald!)
Gab hierauf der Theologie
Für das Lehrfach ein testimonium paupertatis!

Mit noch schlimmrer Satans-Logik
Jetzt die deutsche Pädagogik
Predigt Schäfer überzog,
Pädagogik, ein Demagog,
Schäfer, doch nicht Hirte.

Sprach — o daß ihn Knak vernichte! —
Gar von Humboldt, Stein und Fichte,
Daß die Klerisei geschickt
Auf die liebe Schule drückt,
Und so weiter lästernd.

Aber wie man allerwegen
Knicker aufspannt nach dem Regen,
Hat den Teufel nun gebannt,
Gott sei Dank! der Hildebrandt,
Der Missionsprophete.

Glühend, wie aus Ofens Rachen,
Zucken Blitze, Donner krachen,
Flammen lodern aus dem Mund
Hildebrandt's. Nun stund es faul
Um die Ketzerlehrer.

Noch viel lauter und viel kühner
Als der alte Kapuziner
In Herrn Schillers Wallenstein,
Steht er da und wettert d'rein,
Hildebrandt der Große.

Hätte er die sündenkotte,
Aufgeklärte Korah-Rotte
Stürzen können kurz und gut
In die dickste Höllengluth,
Thät er's stante pede.

Doch nun schritt er gleich dem Leuen
Mit den willigen Getreuen
Aus dem Saal. Vom Sündenpfuhl
Rettet er die deutsche Schul', —
Wie sie auch sich sträubet!

* Selten ist:

Eine schöne Frau ohne Gefallsucht;
Eine Belschwester ohne Anfechtung;
Eine Köchin, die nicht manchmal aus Bosheit ihre Suppe versalzt;
Ein schönes Dienstmädchen, das immer nur der Hausfrau wegen im Dienste bleibt;
Eine Kammerjungfer ohne Wunsch, Frau vom Hause zu sein;
Eine stumme Wäscherin;
Ein Mädchen, welches den Ehestand für einen Wehestand hält;
Eine Klatschfrau, die ein gutes Gedächtniß hat;
Eine Hebamme, welche nicht gleich weiß, wem das Kind gleich sieht;
Eine Häßliche, welche sich nicht für schön und liebenswürdig findet;
Eine Witwe, die das Wiederheirathen verwünscht;
Eine Romaneleserin, die eine gute Suppe kocht;
Ein Münchener, der kein Bier trinken mag;
Eine Kellnerin ohne Liebschaft.

* Ein reicher, dicker Bankier wohnte der Vorstellung eines schönen Trauerspiels bei. Er wurde gefragt, warum er nicht gerührt sei, da Alles weine? Er meinte: „Ich weinen? warum denn? Erstens ist die Geschichte nicht wahr, und wenn sie auch wahr wäre, was geht es mich an?“

* (Auch eine Ausrede.) Vor dem Liverpooler Polizeigerichte stand kürzlich ein Mann des Selbstmordversuches angeklagt. Ein Policemann hatte ihn in dem Augenblicke attrapirt, als er sich aufknüpfen wollte. Er wurde in Folge seiner Erklärung, daß er naß geworden sei „und sich zum Trocknen aufhängen wollte,“ freigesprochen.

* (Der nobelste Stammbaum) Baron: „Sie können mir glauben, Theuerster — bis zu den Kreuzfahrern kann ich meinen Stammbaum zurückführen. . . . . Lieutenant: Lappalie, Herr Baron, — seit ich Karl Vogt's süperben Vortrag gehört habe, weiß ich ganz gewiß, daß meine erlauchten Ahnen schon zu den vornehmsten Uraffen zählten!“

* (Zur Frauenheilkunde.)

A. „Sie haben meiner Frau gestern ein schönes Bouquet verehrt, und —“ B: „Es hat gewiß gefallen! Nun was sagte die Gnädige?“ — A: „Sie verstummte aus Ueberraschung; deßhalb wäre ich Ihnen sehr verbunden wenn Sie ihr täglich solche Blumen verehren würden!“ —

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 21:
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 23. Sonntag, den 6. Juni 1869.

Der Brautwerber.

Humoristische Novelle

von Ludwig Richter.

(2. Fortsetzung.)

V.

„Kaffeestunde!" — Wer kennt sie nicht, mit ihren stillen Freuden, mit ihren Betrachtungen über den kommenden Tag! — Es ist ja erst Morgen — die Familie sitzt beisammen und die „blühende Küchenjungfer" naht eiligen Schrittes mit dem Service.

So finden wir auch die Familie Althaus beisammen. Es war eine festeingewurzelte Gewohnheit, die Stunde von 8 — 9 Uhr als Kaffeestunde zu opfern; ja, wir vernehmen sogleich, daß sie nicht allein dazu, sondern auch als Lesestunde bestimmt war. — Emilie mußte aus den Wochenjournalen vorlesen, und da „Uebung zum Meister" macht, so war es wohl nicht anders möglich, als daß sie mit vielem Geschmack einen Vortrag zu halten im Stande war.

Als die geschäftige Hausfrau die Tassen gefüllt hatte, nahm Emilie die neuesten Hefte zur Hand und las mit ihrer melodischen Stimme folgendes Gedicht vor:

Das Brautpaar am Hochaltare.

Die Stunde schlägt! Im festlichen Talare
Harrt schon der Priester, bald erscheint das Paar
Am heiligen geweih'ten Hochaltare;
Die Stunde schlägt, die längst ersehnet war.
Still ist's in jenen gottgeweih'ten Räumen
Und leise summt der Glocke dumpfer Schlag.
Heut zaubert sich aus schönen süßen Träumen
Des Paares Glück, des Lebens froh'stes Tag.

Da nahen sich Umgeben von den Zeugen
Erscheint das Paar; ein stiller Friede liegt
Im ganzen Chor; ein ernstes, frommes Schweigen,
Das alle Seelen stumm in Andacht wiegt.
Sie nahen jetzt, sie stehen an den Stufen —
Bald wandeln sie vereint im Erdenlauf;
In dieser schönen, heil'gen Stunde rufen
Vergang'ne Tage Paradiese auf.

Und eben will der Priester seinen Segen
Aussprechen diesem ungeschlossen Paar, —
Die Hände will er ineinander legen
Für diese Welt auf manches lange Jahr —
Und eben ist den Lippen leis' entschwunden
Das erste „Ja!" verhallt ist jeder Laut —
Da fällt ein Schuß — o ste sind nicht verbunden;
In ihrem Blute schwimmt die bleiche Braut.

Entsetzen überströmt das Volk, die Menge,
Die Hochzeitsbraut sich durch die Reihen bricht.
Stumm ist die Braut, — verhallt die Orgeltänge,
Starr wankt der Priester! — Fürchterlich Gericht!

Die Mienen bleich und jede Wange zittert.
Voll Schmerz ist Alles über diese That, —
Die Hunderte erzürnet und erbittert
Und die ein Frauenherz zum Opfer hat.

Wo ist der Mörder? Wo der herzenslose
Mit eisernem Gefühl? Der mit verwegner Hand
Die kaum erblühte, lebensfrohe Rose
Durch einen Druck in jene Welt gesandt?
Wo ist der Mörder, der mit Bürgerarmen
Dem weisen Gotte seine Schöpfung stahl?
Sucht ihn! Ergreift ihn! Mit ihm kein Erbarmen,
Vergeltet ihm durch bittre Henkerqual!

Und alle Augen suchen in der Runde,
In jeden Winkel fällt der irre Blick,
Verbrechendes Grün aus jedem Munde
Erhallt im Raume! O schreckliches Geschick!
— Doch halt! Seht ihn! Dort — dort auf hohem Rande
Des höchsten Altars glimmt er schnell empor!
Er ist! Ihm nach! Ist keiner denn im Stande
Ihn zu erreichen? Höher dringt er vor!

Man folgt ihm nach und alle Augen suchen
Des frechen Mörders Tiger-Angesicht;
Ein ängstlich Wimmern — tausendfaches Fluchen,
Worin des Volkes bittre Wuth sich bricht.
Hat Gott! — ein Schrei — mit schrecklichem Entsetzen
Erschallt im ganzen bluterstarrten Chor!
Ein dumpfer Schall — und rothe Strome netzen
Den kalten Boden! — Alles stürzt hervor!

Er liegt am Boden! Schaudernd steht im Kreise
Das ganze Volk voll Mitgefühl und Schmerz,
Und einmal noch in fürchterlicher Weise
Erschließt sich jetzt des Mörders Eisenherz!
Er tritt zu gleich in jenes Lebens Wannen —
Nimmt Abschied von dem treibenden Gewühl
Da liegt er — seine Hoffnungen zerronnen
Zertrümmert seines Lebens Ziel.

Doch still! er spricht. Noch einmal will er klagen
Sein Dasein, seine Liebe und sein Leid.
Er will noch einmal dieses Alles sagen
Und dann entgehn in jene Ewigkeit!
Wie gräßlich zucken diese Armen Minuten
Bald ist's vorbei — das matte Auge bricht —
Und oben weiß Gott seine Thaten sühnen.
Doch still jetzt — still — der bleiche Mörder spricht:

„Ich fühle es, was ich gethan, ich fühle
In meiner letzten Stunde diese Qual.
Ich scheide gern aus diesem Weltgewühle
Wo mir nie lacht' ein heitrer Sonnenstrahl.
Die ich gemordet, habe ich einst im Leben
Geliebt mit meines Herzens höchster Lust;
Doch ach! dies Glück, es ward mir nicht gegeben
Sie riß das Herz aus meiner treuen Brust!

Mag auch die Welt den Sterbenden verdammen
Ein Gott verzeiht! Mit diesem letzten Wort
Sank sterbend er im Todeskampf zusammen —
Man trug zwei Leichen von dem Orte fort.
Es ist die Welt! Die beiden Opfer modern —
Im stillen Grab — vereint in besser Welt!
Die Liebe kann im Herzen furchtbar lodern —
Doch schrecklich ists, wenn Unrecht sie vergällt.

Die einigermaßen krasse Tendenz dieses Poems brachte einen eigenthümlichen Eindruck hervor. — Frau Althaus saß im Sopha und hielt die Hände gefaltet, während der Papa die sammtne Mütze hin und her schob und ein gar ängstliches Gesicht zeigte. Emilie blickte mit ihren freundlichen, blauen Augen den freundlichen, blauen Himmel an, als ob sie ein Gebet für die beiden unglücklichen Seelen zu ihm emporsende — Marie unterbrach zuerst die Pause, indem sie bekommen sagte:

„Das ist ja eine schreckliche Begebenheit!“ —

„„Da kann man sehen, erwiederte Althaus, wie weit zerrissene Liebe führt! Die Jugend ist gar zu stürmisch in Herzenssachen.““

„Aber warum auch gleich morden? — Gott sei bei uns! Wer wird denn gleich seinen Nebenmenschen todtschießen und namentlich in der Kirche vor dem Hochaltare!“ —

„„Frau, das weißt Du nicht besser! — Ich hätte mögen den 'mal sehen, der Dich mir hätte entreißen wollen, als wir noch Braut und Bräutigam waren! Meinst Du, ich hätte mir das ruhig gefallen lassen? — Ja, da kennst Du mich schlecht! — Ich hätte Euch beide umgebracht und dann mich hinterdrein vergiftet!““ —

„Ei, da hast Du ja entsetzliche Gedanken! — Dein Gerede geht mir ja ordentlich durch und durch!“ —

„„Nun! Nun! Jetzt sind wir ja Gottlob darüber hinweg. Brauchst nicht mehr bange zu sein. Mein Blut wallt nicht mehr so jugendlich!““ —

„Du warst ja damals auch schon vierzig Jahre alt und ich — dreißig!“

„Ganz recht!“

„Na und da ist man doch schon verständig!“

„Ja wohl! ja wohl!“

Da mit einem Male ward behutsam an die Thür geklopft, die beiden Schoßhunde begannen so laut als möglich zu heulen und dazwischen erklang des Hausherrn mächtiges: „Herein!“

Mit einer Miene, verständig und ehrfurchtseinflößend, betrat Hans das Zimmer, und sprach, sich manierlich verbeugend, so höflich wie möglich:

„Guten Tag!“ —

„„Guten Tag, Herr Haushofmeister, erwiderte Herr Althaus mit gewohnter Höflichkeit, machts Euch bequem! Setzt Euch!““ —

Hans machte sofort Gebrauch von dieser Erlaubniß.

„Ah! — rief er dabei aus, es ist doch ein vertracktes Wetter Weg bis hierher! Bin doch wahrhaftig so müde, wie ein gejagter Hirsch!“

„Behüte! Habt Ihrs denn so eilig?“ —

„Je nun, wie mans nehmen will! Wer zuerst kommt, der mahlt erst!“

„Bon! Bon!“ —

„Oui! sagt der Baron! — Habt Ihr guten Tabak?“

„„Für den Herrn Baron? — Ah, seine Sorte kenne ich, Herr Haushofmeister! — Ich habe auch schon eine Extraqualität zurückgestellt in der Hoffnung, mit Euch ein Geschäftchen zu machen. Beliebts Euch zu probiren?““ —

„O ja! — Die Franzosen sagen: Probiren geht über Studiren!“ —

Herr Althaus entfernte sich, um eine Probe seiner feinsten Sorte herbeizuschaffen und Emilie hatte die Verpflichtung, während der Zeit den Laden zu bewachen und die Kunden zu bedienen. — Mit einem sehr artigen Knix folgte sie dem Papa, während der Brautwerber ihr behaglich nachlächelte und sie schon im Geiste als „gnädige Frau von Schreckendorf“ figuriren sah. Er befand sich nunmehr mit Derjenigen allein, bei welcher er seine Werbung anzubringen gedachte. — Da keine Zeit mehr zu verlieren war, so eröffnete er recht vorsichtig das Gespräch mit folgenden Worten:

„Ihr habt doch eine gute Tochter! Ein Prachtmädel! Hat denn noch Keiner — hm — hm — so — so — bei Euch angeklopft?“ —

„„Ach du liebe Zeit, erwiderte Frau Althaus — wie könnt Ihr so etwas sagen. — Das ist immer noch früh genug!““ —

„Nun ja! ich habe einen Grund dabei!“ —

„„Ja, das kann ich mir denken. —““

„Einen ganz respectablen Grund — hm —“

„„Kann man den nicht erfahren?““ —

„Ihr seid die Mutter — — und da es im Sprichwort heißt: Wer die Tochter will, muß zur Mutter gehen — so komme ich allebeweil zuerst zu Euch!“ —

„„Na Ihr wollt doch nicht — —““

„Ich — ei, daß ich solchen Gedanken — . . .“

„„So?““ —

„Behüte! Aber mein Baron, der will Euer Mädel absolut zur Frau haben!“ — —

Bei dem letzten Worte ließ Frau Althaus ihr Strickzeug zur Erde fallen! Sie stand auf — blickte dem guten Hans ins Angesicht und war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, so sehr hatte die freudige Ueberraschung sie ergriffen. Erst als Hans zu besserer Bekräftigung wiederholte „absolut zur Frau haben“, erholte sie sich und ließ nun ihrer famosen Zunge freies Spiel in allerhand sentimentalen freudigen Ausbrüchen. —

Was sie Alles zu sagen hatte, können wir unmöglich wörtlich wiederholen, da keine Feder ausreicht, diese Unmasse von Worten, gehörig zu klassificiren. — Hier fand der Stolz eine Quelle — hier fand das ehrsüchtige Frauenherz endlich ein langersehntes Ziel — ein Baron trat in die bescheidene Wohnung eines Kaufmanns, um die Tochter auf eine bedeutende, gesellschaftliche Stufe zu bringen. — —

Mit Freuden willigte die Mutter ein, und sie war ja Regentin im Hause. — Sie traf mit Hans die Verabredung, daß sie mit ihrem Gatten sofort sprechen werde, und daß Nichts im Wege stehen

würde, die Verbindung ins Werk zu setzen. Hans übernahm seinerseits die Verpflichtung, morgen mit „seinem Baron" zu erscheinen, um förmlich um die Hand Emiliens anzuhalten.

So standen die Sachen, als Althaus mit einer riesigen Tabakspfeife erschien und solche dem „Hrn. Haushofmeister" überreichte. Dieser zündete sie an und begann mit einer Miene, halb Protector, halb Kenner, recht artig zu rauchen, als ob an den Fenstern gar keine Gardinen säßen. —

Frau Althaus bekam einen recht bösartigen, krampfhaften Husten und verschwand cito! während der geschäftseilige Gatte triumphirend ausrief:

„„Na!?"" —

„Hm!" —

„„Gut?"" —

„Hm!" —

„„Feine Sorte!"" —

„Hm!" —

Der Tabak ꝛc. hatte die Probe bestanden.

„Er wird, sprach Hans, dem Herrn Baron schon gefallen, wir Beide haben einen Geschmack. — Gleiche Brüder, gleiche Kappen. — Wollt Ihr durch den Boten ein Päckchen mitschicken?" — —

„„Soll geschehen, Herr Haushofmeister, könnt Euch darauf verlassen! — — Was machen denn Sr. Edlen, der Herr Baron?"" —

„O nun, es geht ihm so leidlich!" —

„„Ja ja, wenn man alt wird —""

„Alt? alt? — Herr — meinen Baron nennt Ihr alt? — Ei! — Wenn Ihr ihn sehet, so müßt Ihr Eure Freude haben! Ich sage Euch, an Jahren freilich reif, doch männlich und Blut in den Adern, wie der jüngste Jüngling!"

„„Na, das freut mich sehr!""

„Mich auch! — Gar keine Spur von Alter, nicht die geringste Spur." —

„„Bon!"" —

„Oui! — Wenn er sich so herausstaffirt hat und im Hui! auf seinem Rappen sitzt, so kommt er mir ordentlich kühn und gewaltig vor!"

„„In der Chronik hab' ich 'mal gelesen, daß das Geschlecht Derer von Schreckendorf schon vor tausend Jahren berühmt und mächtig war!"" —

„Ja das hat seine Richtigkeit! Stammbaum uralt!"

Der treue Hans schilderte nun den gnädigen Herrn in glänzender Weise und zwar, wie wir wissen aus gutem Grunde. — Erst nach längerer Zeit trennten sich die würdigen Männer und Hans, der auch einen Magen hatte, verspürte ein lebhaftes Bedürfniß. — Er suchte eine Herberge auf, ließ sich, alldort angekommen, einen Bogen Papier, Dinte, Feder und einen — Schnaps geben, beruhigte mit letzterem vorläufig die aufquellenden Gefühle in der Magengegend, griff dann zur Feder und schrieb an den Herrn Baron folgenden famosen Brief:

Hochverwerthester Mong Shör Baron!

„Bei einem Glase Spirütiosaha ergreife ich diese Zeilen der Liebe und Anhänglichkeit, um zu wissen zu thun, daß ich nunmehro die ganze Sache in die schönste Confussion gebracht habe. — Es ist somit Alles in Ordnung und wenn Sie diese Zeilen bei fester Gesundheit empfangen, so satteln Sie Ihr Pferd und kommen Sie gleich herüber, Sie können dann noch ehe es dunkel wird, hier sein und ich werde Ihnen entgegen kommen eine oder zwei Stunden Weges um Sie zu führen; ich auch schon ein Loschi in dieser Herberge für meinen Herrn Baron bestellt habe. — Morgen früh findet dann der Abschluß des Contractes statt und Ihre zukünftige Hochedle Frau Schwiegermutter ist erfreut im höchsten Raffinement. Da ich zittere vor Freude, so sehen Sie das an meiner Handschrift, es ist aber leicht, daß wegzukriechen, nämlich durch einige Spüritiosaha — Sintemalen mich die Werbung hart aufgeregt hat, trotz meiner diplomatischen Ruhe. Von wegen meiner Rechnung, mit Reise- und Zehrungskosten geht das Alles auf die bevorstehende hochehrwürdige Copulirung, item das Gebühr für den Boten dieses Briefes. — Letzteres bitte nicht übel zu vermerken, und können wir von diesen Redensarten mündlich reden. Also werde ich heute Abend Ihnen entgegen kommen bis zu dem Galgenkampe an der steinernen Brücke, wo wir uns treffen. —

In dieser Hoffnung verbleibe ich Euer Hoch — Hochwohl — und Hochedelgeboren, wohlgeneigter Servitör Johannes Viole." —

Notha behne. — Meine neue Parrükke steht zu Ihrer „Düspisotion", weil die Ihrigte wohl so schauderös aussieht. Cito! Cito! Cito!

Mit diesem Schreiben ward der Bote fortgeschickt und während Hans ihm die größte Eile zur Pflicht machte, brachte die Wirthin einen Pfannkuchen ins Zimmer, der an Umfang wohl vergebens seinesgleichen suchen mußte. — Hans vertheidigte sich indessen redlich gegen dieses Ungethüm: hatte er es doch in solchen Vertheidigungen bis zu einer gewissen Virtuosität gebracht, da er behauptete, daß Jedermann eine Lieblingsneigung besitzen müsse, um den Reiz zum Leben zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zur Besänftigung.

Durch alle Gauen schallt's Geschrei:
„Der Uebel größtes ist die Schuld!"
Seid still! noch bleibt Euch steuerfrei
Der Güter höchstes — die Geduld!

(Seifenblasen.)

---

* Langer Zwischenact.

A. „Nun Herr Vetter, ist denn das Theater schon aus? das wäre ja sehr kurz gewesen. . . ."

B. „Ne, es is egentlich noch nich aus, aber auf dem Zettel steht, daß der dritte Act vierzehn Tage später spielt, als der zweite und so lange mag ich doch nich warten!" —

Pech und **abermals Pech!** In Indianopolis passirte neulich folgende Geschichte: Im nördlichen Stadttheile wohnt eine fleißige deutsche Hausfrau, die mit einem Häuflein Kinder gesegnet ist. Sie nahm am letzten Sonntag Morgen einen Kessel aus ihrem Küchenschranke, um darin für den Mittag eine gute Suppe zu kochen, und zwar wie sie vorhatte, eine recht kräftige, deutliche Nudelsuppe. Da kam zufällig eine Nachbarsfrau herein, die ihr eine Neuigkeit zu erzählen hatte. Die Sache muß für beide Damen wichtig gewesen sein, denn die Geschichte nahm ziemlich Zeit in Anspruch. Die versäumte Zeit mußte natürlich wieder eingeholt werden, — also nahm unsere wackere Hausfrau, als die Nachbarin fortgegangen war, ihren Kessel, dessen Schwere sie glauben ließ, sie habe schon vorher Wasser hineingethan, wieder zur Hand, deckte ihn mit einem Deckel zu, stellte ihn auf den geheizten Ofen und verfügte sich dann in den Keller, um das Fleisch zu holen. Plötzlich entstand in der Küche ein entsetzliches Geschrei, Kinder- und Katzenstimmen ertönten durcheinander. Von Angst ergriffen, ließ die Frau ihr Fleisch fallen und eilte rasch nach der Küche hin, wo sich denn Folgendes herausstellte: Zu dem Kessel hatte sich kein Wasser, wohl aber die schlafende Hausratze befunden, welche durch eine mehr als angenehme Wärme aus ihrem Schlummer geweckt, mit einer ganz verzweifelten Anstrengung den Deckel abschleuderend, dem Kessel entsprungen und dann zum Schrecken der Kinder wie rasend die Zimmerwände hinab und zuletzt durchs Fenster sprang. Während der Zeit, die es erforderte, die zum Tode erschrockenen Kinder zu beruhigen, fraß der Hund das Fleisch und die schöne Nudelsuppe blieb für diesmal ein frommer Wunsch.

* (Christliche Mahnung.) In den größeren amerikanischen Städten liest man über der Thüre aller Handels- und Bankierhäuser folgende Worte:

Du kommst wegen deiner Geschäfte,
Sprich von deinen Geschäften,
Ueberlaß uns unseren Geschäften,
Kehre zu deinen Geschäften zurück!

Auflösung der Preis-Aufgaben in Nr. 20:

Auflösung des Preis-Rebus: „Das Leben ist ein Rebus, dessen Auflösung der Tod ist."

Auflösung des Preis-Logogriphs: „Ode, Mode, Oder, Moder."

Auflösung des Preis-Anagramms: „Eva, Ave."

Von den zahlreich eingelaufenen Auflösungen hat nur Herr Heinrich Lützel, Buchbinder in Pirmasens, sämmtliche Aufgaben richtig gelöst.

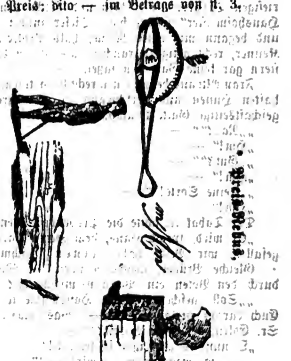
Wir lassen hier abermals unter denselben Bedingungen drei Preisaufgaben folgen; der letzte Termin zur Einsendung von Lösungen ist der **9. Juli.**

Als Preise sind bestimmt:

I. Preis: „Germania auf dem Meere" und „Germania auf der Wacht am Rhein" (Pendants) 2 Kunstblätter im Werthe von fl. 7. 12 kr.

II. Preis: Freie Auswahl aus einer reichen Sammlung von Photographischen Erzeugnissen nach berühmten Meistern aller Schulen — im Betrage von fl. 5.

III. Preis: dito — im Betrage von fl. 3.



* **Preis-Anagramm.**

Nicht hinter, über, unter Dir
Zeigt sich das kleine Wort,
Tritt an die Seite Du zu mir
Sind wir am rechten Ort.

Es sagt's der eine von dem andern
Und wenn sie rund um sich auch wandern,
Will's Du das Ganze rückwärts drehn,
Kannst gleiche Wahrheit Du ersehn.

* **Preis-Räthsel.**

Drei lustige Brüder von gleicher Gestalt
Verwalten Fortunens Finanzen.
Schwarzängstige Buben von gleichem Gehalt,
Ha, sie die Verräther dort tanzen!
Wie rasch sie aus dieser in jene Hand gehn,
Man möcht' ihnen alles an Augen absehn.

Die schelmischen Buben, sie wollen sie nicht,
Die lüdischen Augen und reichen.
Bald sieht man ein kleines Cyclopengesicht,
Bald mögen dem Argus sie gleichen.
Oft wandert mit ihnen der Bruder umher,
Im lustigen Kreise bleibts Gläschen nicht leer.

Durchforschet man den sie umgebenden Kreis,
Ha, welch ein Gemisch von Gesichtern!
Bald lachend, bald schmollend, bald kalt, bald heiß,
Bald nüchtern, bald trunken, bald nüchtern.
O, wandernde Brüder! Ihr kaltes Gesicht,
Mit Augen verwandelt Ihr jedes Gesicht.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 24. Sonntag, den 13. Juni 1869.

Der Brautwerber.

Humoristische Novelle

von Ludwig Richter.

(3. Fortsetzung.)

VI.

Wenige Minuten nachher, als der ehrsame Herr Johannes Viole den Kaufmann Althaus verlassen hatte und dieser noch allein im Zimmer war, trat mit freundlichem Gruße der Förster Wilhelm Schütz ins Gemach. Nach einem herzlichen Handschütteln sah Althaus dem jungen Mann ins dunkle Antlitz und rief aus:

„Verehrtester, sind Sie krank? — Sie sehen ja so bleich und angegriffen aus, Ihre Hand zittert in der meinigen und das bin ich an dem Waldsohn nicht gewöhnt? — Was gibts denn?" —

Trotz dieser freundlichen und ermunternden Anrede blieb Wilhelm ernst, und der gemüthliche Alte mußte noch einmal das Wort ergreifen, um den „lieben Freund" zum Sprechen zu bringen. —

Da aber ließ sich das stürmische Herz des jungen Mannes nicht länger zurückhalten, er ergriff die Hand des Vaters, welche ein Kleinod zu verschenken hatte, und sagte:

„Herr Althaus — Sie haben eine Tochter — fromm und gut, edel und tugendhaft — ich liebe sie über Alles! — Ich stehe hier, um mir von Ihnen ein Glück zu erbitten, von dessen Erfüllung alles abhängt, was mich ans Leben fesselt!" —

So Etwas hatte Althaus nicht in dem eigenthümlichen Auftreten des Försters vermuthet und er sprach deshalb ganz gegen seine gewöhnliche Manier ruhig und ernst:

„„Herr Förster, diese Ueberraschung hab' ich mir nicht vermuthet!"" —

Wilhelms Beredsamkeit war nun aber eröffnet und er begann von Neuem:

„Ich habe Ihre Tochter lieb — unendlich lieb gewonnen; und ich hoffe, mit ihr vollkommen glücklich zu werden, wenn uns Ihr Segen nicht fehlt! — Machen Sie ein Paar glücklich, das der Himmel für einander bestimmt hat! Sie sind ein edler Mann und ich weiß recht gut, daß Ihre Emilie Ihr einziges Glück ist! — O geben Sie dies Glück in meine Hand! — Vor wenig Monaten bin ich achtundzwanzig Jahre alt geworden, ich bin also kein Jüngling mehr, mein Beruf hat mich zum Manne gemacht! — Ich bin allerdings ein einfacher Förster — reich bin ich nicht — für meine Existenz indeß ist gesorgt und meine Zukunft ist gesichert!"

Die einfache ungekünstelte Redeweise des Försters machte auf das Gemüth des redlichen Kaufmanns einen vortheilhaften Eindruck. Der Augenblick, in welchem das liebende Herz des Mannes um die väterliche Einwilligung bittet, ist stets heilig und bleibt unvermischt. — Es handelt sich dabei um die Erreichung der höchsten Wünsche, die uns im Leben vergönnt sind, es handelt sich um die Zufriedenheit langer — langer Jahre!

Vaterherz! — Alle Klänge der deutschen Sprache reichen nicht aus, um den schönen Begriff dieses Wortes zu schildern! — Das Vaterherz hat Jahrelang das Kind bewacht und gehütet, es war für ihn sein Lebensglück; es war seine Lebensaufgabe, das Pfand seiner Liebe heranzubilden und für die Welt zu erziehen! —

Da kommt der Mann, um sein Einziges für sich zu erbitten! — In dieser Stunde treten noch einmal alle vergangenen Scenen aus den Jugendtagen des Kindes dem Vater vor die Seele und sein Herz nimmt zwei Eindrücke mächtig auf: es jubelt über das Glück des Kindes, es blutet über den Verlust aus dem schönen, häuslichen Kreise. — Denn die Zeit ist nicht fern mehr, wo er sein Alles einer fremden Hand anvertraut, ungewiß darüber, ob die Zukunft sorgenvoll oder selige, unglückliche oder glückliche Tage bringt! —

Dies Gefühl nun zog auch durch das Herz des Kaufmanns Althaus in diesem Momente. — Der heitere Blick jedoch, der über sein Angesicht strahlte, war ein deutlicher Beweis daß in diesem Gefühle kein Schmerz verborgen lag, denn er mußte recht wohl, daß ein Ehrenmann vor ihm stand.

„„Seit zwölf Jahren, begann er, sind Sie mir bekannt; zu jener Zeit nannte ich Sie oftmals: lieber Wilhelm! — Aus jenem Jägerburschen ist nunmehr ein stattlicher Förster geworden, trotz alledem aber nenne ich Sie jetzt, wo wir so nahe mit einander stehen: lieber Wilhelm! — Sie lieben meine Tochter — auf dem Wandel Ihres Lebens haftet kein Makel, es liegt eine Vergangenheit hinter Ihnen, die Ihnen zur Ehre gereicht! Die wichtigste Frage ist jedoch die, ob Sie mit meiner Emilie schon übereingekommen sind?""

„„Wir haben uns ewige Liebe und Treue gelobt! Wir sind einig! O trennen Sie uns nicht!"

„„Das ist mir lieb, sehr lieb — rief Althaus freudig — bewegt aus! — So lob ich mir die Jugend! Erst das Bündniß geschlossen und dann fest

und treu zusammengehalten bis zum letzten Augenblick! O das ist schön! Da herrscht die wahre Liebe, da lebt Eins für das Andere; — da tragen sie Freud und Leid zusammen — da verleben sie so recht schöne, frohe, glückliche Tage! — Lieber Wilhelm, wandte er sich dem Förster zu, lieber Wilhelm — Sie sollen an mir nicht den Mann finden, der Sie hindert, glücklich zu sein! Es wäre mehr denn ungerecht, zwei treuen Herzen eine schöne Zukunft zu entreißen!“ —

Ein heller Strahl der Freude zog über das Antlitz des Försters. — Man konnte es ihm ansehen, wie unendlich froh ihn das nunmehr errungene Glück machte und wie durch sein leidenschaftliches Herz der süße Traum einer seligen Zukunft zog.

„Dann will ich — rief er aus — dann will ich Ihnen ein liebevoller Sohn sein! — Dann sollen Sie es sehen, wie glücklich wir sind, wenn uns das Band der verwandtschaftlichen Liebe fest umschließt und wir Hand in Hand mit einander gehen! — O mein Gott — ich kann nicht aussprechen, was ich empfinde, da ich weiß, daß Sie mich achten und lieben!“ —

„„Davon können Sie überzeugt sein! — Und wenn meine Frau mit mir übereinstimmt, so hoffe ich, bald ein glückliches Paar zu sehen, dem ich meinen Segen von ganzem Herzen geben werde! Noch heute werde ich meiner Frau Ihren Antrag eröffnen und morgen soll es sich entscheiden! Ich hoffe, Sie dann als Sohn umarmen zu können!““ —

— — — —

Ein glücklicher Mensch verließ die Wohnung des Kaufmanns Althaus, hinaus stürmend in die Einsamkeit des herrlichen Waldes, um dort, im ewig — stillen Frieden der Natur, das überquellende Herz zu beruhigen! —

Und Althaus? Er stand lange tief versunken in Gedanken im Zimmer, warf einen Blick zum Himmel empor, faltete fromm die mageren Hände und sprach tief bewegt:

„Guter Gott — wie doch dies alte Herz so sonderbar pocht und schlägt, wie mir doch die Freude fast Thränen in die Augen zwingt! — Der Mann ist gut — er hat ein braves Herz — in ihm steckt keine Heuchelei — keine Selbstsucht — keine Unehre; das ist der Mann, wie ich ihn liebe! Doch, so Gott will! — Ich kann ja nicht in die Zukunft sehen; ja wenn ich das könnte — — wenn ich — das könnte! Unser Denken und Handeln ist unvollkommen und mangelhaft — Du, Gott, bist unser Vater, Du wirst auch hier Deine Kinder zum Besten leiten!“ —

Bei dem letzten Worte des wackeren Mannes trat Frau Althaus ins Zimmer. Er ging ihr freudig entgegen, ergriff ihre Hand und rief im Tone herzlicher Zutraulichkeit ihr zu:

„Marie! Der Tag ist gekommen, an welchem unsere Emilie glücklich werden soll. — Freue Dich mit mir! — So eben geht der Förster Wilhelm Schütz von mir, nachdem er mir seine Liebe zu unserm Kinde erklärt hat. — Schütz ist ein guter, netter Mensch, und wenn Du mit mir einverstanden bist, so bin ich nicht abgeneigt — — —“

„„Bist Du, unterbrach ihn zornig die Gattin, bist Du schon wieder nicht abgeneigt? — Hast Du Dich schon wieder beschwatzen lassen? Meine Tochter soll keinen Förster heirathen! Soll nicht! Aus wichtigen Gründen versage ich meine Einwilligung!““

„Gründe? erwiederte Althaus ruhig. Gründe? — Rede offen!“

„„Ich will offen reden, erwiderte sie triumphirend, weil das Glück meines — unseres Kindes im Spiele steht! — Der Baron von Schreckendorf wird, morgen bei Dir um die Hand Emiliens anhalten; Du wirst so hoffe ich, diese Werbung nicht zurückweisen, sondern — —““

„Sondern — —“

„„Mit Freuden einwilligen!““ —

Diejenigen Menschen, welche von der Natur mit unbeschreiblicher Herzensgüte begabt sind, können in schweren Augenblicken eine Härte und Festigkeit entwickeln, die man ihnen fast nicht zutrauen möchte. Das Sprüchwort: „Man kann eine Taube zum Grimm reizen,“ findet seine Anwendung in solchem Falle; es fand sich auch jetzt bei Althaus. — Bei den Worten seiner Gattin überzog eine hohe Röthe das Antlitz des sonst so leidenschaftslosen Mannes und entrüstet rief er aus:

„Wie? — Baron von Schreckendorf! — Meine Tochter — meine Tochter — — Diesem!? Nimmermehr! — Ich verkaufe mein Kind nicht! Für solchen Mann ist meine Tochter zu gut!“ —

„„Hahaha!““ —

„Laß ihn nur kommen! Er muß mir kommen! Soll ich an meinem einzigen Kinde Schand' und Schmach erleben? — Ich komme mit meinem Kopfe auch durch, wenns zum Schlimmsten kömmt! Bist Du denn so weit zurück, daß Du nicht begreifst, worauf es hier abgesehen ist?“

„„Daß meine Tochter eine Baronin werden soll, darauf ist es abgesehen! — Herr Gott, was ist es doch für ein Unglück, einen Mann zu haben der so unvernünftig ist!““ —

„Höre, Marie, merke Dir was ich jetzt sage! — Bei Gott, so lange diese Augen noch offen stehen, so lange diese Hand noch für mein Kind wirkt und schafft, so lange führt meine Tochter kein Baron mit sich! Und damit Punktum!“ —

„„Das wird sich bis morgen finden!““ —

„Du hast ja mein Wort — und dabei bleibts! Ich widerrufe nie in gerechter Sache!“ —

„„Das wird sich Alles schon noch bis morgen finden!““

Aufgeregt und übelgelaunt verließ die Hausfrau das Zimmer, in dem die Familie sonst so glücklich und zufrieden beisammen saß! — Jetzt war der Unfrieden über die Schwelle getreten und hatte seine Sta-

chel in ein paar Herzen gesenkt, die ihm bisher freundlich geblieben. Während die erzürnte Gattin draußen fieberhaft rumorte und die treue Dienstmagd mit Beleidigungen direct und indirect überschüttete, saß der buldsame Ehemann im Kanapee und klagte den Wänden den tiefen Schmerz, der durch sein väterliches Herz zog! —

— O schöne — schöne Erde! Wie arm und unglücklich sind Deine Menschen mitunter im Wirbel des Lebens! — Ist der mühevolle Tag entschwunden, so drückt der beklimmerte Erdensohn sein Haupt in die Kissen, um den Schmerz still und einsam auszuweinen, der ihn foltert! — Wie viele Thränen mögen da dem Menschenauge entrinnen? — Um sie zu trösten, um die gebrochenen Herzen aufzurichten, sende — o Gott — Deine Engel, um ihnen eine — eine ruhige Nacht zu bereiten!! —

V.

Die guten Aussichten, welche Hans in seinem Briefe an den Baron hatte durchblicken lassen, waren nicht ohne Wirkung geblieben. — Aus diesem Grunde brauchte jener nicht allzulange zu harren an der „steinernen Brücke", der Baron kam schon nach einer Viertelstunde des Weges daher geritten. Die Freude des Wiedersehens zu beschreiben, wäre eine gewagte Sache, denn wir haben es ja nicht mit einem Liebespaare zu thun, wobei es ein Leichtes wäre, einige Dutzend Küsse, Händedrücke, Umarmungen und noch mehrere Sachen einzuflechten. — Hans empfand seine größte Freude, als er „seinen Herrn Baron" so stattlich auf dem Pferde sitzen sah, und er bot deshalb ein anmuthiges Lächeln Seiner Gnaden als Willkommen. — Hochdieselben zeigten indeß ein gar zu mürrisches Gesicht, welches wir aber der Ermüdung zuschreiben wollen. — Das Pferd ꝛc. schien auch recht kränklich zu sein, wenigstens können wir die feste Versicherung abgeben, daß dem guten Thiere seit undenklichen Jahren die Haferkisten gänzlich verschlossen geblieben waren. —

Da die schöne Gruppe den Fußweg, wegen der höchst schmalen und gefährlichen Stege über den Gräben, nicht benutzen und mit dem Pferde ein kühner Sprung nicht gewagt werden durfte, so war man genöthigt, auf einem anderen Wege die Stadt zu stürmen. — Hans übernahm die Functionen eines Führers, hatte aber in dieser Stellung kein besonderes Glück, führte vielmehr seinen Herrn vermöge seiner Territorialkenntnisse in nicht sehr angenehme Gegenden, so daß die Sache der immer mehr einbrechenden Dunkelheit wegen sich als einigermaßen gefährlich erwies.

„Sümpfe! nichts als Sümpfe! rief der Baron ärgerlich. — Die Bauern müssen hier wohl sehr nachlässig sein!" —

„„Jede Sünde, erwiederte Hans, entspringt aus einer Quelle und hat einen Grund. — Der Grund dieser Nachlässigkeit ist ein leerer Geldbeutel! Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!""

„Wir kommen gar nicht von der Stelle. Die Landwege sind in einem ganz abscheulichen Zustande."

„„Die alte Mähre ist auch nicht viel werth. Mit einem Auge ist sie blind, und mit dem linken Hinterbein will's gar nicht vorwärts! A la bonheur!""

„Was Deines Amtes nicht ist, davon laß Deinen Fürwitz. — — Darum verschone mich mit Deinen trivialen Redensarten. Hier sind drei Wege, gib Acht, daß wir uns nicht verlaufen!" —

„„Na, wenn wir uns nun noch einmal verlaufen, müssen wir wahrhaftig liegen bleiben, sonst knickt uns der Rappe zusammen; er sieht schon ganz elend aus! — Ich begreife gar nicht, Herr Baron, wie Sie so kaltblütig darauf sitzen bleiben können, Sie riskiren Ihr Leben wie ein — — —""

„Das geht Dir nichts an!" —

„„Na mir ist Alles recht: ich sage nur: Wer sich muthwillig in die Gefahr begiebt kommt darin um!""

„Solch ein Brautzug hat doch ganz gefährliche Seiten. — Ich wollte ich säß in meiner Burg." —

„„Wer den Kern will, muß die Nuß beißen. Umkehren können wir nicht wieder; wir müssen ja auch bald da sein! Uebrigens haben Sie auch ganz gut sitzen, während ich mir die Fußsohlen wund laufe!""

„Ja aber mein Pferd!" —

„„Wird schon noch so lange aushalten! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Sie können doch nicht ohne Pferd Ihren Einzug halten; denn das wäre nicht ritterlich! — Hotto! Hotto!" —

Wacker zog Hans das treue Pferd an, indem er dem Thiere alle erdenklichen Schmeicheleien zuschrie. Ein zufällig daher kommender Handwerksbursche blieb stehen und betrachtete höchst aufmerksam das lebende Bild, weil das Pferd sein Mitleiden erregt hatte. Der Baron empfand letzteres Gefühl nicht, bei ihm war mit dem Alter das harte Herz gekommen, welches keine Gefühle mehr birgt. — Nachlässig saß er auf dem elenden Thiere, grollend mit seinem Geschicke; er fühlte sich hinausgestoßen in eine ihm fremde, unbekannte Welt. — Kein Fünkchen Muth und Energie war ihm geblieben, mit dem Dahinsinken seiner physischen Kraft war auch sein Selbstbewußtsein, die Zierde des Mannes verschwunden. —

Die Caravane bewegte sich so langsam als möglich vorwärts. Es war dunkel geworden. — Hans, der ohnehin ein wenig kurzsichtig war, konnte schon zehn Schritte weit die Gegenstände nicht mehr erkennen und führte deßhalb ein sehr unangenehmes Raisonnement. —

„Kreuzmillion — Donnerwetter — rief er aus, das Wasser steht mir hoch in den Stiefeln! — Da sollte man doch die Verzweiflung kriegen, daß das vermünschte Nest sich gar nicht blicken läßt. — Muß ich auf meine alten Tage noch so schanderöse Ruhestörungen erleben. Das Haar sträubt sich mir hoch empor wie so'nen wilden Eber! — Gräßlich!"

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Wie leben wir?

So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage
In der allerschönsten Parlamenterei,
Der Reichstag ist nun ganz vorbei, nun kommt die Zöllnerei,
Und dann — rückt sie kein Geld heraus — die Kammer 1 und 2.

Was wollen sie, was wollen sie, was woll'n sie alle Tage?
Ach, die allerschönste Steuermacherei!
Des Morgens von dem Branntewein, des Mittags von dem Bier,
Des Abends vom Petroleum im Nachtquartier.

Wofür denn nur, wofür denn nur, wofür denn alle Tage?
Für die allerschönste Soldaterei.
Für Artill'rie, Cavall'rie, Infant'rie, wie männiglich bekannt,
Und für die Tegelei auf dem Panzerplattenstand.

Wer gibt das Geld, wer gibt das Geld, wer gibt es alle Tage?
Aller Unterthänigst sind wir so frei!
Wir sind so gut, so säbelfromm und leben nach dem Spruch:
„Nimmt man uns nur den Beutel nicht, so läßt man uns genug!"

An den Herzog von Coburg-Gotha.

Berlin, den 5. Juni 1869.

Geehrter Herr Kollege!

Denn so darf ich Ihnen wohl anreden, Durchlauchtigster, da Sie doch nun unter der Bühne gegangen sind und in das Stück gespielt haben, wo ein Major kein Geld hat und einem Ringe versetzt; ganz richtig, Minna von Barnhelm heißt es, in welche Sie den Tellheim zu machen höchstselbst geruhten. Wie ich mit Vergnügen höre, haben Sie Talent. Michaelson meint, Sie wären monatlich 50 Thaler Gasche und 2 Thaler Spielhonorar mit Kußhand werth, obschon er dies nicht so schroff hinstellen wollte, denn nach Pinneberg ließen Sie sich doch nicht engagchiren, wozu ich Sie auch nicht rathen kann, denn es ist blos eine reisende Truppe, wo immer der, der einen Frack hat, die ersten Liebhaber spielt, und überhaupt kein rechter ästhetischer Sinn herrscht, indem in die „Räuber" wegen Mangel an Personal der alte Moor im Thurm „Ein freies Leben führen wir" singen muß, welches immer einen vergnügten Eindruck macht, da keine Räuber auftreten, sondern blos sechs bis sieben Stiefel aus die Coulissen kucken, damitdas Publico glauben soll, die Bande schläft.

Doch zur Sache!

Nämlich ich bin gleichfalls Künstler, ich spiele von Pechschulze bis herunter zu Posa Alles, was gut und theuer ist, bin aber jetzt ohne Beschäftigung, indem mein sauberer Direktor mir mit seine Frau überraschte und mich deshalb gleich 20 Silberjroschen wegen unanständigem Benehmen gegen der Directon abzog, was ich mir doch als Künstler nicht gefallen lassen kann, indem ich blos 10 Thaler Gasche hatte. O, Bagasche! Nu wollte ich bei Sie anfragen, durchlauchtigster Kollege, ob Sie mir vielleicht als Künstler oder als Staatsmann plaziren könnten, oder als Beides, indem Sie doch, wenn Sie uns als Fachfaller die beste Rollen für die Nase wegmimen, für Unsereinem anderweitig doch sorgen müssen, umsomehr, wie ich mich schmeicheln darf, wie Durchlaucht Talent auf beide Gebiete zu besitzen.

Als Künstler bin ich ein sogenannter scharfer Spieler. Ich spielte den Tellheim zuletzt in's Sälongtheater zu Freienwalde und wurde nach den 2. Act herausgerufen, aber vom Erekuhtor, der mir mit nahm, so daß ich leider nicht weiter spielen konnte. Ich möchte nun in dem Staatsdienste treten und zwar als Mitglied der Regierung. Was meine Schulbildung betrifft, so habe ich schon in viele Universitätstädte gastirt und ferner geht mich ein reinliches Deutsch über Allem. Also bitte ich um einer Stelle Denn, werden die Fürsten Schauspieler, so bleibt bei die Fülle von Herzöchen und Prinzen einem Künstler nichts übrig, als seiner Laufbahn Fahrlott! zu sagen und sich die Staatskunst zu widmen, denn in die Noth frißt der Teufel Fliegen, die mir in diesen Augenblick zu scheniren, daß ich schließe, durchlauchtigster Kollege,

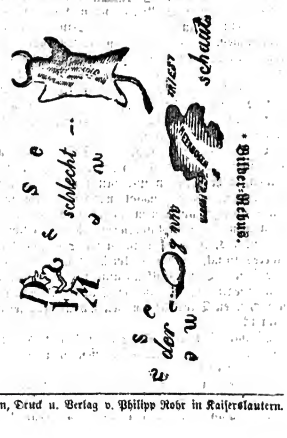
hochachtungsvoll

Robert Schnepfenmeier,

genannt: Der bürgerliche Ernst.

Nachschrift: Sie entschuldigen wohl der fehlenden Freimarke, denn ich halte dem Gummilecken für gefährlich.

Der Obiger.



Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 25. Sonntag, den 20. Juni 1869.

Verschlafen.*)

Wenn die Mutter ihren Kindern
Eine Bitte muß verneinen,
Sind voll Unmuth sie und klagen,
Bis sie in den Schlaf sich weinen.

Menschenherzen sind wie Kinder,
Strenge Mutter ist das Leben.
Wie wir ringen auch und kämpfen,
Selten reift die Frucht dem Streben.

Und um Hoffnungen und Wünsche,
Die geschehen dicht am Hafen,
Grämen wir uns dann wie Kinder,
Bis wir thränenmüd' entschlafen.

* Der Brautwerber.

Humoristische Novelle
von **Ludwig Richter.**

(5. Fortsetzung u. Schluß.)

VI.

„„Siehst Du denn keinen Menschen, winselte der Baron, der uns Bescheid geben könnte?““

„Zehn Millionen — Tausend Frösche, aber keinen einzigen lumpigen Menschen! — Und jetzt sind wir nun gar an einem Walde!“ —

Er stand still und blickte rathlos zu seinem Herrn hinauf, dieser blickte ebenso rathlos hernieder auf seinen Diener.

„Auf' einmal recht laut in den Wald hinein,“ befahl der Baron.

Hans gehorchte augenblicklich. Aus Leibeskräften ließ er ein recht deutliches „Holla!“ erschallen und es erfolgte eine Antwort, welche die beiden verkümmerten Wesen in eine haarsträubende Angst versetzte. — Es erscholl nämlich in nicht zu weiter Ferne das Gebell mehrerer Hunde.

„Gott sei bei uns, Herr Baron, jetzt hat die — ganze Angelegenheit für uns keinen Reiz mehr! Wenn diese Bestien uns anfassen, sind wir verloren! A la bonheur! — Mir wackelt das Herz im Leibe! — So zu enden — —“

Die Angst ließ ihn nicht weiter sprechen; er zitterte an allen Gliedern und suchte in seiner Aufregung nach Waffen am Boden. Dem Baron verginngen ebenfalls schier die Sinne, denn an Flucht war bei der kläglichen Situation des Pferdes gar nicht zu denken. — Es war somit eine recht verzweifelte Lage, in welcher unsere Abenteurer sich befanden. Denke man sich einen finstern Wald, die Unbekanntschaft mit der Gegend, das Muthgebell mehrerer vielleicht ganz ausgezeichneter Jagd- und Fanghunde; denke man sich dazu die Wehrlosigkeit der Verirrten, so hat man allerdings und möglicher Weise einen entsetzlichen Moment zu erwarten. —

Jedoch „wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten“, — nach einigen Minuten ließ sich eine menschliche Stimme wahrnehmen:

„Juno! Mag! Packan! Puck! Hierher! Werda?“ Mit diesen Worten trat ein junger Jägerbursche aus dem Gehölze, begleitet von einigen allerdings nicht gewöhnlichen Doggen. Das bösartige Knurren der Letzteren verstummte auf den Ruf des jungen Mannes, worauf Hans, noch immer ein wenig ängstlich, das Wort nahm und dem jungen Manne seine und des Barons Lage schilderte. — Die Artigkeit und Gefälligkeit des jungen Waidmanns, Verirrten zu dienen, ist bekannt, nach einer halben Stunde sehen unsere Reisende das Städtchen vor sich liegen und Hans konnte gar keine Worte des Dankes finden, womit er den jungen Mann zu überschütten versuchte. —

Nachdem dieser rührende Actus beendet war, setzten die beiden Wanderer ihre Reise fort, welche nur noch in einer kurzen Strecke bestand. — Ziemlich spät langten sie in dem Gasthofe an, ganz erschöpft und elend von den Erlebnissen der letzten Stunden. Im Logirzimmer angekommmen, stattete vorerst Hans einen langen und lebhaften Rapport ab, worauf ein langer und lebhafter, aber vertrauter Conseil gehalten wurde. — Stiller und stiller war es indeß im Städtchen geworden, die schöne, friedensvolle Ruhe der Nacht war gekommen. — Und als der präcise Nachtwächter die elfte Stunde verkündete, betrat der Baron das einsache Schlafgemach. Große Hoffnungen durchzogen sein Herz! — Doch ach! Ein böser Traum verjagte sie wieder!

VIII.

Die stille Nacht entschwand und der Tag kam und mit ihm die kleinen Leiden des menschlichen Lebens. — O schöner Tag! — Bringst Du die liebsten Wünsche der guten Emilie in Erfüllung? — Sie sitzt ja schon in ihrem einsamen Stübchen und blickt gedankenvoll in die leicht dahinschwebenden Wolken, als ob in ihnen das Geschick der Menschen läge!

— Unten im Hause sah es anders aus! Da schleicht der brave Althaus in das Wohnzimmer, wo ihn sonst die Gattin empfing! Als er heute eintrat,

*) Obiges hübsche Gedicht ist aus der Feder des Improvisators Hrn. Adolph Kühne, dessen Vorträgen wir ehestens hier entgegensehen können. Die Red.

war es dort so leer — so ungemüthlich, als wäre aller Frieden entschwunden. Er ging einige Male auf und ab und auf dem sonst so lebensfrohen Gesichte des Alten hatte sich der Ausdruck von Zorn und Unwillen gelagert.

„Es ist, so begann er im Selbstgespräch, mir sonderlich zu Muthe! Ich bin gar nicht so zufrieden wie sonst, und es ist mir, als ob das Herz in der Klemme sitzt! — Meine vier Wände kommen mir ordentlich öde vor! Zwei Köpfe! Zwei Sinne!" —

Drohend hob er die Hand und wandte sich gegen die Thüre.

„Ja komm mir nur mit Deinem — — — Na ich will mich nicht ereifern, aber die Galle sitzt mir oben! So eine dumme Idee sich in den Kopf zu setzen!"

„Das wird ein ganz abscheulicher Tag. — Der Förster will kommen, um meine Antwort zu hören, der Baron sitzt auch schon im Gasthofe, mit seinem Hans-Dummkopf, und hier ist keine Harmonie, kein Frieden! O böse Welt — böse Welt!" —

So machte Althaus seinem Herzen Luft und verwünschte den Baron sammt seinem Diener, insonderheit aber des Ersteren Heirathsgelüste. — Er verwünschte alles Mögliche, was mit der Sache in Verbindung stand, ward ein Feind aller Barone auf Gottes schöner Erde und hätte sie mögen alle vertilgen, mit Feuer und Schwert, um des einen Schuldigen willen. — O böse Welt! —

Da trat die liebe, sanfte Emilie mit verweinten Augen ins Zimmer. Recht traurig war das liebe, herzige Kind, recht traurig und leidend. — Daran bist Du schuld, Du, Liebe, mit Deinen tiefen Abgründen und Deinen seeligen Höhen!

Du Liebe mit Deiner Wonne
Du Liebe mit Deinem Scherz!
Du goldene Frühlingssonne,
Du Liebe mit Deinem Schmerz!
Du Ewige, Reine, Wahre!
Du Freudenverklinderin;
Du immerdar Demantklare,
Du Schmerzensverminderin!

Unaussprechliche Wehmuth flimmerte in den Augen der Eintretenden. Der Zwist der Eltern und die Ungewißheit der Ereignisse des heutigen Tages war zu viel für das kleine, weiche Mädchenherz und sie warf sich weinend in die Arme ihres Vaters.

„Mein Vater — sprach sie unter Thränen, Du hast Verdruß durch mich, und das ist es, was mich so betrübt!"

„„Kind, nicht durch Dich, erwiederte beruhigend Althaus, Du bist ein gutes Kind und trägst keinen Theil daran.““ —

„Aber, Vater, wie soll das enden? Wie werden wir diesen Tag beschließen! Es sollte ein Freudentag für mich sein, und wird vielleicht — vielleicht — zum — Unglückstage!" —.

„„Unglückstage?! — Nein! Bleibe fest und unerschütterlich! Laß Dich nicht irre machen, ja nicht, höre nicht auf die Vorspiegelungen Deiner Mutterliebes Kind, sie führen Dich zum Unglück! Glaube es nicht, Emilie, daß der Name das Glück des Lebens ausmacht, daß der Glanz des hohen Ranges Dir die Zufriedenheit giebt, welche Du hienieden brauchst! — Es ist der unglückliche Wahn Deiner Mutter, von welchem ich sie nicht loszulösen vermag. — Darum bleibe standhaft! Der Muth Deines Herzens muß sich nicht biegen und brechen lassen, wanke nicht und baue auf mich und meine Mutterliebe. Eine Menschenhand soll keine Liebe trennen! Du sollst glücklich sein, wenn Du es mit ihm zu werden gedenkst!" —

Althaus hatte die Hand seiner Tochter ergriffen. Seine Worte hatten auf das Gemüth des Mädchens den Eindruck nicht verfehlt, sie war aufgerichtet. — Die Worte des Vaters: „Eine Menschenhand soll keine Liebe trennen" hatte ihr neues Leben eingeflößt und das Selbstbewußtsein der Jugend brach sich Bahn.

Es leuchtete wieder Freude in ihren Augen, — vermischt war die Spur der vielen Thränen, verwischt der wehmüthige Zug ihres Antlitzes, verschwunden der abgehärmte Zug einer stillen, kummervollen, ruhelosen Nacht! —

Und als Vater und Tochter Hand in Hand dastanden, und als sie fühlten, wie schön es sei, wenn zwei treue Herzen übereinstimmen, da war der Grundstein gelegt zu Emiliens Glück. —

Frau Althaus war eingetreten, ein kühler Empfang war unausbleiblich. — Wie ganz anders klang heute der Morgengruß der einzigen Tochter — des sonst so lebensfrohen, freundlichen Gatten. —

O böse Welt! Wie namenlos unglücklich lebt sichs in Deinen Räumen, wenn der Unfrieden uns quält! Er war unmöglich zu verbannen in dieser Stunde, wo es sich um die Geltendmachung zweier so verschiedener Lebensansichten handelte. — Mit unbeschreiblicher Hartnäckigkeit umklammerten die Eltern Emiliens das — Vorurtheil, welches unglücklicher Weise eine so verschiedene Anschauung zum Grunde hatte. Durch eine zufällige Unguust des Schicksals fanden in den uns bekannten Werbungen die Vorurtheile ihre Nahrung und es war deshalb unmöglich gewesen, zu einem Entschlusse zu kommen. Die Mutter suchte das Glück ihrer Tochter in Reichthum und Rang, der Vater dagegen in den Verhältnissen des einfachen Bürgerthums. —

Bei den ungünstigen Chancen auf Seiten des Barons sind wir in vollem Rechte, wenn wir mit Verdruß auf die mütterliche Consequenz blicken, die nur befördert wird durch den edlen Namen des altberühmten Geschlechts. —

Wir finden dies oft bei den Müttern, welche das Glück haben, eine Tochter zu besitzen. Aus übergroßer, mütterlicher Liebe schaffen sie dem einzigen Kinde für lange, lange Jahre ein qualvolles Dasein — statt eines schönen häuslichen Glücks. —

Doch still! — Daß doch das Volk der Schriftsteller immer moralische Expectorationen einschmuggelt! Wir schreiben ja nur eine „Geschichte“ und darum: Vorwärts! —

Frau Althaus war also eingetreten und die Debatte über den bekannten casus belli nahm wieder ihren Anfang. —

Der Tag war da, wo der Zwist beendet, wo man einig sein mußte, und es ward viel geredet in dem Wohnzimmer der Familie an diesem Morgen; die alten Wände hatten so laute Worte noch nie gehört und die alten Roccocco-Möbel sahen recht mürrisch und verwundert drein! —

Mit weinender Stimme erklärte die eigensinnige Hausfrau ihr pro, desto kräftiger erscholl dann das contra von Vater und Tochter. — Und der Himmel weiß, wie lange diese verschiedenen Reden noch angedauert hätten, wenn nicht mit einem Male der Förster Wilhelm Schütz der Sache eine andere Wendung gegeben hätte. Sein Eintreten unterbrach die pikirte Stimmung der drei Personen auf wunderbare Art. —

„Mein Wilhelm!“

„Meine Emilie!“

war gleichsam die Parole und zwei Menschen hielten sich fest und innig umschlungen, die des Himmels Vorsehung für einander bestimmt zu haben schien! — Dem alten Althaus war die Freude im Angesichte zu lesen. — Es war der Strahl der echten, reinen Vaterliebe, der aus seinen Augen leuchtete und er rief mit triumphirender Stimme seiner Gattin zu:

„Na sieh Dir mal die Beiden da an! — Schlägt Dir das Herz nicht rascher vor Freude und Wehmuth! denke zurück an vergangene Stunden! — Kannst Du das anhören? Sieh an Dein Kind, wie es mit nassen Augen zu ihm aufsieht — mit welchem Blicke der Liebe das Mädchen an ihm hängt! — Und Du willst, daß sich das Kind so abhärmt?“ —

Vergebens! — Sie schüttelte den Kopf und stand hart und unerbittlich da, ein Bild der strengsten weiblichen Energie. — Da mit einem Male fuhr dem Papa Althaus ein Gedanke durch sein Inneres — mit einem entsetzlichen Blicke wandte er sich an die grausame Mutter und rief ihr leise zu:

„Marie, noch ein Wort in Güte zwischen uns, ehe ich Deine Zustimmung im Wege des Rechts erzwinge: **Denk an das Brautpaar am Hochzeitare!**“ — —

Wie von einem electrischen Funken berührt, stand sie fast erstarrt da; ihr Gesicht war blaß geworden, sie selbst dem Umsinken nahe.

„Gott im Himmel — rief sie gepreßt und angstvoll aus — Gottfried, woran mahnst Du mich zu rechter Zeit! — Segne sie! Segne sie! Daran hatt' ich nicht gedacht!“

Und nun sprang der Alte hinzu, um die Hände der Kinder in einander zu legen für die ganze Zeit ihres Lebens, und nun war großer Jubel im Althaus'schen Familienzimmer, alle Thränen des Schmerzes verwandelten sich in Freudenthränen, und die vier Menschen waren nun so glücklich, daß sie sich einander fortwährend umarmten und zu reden versuchten, was aber Keinem so recht gelingen wollte.

Als der erste Sturm der allgemeinen Lust und Freude vorüber war, begann eine recht lebhafte Unterhaltung, welche aber diesmal viel gemüthlicher war, weil das fatale pro et contra aus dem Spiele blieb; das Resultat war eine Einigung zu beiderseitiger Zufriedenheit und es ist dies der glücklichste Tag gewesen, den Herr Gottfried Althaus je erlebt hatte.

Die Stunde, in der er das Verlöbniß seiner einzigen Tochter feierte, blieb ihm für die ganze noch übrige Dauer seines Lebens eine liebe und freundliche Erinnerung! —

— — — —

Nicht erfüllt sind die goldenen Hoffnungen, die der Baron Heinrich von Schreckendorf sich vorspiegelte oder durch seinen Diener Johann sich vorspiegeln ließ! — Allein und verlassen saß er noch lange Jahre auf der Burg seiner Ahnen zwischen leeren, stillen Räumen, noch lange Jahre hatte er mit Reue und Wehmuth auf die vergangenen Lebenstage zurückzublicken! — Er hatte abgeschlossen mit dieser Welt!

Auch der treue Gefährte in Glück und Unglück verbrachte noch eine geraume Zeit in seiner bisherigen Stellung. Er verließ den Mann nicht, dem er lange Jahre genützt hatte, und als dieser beigesetzt war in der Familiengruft, verließ er das Schloß arm und unglücklich, gebeugt und altersschwach. — Auch bei seinem Tode fand sich eine treue Hand, welche dem Greise die Augen zudrückte und ihn in den Schooß der kühlen Erde betten ließ! — —

* Südamerikanisch.

Ein ungezogener Bube fand seinen Spaß daran, Steine in eine Pfütze zu werfen, um den Rock einer vorbeigehenden Negerin mit Unrath zu beschmutzen. Seine böse Absicht hatte Erfolg, und die an ihrem Sonntagsputze beschädigte Schwarze gab dem jungen Taugenichts eine derbe Maulschelle, daß es schallte. Der Getroffene hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich bei der lieben Mama zu beklagen; diese über die ihrem hoffnungsvollen Sprößling widerfahrene Unbilde wuthentbrannt, rannte mit gezogenem Messer auf die muthwillig beschimpfte Negerin zu, und brachte ihr mit ihrem Werkzeuge so lange gefährliche Stiche hier- und dorthin bei, bis die Schwergetroffene unter ihren blutigen Fäusten verschied.

Die zärtliche Mutter sitzt in Folge dieser scheußlichen That und sieht der wohlverdienten Strafe entgegen.

Dieser Mord ist bei Fort Valley in Georgien auf der Everettplantage geschehen, in jenem glücklichen Lande nämlich, wo der Neger nicht höher geachtet wird, als das Schlacht- und andere Vieh.

Ein Abenteuer Djemil Pascha's.

Man schreibt aus Paris: Die türkischen Gesandten scheinen bei uns in Europa jetzt Unglück zu haben; Herr Aristarchi Bey gerieth in Händel und Handgreiflichkeit mit einem Gartenaufseher, und Djemil Pascha ist neulich Aerger verursacht worden von einem katholischen Kirchendiener. Die Sache begab sich folgendermaßen: Herr Carraby heirathete Fräul. Ybri, die Tochter des Finanz-Agenten der Hohen Pforte, und die Trauung sollte in der Kirche von Neuilly vollzogen werden. Djemil Pascha war von dem Brautvater dazu eingeladen worden; er konnte aber erst ankommen, als der Traugottesdienst schon begonnen hatte; um keine Störung zu verursachen, blieb er mitten unter den Zuschauern der Ceremonie stehen, aber der Schweizer machte ihn darauf aufmerksam, daß ihm ein Platz reservirt sei, zu gleicher Zeit ging er Bahn brechend vor ihm her und führte ihn zu diesem Platze. Später näherte sich der Meßner dem Gesandten und bat ihn, den Fez abzunehmen. Djemil entgegnete ihm, er befinde sich im Tempel Gottes und glaube demselben den größten Beweis seiner Ehrfurcht abzulegen, indem er nach muselmanischer Etiquette sein Haupt bedeckt lasse. — Der Meßner wollte auf diese Bemerkung sich nicht einlassen und bestand ganz peremptorisch darauf, daß er den Fez abnehme, da es in seiner Kirche nicht Gebrauch sei, die Kopfbedeckung aufzubehalten. Djemil Pascha ist vielfach bei katholischen Gottesdiensten zugegen gewesen, und zwar in Gegenwart hoher Prälaten und des Nuntius des Papstes, aber niemals ist ihm diese Zumuthung gemacht worden; doch er wollte den Act der Trauung durch weitere Erörterungen nicht stören und zog sich zurück, um wieder nach seinem Hotel zu fahren. Bald darauf erschienen daselbst Herr Ybri und Herr Carraby, der seine junge Gattin zu Haus verlassen, um ihr lebhaftes Bedauern über den Vorfall auszusprechen. Ebenso fand sich noch an demselben Tage der berühmte Pater Hyacinth ein, der die Trauung vollzogen und gleich nach Beendigung derselben hatte nach Rom reisen wollen. Er hatte seine Abreise eigens deßhalb verschoben, um dem Gesandten persönlich zu versichern, wie leid es ihm thue, daß eine solche Respectswidrigkeit von Seite des Kirchendieners habe vorkommen können; derselbe habe übrigens seinen Verweis bekommen. Djemil Pascha war sehr gerührt und bat, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

* Rettung in großer Gefahr.

Das „Journal de Toulouse" theilt aus dem Dorfe Alar im Ariège Departement einen Vorfall mit, der das Leben eines Menschen gekostet hätte, wenn nicht die unbedenkliche Opferwilligkeit eines jungen Menschen gewesen wäre.

An einem von dem jüngsten Gewitterregen hoch angeschwollenen Bache, befand sich eine taubstumme Magd, die mit dem Auswaschen von Weißzeug beschäftigt war. Diese erhob plötzlich ein jammervolles Geschrei. Die herbeieilenden Leute sahen von der Höhe einer Brücke, die über den Bagnetfluß führt, ein fünf Jahre altes Kind von den Fluthen des Baches, der sich wildtobend als Wirbel in den Bagnet stürzte, fortgerissen und mit dem Tode ringend. Die Eltern des kleinen Geschöpfes schrieen mit herzzerreißendem Gejammer nach Hilfe.

Ein junger Soldat, von dieser Scene tief erschüttert, springt ohne sich lange zu besinnen, in den reißenden Fluß, gerade an jener Stelle, wo das Kind in die Tiefe sank, ohne zu bedenken, daß er einen wehen Fuß hatte, und ein Schurzfell, das seine Hüften beschwerte, ihm an der freien Bewegung seines Körpers hinderlich sein mußte. Er verschwindet sogleich im Wirbel, kommt aber, weil er ein geschickter Schwimmer ist, wieder zum Vorschein, folgt unverdrossen der Strömung des Wassers und erhascht das bewußtlose Kind, das bald in den Armen der vor Freude und Rührung weinenden Eltern wieder zu sich kommt.

Das süße Bewußtsein, ein Menschenleben gerettet zu haben, der heiße Dank der tiefgerührten Eltern und die aufrichtige Freudenbezeugung der ihn umringenden Menge, waren gewiß die schönste Belohnung, die ihm als fühlenden Menschen zu Theil werden konnte.

Der Name des edlen Retters verdient gewiß bekannt gemacht zu werden: er heißt Jean Layès; sein Schurzfell spricht dafür, daß sein Leben ein fleißiges ist.

* Die Communalschule.

Von **Jonathan Gernsheim.**

Was deuten diese frohen Jubellieder?
Die Völkerschüsse und der Glockenklang? —
Ein Fest der Eintracht feiern Menschenbrüder
Darum Begeisterung und heiterer Sang.
Hoch geht die Strömung unsrer Zeit,
Für Freiheit und für Einigkeit.

Fast jeder Tag bringt rasch die frohe Kunde,
Daß überall der Fortschritt stets gehegt,
Daß in der großen Inhaltsschweren Stunde
Der finstre Geist der Zwietracht unterliegt.
Hoch geht die Strömung unsrer Zeit,
Für Bildung und für Einigkeit.

Von Stadt zu Stadt durch alle deutschen Lande,
Fliegt jetzt die heere Siegesbotschaft hin,
Sie knüpft der Menschheit Freundschaftsbande,
Und im Volke wird der Fanatismus sterben.
Hoch geht die Strömung unsrer Zeit,
Für Friede und für Einigkeit.

Auf! Alle Städte unsrer schönen Gauen,
So folget kühn dem edlen Beispiel nach,
Bald wird man überall nur Eintracht schauen
Nach langer Nacht wird's endlich endlich Tag.
Hoch geht die Strömung unsrer Zeit,
Für Deutschlands Wohl und Einigkeit.

Dürkheim, im Juni 1869.

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 24:
Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eigenen Busen schaut. Göthe.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 26. Sonntag, den 27. Juni 1869.

Pamela.

Wer ist Pamela? fragt der geehrte Leser. Er möge in Folgendem ihre Geschichte vernehmen. Pamela war noch vor einem Jahre Putzmacherin. Sie arbeitete in einem berühmten Etablissement, welches speziell die Kundschaft des Hofes und der vornehmen Welt hat. Pamela führte sich sehr gut und war eine vortreffliche Arbeiterin, deßhalb hatte sie sich sowohl die Liebe ihres Chefs wie der Kundschaft erworben. Mit einem Worte, sie wäre ganz ohne Fehler gewesen, wenn sie nicht den Tanz so leidenschaftlich geliebt hätte.

Nun geschah es, daß zu einem Balle auf der Gesandtschaft — was wissen wir, welche? — die Gräfin *** ein neues, köstliches, schwindelnd schönes Costüm brauchte, wie es eben nur Pariser Künstlergenie's combiniren, Pariser Feenhände hervorzaubern können. Die Gräfin wollte im Gesandtschaftshotel als griechische Lumpensammlerin erscheinen; wahrscheinlich weil das künstlich zerfetzte Costüm Gelegenheit geben konnte, einige Classicitäten zum Vorschein kommen zu lassen, welche des Anschauens verlohnten. Der Schneider machte sich ans Werk, die kostbarsten Stoffe zu einem Bettlergewand umzuformen; denn die Bettlerinnen vornehmer Stände, so realistisch sie auch sonst zu sein pflegen, können doch des eleganten Scheins nicht entbehren. Es wurde also an dieser Lumpensammlerin Sammt, Seide, Gold genug verschwendet. Endlich nach unzähligem Anprobirens und Umänderns war das Meisterwerk fertig. Pamela wurde am Abend vor dem Gesandtschaftsball beauftragt, dasselbe nach der Wohnung der Gräfin zu bringen. Nun war es ein Sonnabend-Abend; Pamela ging mit dem Costüme der Gräfin nach Hause, um selbst erst etwas Toilette zu machen. Sie legte das gräfliche Costüm auf ihr Bett, drehte es hin und her, betrachtete es sehnsüchtig von allen Seiten. Schließlich kam ihr die Idee, es einmal anzuprobiren. Die Gräfin hatte dieselbe Gestalt wie Pamela, blos daß die Letztere sich eingestehen mußte, die ihrige sei noch eleganter, als die der vornehmen Dame. Und wirklich saß ihr das Costüm zum Bezaubern. Gewiß, es war providentiell, daß sie gerade dies Gewand abzuliefern beordert war. Inzwischen war es Mitternacht geworden; der Opernball mußte gerade eben angehen. Welche Eva wäre bei der Versuchung nicht schwach gewesen!

Am andern Morgen erhielt die Frau Gräfin vor dem Tagesgrauen ihr Costüm, es war faſt noch nicht gebraucht. Am Abend, als sie das Costüm angezogen hatte und eben im Begriff war, sich die obligate Kiepe auf dem Rücken befestigen zu lassen, trat ihr Herr Gemahl in das Zimmer. Es ist merkwürdig, meine Liebe, sagte er, „mir kommt es vor, als wenn dein Costüm nach Tabak röche." — „Ja, wahrscheinlich wirst du wohl gerucht haben!" sagte sie. Sie kamen nach dem Gesandtschaftshotel. Die Gräfin ging durch die Antichambre, ohne einen Bedienten, der bei ihrem Anblicke sein Erstaunen nicht unterdrücken konnte, eines Blickes zu würdigen. Eine Stunde darauf war sie im besten Tanze begriffen, und ihr Gemahl sah an eine Thür gelehnt (was haben die Ehemänner auf einem Balle sonst zu thun?) dem Tanze zu. Einige Schritte hinter ihm stand der vorerwähnte Bediente mit einem Kameraden und plauderte. „Sieh einmal," sagte er, „jene Dame da, die mit einer kleinen Kiepe tanzt, gestern habe ich sie in demselben Costüme auf dem Opernball gesehen." — „Das ist ja nicht menschenmöglich!" — „Und doch! Sie war maskirt. Und ich will dir noch mehr sagen, sie hat mir sogar gesagt, was das für ein Costüm ist; es ist eine griechische Lumpensammlerin." Der Graf glaubte zu träumen, und unwillkürlich dachte er darüber nach, wo seine Frau den vorigen Abend gewesen sein könne; aber er konnte es nicht wissen, denn er war selbst die ganze Nacht in seinem Club geblieben. Die Bedienten plauderten indessen weiter. „Sie war so nett, daß ich mich freute, daß ich mit ihr tanzen konnte und ein avant deux executirte sie, daß einem das Herz im Leibe lachte." — „I, das sieht man ja!" — „Ich würde ihr sogar ein Souper angeboten haben, wenn nicht ein großer Tölpel als Chicard verkleidet, ihr ein Billet in die Tasche hineingeschoben hätte . . ."

Die Eifersucht ist unvernünftig. Der Graf ging auf seine Frau zu und während diese mit ihrem Tänzer plauderte, glitt seine Hand heimlich in die Tasche, welche sich in den Falten des Kleides befand. Er wurde purpurroth. In der Tasche fand er ein Billet; er ließ sich keine Zeit es zu lesen. „Madame," sagte er, „folgen Sie mir, wir müssen nach Hause." Sobald sie dort angekommen waren, zeigte er ihr das Billet: „Kennen Sie dies?" Die Gräfin, ganz erstaunt, sagte „Nein." — „Nun, so lesen Sie es mir vor!" Mechanisch entfaltete sie das Papier und las:

„Ich bete dich an! Komm' an's Buffet, wir nehmen einen Bock zusammen." Dein Chicard.

Die Gräfin hatte allerdings keine Mühe, sich zu rechtfertigen, aber sie beklagte sich in dem Geschäft, welches ihr das Costüm besorgt hatte, und der Sachverhalt ergab sich bald. Pamela wurde an die Luft

gesetzt. Da sie nun doch einmal außer Brod war, so ergab sie sich ganz dem Tanze; und da sie dazu ganz besonderes Talent zeigte, so engagirte sie die Direction des Opernballets und sie befindet sich jetzt in glänzenden pecuniären Verhältnissen. Das ist die Geschichte von Pamela, die jetzt eine berühmte Ballerine ist.

(Hans Wachenhusen's „Hausfreund.")

Eine Hinrichtung in Ungarn.

Ueber eine, namentlich durch das Benehmen des Delinquenten bemerkenswerthe Hinrichtung, die gegen Ende des Monats April in Steinamanger stattfand, geht dem „Mähr. Corresp." etwas verspätet eine ausführlichere Mittheilung zu, der wir das Nachstehende entnehmen: „Ein stämmiger, großer Bursche, im Alter von 22 Jahren, stand am 24. April vor den Schranken des Comitatsgerichtes Steinamanger, des vollführten Straßenraubes und versuchten Meuchelmordes angeklagt. Die Einzelheiten der Untersuchung übergehend, bemerke ich nur, daß das Verlesen der vielen Actenstücke (Strafextrakte u. s. w.) nicht weniger als 2½ und die wirkliche Untersuchung zwei Tage in Anspruch nahm. Der Angeklagte leugnete in der keckesten und empörendsten Weise und wußte in allen Details seiner Schuld durch Zeugen, die zahlreich vorgeladen waren und während der Untersuchung noch vorgeladen wurden, überwiesen werden. Am fünften Verhandlungstage um 10 Uhr Vormittags wurde über den Verbrecher das standrechtliche Urtheil zum Tode durch den Strang gefällt.

Auf die Frage, ob er gegen die Verhandlung etwas einzuwenden habe, rief der Angeklagte mit zum Himmel erhobenen Händen: „Der da oben weiß, wie unschuldig ich bin! Wenn ich nun schon einmal sterben muß, so erbitte ich mir die Gnade, daß ich mich noch vor der Hinrichtung mit meiner Geliebten copuliren lassen darf, damit das in Aussicht stehende Kind der Erbe meines Nachlasses, in der Sparkasse hinterlegten Summe von 1200 fl., werden kann." Der Gerichtshof war nahe daran, diese Bitte des Verurtheilten zu gewähren, ging aber zum Schlusse doch nicht auf dieses Verlangen ein. Da ein standrechtliches Urtheil binnen 3 Stunden vollzogen werden muß, so wurde der Verurtheilte, der furchtbar tobte und lästerte, abgeführt und der Geistliche zu ihm geschickt, um ihn zum nahen Tode vorzubereiten. Er weigerte sich anfangs, den Priester zu empfangen; endlich gab er nach und verstand sich dazu, auf einen Moment die Cigarre aus dem Munde zu nehmen, um das ihm dargereichte Crucifix zu küssen, worauf er aber gleich die Cigarre wieder in den Mund steckte und weiterrauchte.

Inzwischen wurde die in Bereitschaft gehaltene offene, acht Schuh hohe Bretterbude aufgeschlagen und in ihrer Mitte der 14 Schuh hohe Galgen angebracht. Sodann wurde der Delinquent im offenen Wagen dahingeführt. Der Hinrichtungsact hatte eine Menge von Schaulustigen angelockt, man kann sagen, daß die ganze Umgebung auf den Beinen war, um das Ende dieses gefürchteten Menschen zu sehen. Als der Wagen, auf welchem er saß, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Schritten vom Galgen angelangt war, sprang der Delinquent herab, nachdem er die Cigarre weggeworfen, eine frische verlangt und angebrannt hatte, und eilte auf den Galgen zu. Während ihm nun neuerdings sein Urtheil vorgelesen wurde, rauchte er ganz ruhig und gleichgültig seine Cigarre, ohne auf die Ermahnungen der Gerichts-Commission und des Priesters zu achten.

Nach der Verlesung des Urtheils blickte er um sich und verlangte einen Sarg, denn er wolle nicht wie ein Vieh eingescharrt werden; er habe Geld, um einen Sarg zu bezahlen. Den Sarg hatte indeß bereits seine eigene Mutter besorgt und heimlich auf einem Wagen herbeigebracht. Der Sarg wurde nun zur Stelle geschafft, während der Todescandidat dem Scharfrichter übergeben wurde. Dieser schien dem Verurtheilten aber nicht zu Gesichte zu stehen, denn er fuhr den Vollstrecker des Urtheils mit den Worten an: „Du willst mich henken? Ich will einen Scharfrichter, du bist nur ein Hundefänger! Ich kann einen Scharfrichter bezahlen; du sollst mich nicht henken." Mit diesen Worten schlug er um sich und klammerte sich daran so fest an den Galgen, daß der Scharfrichter ihn nicht bewältigen konnte und die Comitats-Panduren, ihre Gewehre beiseite stellend, den letzteren unterstützen mußten, um den Delinquenten zu bändigen. Als sich dieser überwältigt sah, riß er sich die Halsbinde ab und warf sie sammt seiner Kappe über die Bretterbude, indem er dem Scharfrichter ins Gesicht spuckte und schrie: „Nicht wahr, das hättest du gerne auch noch gehabt? Aber das sollst du nicht bekommen!"

Nachdem er gebunden worden war, rief er: „Nun könnt ihr mich henken sehen! Bejuh! euch Gott!" Kaum hatte er diese Worte, den Kopf nach allen Seiten hin verneigend, gesagt, als der Scharfrichter rief: „Auslassen!" „Lasen" (Gott) war das letzte Wort des Delinquenten. Fünf Minuten nach vollzogener Hinrichtung constatirten die Gerichtsärzte den eingetretenen Tod des Gehenkten und beauftragten den Scharfrichter, den Leichnam noch fünfzehn Minuten lang am Galgen zu lassen. Aber kaum war die Gerichts-Commission fortgefahren, als der Scharfrichter das Rad löste und den Körper des Gehenkten herabließ. Als die Schlinge gelöst wurde, bewegte dieser noch die Arme, was den Scharfrichter veranlaßte, den Kranken auf der Leiter liegenden zu strecken. Der Ruf: „Er lebt noch!" erhob sich unter der Zuschauermenge; Viele glaubten es auch, doch irrten sie sich, der Delinquent war wirklich todt.

Der interessanteste Gast und splendideste Käufer in dem Bazar zum Besten des deutschen Hospitals in London war, wie dortige Blätter melden, ohne

Zweifel der Nabob von Bengalen, einer jener nach dem letzten indischen Kriege abgelösten souveränen Fürsten. In dem kostbaren asiatischen Gewande, das ein diamantener Gürtel um die schlanke Figur zusammenhält, war er natürlich sofort der Löwe des Tages, als er mit zwei Prinzen und Gefolge, von einer der Damen begleitet, in den Saal trat. Unter dem weiß und gelben Turban blitzen aus schwärzlich braunem Gesichte hinter einer goldenen großen Brille ein Paar glänzende Augen und der graue Schnurrbart sticht schneeweiß ab aus dem dunklen Gesichte. Seine Söhne tragen blausammtene mit Gold und Perlen besticke Gewänder und Mützen von gleicher Farbe und Reichthum auf schwarzem wolligen Haupthaare. Diese braune indische Gesellschaft fühlte sich höchlich vergnügt unter den weißen Gesichtern und griff tüchtig zu. Ein Bild der Königin Viktoria; die Gräfin Bernstorff fordert 50 Pfund, — eingenommen und bezahlt; dann einen Fächer, ein Schlummerkissen, eine gestickte Decke und ein Paar Pantoffeln, immer mit 5 Pfund-Noten ohne Geldwechsel bezahlt und dann den Dienern aufgepackt, die schwer beladen hinter ihren Herren folgen. Nach einem anderthalbstündigen Aufenthalt entfernten sich die Indier wieder und hatten kaum Platz in ihren Equipagen für alle die schönen Sachen und Herrlichkeiten, die sie zusammengeholt hatten bei den Deutschen in London.

Ein Kontrakt auf Selbstmord.

Bei Gelegenheit einer Verhandlung vor dem Berliner Stadtschwurgericht, die einer mehr umfangreichen Beweisaufnahme wegen vertagt werden mußte, kam folgender, fast unglaublicher Schwindel zum Vorschein; Ein Buchbindermeister Lehn, ein Mann, der früher bessere Tage gesehen, nach und nach aber immer mehr in Armuth und Elend gekommen war, klagte einem Manne seine Noth, für welchen er gegen 20 Jahre kleine Wechselsachen besorgt hatte, dem er also, wenn auch nicht als ein wohlhabender, so doch als ein ehrlicher Mann bekannt war. Ich, so sagte der Unglückliche, will gern sterben, wenn ich nur meine arme Familie versorgt wüßte. Der kluge Geschäftsmann, Rentier Kalow, wußte dafür einen guten Rath, denn wenige Tage darauf stand das Leben des Lehn bei der Lebensversicherungs-Gesellschaft „Albert“ mit 12,000 Thlr. verassecurirt. Dies erfuhr von ungefähr ein anderer kluger Geschäftsmann, der Kaufmann Rhein, und dieser sagte sich, was der kluge Kalow thut, das kann ich auch und kaufte den Lehn in zwei andere Lebensversicherungen mit einer Gesammtsumme von 21,000 Thlr. ein, so daß das von Lehn selber für werthlos erachtete Leben mit 33,000 Thlr. versichert war. Hierfür sollte die Familie des Lehn nach dem Tode desselben von den Inhabern der Police eine bestimmte Summe, von Kalow 2000 Thlr. haben, worüber notarielle Contrakte festgestellt wurden.

Es fragt sich nun, was die Herren bewogen haben konnte, den Lehn mit einer so hohen Summe in die Lebensversicherung zu kaufen, die dem Kalow jährlich praenumerando 300 Thlr., dem Rhein 1000 Thlr. kosteten, und hierüber giebt Lehn folgenden, von den Herren Kalow und Rhein bestrittenen Aufschluß: Er (Lehn) habe sich erboten, 6 Monate nach der Aufnahme in die Gesellschaften zu sterben, und zu dem Zweck, und um den Selbstmord zu verdecken, die sogenannten Kunkelbeeren (Beeren, die zur Betäubung der Fische benutzt werden) zu verzehren. Zwischen ihm und Kalow sei darüber ein besonderer Vertrag aufgenommen worden, von dem er sein (Lehn's) Exemplar bei seinem Schwiegersohn versiegelt und mit der Aufschrift: „nach meinem Tode zu öffnen“ versehen, niedergelegt habe. Seine Tochter habe indessen das Schreiben geöffnet, dasselbe zerrissen und ihn ermahnt, von solchen Selbstmordgedanken, die dem Contract unbedingt zu Grunde lägen, abzustehen. In dem Contract sei der Passus enthalten gewesen, daß wenn er (Lehn) nicht innerhalb sechs Monaten sterbe, der notarielle Contract keine Gültigkeit habe, Zwei Wechselsätschungen in der Form gesteht Lehn zu, behauptet aber, dies mit dem Willen der Herren Kalow und Rhein gethan zu haben. — Die spätere Verhandlung dürfte über die ganze Angelegenheit, die Richter und Geschworenen in das größte Erstaunen versetzte, nähere Aufklärung geben.

Das älteste deutsche Schiff.

Aus dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“.

In den Jahren 1858 — 1863 sind von dänischer Seite in mehreren Torfmooren des Herzogthums Schleswig bedeutende archäologische Funde gemacht worden. Die ausgegrabenen Alterthümer werden meist in das zu Flensburg errichtete Antiquarium gebracht. Unter diesen Alterthümern sind die allermerkwürdigsten, die fast einzig in ihrer Art genannt werden können, zwei Ruderschiffe, von denen das eine sich in Flensburg befindet. In diesem, welches der Unterzeichnete neulich durch eine eigene Anschauung näher kennen gelernt hat, haben wir das älteste germanische Schiff vor Augen. Dasselbe ist aus dem Torfmoore Nydam bei Satrup in Sundewitt ausgegraben worden, stammt folglich aus einer Landschaft, welche in jener Periode, der es angehört, ohne Frage von dem germanischen Stamme der Angeln bewohnt war. Es ist ein Erzeugniß der Urväter der Engländer, welche seit Jahrhunderten die ersten Seefahrer der Welt sind, und schon deßhalb eine archäologische Merkwürdigkeit ersten Ranges.

Das aus Eichholz sehr hübsch gezimmerte Schiff wurde bei der Ausgrabung in der Moorwiese Nydam am 18. August 1863 gefunden. Es ist ein schlankes Ruderschiff für 28 Ruder, 75 Fuß lang, die großen Planken durch starke eiserne Nägel zusammen gehalten. Es hat keine Segel geführt. An beiden Enden, hinten und vorn, ist es auf gleiche

Weise gebaut und spitz zulaufend, offenbar mit Rücksicht auf die Abhaltung von Stößen und zur Erleichterung des Anlandens. Das Fahrzeug ist in der Mitte zehn Fuß 6 Zoll breit und hinten und vorn aufsteigend, dagegen in der Mitte niedriger. Dasselbe ist aus 11 Eichenplanken zusammen gefügt auf jeder Seite, der Grundplanke und dem Kiele. Letzterer hat in der Mitte des Schiffes nicht mehr als einen Zoll Höhe und acht Zoll Breite. Die Verdichtung zwischen den Planken ist durch Wollenzeug und eine gepichte Masse bewerkstelligt. Die Technik dieses vorzeitigen germanischen Schiffbaues steht unendlich viel höher, als man bisher für jenes Zeitalter und jenes Volk anzunehmen pflegte.

Jedoch einen sehr primitiven Charakter scheint das neben dem Fahrzeuge im Moor gefundene Steuerruder desselben zu haben. Dieses hat die älteste bekannte Form, wie man sie auf den frühesten Denkmälern wahrnimmt, ist nicht hinten, sondern seitwärts am Schiffe angebracht. Es hat eine Länge von neun Fuß 4 Zoll. Was das bewegliche Zubehör des Schiffes anlangt, welches mit selbigem ausgegraben worden, so findet man darunter manche Stücke, deren Bestimmung oder Anwendung nicht klar, oder doch zweifelhaft ist. Ein Paar darunter befindliche Schöpfgefäße gleichen sehr den heutigen.

Daß das Schiff in uralter Zeit mit Absicht versenkt worden, scheint keinem Zweifel zu unterliegen, denn in den Schiffsplanken unter dem Wassergange finden sich große Löcher, vor Alters gehauen, durch die das Wasser einströmen mußte. Die Moorwiese Nydam war aber ohne Zweifel im Alterthume eine Seebucht; es wird das jedem Ortskundigen einleuchten. Die Chronologie bestimmt sich genügend durch die Menge von Alterthümern, Waffen, Geräthschaften, Schmuckſachen von Eisen, Bronze und Silber, die in und bei dem Schiffe ausgegraben worden, und ganz besonders durch 34 römische Kaisermünzen von Silber, die sich dabei fanden, und die aus dem Zeitraume von 69 bis 217 n. Chr. Geburt sind.

Die dänischen Alterthumsforscher, und namentlich Engelhardt, der bei der Ausgrabung zugegen war und ausführlich darüber berichtet hat, setzen das Schiff und dessen Versenkung in das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Unterzeichneter kann dem nur beistimmen. Zwar ist dieses hohe Alter in einer deutschen Zeitschrift angezweifelt worden, jedoch ohne Angabe von Gründen und solche sind auch unseres Erachtens, was wir nach reiflicher Erwägung aussprechen, gar nicht vorhanden. A. L. J. Michelsen.

Feuilleton.

* Henry Ward Beecher bemerkte in einer Predigt an einem Sonntag: „Es gibt Leute, welche so fromm sind, daß sie am Sonntag ihre Schuhe nicht schwärzen welche aber die ganze Woche damit zubringen den Charakter ihrer Nachbarn zu schwärzen.

* **Der Landbriefträger.**

Briefträger weckt die noch stille Stadt
Am Morgen — Morgen — Morgen.
Die Felder ragen sich schimmerstatt,
Wie Nebel liegen die Sorgen.
Die Lerchen jubeln im Sonnenschein
Ihm Jugend in's alte Herz hinein
Und labend die frische, die würzige Luft,
Der Wiesen, der Blumen erquickenden Duft.

Briefträger hat nicht Ruh noch Rast,
Muß wandern — wandern — wandern.
Er schreitet mit schwerem staubigem Schuh
Von einem Dorfe zum andern.
Er theilt mit der Ruhe des Weisen aus
So Schrecken, wie Freude, von Haus zu Haus.
Wie viele Thränen im Auge steh'n,
So bittre, so selige hat er geseh'n!

Von Linden beschattet das Wirthshaus steht,
Zum Bären — Bären — Bären,
Ein Scheint, wer daran vorübergeht
Thu' einmal einzukehren.
Da klärt sich Briefträgers Antlitz schnell,
Gar freundlich schmunzelt der durst'ge Gesell —
Er schnalzt mit der Zunge, beht flinker das Bein,
„Gott grüß' Dich, Frau Wirthin, und schenk' mir ein!"

Briefträger ist wie ein Musikant,
Muß trinken — trinken — trinken —
Ein Glas, in den Tropfen auf heißem Sand,
Das Zweit' wird schon besser ihm blinken.
Früh kehrt er ein, spät bricht er auf —
So endet ein Tag wie der and're den Lauf,
Bis er endlich, beschirmt von des Todes Hut,
Als poste restante des Grabes ruht.

* Graf Bismarck versicherte den Herren Conservativen bei Gelegenheit der Branntweinsteuer-Debatte, daß er als langjähriger Branntweinbrenner, sowohl technisch als finanziell auf das Genaueste über die Materie unterrichtet sei. Näher Eingeweihte wollen allerdings bestätigen, daß der Herr Bundeskanzler, was das Hervorrufen gesteiger Gährung, die Benutzung der Preßhefe, das Rectificiren und die neueste Abkühlungsmethode betrifft, ausnehmend bewandert und, kurz — mit der ganzen Blase vertraut sei.

* Eine Zeitung meldet lakonisch aus Virginia City: „Hier grassiren jetzt sehr die Kinderpocken und die Velocipeden."

* (Genauer und pünktlicher Telegraphendienst.) Ein Kurgast eines benachbarten bedeutenden Badeortes beabsichtigte mit einer befreundeten Dame einen Ausflug nach dem Niederwald zu machen. Vor Abfahrt bestellte derselbe bei einem renommirten Gastwirth zu Rüdesheim per Telegramm: 1 Diner, 2 Couverts — 14 Gänge. Die Reisenden waren früher in Rüdesheim, als die abgesandte Depesche, verständigten sich leicht mit dem gewandten Wirth über das Diner und saßen gerade bei der Suppe, als die abgesandte Depesche eintraf. Dieselbe lautete jedoch: 1 Diner 2 Couverts — 14 Gänse. Wäre die Depesche frühzeitig genug eingetroffen, Wirth und Gäste wären in Verlegenheit gerathen.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 27. Sonntag, den 4. Juli 1869.

Zum 4. Juli!

Heute, als am Jahrestage der Unabhängigkeits-erklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika wird nachstehende „Friedenshymne", gedichtet von Oliver W. Holmes, ins Deutsche übersetzt von Dr. H. Nisler in Washington, in Tausenden von Orten der großen Union gesungen werden.

Engel des Friedens, wo weilet dein Fuß?
Schwing deine Flügel der Liebe zum Gruß!
Komm, wir begrüßen mit Liedern dich reich,
Bring, gleich der Taube, zur Arche den Zweig.
Bring ihn als Bote des ew'gen Gebiets,
Bring ihn auf brennen Wogen des Siegs,
Kränze die Stirn dir, der Liebe zum Gruß,
Engel des Friedens, wo weilet dein Fuß?

Bruderumschlungen an deinem Altar,
Bringen wir unsere Gaben dir dar,
Myrthenumblühung und Föhrengebraus,
Prairiengeflüster und Meeresgebraus. —
Felder und Wälder und Berge und See'n,
Süß sind die Düfte, die ihnen entweh'n,
Süßer die Lieder, die wir im Verein
Deinem Altare zum Jubelfest weih'n.

Engel von Bethlehem, hört unser Lied,
Hört, wie es jubelnd die Sphären durchzieht!
Laut wie der Sturmwind im Meeresgetön
Schalle des Orgelklangs Jubelgethön
Laut wie der Sturmwind ertön' unser Sang,
Töne versöhnend die Welten entlang;
Engel von Bethlehem, hört unser'n Chor,
Tragt unsre Lieder zum Himmel empor!

Aus den Erlebnissen eines Arztes.

Mehr als jeder andere wissenschaftliche Beruf ist es der des Arzes, welcher in die innerste Werkstätte der Menschenseele seine tiefforschenden Blicke wirft, und es ist aufrichtig zu bedauern, daß nicht noch öfter, als es geschieht, die Aerzte ihre Erfahrungen im Gebiete der Psychologie veröffentlichen. Sehr dankenswerth ist daher die Bereicherung, welche dieses Feld unserer Literatur durch Dr. C. D. Mund in seinem bei Grunow in Leipzig verlegten Buche „Erlebnisse eines Arztes" erfahren hat. Dasselbe enthält Erzählungen in novellistischer Form nach den Decaten eines befahrten, in Schönberg practicirenden Arztes, durch deren Herausgabe sich Dr. Mund den Dank der Leserwelt erworben hat. Es sei uns gestattet, eine dieser Erzählungen „Die Badekur" im Auszuge hier mitzutheilen.

Seit mehreren Tagen war die gute Stadt Schönberg in Aufregung, weil in zwei Reisewagen eine russische gräfliche oder fürstliche Familie angekommen war und die ganze Belletage des Gasthofes auf etliche Wochen gemiethet hatte. Die allerneuesten Nachrichten hatte Herr Schneller, der Gehülfe des Apothekers, — und um seiner Mittheilungslust aus dem Wege zu gehen, hatte ich seit einigen Tagen das Betreten der Apothete vermieden. Als ich endlich die Officin doch besuchen mußte, sprang mir der Provisor, ordentlich erleichtert, mit dem Rufe entgegen: „Denken Sie nur, werthester Herr Doctor, denken Sie nur! Der fürstliche Geheimsekretair daneben hat sich entpuppt. — — In dem steckt ein College von Ihnen. — Er hat nach Ihrer Wohnung und Sprechstunde gefragt." — „So! hat er?" entgegnete ich ziemlich kühl und ging nach Beendigung meines Geschäfts weiter.

Daheim fand ich wirklich eine Karte des Collegen, mit der Bitte, ihn heute Abend zu bestimmter Stunde zu erwarten. Demgemäß war ich in der Dämmerung zu Hause und saß am Schreibtische, als der erwartete Besucher eintrat. Nach der ersten Begrüßung gab er sich als einen russ. Arzt zu erkennen, der den Grafen Reiten aus Kurland als Leibarzt auf einer größeren Reise begleitete; die Hauptperson der Familie sei eigentlich der Schwiegersohn des Grafen, der junge Fürst Alexis, welcher krank sei, und zunächst lasse mich der Graf bitten, seinen Neffen zu besuchen.

Als ich mich am nächsten Vormittage pünktlich einstellte, theilte mir Graf Reiten das Wesentliche über die Erkrankung seines Neffen mit und führte mich darauf in ein entfernteres Zimmer, in welchem Fürst Alexis, mit einer seidenen Decke umhüllt, auf einem Ruhebette lag.

Ein Blick auf die feine liebliche Gestalt, die hochrothen Wangen und fieberhaft glänzenden Augen, sowie die Berührung der brennendheißen Hände genügten, um die Vermuthung eines vorhandenen Fiebers zu erregen, welche durch wenige Fragen bestätigt wurde. Nach wiederholter Prüfung ging mein entschiedenes Urtheil dahin, daß der angebliche Kranke an keiner Art von nachweisbarer körperlicher Krankheit leide und sprach diese meine Ansicht mit völliger Bestimmtheit dem jungen Fürsten aus. Als ich eines Nachmittags dieselbe wiederholte, richtete er sich halb auf und flüsterte mit trübem Lächeln:

„Ich glaube selber, Doctor, daß Sie völlig Recht haben und klüger sind, als alle die weisen Herren in der Heimath — aber — ich bin dennoch krank! — Ich fühle mich so matt — so —" Alexis stockte; — glühende Röthe überfloß die bleichen Züge. Verwundert wollte ich nach dem Grunde so plötzlicher Erregung fragen, als das leise Rauschen eines seidenen Gewandes mein Ohr traf und die Augen des Fürsten sich mit schwärmerischem Ausdrucke auf einen

hinter meinem Rücken befindlichen Gegenstand richteten. Ich wendete den Kopf und sprang auf, denn mit halbausgestreckten Arme stand wenige Schritte hinter mir die Gemahlin des Grafen. Fürst Alexis sagte, auf mich deutend: „Mein Freund, der Doctor Fichtner — meine Tante, die Gräfin Sophie! — Guten Abend theure Tante —"

Die Gräfin grüßte mich durch anmuthige Neigung des vollendet schönen Hauptes, und richtete an ihren Neffen eine theilnehmende Frage nach seinem Befinden.

„Erlauben denn die Herrschaften, daß ich mich empfehle? Der Herr Graf erwartet mich."

„Gut, Herr Doctor! — Ich werde Sie begleiten. — Gute Nacht, mein lieber Freund! Gute Nacht, Alexis — schlafe wohl!"

Auf dem kurzen Wege nach dem Zimmer des Grafen gestand ich mir, daß die graziös neben mir hinschwebende Dame ohne Frage die schönste mir noch vorgekommene Frau sei.

Ihr Gemahl stand am Fenster, in tiefes Sinnen versenkt, unseren Eintritt überhörend. Bei der halblauten Anrede der Gräfin: „Hier bringe ich den Herrn Doctor, der mich soeben versichert, daß Alexis ganz außer Gefahr sei," schrack der Sinnende zusammen und gab der Dame einen fast befehlenden Wink, uns zu verlassen. Mit zum Sitzen einladender Handbewegung richtete er dann an mich die Frage, ob ich seinen Neffen genau untersucht und bereit sei, ihm die volle Wahrheit zu sagen.

„Das momentane kleine Unwohlsein des Fürsten, die Folge von Erkältung," begann ich, meine Worte wohl abwägend, „ist vollständig überwunden — und nach genauer Untersuchung des jungen Herrn und reiflicher Erwägung jeden Umstandes, halte ich mich zu dem Ausspruche berechtigt, daß er körperlich gar nicht krank ist und daß Alles davon abhängen wird, ob sich der Grund des unzweifelhaft bestehenden Seelenleidens erkennen und beseitigen läßt, sonst dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß — daß Fürst Alexis rettungslos hinsiecht und ein Opfer der Schwindsucht wird."

„Und der Grund dieses Seelenleidens?"

Ausweichend entgegnete ich, daß ich nicht die Ehre hätte, den Herrn Fürsten näher zu kennen und daß ich mir gar nicht anmaße, ergründen zu können, was sich selbst der Wahrnehmung so genauer Bekannten und liebevoller Verwandten entzöge, die den Patienten ja seit seiner Jugend kennten.

„Gut gesprochen, Doctor! Was würden Sie denn aber nun rathen?"

„Was die Hauptsache ist, habe ich schon ausgesprochen. Ein Sommeraufenthalt in Salzbrunn in Schlesien, eine Brunnenkur daselbst können als Unterstützungsmittel nur vortrefflich sein — der Erfolg aber liegt in Gottes Hand! —"

„Doctor," sagte der Russe weich, indem er mir die Hand drückte, „Sie sind ein glücklicher Mensch — und ein braver! — Gute Nacht!"

So früh als es mir schicklich schien, machte ich bei dem Grafen wiederum einen Besuch. Ich näherte mich der Thür von des Grafen Zimmer, um anzuklopfen, da vernahm ich laute rauhe Worte in russischer Sprache, und dazwischen ein leises Weinen und die begütigenden Töne einer Frauenstimme. Ich klopfte an. Das Herein! des Grafen klang mir wie unwillig über die Störung; da öffnete ich und in demselben Augenblicke rief der Graf in vorwurfsvollem Tone: „Sophie!" — Da trat ich ein und übersah mit einem Blicke die ganze Scene — der Graf, mit finster gerunzelten Brauuen, lehnte an seinem Schreibtische und vor dem Sopha kniete die Gräfin auf der Erde, das Haupt in die Kissen gedrückt. — „Sophie!" ermahnte der Graf noch einmal — da erhob sich diese, wandte mir einen Augenblick das bleiche Antlitz zu und schwankte aus dem Gemache. Der Graf aber strich sich mit der flachen Hand über das Gesicht und Bart und reichte mir die Hand entgegen, mich mit gewohnter Freundlichkeit anredend:

„Seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Doctor. Ich wollte, Sie wären eine Viertelstunde früher gekommen, da wäre mir's erspart worden, der Gräfin Ihr Urtheil über unseren Alexis zu wiederholen. — Sie hätten ihr Alles schonender und besser sagen können. — Morgen frühe reisen wir ab. Sophie geht nach Berlin und wird dort im Hause unseres Gesandten bleiben. Ich, Alexis und der Doctor reisen nach Salzbrunn — und im Herbste, will's Gott, nach Italien. Jetzt aber, verzeihen Sie, muß ich einige Briefe schreiben. — Alexis weiß schon, daß wir reisen — Sie gehen wohl zu ihm?"

Den Fürsten fand ich in harmlosem Geplauder mit dem Collegen. — Bald klopfte es leise — und Kathinka, die eine Zofe, trat ein mit der Frage, ob ihre Herrin wohl nicht störe, wenn sie auf einen Augenblick zu den Herren komme? — Der Fürst äußerte ganz unbefangen, die Frau Gräfin sei stets willkommen. — Kathinka ging — und ich eilte, der Gräfin die Thüre zu öffnen, als sie schon hereinschwebte. —

„Ich komme, lieber Alexis, um Dich zu fragen, was ich etwa nach Petersburg bestellen soll. — Aber — mein Gott, was hast Du, Alexis? — Herr Doctor! — Was ist das?"

Was diese Frage veranlaßte, war seltsam genug. Alexis war bei dem Eintritt der Tante aufgesprungen und hatte, bald erröthend, bald wieder erbleichend, vor ihr gestanden. Jetzt fing er an zu zittern, schwankte und wäre zu Boden gesunken, hätte ich ihn nicht aufgefangen, um ihn sanft aufs Sopha gleiten zu lassen. — Er hatte die Augen geschlossen und große Tropfen sanken auf seine Lider.

„Ist er ohnmächtig?" hauchte die Gräfin, die Hand nach ihm ausstreckend.

„Nein, nein! Es ist vorüber, Tante — Ein

Schwindel weiter nichts!" antwortete Alexis statt meiner. — Die Unterhaltung floß bald in ruhigere Gelei se fort. Nach einer Viertelstunde erhob ich mich, da mich die Pflicht abrief. Ich mußte über Land und kam am andern Tage erst nach der Abreise der gräflichen Herrschaften zurück.

Nach kurzer Zeit traf ein Brief des Doctors ein, in welchem er die Reise und ihre Ankunft in Salzbrunn schilderte. Sie waren alle sehr zufrieden — vermißten nur schmerzlich die Gegenwart der liebenswürdigen jungen Gräfin. Wunderbarerweise schien Fürst Alexis sie am wenigsten zu vermissen, und nur zeitenweise bemächtige sich seiner eine ganz besondere Schwermuth. — Er rede aber oft und ohne jegliche Befangenheit von der Tante, und bedauere und necke den Onkel wegen der Trennung.

Wie eigen war es, daß Alexis die Trennung der Tante so leicht ertrug, während sich doch eigentlich ein ganz anderer Erfolg hätte denken lassen! — Dieses neue Räthsel beschäftigte mich ungemein, doch vergingen lange Wochen, ohne mir neue Nachricht von dem Ergehen der Familie und der weiteren Entwicklung zu bringen.

Die schönen Sommertage begannen schon ein wenig abzunehmen, als ich eines Abends über den Marktplatz fuhr und plötzlich der Wagen anhielt. An den Schlag desselben trat ein junger Mann, in dem ich mit freudigem Erstaunen den jungen russischen Arzt erkannte.

„Sie hier?" rief ich überrascht. — „Was macht denn die Gräfin? Was Alexis und der Graf?"

„Das sollen Sie alles hören, lieber Doctor Fichtner, oder vielmer sehen, — sie sind Alle hier — und warten drüben am Theetisch Ihrer. — Kommen Sie nur geschwind, Sie werden mir Verlangen erwartet!"

Im elegantesten Salon des Gasthofes fanden wir wirklich die gräfliche Familie am behaglich servirten Theetische. — Der Graf saß in einer Ecke des Sophas und blickte schalkhaft lächelnd auf den Fürsten Alexis, der mit strahlendem Gesichte die Hand der liebreizenden Tante innig küßte. Bei unserem Eintritte wendeten sich die Gesichter uns zu, und auf den ersten Blick bemerkte ich die vortheilhafte Veränderung im Aeußern des Fürsten. — Glück und Heiterkeit thronten auf der edlen Stirn und sprühten aus den glückselig leuchtenden Augen, deren Ausdruck sonst so krankhaft schmachtend gewesen war. Die Veränderung war so enorm und überraschend, daß ich kaum näher zu treten wagte, als fürchte ich, ein schönes Traumbild zu verscheuchen.

Ich war verwirrt über den Anblick und die abenteuerlichsten Gedanken schossen mir durch den Sinn.

Da befreite die Gräfin, hold erröthend ihre Hand und sagte zu mir gewendet:

„Von Anfang an haben Sie, verehrter Herr Doctor, ganz recht gesehen und unseres theuren Alexis räthselhaften Zustand vollkommen richtig beurtheilt. Seit Jahren liebt Alexis, wie es scheint, mit fester Gluth, und sein Hinsiechen war entstanden, weil er thörichterweise seine Liebe unerwiedert glaubte und die einer Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse für unüberwindlich hielt."

„Seit acht Tagen ist nämlich," erklärte der Graf, „unser theuerer Alexis der erklärte Bräutigam seiner Liebe, der lieblichen Schwester meiner Sophie, welche ihr auch ihrer ähnlich sieht, obwohl sie ein paar Jahre jünger ist."

„O ja!" versicherte der Fürst, „und trotzdem gleichen sich die Tante und meine süße Elisabeth so unbeschreiblich, daß ich jedesmal beim Anblicke der lieben Tante in die größte Aufregung gerieth, als ob Elise selbst mir nahe käme."

„Uebrigens", sagte die Gräfin, „war es doch ein seltsames Zusammentreffen, daß ich den Brief mit Alexis' Geständniß seiner heißen Liebe zu Elisen gerade einige Tage nach einem andern von ihr erhielt, in welchem sie erklärte, lieber auf ihr sämmtliches Vermögen verzichten und in's Kloster gehen zu wollen, ehe sie dem Vetter Wladimir ihre Hand gebe, Unser seliger Vater hatte nämlich in seinem Testamente bestimmt, daß Elisabeth ihre Hand seinem Lieblingsneffen Wladimir reichen solle, oder wenn sie es vorziehe, etwa in ein Kloster zu gehen, sie durch Ueberlassung ihres ganzen Vermögens sich von Wladimir loskaufen müsse."

„Und da Elisabeth," fiel der Graf ein, „unseren Alexis auch im Stillen geliebt hat, so hat sie es vorgezogen auf ihr Vermögen zu verzichten. — Die Verständigung der beiden Liebenden war bald erreicht. — Aber, theuerste Sophie — nun lasse eine Bowle Punsch bringen, um das Brautpaar leben zu lassen und auf die Gesundheit des braven Doctors anzustoßen, dessen Diagnose den ersten Grund gab, daß Alexis sein Schweigen brach."

Mit ziemlich befangener Miene nahm ich die verschiedenen Lobsprüche und den Dank Aller in Empfang, — und erst auf dem Nachhausewege gestand ich mir, daß ich zwar das Vorhandensein einer leidenschaftlichen Liebe bei Alexis erkannt — in deren Gegenstande mich aber doch gar sehr geirrt hatte.

Albumblätter.

* Alle unsere starken Gefühle regieren wie die Gespenster nur bis auf eine gewisse Stunde, und wenn ein Mensch immer zu sich sagte: diese Leidenschaft, dieser Schmerz ist in drei Tagen gewiß aus deiner Seele heraus, so würde er immer ruhiger und stiller werden.

Jean Paul.

* Hüllet in Wolken sich ein des Lebens freundliche Sonne,
Sehnt sich der zagende Mensch gleich nach dem einsamen Grab;
Hellet der Himmel sich auf, entflieh'n die düsteren Schatten,
O, wie hänget sein Herz wieder am Leben so fest.

Friederike Susan.

Feuilleton.

* Das Lied vom Häring.

(Aus der soeben erschienenen Broschüre „Die Berliner Wespen im Aquarium", Humoresken von Julius Stettenheim. Mit Illustrationen von G. Heil. Berlin, Verlag von B. Brigl. — Freunden des Humors sei das Werkchen warm empfohlen.)

Unberührt von dem Getriebe
Der Partei'n, das nimmer ruht,
Schwärmend nur für Lenz und Liebe
Schwimmt der Häring durch die Fluth.
Der im dunkeln Erdenloose
Uns, ein Lichtpunkt, ward beschert,
Jegliche Metamorphose
Zeigt ihn groß und achtenswerth.
Ach, dem vergnüglichen Wellengezische
Wird er entführt und in silberner Frische
Von den Bewohnern des Sternendes verzehrt.

Ihn erfassen rauhe Hände
Und er möchte gern davon,
Doch ihm winkt ein grauf'ges Ende
In der salzerfüllten Tonn'.
Aus dem Faß mit Wohlbehagen
Zieht der Krämer ihn heraus,
Und in's Abendblatt geschlagen,
Tritt er in des Bürgers Haus.
Mit der Kartoffel, die gerne geselltig,
Kommt er zu Tische geputzt und gefällig,
Prassender Lehrer sonntäglicher Schmaus.

Höher schwillt mein Lied und feiert
Ihn in anderer Gestalt,
Wenn er wundervoll durchsäuert
Festlich aus entgegen wallt.
Von der Schnauze bis zum Schwänzlein
Hält ihn Lorbeers Grün umlaubt,
Und der Zwiebel holde Kränzlein
Schmücken Dein geöltes Haupt.
Also erscheint er, des Jammers Berather,
Schnurrend entflieht der verderbliche Kater,
Wenne fehrt wieder, noch eh' man's geglaubt.

Köstlich ist der wundersame
Meerbeschwimmer anzuschau'n,
Wenn der Rauch den heißen Flamme
Ihn geschmückt mit gold'gem Braun.
Und er fährt im Hundewagen,
Wenn der Himmel lenzlich blaut;
Wenn die Nachtigallen schlagen,
Ruft man seinen Namen laut.
Drei und auch vier für den Groschen erhaltend,
Kauft ihn die Hausfrau und, mütterlich waltend,
Zieht sie ihm ab, seine goldene Haut.

Nun Zum Schluß aus voller Kehle
Stimmet an des Härings Preis!
Groß und gut ist seine Seele
Und dazu wie Silber weiß.
Dank dem Häring, der voll Güte
Sich so sehr an uns bewährt!
Dank der Göttin Ampidrite,
Die ihn zu Millionen zieht.
Lasset verrauschen politischen Hader!
Wem noch für's Edele fließt eine Ader,
Stimme mit ein in dies preisende Lied!

* Wie viel Zeit bracht man, um sich zu verlieben? —

Antwort: Eine schwache Stunde.

* (Ein Wort!) Aus Bremen erzählt der Correspondent eines Berliner Blattes: Zu dem österreichischen jungen Gelehrten Dr. Laube, der auch zum Nordpol geht, sagte Bismarck: „Na, ich wünsche, daß Sie viel ausrichten." — „Excellenz, was gemacht werden kann, wird gemacht, ganz nach Ihrem Systeme," antwortete der Oesterreicher. Bismarck lachte.

* (Dem Pfarrer von Boele bei Herdecke a. d. R. ist folgendes Wunder passirt:

In der Büchse, in welche die Wallfahrer ihren Tribut stecken müssen, hatten sich sechs Münzen in ebensoviele Blech-Hosenknöpfe verwandelt. Diese Verwandlung war eine so vollständige, daß selbst der Papst, an den sie unter den Petrespfennigen abgegangen waren, sich weigerte, sie für baare Münze zu nehmen. Er schenkte sie einem bedürftigen Römer mit der Erlaubniß, sich ein Paar Hosen dazu machen zu lassen.

* (Wann ist Jemand betrunken?) Diese Frage wurde jüngst von dem Präsidenten des Obersten Gerichtshofes in Minnesota, Vereinigte Staaten, folgendermaßen entschieden: „Es ist nicht nöthig, daß ein Mensch sich im Graben wälze oder den Kopf gegen einen Laternenpfahl renne, ehe man ihn für betrunken erklären kann. Wenn er ein und dieselbe Geschichte zweimal erzählt, dann schon ist er betrunken."

* Dessau ist außer sich. Seit einigen Tagen durchläuft die Stadt das Gerücht, der Herzog wolle wegen des Verhaltens der Abgeordneten der Stadt und des Kreises in der Dominialfrage — die Residenz nach Beruburg verlegen. Er soll sich bereits eine Droschkenmarke haben geben lassen, um den ganzen Hofstaat mitzunehmen! Das ist indeß sehr gefährlich! Würde man dann nicht im Gegentheil sagen, „der Herzog sei ganz weg von Dessau?"

* Eine Schauspielergesellschaft führte in Gegenwart einer gewissen Fürstin die Operette auf, wo es in einer Arie heißt: Es lebe der König, mein Mädchen und ich, der König für Alle, mein Mädchen für mich! Man wollte es nach Umständen umändern und sang so: Es lebe die Fürstin, mein Mädchen und ich, die Fürstin für Alle, mein Mädchen für mich.

* Eine neue Version.

Es wüchse mir ein Kornfeld in der Hand,
Könnt' ich die Heere in die Erde stampfen!

* Letzte Parlaments-Sitzung.

Versammelt waren in dem Sitzungssaal
Zwei Dutzend Mann. Der Sinsson, der Bollstrecker
Des Todesurtheils, sah heut' plaudern mal
Den Prinzen Albrecht mit dem Dortmund-Becker.

Gemüthlich war's. Dann griff zur Glocke er,
Eröffnete und schloß in großer Eile,
Aufathmend ging man fort, — der Saal war leer, —
Kurz war der Abschied für die lange — Weile!

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 28. Sonntag, den 11. Juli 1869.

Neun Steuern.

Sehr frei nach Schiller.

Neun Steuern nenn ich Euch inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Aus Deutschland's Norden, da stammen sie her,
Herr v. d. Heydt gibt davon die Kunde.
Dem Handel wird aller Werth noch geraubt —
Wenn man so weiter die Steuern schraubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Mecklenburg geboren,
Laßt Euch nicht irren durch Steuermacherei,
Nicht durch Zündnadel und Festungsthoren.
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor Königsthronen erzittert nicht.

Und die Steuern, sie sind kein leerer Schall,
Der Mensch muß sie zahlen im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Seine Steuern, die muß er doch geben.
Und wie's mit Verstand der Verständige thut
So übet's in Einfalt das kindische Blut. —

Neun Steuern, verwahret Euch inhaltschwer,
Sie pflanzet auf anderen Grunde,
Und stammen sie auch von außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er an die neun Steuern glaubt!

Arsenik-Esser.

Von Dr. E. Lewy.

(Aus der „Neuen freien Presse.")

Es gab eine Zeitperiode, unmittelbar bevor die Photographen und Galvaniseure das Cyankali zum Handelsartikel machten, in der Arsenik Modegift war. Ruinirte Börsianer und entdeckte Defraudanten verkürzten sich damit ihr Leben um so bequemer, da Arsenik für Jedermann ziemlich leicht zu haben ist. Die genaueren Details, wo und auf welche Weise man Arsenik bekommt, wird man uns jedoch erlassen, da wir hier keine kurzgefaßte populäre Anweisung zur Anschaffung von Giften liefern wollen. Es genügt wohl, die Thatsache zu konstatiren, daß auf dem Flachlande, wohin die Kenntniß des Cyankali noch nicht gedrungen ist, die weitaus größere Zahl der Giftmorde und Selbstmorde mit Arsenik ausgeführt wird. Dieses wirkt in großen Dosen, bei sogenannten acuten Vergiftungen, ziemlich rasch und hat den Tod unter choleraähnlichen Symptomen im Gefolge. Selbst bei rechtzeitiger Hilfe gehört die Rettung zu den Seltenheiten, und die Wenigen, die mit dem Leben davon kommen, verfallen meist unheilbarem, schwerem Siechthume. Nicht mindergefährlich ist Arsenik, wenn er durch längere Zeit in kleinen Dosen dem Organismus einverleibt wird. Die Arbeiter in den Arsenikhütten müssen trotz aller Vorsichtsmaßregeln an chronischen Arsen-Vergiftungen verkümmern, und in Italien soll er seinerzeit der wesentlichste Bestandtheil der Aqua tofana, jenes furchtbaren Giftes, bei dem man den Tod des Opfers auf Wochen im vorhinein berechnen konnte, gewesen sein. Ja es genügt das unbedeutende Quantum Arsenik, welches in dem „Schweinfurter Grün" enthalten ist, um die Bewohner von Zimmern, deren Wände mit dieser Farbe angestrichen sind, die Trägerinnen von grüngefärbten Kleidern (Tarlatans), ja selbst die Arbeiterinnen, die sich mit der Anfertigung von Blumen und dergleichen aus mit Arsenik gefärbten Stoffen befassen, auf das Krankenbett zu werfen. In früherer Zeit, als man noch die Dochte der Stearinlichter behufs besserer Verkohlung mit Arseniksäure tränkte, sollen sogar durch die Beleuchtung der Wohnzimmer mit diesen Kerzen Vergiftungen vorgekommen sein.

Trotzdem ist es möglich, daß der Organismus sich an diesen furchtbaren Feind gewöhnt und bei dem fortgesetzten Genusse desselben gedeihen kann. So ist die Fütterung der Pferde mit Arsenik ziemlich allgemein verbreitet. Man streut denselben entweder in Pulverform in den Hafer oder bindet ihn in einem leinenen Säckchen an das Stangengebiß. So lange die Pferde regelmäßig mit Arsenik in dieser Weise gefüttert werden, bleiben sie munter und kräftig, zeigen viel Freßlust, ihr Haar wird glatt und fein, reichlicher Gischt, der vom Maule abrieft, verleiht dem Thiere ein feuriges Aussehen. Wehe dem aber, der, verlockt durch das stattliche Aeußere, solche Rosse kauft, ohne zu erfahren, daß sie Arsenikfresser sind. Giebt man ihnen nicht das Gift zur gewohnten Stunde in derselben Weise, wie ihr früherer Herr, so werden sie trotz der sorgfältigsten Pflege rasch abmagern. Die Muskeln werden schlaff, das Auge trübe, die Gelenke schlottern, und in kürzester Zeit, sind die vordem so stattlichen Thiere Skeletten ähnlich — der Auflösung nahe. Andererseits kann es aber geschehen, daß Pferde durch stetig fortgesetzte Fütterung mit Arsenik an den Verbrauch bedeutender Quantitäten des Giftes gewöhnt werden, und so kam es, daß, als in der Veterinär-Schule in Paris mit einer Anzahl von Pferden Studien über Arsenik-Vergiftungen gemacht wurden, alle jene, denen unmittelbar, nachdem ihnen das Gift beigebracht worden war, Gegenmittel gereicht wurden, zu Grunde gingen und zum nicht geringen Erstaunen der Experimentatoren gerade die zur Vergiftung bestimmten, die kein Gegenmittel bekamen, frisch und gesund blieben. Letztere waren eben Arsenikfresser.

Doch auch unter den Menschen gibt es Arsenophagen. In Steiermark und dem böhmischen Antheile des Riesengebirges lebt gar manche Familie, in welcher seit undenklicher Zeit sich das Arsenik-Essen vom Vater auf den Sohn forterbt. Die Arsenik-Esser pflegen gewöhnlich über ihre Manie, wenn man es so nennen darf, gegen Jedermann das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und nur durch Zufall kommt man zur Kenntniß dieser merkwürdigen Verirrung des menschlichen Appetites. Sie sind meist kräftige, blühend aussehende Leute von feiner, zarter Haut, blendendem Teint, der frei ist von jeder Art Finnen oder Mitessern und für Ausschlagskrankheiten eine ganz merkwürdige Unempfindlichkeit zeigt. Sie beginnen mit dem Arsenikessen schon in frühester Jugend und nehmen anfangs täglich einen Splitter von weißem Arsenik (Arsen-Oxyd), den sie nach dem Augenmaße abschätzen und der etwa $^1/_4$ Gran im Gewicht haben mag. Allmälig wird die Dosis gesteigert, und ein alter Arsenik-Esser wird sich nur dann behaglich fühlen, wenn er täglich 2—3 Gran verschluckt hat. Sie behaupten, daß das Gift sie frisch und gesund erhalte, ihnen Schutz von allen chronischen Krankheiten gewähre und daß sie insbesondere unmittelbar nach dem Genusse sich auf der Brust frei und lustig fühlen, bequem athmen und Appetit bekommen. Auch sind sie in der Regel bis ins Greisenalter rüstige Bergsteiger. Dem Arzte der sie behandelt, ohne mit dieser Eigenthümlichkeit vertraut zu sein, stehen sehr unangenehme Ueberraschungen bevor. Von manchen Medicamenten, wie Antimon, Quecksilber u. s. w., vertragen die Patienten unglaubliche Dosen, ohne daß die beabsichtigte Wirkung erzielt wird, während die narkotischen Heilmittel, wie die Opiate, Symptome im Gefolge haben, die von den bei Nicht-Arsenik-Essern eintretenden total verschieden sind.

Ist der Arsenik-Esser durch irgend welche Verhältnisse gezwungen, sich den gewohnten Genuß zu entziehen, so wird er verstimmt, traurig abellauniq, die Symptome eines Magen-Darmkatarrhs stellen sich ein und steigern sich oft in solcher Weise, daß man glauben könnte, eine leichte Arsenik-Vergiftung zu sehen. Das einzige Heilmittel ist hier der Arsenik. Wird er nicht gereicht, so geht der Arsenik-Esser schnell seinem Ende entgegen. Den Spezialisten für Hautkrankheiten ist der günstige Einfluß den der Arsenikgenuß auf die menschliche Haut ausübt, wohlbekannt. In verzweifelten Fällen erziehen sie daher sozusagen künstliche Arsenik Esser, indem sie durch längere Zeit, oft durch Jahre regelmäßig täglich Arsenik als Medicament verabreichen und hiebei mit der Gabe äußerst vorsichtig steigen. Haben sie den gewünschten Effect erzielt, ist die Hautkrankheit, wegen der Arsenik genommen wurde, verschwunden, so darf dann, wenn man nicht ernstliche Leiden des Patienten hervorrufen will, der Arsenikgenuß nicht plötzlich unterbrochen werden, sondern man muß die Gabe ebenso herabmindern, als man mit ihr gestiegen ist. — — Vor einigen Jahren gab in Steiermark die eben von uns geschilderte Erscheinung, der Arsenophagie die Veranlassung zu einer äußerst interessanten wissenschaftlichen Discussion. Ein Offizier war unter unzweifelhaften Erscheinungen einer Arsenikvergiftung gestorben. Es handelte sich nun um die Entscheidung, welche in civilrechtlicher Beziehung, nicht ohne Consequenzen war, ob der Betreffende früher nie Arsenik genossen und etwa in selbstmörderischer Absicht sich vergiftet habe, oder ob er etwa seit längerer Zeit schon Arsenikesser gewesen und zufällig ein größeres Quantum, als an das er gewöhnt war, genommen hatte. Man entschied sich für die letztere Annahme, da die chemische Untersuchung ergab, daß Arsenik nicht nur in den Eingeweiden und den ihnen zunächst gelegenen Weichtheilen des Unterleibes, sondern auch in den übrigen Theilen des Körpers, ja sogar in den Knochen in größeren Quantitäten nachgewiesen werden konnte, es demnach wahrscheinlich erschien, daß derselbe nur durch längere Zeit fortgesetzten Genuß dort abgelagert worden sei.

Ein höherer Schwindler.

Vor einigen Wochen nahm in einem der feinsten Berliner Hotels unter den Linden ein Fremder Quartier, der während seiner mehrtägigen Anwesenheit das hohe Interesse aller derjenigen erregte, welche Gelegenheit hatten, mit ihm in Berührung zu kommen. Das Fremdenbuch bezeichnete ihn als „Mr. Charles Burges, Capitän Ihrer britischen Majestät.“ Wenn schon seine äußere Erscheinung, er war ein schöner junger Mann, dessen Brust der persische Löwenorden in brillanten, das Comthurkreuz des Johanniterordens und eine Menge anderer Dekorationen zierten, ihn zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machten, so geschah dies noch mehr durch sein imponirendes Auftreten und durch seine äußerst geistreiche, fesselnde Conversation. Alles lauschte gespannt seinen Worten, wenn der junge Offizier an der table d'hôte in wahrhaft hinreißender Weise seine abenteuerlichen Erlebnisse auf allen Erdtheilen und allen Meeren schilderte, und von den Kämpfen erzählte, aus denen er die Narben in seinem Gesicht davongetragen. Lange nach seiner Abreise noch bildete der interessante Fremde im Hotel den Gegenstand der Conversation. Um so überraschender wirkt die jetzt beglaubigte Nachricht, daß der angebliche Capitän Burges nichts anderes, als ein äußerst gefährlicher Hochstapler, namens Wilhelm Weiß, ist. Ursprünglich ein jüdischer Handlungscommis aus Jllava, in Ungarn, ist Weiß schon seit Jahren in der Welt umhergereist, um überall die höheren Gesellschaftskreise zu brandschatzen. Die raffinirtesten Betrügereien sind von ihm ausgeführt. Schon früher mehrfach bestraft, entging er im Jahre 1865 einer abermaligen Verhaftung in Prag durch schleunige Flucht, und tauchte von da ab als Capitän Burges in London, New-York, Paris,

Algier, Wien, Constantinopel, Asien und Italien auf, erschien, wie erwähnt, auch in Berlin und wandte sich zuletzt von dort aus nach Dresden. Auf diesen Reisen wurde er durch seine ausgedehnten Sprachkenntnisse — er spricht correct französisch, deutsch, ungarisch, italienisch, englisch und serbisch wesentlich unterstützt. Ueberall wußte er in den feinsten Kreisen Aufnahme zu finden, was er dazu benutzte, betrügerische Schulden zu contrahiren; außerdem erhielt er als junger englischer Offizier, namentlich von hochstehenden Damen an allen Orten werthvolle Geschenke, von denen er in Dresden noch eine solche Menge bei sich führte, daß drei Koffer vollständig damit gefüllt waren. In wenigen Tagen machte er in Dresden mehrere hundert Thaler Schulden und verschwand eines schönen Tages, angeblich um einen Abstecher in die sächsische Schweiz zu machen. Mittlerweile war die Prager Polizei auf seine Spur gekommen und es gelang derselben, den Hochstapler vor Kurzem in Teplitz, wo er seine Betrügereien fortsetzte, zu ermitteln. Durch einen Polizeibeamten wurde er nach Prag geleitet, und bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe erwartet. Unter seinen Effekten befanden sich, außer einem gefälschten Capitänspatent und einer Menge Orden, eine große Anzahl von Photographien und Visitenkarten mit den Namen vieler Mitglieder des hohen Adels, ein Beweis, in welchem Maße es dem Schwindler gelungen ist, sich in die höchsten Gesellschaftskreise einzudrängen. — Merkwürdigerweise scheint Weiß einer förmlichen Hochstaplerfamilie anzugehören. Ein älterer Bruder von ihm, Emil Weiß, war vor Jahren gleichfalls einer der gefährlichsten Hochstapler seinerzeit und debutirte damals als hoher österreichischer Offizier mit Erfolg auch in Berlin. Das Leben desselben ist fast noch abenteuerlicher, als das des Wilhelm Weiß. Nachdem er in Ofen zum katholischen Glauben übergetreten, ließ er sich bei einem österreichischen Husarenregiment anwerben, unterschlug seinem Oberlieutenant eine Geldsendung von 4000 Gulden und desertirte damit nach Preußen, wo er in Berlin seine Laufbahn als Hochstapler begann. Auf der Reise dorthin hatte er sich eine österreichische Husaren-Generalsuniform verschafft und tauchte, wie jetzt sein Bruder, in den feinsten Kreisen auf, und zwar als Feldmarschallieutenant Graf Wrbna. Als solcher bereist er, mit einem gefälschten Kriegsrathspasse versehen, England, Frankreich, Spanien und Italien, wo er überall die raffinirtesten Schwindeleien verübte. Seinen glänzendsten Coup, der zugleich einen Beweis für seine auferordentliche Gewandtheit und Gauner-Genialität bildet, führte er in Calabrien aus. Dort lernte er eine Marquise von Pepoli kennen, die bald anfing sich für den interessanten Fremdling zu interessiren. Weiß, der desertirte Husar und Sohn eines armen jüdischen Handelsmannes, benutzte dies und hielt als Pseudo-Graf und angeblicher Besitzer der ungarischen Herrschaft Tolna u. s. w. bei dem ahnenstolzen und überaus reichen Vater um ihre Hand an. Der Marquis wandte sich, bevor er seine Zustimmung gab, brieflich an das Comitatgericht in Tolna, um sich nähere Aufklärung über des Grafen Verhältnisse zu erbitten. Weiß war jedoch vorher so schlau gewesen, einen Postbeamten in Tolna zu bestechen, der das Schreiben unterschlug und nach einigen Tagen dem Marquis ein von Weiß verfaßtes Antwortschreiben zuschickte. Die Verlobung kam infolge dessen zustande, Weiß erhielt von seinem künftigen Schwiegervater ein Darlehn von 80,000 L. und reiste mit ihm und seiner Braut nach Rom, Florenz, Mailand, Verona nach Venedig, wo die Trauung stattfinden sollte. Im entscheidenden Augenblicke hielt er es jedoch für gerathen, das Weite zu suchen, nachdem er dem Marquis vorher noch 16,000 L. gestohlen hatte. Darauf trieb er seine Kühnheit so weit, als Feldmarschall-Lieutenant Wrbna nach Wien und nach seiner Heimath zu reisen, wo er jedoch schließlich entlarvt und verhaftet wurde. In Wien wurde er als Deserteur zu zehnmaligem Gassenlaufen mit gewechselten Ruthen verurtheilt und nach der Exekution wegen eingetretener Dienstuntauglichkeit aus der Armee entlassen. Gegenwärtig aber befindet sich Emil Weiß in seiner Heimath Ungarn in amtlicher Stellung und leistet der öffentlichen Sicherheit große Dienste, indem er sich in hervorragender Weise an der Ausrottung des dortigen Räuberunwesens betheiligt.

Der Pariser Hof.

Die Ehrendamen am französischen Hofe empfangen einen Jahresgehalt von je 11,800 Francs. Sie wohnen nicht im Palast, sondern in eigens ihnen angewiesenen Appartements in Paris. Nur den Herren vom Hofe und den Demoiselles d'honneur sind Zimmer in den Tuilerien eingeräumt. Der Tagesdienst der Dame d'honneur beginnt um 12½ Uhr, um welche Zeit eine Hofequipage abgesendet wird, um sie nach dem Palast zu bringen. Der Kaiser und die Kaiserin frühstücken allein zusammen um 11 Uhr Morgens, und um 1 Uhr bedarf die Kaiserin ihres Gefolges. Die Hofdame ist im Salon gegenwärtig, wenn die Kaiserin Audienzen ertheilt; nach einer Spazierfahrt mit der Kaiserin kehrt sie nach Hause zurück, um für das Diner Toilette zu machen. Die Hofequipage bleibt während der Woche, wo sie den Dienst hat, zu ihrer unumschränkten Disposition. Nach dem Diner werden, falls keine Theatervorstellung stattfindet, zur Unterhaltung des kaiserlichen Prinzen Kinderspiele vorgenommen. Thee wird um 10 Uhr servirt. — Kürzlich erhob sich zwischen den Damen und den Demoiselles d'honneur ein heftiger Streit darüber, wer von den beiden das Recht habe, der Kaiserin eine Tasse Thee zu reichen. Schließlich wurde den Damen d'honneur das Privilegium zugestanden. Um ½12 Uhr bringt die Hofequipage die Ehrendame nach ihrer Wohnung zurück. Ist der Hof in Paris, so haben immer 2 Palastdamen gleichzeitig Dienst bei Hofe.

Feuilleton.

* **Ein Fest im Jahre 1879.**

Die Berliner Wespen bringen unter diesem Schlagwort siehenden Witz: Das Fest der tausendsten Steuervorlage wurde heute im Hause des Finanzministers mit aller dem seltenen Tage angemessenen Feierlichkeit begannen. Der Jubelgreis wurde bereits mit dem ersten Hahnenschrei nach den wenigen jetzt in Deutschland lebenden Begüterten durch ein Ständchen geweckt, und es wurde ihm ein kupferner Pocal, höchst kunstvoll aus dem letzten Dreier eines Berliner Bürgers verfertigt, überreicht. Dann executirten die Musikcorps der hier garnisonirenden 12 Regimenter Infanterie das bekannte Bundeslied: „Ach du lieber Augustin", in welches die ganze Bürgerschaft einstimmte. Ein Punsch sinnreich aus den ausgepreßten Citronen einzelner Steuerobjecte bereitet, vereinigte hierauf den Verein der Steuerboten in der zu einem Lager abgepfändeter Gegenstände umgewandelten Hasenhaide. Das Asyl für Obdachlose war von einigen hundert Insaß n, von denen sich jeder Einzelne noch vor zehn Jahren auf 200 Thlr. jährlicher Einkünfte eingeschätzt hatte, in Beschlag genommen, und brillant mit einigen Tropfen Petroleum vom reinsten Wasser illuminirt. Abends trat im Concertsaal der königlichen Schauspiele die bekannte, aus verhungerten Lehrerwittwen bestehende Gesellschaft in dem Schwank: „Man stirbt nicht vor Entzücken!" auf, für welchen der Cultusminister einige reizende Couplets nach der bekannten Melodie aus dem Ballet: „Der hinkende Teufel" verfaßt hatte. In den Volksküchen fand ein Souper (à Couvert 5 Sgr. mit Kleiderreinigung) für Mitglieder der früheren Börse statt. So endete das schöne Fest, das allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird.

* Der Erkurfürst von Hessen war von der „Hessenzeitung" der **Standhafte** genannt worden, und jetzt nennt ihn die „Hessische Volks-Zeitung" den **Rechtschaffenen.**

Wir glauben daß zwischen den beiden Parteien eine Einigung stattfinden könnte, indem die eine ihn nächstens den **Standrechten** und die andere ihn den **Haftschaffenden** nennt.

* Der König von Schweden verfaßt jeden Tag ein Gedicht. Manchmal schreibt er auch ein gutes.

* **Selbstverrath.**

In einer Theaterloge sitzt eine hochstehende Dame mit ihrem Gemahl; in der gegenüberliegenden Loge ruht nachlässig auf dem Fauteuil eine junge reizende Künstlerin. Die Dame beobachtet mit eben so viel Sachkenntniß als Neugierde die kostbare Toilette der Künstlerin, die vielleicht gar ihren Neid erregt. Nach längerer und genauerer Beobachtung wendet sie sich an ihren Gemahl: „Diese Künstlerinnen! Ich möchte wetten, daß dieses Kleid hundert Thaler kostet." — Bitte, liebes Kind, es kostet genau 150 Thaler!" — „So!" —

* **Volksdichter — Hofpoeten.**

Glänzt auch auf unserm Rocke
Nicht Kreuz noch Ordenssternen,
Sind wir doch hoch begnadigt
Von Gott dem ew'gen Herrn!
Nie hat sich unser Nacken
Gebeugt vor der Gewalt,
Und unser Stolz verschmähte
Der Gnädigen Gehalt! —
Wir legen unsre Lieder,
Dem Volke an das Herz,
Zu heilen seine Wunden,
Zu lindern seinen Schmerz.

Mögt Ihr von Schlachten singen,
Von Kampf und Blut und Tod,
Den Lorbeer Euch erringen
Und Euer täglich Brod.
Mag Euer Lied erheben
Der Kronenträger Ruhm, —
Das unsre soll nur schmücken
Der Freiheit Heiligthum!

Emil Roland.

Auflösung der Preis Aufgaben in Nr. 23:

I. Rebus.

Im Guten wie im Schlimmen ist oft des Lebens Lauf:
Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.

II. Anagramm.

Des Anagramms Lösung? Eben, sagt mir's, das kleine Wörtchen **neben.**

III. Räthsel.

Und kennt ihr die losen Gesellen nicht, die sechsmal verschieden sich zeigen?
Doch liebt man sie meist, wenn von Angesicht, je zwei einander sich gleichen.
Oft bringen sie wenig, oft bringen sie viel, die — rollenden **Würfel** beim Becherspiel.

Karlsberg, 7. Juni 1869.

Ernst Thomas.

Ferner gingen richtige Lösungen ein: von Hrn. A. Finkenauer II. in Kriegsfeld; Hrn. K. Holderbaum in Hochipeyer; Hrn. Jean Beilstein hier; Hrn. Darmstätter in Rockenhausen; Hrn. L. Geiger hier; Hrn. H. Lilzel in Pirmasens; Hrn. Rupprecht hier; Frau Schellhaaß in Otterberg; Hrn. W. Buchenberger hier; Hrn. J. Hauck in Waldfischbach. Hrn. Würich hier! Frau H. Jacob hier; Hrn. S; zu J; Hrn. K. Heydweiler hier; Hrn. Th. Werle in Otterberg; Hrn. Fr. Waldecker in Kusel. u. M. in Deidesheim. Das Resultat der Loosziehung folgt in nächster Nummer.

Albumblätter.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum begrüßt, verlorener,
Unwiederholter Augenblick. Lenau.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 29. Sonntag, den 18. Juli 1869.

„Nichts" ist nicht werthlos, denn Nichts ist werthlos!

Das Leben und Treiben im riesigen Paris beweist, daß noch Millionen dort auf der Straße liegen, welche den Glückskindern aufbewahrt sind, denen der Himmel einen praktischen Kopf geschenkt hat. Folgende kleine Skizze mag das beweisen.

Vor wohl zehn Jahren starb ein Herr Barnard in Paris und hinterließ eine hübsche Wittwe in dem reizenden Alter von 19 Jahren. Er war Chemiker gewesen, hatte eine kleine Destillation besessen, Essenzen für Parfümerie-Geschäfte gefertigt und war durch Ueberanstrengung seiner Kräfte gestorben. Seine junge Frau hatte ihm treulich zur Seite gestanden, die Fabrikation in seiner Abwesenheit besorgt und sich nach und nach einige Kenntnisse seiner Kunst angeeignet. Als er gestorben, setzte sie das Geschäft fort; sie erinnerte sich eines Tages, wie ihr Mann einst behauptet hatte, daß Jemand reich werden könnte, wenn er alle fortgeworfenen Citronen- und Apfelsinenschalen in Paris zu erlangen und zu verwerthen verstände.

Mit diesem Gedanken ging sie eines Morgens, ein Körbchen am Arm, nach der Rue Montorgeuil, wo der Austernmarkt abgehalten wurde, wo viele Restaurants existiren und wo — da der Pariser, selbst der schlichte Arbeiter stets seine Austern mit Citronensaft verzehrt — große Mengen ausgepreßter Citronen auf dem Pflaster umher zerstreut lagen. — Unter all' dem Kehricht, aus dem schon die Lumpensammler ihre Beute gezogen, hielt sie jetzt ihre Ernte. Die Kellner der benachbarten Restaurants, höflich und vertiebt wie alle Pariser, betrachteten neugierig das Treiben der jungen hübschen Frau, erfuhren von ihr, was sie suchte, und waren sofort bereit, sämmtliche Schalen in ihren Restaurants künftig für einen freundlichen Blick aus ihrem schönen Auge ihr aufzusammeln. Bald darauf setzte sie sich mit den Auskehrern der Theater in Verbindung, welche ihr für eine Kleinigkeit die Schalen der vielen im Theater verzehrten Apfelsinen aufhoben und miethete sich schließlich ein großes Zimmer, in welches die Schalen gebracht, von plaudernden lachenden Mädchen gereinigt, und aus ihrer inneren schwammigen Fläche gelöst, getrocknet und verpackt wurden. Das Geschäft vergrößerte sich von Tag zu Tag. Nicht allein Paris, selbst ganz Frankreich wird jetzt von der Wittwe Barnard damit versorgt, nach Holland gehen die Schalen zur Fabrikation des Curaçao, alle Fruchtsyrups werden damit gefertigt und — Wittwe Barnard ist eine reiche Frau, die trotz der heutigen Concurrenz noch jetzt große Geschäfte macht.

Eine andere Wittwe, von gesetzterem Alter, nicht so klug und ausdauernd als Wittwe Barnard, hat ihr Glück mit Stubenkehricht gemacht! Sie war Concierge in einem Hause der Rue du Temple, welches fast ausschließlich von Goldschmieden bewohnt war und kam in einem strengen Winter auf die Idee, den Stubenstaub mit etwas Steinkohle zu vermischen und als Heizungsmaterial in einem eisernen Ofen zu benutzen. Nach einigen Versuchen gelang ihr dies. Das Frühjahr kam, sie schaffte den Ofen bei Seite und fand beim Reinigen desselben, daß sich glänzende Körner innen angesetzt hatten, es war — Gold! Sie bewahrte ihr Geheimniß, verschaffte sich in allen Häusern ihres Viertels, in welchen Goldschmiede wohnten, die Erlaubniß, umsonst ausfegen zu dürfen, wurde deßhalb allgemein als Frau mit einer Schrulle angesehen, kümmerte sich jedoch darum nicht, sondern fegte und heizte weiter, bis sie sich soviel Geld zusammengefegt hatte, daß sie sich ein Stückchen Land in der Vorstadt kaufen konnte. Dort ließ sie sich zwei kleine äußerst bequeme Schweizerhäuschen bauen, die die Aussicht auf den Montmartre hatten, vermiethete dieselben zu guten Preisen und lebte als Rentiere bis an ihr seliges Ende.

Ein anderer Pariser hat sich ein Vermögen erworben durch — verwelkte Blumen! Er sagte sich, daß in all' den theuren Bouquets, die täglich auf dem Marché aux fleurs verkauft werden, selbst an den Tags manche Blume sich befinden müsse, die noch nicht ganz verwelkt sei, wenn sie auf den Kehrichthaufen geworfen wird.

Früh Morgens, ehe sich die feine Welt von ihrem Lager erhebt, sind die Kehrichthaufen in den Höfen derselben fast besät von Bouquets, mit dahinwelkenden Blumen. Mit Hülfe einiger Knaben gelang es ihm leicht, ganze Haufen davon zu sammeln und dieselben, nach seinem unscheinbaren Häuschen an der Barriere Montparnasse schaffen zu lassen. Dort legen nun mehrere arme Frauen die Blumen auseinander, werfen die schlechten fort, schneiden von den noch brauchbaren die Stiele etwas kürzer und tauchen dieselben auf einige Minuten in kochendes Wasser. Die Blumen heben wieder ihre Köpfchen, sehen noch einmal frisch und schön aus, werden mit neuem Grün umgeben, hübsch zusammengestellt und das neue Bouquet ist fertig, dessen Lebensdauer freilich nur wenige Stunden beträgt.

Kleine Mädchen reihen die Sträuße in ihre Körbe, eilen auf die Boulevards und veranlassen dort durch

ihre Ausdauer die Spaziergänger zum Kauf, die oft nur die Bouquets nehmen um den kleinen lästigen Gast los zu werden. Das Geschäft war so gut organisirt, daß der Mann in einem Jahre fünftausend Thaler mit welken Blumen verdiente!

Es gibt auch ganze Klassen Leute, die aus dem Nichts sich ihren Unterhalt erwerben. Paris verbraucht täglich eine halbe Million Cigarren, die meistens im Freien oder in den Caffee's geraucht werden. Fast kein Stummel bleibt liegen, hunderte von Leuten suchen darnach, Tag aus Tag ein. Das angebrannte Stückchen wird abgeschnitten, die Stummel werden getrocknet, Rauchtabak daraus gefertigt und das Päckchen zu dem Viertelpreise des gewöhnlichen Tabaks verkauft.

Mehr als dreitausend Lumpensammler beiderlei Geschlechts fristen in Paris ihr elendes Dasein! die „Chiffonière" sucht die Lumpen und Knochen, der „Ravageur" hat die Lieblingsneigung, Eisen, Zink u. s. w. zu sammeln, der „Trieur" als Oberhaupt sortirt von Morgens früh bis Abends spät in dem schrecklichen Dunste, und die „Ogres" kaufen und verkaufen en gros die sortirte „Waare".

Die Straßenreinigung Berlins kostet Geld: die in Paris ist verpachtet und bringt jährlich — „sechshunderttausend Francs" der Stadt ein! der Staub und Schmutz wird nach Argenteuil geschafft, in dem dortigen Pourrissiers zu Dung verarbeitet und an tausende von Gärtnern, welche die Vorstädte bewohnen, zu drei bis fünf Francs der Cubicmeter verkauft, wodurch die Pachtgesellschaft einen Umsatz von — 2½ Millionen Franken jährlich erzielt!

Die Straßenreiniger der Gesellschaft bilden eine merkwürdig abgeschlossene Kaste von 160 Mann. Sie sind in 80 Brigaden getheilt, von denen je 4 auf eins der zwanzig Arondissements der Stadt kommen. Merkwürdigerweise ist auch nicht ein einziger Franzose unter ihnen, sie bilden die Fremdenlegion von Paris, fast alle sind Deutsche, meistens aus dem Elsaß.

Punkt vier Uhr beginnt ihr Tagewerk, sie strömen herbei von La Villette, jeder mit dem Besen oder mit der Schaufel auf der Schulter. Die meisten sind elend gekleidet, eine geölte Regenkappe ist schon ein Luxus und Männer wie Frauen tragen ihre heimathlichen, ungeschickten Holzschuhe, aus denen die zur Erwärmung hineingestopften Strohhalme hervorsehen. Ihre Einnahme pro Tag oder vielmehr für ihre fünfstündige Arbeit ist 42 Cent., also kaum 4 Silbergroschen und doch sparen sie davon, um — wieder in die alte Heimath zurückkehren zu können.

Unter den aus Nichts etwas schaffenden Industriellen von Paris, sind noch die „Ribonis" zu erwähnen, welche aus alten Stiefeln neue machen, die natürlich höchstens acht Tage halten. Man nennt diese Stiefel „dix-huit". Warum achtzehn? Weil sie „deux fois neuf" (zweimal neu oder — zweimal neun) sind!

Auch Schmarotzer gibt es unter diesem Nichtsvölkchen. Es gibt „Echantilloneurs", die Jahr aus Jahr ein aus einem Geschäfte in das andere laufen, sich — Proben geben lassen, Alles dankbar annehmen und — damit ihr Leben fristen. Paris ist groß und ein Menschenleben genügt kaum, um alle Läden und Geschäfte, um Muster zu plündern oder — sich hinauswerfen zu lassen!

(Berl. Mont.-Ztg.)

Chinesische Hinrichtungen.

Die einfachste Form der Hinrichtung bei den Chinesen ist die Enthauptung. Dabei werden wenig Umstände gemacht. Der Henker ergreift den vor ihm knieenden armen Sünder, zieht den Kopf an seinen Unterschenkel und schneidet ihn mit einem breiten Schwert vom Rumpf. Sonst gibt es noch eine Menge raffinirter Todesarten. Eine der letzteren ist die Verurtheilung zum Hungertode. Der Verbrecher wird mit einem schweren, tonnenähnlichen Holzgestell umgeben, aus dem nur sein Kopf hervorragt und vor eine vielbesuchte Restauration gesetzt. Bei Todesstrafe ist es allen Vorübergehenden verboten, ihn mit Speise und Trank zu erquicken. Durch den Duft der Speisen zur Verzweiflung gebracht, muß der Aermste verschmachten. Andere Verbrecher werden zwischen zwei Brettern zersägt. Haarsträubend ist das Verfahren, den Verbrecher zu Tode zu — läuten. Eine große Glocke wird über ihn heradgelassen und einen halben Fuß hoch über dem Erdboden schwebend erhalten. Nun bearbeiten die Schergen das Metall so lange mit gewaltigen Hämmern, bis das Opfer, von dem wüsten Lärm vernichtet, zu Boden sinkt und den Geist aufgiebt.

Professor Eduard Hildebrand erzählt in seiner „Reise um die Welt" das nachstehende Erlebniß: „In Kanton besuchte ich unter anderen auch den Richtplatz. Auf demselben waren am Tage vorher etwa 20 Verbrecher vom Leben zum Tode gebracht worden, aber Niemand hatte für die Vertilgung der Blutspuren Sorge getragen . . . . wir wanderten zwischen Lachen geronnenen Blutes. An der Südseite stand ein Häuflein geknebelter Schächer, umgeben von Henkern und Schergen. Einer der armen Sünder fragte, wie mir mein, des Chinesischen mächtiger, Begleiter mittheilte, wie lange es noch bis zur Vollstreckung der Exekution dauern könne; eine Stunde, sagte man ihm, und er verlangte eine Portion Reis, denn er hungere und könne es so lange nicht aushalten! Meine Aufmerksamkeit wurde von den verlorenen Menschen auf einige drei bis vier Fuß breite Löcher abgelenkt, in denen mannshohe Pfähle steckten.

Eben traten wir etwas näher, bis drei Schergen einen dieser Pfähle aus der Erde zogen, ihn mit der Spitze nach oben gerichtet, an den Rücken eines der Verurtheilten stellten und ihn mit demselben vom Halse hinunter bis an die Knöchel so fest zusammenschnürten, daß er sich nicht zu regen vermochte. An-

fangs glaubte ich, dieses Verfahren sei das Vorspiel einer Aufstellung am Pranger; aber schon nach einigen Secunden wurde ich auf die schrecklichste Weise getäuscht. Mehrere Burschen ergriffen den Pfahl, und das darangebundene Opfer, kehrten mit raschem Schwung beide um und stießen die Spitze mit dem einen Fuß darunter befestigten Kopfe des lebenden Menschen in das nächste der Löcher, während mehrere Helfershelfer dasselbe mit Sand zuschütteten. — Vor Schrecken verlor ich fast die Besinnung; ich war, ohne vorbereitet zu sein, Zeuge der Vollziehung einer der scheußlichsten Todesstrafen, des Lebendigbegrabens oder Gepfahltwerdens, gewesen. Ich stützte mich auf meinen Begleiter und wankte von dannen."

Ueber eine neue Beleuchtungsmethode

schreibt Karl Vogt aus Paris: Wenn das Kaiserthum nicht hinlänglich für Licht in den Köpfen sorgt, so legt es doch auf der anderen Seite nicht nur dem Lichte in den Straßen und Zimmern kein Hinderniß in den Weg, sondern begünstigt auch dessen Verbesserung. Da muß ich doch sagen, daß ich noch kein Licht gesehen habe, welches demjenigen nur entfernt ähnlich wäre, welches die Gesellschaft Tessié-du-Motay, 41 Rue Lafitte producirt. Tessié-du-Motay ist vielleicht derjenige Chemiker der Neuzeit, der für industrielle Fragen das meiste Verständniß, den klarsten Blick und den erfindungsreichsten Kopf besitzt. Wo man hinblicken mag in Eisen- und Stahlfabrikation, Gerbereien, Glas- und Porzellan-Manufactur, Bleicherei u. s. w. — überall findet man von ihm erfundene neue Arten der Production und Vereinfachung der Manipulationen. Die Erleuchtungsart, die er jetzt in Paris einzuführen sucht, ist wohl in ihren Grundzügen nicht neu — sie beruht auf Verbrennung von Sauerstoff und Wasserstoff an einem glühenden Körper oder auf Zulassung von Sauerstoff in das gewöhnliche Gas — aber die Anwendung des Princips auf den allgemeinen Gebrauch ist dadurch neu, daß Tessié Sauerstoff mit Wasserstoff in so großen Mengen und so wohlfeil produciren kann, daß die Kosten weder der Herstellung der Anstalten, noch der täglichen Production die des gewöhnlichen Gases nicht erreichen, während man zugleich ein ungleich schöneres und stärkeres Licht erhält. Keine Spur von Färbung — die feinsten Nuancen von Gelb und Orange, von Grün und Blau bleiben, wie bei gewöhnlichem Tageslicht, erkennbar; keine Spur jenes Tanzens und Zwinkerns, welches die gewöhnlichen Gasflammen so unleidlich und bei längerem Arbeiten den Augen schädlich macht; kein Rauch noch sonst schädliche Gase für Vergoldungen und dergleichen Verzierungen; keine Verunreinigung der Luft unathembarer Gase, wie Kohlensäure und Kohlenoxyd, sondern im Gegentheile Verbesserung derselben, da stets etwas Ueberschuß von Sauerstoff geliefert wird, und endlich keine Erhitzung wie bei den Gasflammen. Der kleine Cylinder von Zircon, auf welchen die beiden Gase geleitet werden, strahlt wie eine kleine Sonne ein gleichmäßiges weißes Licht aus, das von keinem Cylinderglase geschützt zu sein braucht, dem kein Lüftzug Abbruch thut und das so wenig erhitzt, daß man auf der Oeffnung des Globus von mattem Glase, welche das grelle Licht etwas dämpft, ein Stück Papier legen kann, ohne befürchten zu müssen, daß es sich entzünde. Die Tuilerien werden jetzt nach dieser neuen Methode erleuchtet — eine Fabrik in größerem Maßstabe, die in Pantin errichtet ist und seit Monaten ununterbrochen arbeitet, hat durch ihren Betrieb die Grundlage zu den finanziellen Berechnungen geliefert — aber noch kämpft das neue Licht gegen das Monopol der gewaltigen Gasgesellschaft von Paris. Privilegien und Monopole, wann wird die Welt diese Hemmschuhe des Fortschritts zum alten Eisen werfen können??

Morgens roth, Abends todt.

In der Gemeinde Orsene im Departement der Indre, lebte in jüngster Zeit eine arme Frau mit ihren drei unmündigen Kindern, deren ältestes erst acht und jüngstes zwei Jahre alt waren, sämmtlich frische und muntere Knaben. Sie ittel eines Tages eine Heerde Schafe auf die Weide und ließ sich mit ihrem jüngsten Söhnchen am Ufer eines Weihers nieder, unterdessen sich die zwei andern Kinder entfernten um Vogetnester zu suchen und auszutheben. Als der ältere von ihnen ein Eisen in den Aesten eines Baumes entdeckte, stieg er hinauf und griff, ohne weitere Unterfuchung in das Nest; dies war aber kaum geschehen, so stieß der unvorsichtige Bube einen schrecklichen Schrei aus: ihn hatte eine Natter, die im Neste lag, in den Arm gebissen und sich an ihn fest gemacht. Sein Bruder eilte herbei und ergriff die giftige Reptilie am Schwanze, die pfeilschnell von ihrem Opfer abließ und dem Angreifer ihren tödtlichen Biß beibrachte. Nun schrieen und jammerten die beiden Brüder zugleich. Die Mutter springt herbei und läßt ihr jüngstes Kind am Weiher zurück, das zum Uebermaße des Unglücks in das Wasser fällt, und in diesem rettungslos zu Grunde geht; seine beiden Brüder starben gleich darauf an den Folgen des giftigen Natterbisses.

Die unglückliche Mutter ist bald, wie die „Gazette officiell de L'Empire" meldet, in Wahnsinn verfallen.

F. Bbm.

Alkumblätter.

Das Licht ist Eins, das sonnenreiche, hehre
Und durch sich selber wird es offenbar,
Daß es sich selbst entfließend,
Vielfältig sich ergiessend,
Lebendig, thätig Alles hell und klar
Selbst sieht und sichtbar macht in seiner Sphäre.

Campanella.

Feuilleton.

* **Amerikana.**

Die in Leavenworth erscheinende „Kansas Ztg." empfiehlt den Besuch einer Theatervorstellung in folgender Weise:

„Die Bühne sowohl als auch die Turnhalle wird festlich geschmückt sein und an Erfrischungen jeder Art wird es die Turnerbar nicht fehlen lassen. — Herr Georg Schmitt im unteren Raum der Turnhalle hält auch ein delikates Bierchen und wer oben nicht gleich aufkommen kann, dem wird unten sofort aufgethan. Herr Schmitt hält auch außerdem noch gute marinirte holländische Häringe, welche nach einem Recept präparirt sind, welches ihm sein Vetter, der kaiserlich französische Ober-Leibkoch Nepomuk Sturzenhuber kürzlich übersandt hat. Die Kaiserin Eugenie ißt dergleichen täglich vierundzwanzig Stück.

K. K. K."

* In einer Zeitung in Tennessee befindet sich in einer Anzeige, einen Cirkus betreffend, folgende Stelle:

„**Miß Cordelia,** die **unrivalisirte** Reiterin der ganzen Welt. **Mlle. Frances**, erste Rosedämdigerin."

* Wir lesen als Ueberschrift einer Kleideranzeige in der „Kansas City Post":

Karl Schurz, unser Senator!
Robert Van Horn, unser Congreßmitglied!
Louis Hammerslough, unser Kleiderprinz!

* (Schweinemilch.) Nach angestellten wissenschaftlichen Versuchen des Prof. Camerau in Dublin hat sich gezeigt, daß von allen Milcharten die Schweinemilch die gesündeste und nahrhafteste ist. Sie enthält beinahe fünfzig Prozent Fett, Käsestoff und Zucker mehr als die beste Kuhmilch. Merkwürdiger Weise ist bisher in allen Tabellen, welche die Analysen der verschiedenen Milcharten enthalten, noch niemals genannte Milchsorte aufgeführt, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß die Erlangung derselben fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Eine Schweinemutter widersetzt selbst den Lockungen des schönsten und geschicktesten Milchmädchens; nichts kann sie bewegen, auch nur einen Tropfen zum allgemeinen Besten oder für wissenschaftliche Zwecke abzugeben; sie ist nun einmal der Ansicht, daß ihre Milch ihrer legitimen Nachkommenschaft allein gehört und dürfte, bevor hochdieselbe dieses Vorurtheil nicht abgelegt hat, wenig Hoffnung sein, diese so wichtige Nahrung allgemein verwerthet zu sehen.

* Die Fürstin Metternich überreichte jüngst ihrem Gemahl die Rechnung ihrer Kleidermacherin, welche sich auf 112,000 Frcs. belief. Nicht dem Beispiele des Fürsten Bariatinski folgend, der unlängst kaltblütig die Zahlung von 10,000 Frcs. für eine „petite toilette de matin en crêpe de Chine" abschlug, öffnete der österreichische Botschafter wie ein Prinz. Madame la Princesse producirte dann die Rechnung ihrer Putzmacherin, die 2250 Frcs. betrug. Auch diese bezahlte Se. Excellenz, aber nicht ohne die folgende Bemerkung: „Meine Liebe, ich bemerke, daß in demselben Verhältniß, wie Deine Hüte kleiner werden, der Preis derselben sich vergrößert, eines Tages wird die Putzmacherin „nur die Rechnung" bringen."

* Bilder-Rebus.

In Betreff der Preisaufgaben entschied das Loos:
I. Preis: Frau D. Jacob hier.
II. „ Herr Darmstätter in Modenthanern.
III. „ Frau Schellhaas in Otterberg.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 30. Sonntag, den 25. Juli 1869.

Die Geschichte eines menschlichen Kopfes, welcher ohne Rumpf, ohne Körper geboren wurde.*)

Im Jahre 1783 wurde in Bengalen, unweit Calkutta, ein Kind geboren, welches sonst wohlgebildet war, dem aber auf seinem Kopfe ein zweiter Kopf angewachsen war, Scheitel gegen Scheitel. Dieser angewachsene Kopf hatte dieselbe Größe und bis auf den Unterkiefer auch die vollständige Ausbildung, wie der eigentliche Kopf des Kindes. Sein Hals endete in einer abgerundeten Geschwulst. Ernährt wurde der aufsitzende Kopf durch die Blutgefäße, welche vom eigentlichen Kindeskopfe zu ihm hinübergingen. Zum unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft, wurde das Kind, etwa 2 Jahre alt, von einer Brillenschlange gebissen. Nur aus den 2 ersten Jahren kennt man also die Geschichte eines rumpflosen Menschenkopfes. Und wie war nun dessen Benehmen?

Mit dem Kinde, dem er gleichsam als Schmarotzer aufsaß, zeigte er im Allgemeinen allerdings eine große Sympathie. Wenn das Kind schrie, verzog er seine Gesichtszüge auf ähnliche Weise und vergoß Thränen. Wenn es die Mutterbrust saugte, drückte er durch die Bewegungen des Mundes sein Wohlbehagen aus, und der Speichel floß reichlich. Wenn das Kind lächelte, nahm er daran Antheil. Die Beobachtungen eignen sich nun keineswegs, um daraus den Beweis eines selbstständigen Bewußtseins zu holen. Daß der Schmarotzerkopf durch jede gewaltsame Einwirkung sein Gesicht zum Weinen verzog, während das Kind selbst es kaum zu beachten schien, und daß ferner die Augen beider Köpfe in ihren Bewegungen nicht harmonirten, das könnte alles nur für ein selbstständiges Rückenmarkleben zeugen. Allein ganz entscheidend ist die durch wiederholte Beobachtung sicher festgestellte Thatsache: während das Kind schlief, hatte der rumpflose Kopf oft seine Augen offen; während das Kind wachte, schloß dagegen der rumpflose Kopf seine Augen häufig zum andauernden Schlaf. Ein selbstständiger Wechsel des Schlafens und Wachens aber bezeichnet eben das selbstständige Bewußtsein.

Zum Unglück für die Wissenschaft starb das Kind, bevor weitere und umfassendere Beobachtungen an ihm gemacht werden konnten; zum Glück für den rumpflosen Kopf starb es früher, ehe dieser noch ein klares Bewußtsein seiner Lage hatte gewinnen können. Wer sich in das Leben eines solchen Kopfes ohne Körper hineinzudenken vermag, der wird zugeben müssen, daß sein Schicksal das peinlichste und gräßlichste ist, welches man sich nur erdenken kann. Wohl hat man Recht, wenn man behauptet, Raphael würde der größte Maler geworden sein, der er war, auch wenn er ohne Hände geboren wäre; aber hätte er dann seine Kunstwerke schaffen können? Ein Mensch, welcher nur aus Kopf besteht, ohne Glieder, welcher sieht, hört und riecht, aber keine einzige Bewegung auszuführen vermag — dem zum Sprechen eben so wohl die nöthigen Sprachorgane als die Luft fehlt, und der sich daher genöthigt sieht, lediglich durch Ausdruck seiner Gesichtszüge seine Empfindungen und seinen Willen kundzugeben — mit einem Worte, ein Mensch, welcher seinen Willen hat und dem alle und jede Möglichkeit abgeschnitten ist, seinen Willen jemals zur Ausführung zu bringen, der auf die Gnade und Barmherzigkeit aller anderen Menschen angewiesen ist, am Meisten desjenigen, dem er gleich einer Schmarotzerpflanze aufsitzt, ein solches Individuum ist gewiß das unglücklichste der Welt. Für diejenigen, welche den philosophischen Standpunkt in übertriebener Weise festzuhalten suchen, und welche deßhalb bei jeder Gelegenheit den Geist allein als werthvoll und wichtig anerkennen, gibt schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Existenz und ihre Qualen die schlagendste und überzeugendste Widerlegung. Sie lehrt uns den wahren Werth der realen Welt schätzen. Sie zeigt uns, wie nothwendig für unser irdisches Wohlsein das Zusammenwirken des Geistes und des Körpers ist.

*) Dem Werke des Professor med. Reclam: „Der Leib des Menschen, Vorträge für Gebildete" entnommen.

Unrecht Gut gedeiht nicht.

Ein Sohn Albion's, mit vortrefflichem roth-blonden Backenbart, tadellos gekleidet und behandschuht, tritt in einen Juwelierladen in Palermo und drückt in sehr schlechtem Italienisch den Wunsch aus, einen Halsschmuck von Diamanten kaufen zu wollen, respective nach seinem Geschmack fassen zu lassen. Es werden ihm die mannichfaltigsten Sachen vorgelegt, die reinsten Edelsteine, edelste Perlen, aber Alles ist ihm nicht kostbar genug. Endlich, nach anderthalb Stunden trifft der Engländer seine Wahl. Während der Juwelier plaudernd seine Waaren wieder ordnet, bemerkt er, daß ihm eine schwarze Perle von hohem Werthe fehlt. „Mylord," sagte er bestürzt zu dem Engländer, „vor wenigen Minuten habe ich Ihnen noch eine kostbare schwarze Perle gezeigt, und nun ist sie mit einemmale nicht mehr da." — „Was geht denn das mich an?" sagt Mylord. — „Es geht

Sie so viel an, daß Sie hier nicht aus dem Laden herauskommen werden, bis ich die Perle gefunden habe." — Nach der Perle suchend, gab der Juwelier einem seiner Commis einen Wink, und dieser holte einen Polizei-Inspector und zwei Polizeigarden. Der Juwelier erzählte den Vorfall und wie er nur den Engländer in Verdacht haben könne. Mylord erbietet sich, auf's genaueste visitiren zu lassen. Das läßt der Inspector sich nicht zweimal sagen. Aber wun derbar, als der Engländer sich etwas hastig des Ueberziehers entledigt, fällt ihm der eine Backenbart ab. — „Halt, mein Herr!" sagt der Inspector, „jetzt bin ich meiner Sache gewiß. Wo haben Sie die gestohlenen Gegenstände versteckt? Denn daß sie sich blos mit der Einen Perle begnügt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich." — „Ich habe nicht gestohlen," erwiderte Mylord, „und wenn es mir beliebt, einen falschen Bart zu tragen, so ist das meine Sache" — Die sorgsamsten Nachsuchungen ergaben kein Resultat, aber der Inspector beschloß dennoch, den Engländer nach der Polizei-Präfectur zu bringen. Unterwegs, als sie bei einer Apotheke vorbeikamen, hatte der Inspector einen geistreichen Einfall .... Mylord hatte die schwarze Perle, drei weiße, vier schöne Diamanten und einen großen Türkis — ein Werth von einigen zwanzigtausend Franken — verschluckt.

Eine nordamerikanische Emancipirte.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat es sich angelegen sein lassen, die Frauen in ihren berechtigten Ansprüchen nicht zu vernachlässigen und sie da zu beschäftigen, wo sie verwendbar sind; z. B. im Postdepartement. Die bekannte amerikanische Emancipirte, Frau Dr. Walker, und die Ihrigen wollen aber, daß die Frauen zu allen Aemtern in demselben Grade berechtigt seien, wie die Männer, ja daß ihnen die Aemter gegeben werden, die sie verlangen, und um diesen Standpunkt zur Geltung zu bringen, treibt sie sich, von Bureau zu Bureau gehend, überall nicht bittend, sondern forschend und überall abgewiesen, seit einigen Wochen in Washington herum. Ihr letztes Verlangen war an den Staatssecretär Fish gerichtet, und es entspann sich dabei folgendes Gespräch: Was wünschen Sie von mir Madame? fragte der Minister. — Antwort: Nach reiflichem Nachdenken bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß eine Anstellung im diplomatischen Fache mir am besten conveniren wird, und da gegenwärtig das Secretariat der Gesandtschaft für Spanien der einzige vacante diplomatische Posten von Wichtigkeit ist, wird es mir angenehm sein, wenn Sie mich dazu ernennen. — Minister: Ich weiß nur nicht, Madame, ob Sie sich dafür eignen würden. Verstehen Sie spanisch? — Antwort: Nein, noch nicht, aber ich kann es leicht erlernen. — Minister: Es thut mir Leid, Ihnen den festen Entschluß der Regierung mittheilen zu müssen, Niemand nach Madrid zu senden, welcher nicht der spanischen und französischen Sprache vollkommen mächtig ist. — Antwort (in scharfem Tone): Spricht Sickles spanisch? — Minister (freundlich): Er gilt als gründlicher Sprachkenner. — Frau Walker (hastig): Es handelt sich hier nicht um die Sprachen, sondern um die Anerkennung der Rechte der Frauen. Ich kann mir so leicht die nöthigen Kenntnisse aneignen, wie irgend Jemand, und mittlerweile möchte ich den Zweck erreichen, der mich hierhergeführt hat. — Minister: Wohlan, Madame. Ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Gesandten und seinem Secretär ist so wünschenswerth, daß schon aus Höflichkeit letzterer nothwendigerweise zu Rathe gezogen werden muß. Falls Sie mir eine Empfehlung von ihm bringen können... — Antwort: Dann erhalte ich den Posten? Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Secretär, und werde ... — Minister: Nur nicht so eilig, Madame; ich wollte sagen, daß, wenn Sie eine Empfehlung des Herrn Sickles bringen, dies Departement den Fall in reifliche Erwägung ziehen wird. Jetzt müssen Sie mich entschuldigen, Madame, ich habe dringende Geschäfte.

Des heiligen Martin's Wassersarg.

Eine französische Stunde von der Bezirksstadt Peronne-la-Pucelle in der Picardie (Departement de la Somme) befindet sich das Dorf mit deutschem Namen Asserswillers; in diesem liegt, seit undenklichen Zeiten, ein Sandsteinblock, der — nur unter dem Namen Sandstein des heiligen Martin, weit und breit bekannt — schon in der vorchristlichen Aera ein Gegenstand abergläubischer Verehrung war. In der obern Fläche dieses unförmigen Klotzes ist eine Vertiefung angebracht, in welchem sich bei nassem Wetter das Regenwasser anzusammeln pflegt; jede Seite des Beckens bietet der Aufmerksamkeit des Forschers zwei längliche Kerben oder Falze dar, die die Spuren zugeschliffener und geglätteter Waffen und Instrumente von Feuerstein (Silex) aus der vorhistorischen Zeit zu sein scheinen.

Von dieser Mulde, die heute noch bei den abergläubischen Dorfbewohnern und Nachbarn im hohen Ansehen steht, erzählt die Legende Folgendes:

Der wackere und menschlichfühlende Bischof von Tours, Sanct Martin, der in seinen jüngeren Jahren römischer Soldat gewesen, ist derselbe Antestes, der im Jahre 382 gegen die Häresiarchen des spanischen Ketzers und Lieblings der Frauen Priscillianus und seiner Genossen protestirte und voll Entrüstung die in Trier tagenden blutdürstigen Collegen verließ. — kam einst an diesen Stein, und gewahrte nicht ohne Unwillen, daß die Bauern des Orts sich vor dem leblosen Steinklumpen göttendienerisch zu schaffen machten. Fest überzeugt, der paganische Irrwahn dieser Afterchristen werde keine Ohren haben für eine vernünftige Belehrung, gebrauchte er ein Heilmittel, das, nach seiner Meinung, ihren groben Sinnen eher einleuchten würde als die schönste Rede, d. h. er beschloß das vermeintliche Heiligthum zu entweihen und

unbestraft zu beschimpfen. Er näherte sich also dem Troge, und ließ aus ihm sein Röslein nach Belieben saufen, ohne von einem rührenden Blitze getroffen zu werden. Allein die Belehrung machte die Sache noch schlimmer: Die geistesarmen Leute, weit entfernt, ihrem Aberglauben zu entsagen, wendeten nur das Blatt und trugen das mirakelverheißende Patronat auf den ehrwürdigen Herrn Bischof über. Jetzt that er Wunder: jedes am Leibgrimmen leidende Pferd, wurde bis auf den heutigen Tag dreimal um den wunderthuenden Steinblock herumgeführt und zum Saufen aus der Wassermulde angehalten. Dieser fromme Humbug soll jedesmal Heilung zur Folge gehabt haben.

O sancta Simplicitas!

Kaiserslautern, 12. Juni 1869.

F. B—b—m.

* Auch ein Steckbrief.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig wurde die französische Armee bekanntlich von den Alliirten alsbald über den Rhein zurückgeschlagen, und die letzteren besetzten das rechte Rheinufer von der Schweiz bis nach Holland, so daß die Verbindung zwischen dem rechten und linken Rheinufer am 1. November 1813 gänzlich versperrt war. Trotz der damit verbundenen Gefahren wurde das einträgliche Contrebandiren von der linken Rheinseite aus dennoch lebhaft betrieben, wobei denn auch viele deutsche Zeitungen mit zurückgebracht und heimlich gelesen wurden, zu deren Confiscirung die Gendarmerie, Douaniers, Polizei, überhaupt alle französischen Beamten aufs strengste angewiesen waren. — Zu jener Zeit nun fungirte bis zum Abzug der Franzosen ein junger Mann beim Generalsekretariate der Präfektur in Crefeld, wo sämmtliche confiscirte rechtsrheinische Zeitungen von den betreffenden Beamten zur Vernichtung abgeliefert werden mußten. In einer derselben fand sich der nachfolgende Steckbrief gegen Hyronimus (Jerôme), von dem sich der junge Beamte heimlich eine getreue Abschrift nahm.

Steck Brief hinter Hyronimus.

Demnach der in unten stehendem Signalement näher beschriebene Kaufmannsdiener Hyronimus, welcher sich einige Jahre als Verwalter in Geschäften seines älteren Bruders in hiesiger Kurfürst. Residenzstadt Cassel aufgehalten, sich mehrerer Verbrechen schuldig gemacht, indem er sich nicht allein gegen die geheiligten Personen unseres geliebten Kurfürsten und anderer regierenden Häupter auf das gröblichste vergangen, vielfältige Räubereien und Mordthaten verübt, falsch Geld geprägt und in Umlauf gebracht, sehr große bedeutende Summen unterschlagen und verschwendet, unzählige Schulden gemacht und die meisten der hiesigen und auswärtigen Einwohner schändlich betrogen, sondern außerdem noch durch eine höchst wollüstige ruchlose Lebensart männiglich ein böses Beispiel gegeben hat, nach in Leipzig ausgebrochenem großen Bankerott seines vorhin erwähnten älteren Bruders, und ehe derselbe zur gefänglichen Haft hat gebracht werden können, heimlich von hier entwichen, an der Wiederhabhaftwerdung dieses höchst gefährlichen Menschen aber, welcher wahrscheinlich jetzt flüchtig umherirrt, sehr gelegen ist, so werden alle Obrigkeiten und überhaupt Jedermann hiedurch gezieuend gebeten und aufgefordert, auf denselben ein wachsames Auge zu haben, ihn im Betretungsfalle sofort, wo sie ihn finden, ohne weiteres zu arretiren, geschlossen und unter guter Bedeckung anhero zu liefern; und werden demjenigen, der ihn entdeckt oder dazu behülflich ist, daß es anderen zum abschreckenden Exempel zur wohlverdienten Strafe gebracht werde, hiemit von uns, um damit gänzlich aufzuräumen, eine Belohnung von 10,000 Stück Centimen versprochen und zugesichert!

So geschehen zu Cassel, den 30. Oktober 1813.

Die sämmtliche Bürgerschaft.

Signalement des entsprungenen Inculpaten.

Hyronimus, 29 Jahre alt, kleiner Statur, elenden Körperbaus, entnervt und kraftlos, blassen gelblichen Angesichts, triefenden hohlliegenden Augen, schüchternen Blicks, mittlerer Nase und spitzem hervorragendem Kinn; ist besonders an seiner undeutlichen schnarrenden Aussprache kenntlich; bei seiner Entweichung trug er einen weißen, abgetragenen, mit Litzen und unechten goldenen Tressen besetzten Rock mit blauen Aufschlägen und Kragen, kurze weiße tuchene Weste und bucklederne Hosen; ferner hatte er einen alten großen dreieckigen Hut auf und neue vorgeschuhte Stiefel mit schmutzigen gelben Klappen, welche unten stark mit Kreuzspinnen beschlagen waren!

Der Männergesangverein „Arion" in Bielefeld feierte am 18. Juli sein zehnjähriges Bestehen. Von nah und fern waren Festgäste herbeigeeilt, darunter Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Ad. Strodtmann, Alb. Träger, Emil Rittershaus, Gustav Pfarrius, Ed. Schulte, dann die Abg. Harkort, Dr. Becker, Uhlendorf, Windthorst, ferner Klassen-Kappelmann und viele andere.

Freiligrath, dem zu Ehren das Fest ganz besonders veranstaltet war, brachte dabei folgenden Dank der deutschen Heimath dar:

Im Teutoburger Walde.

18. Juli 1869.

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Feld und Halde nieder,
Das alte lust'ge Quellensprühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide;
Ich seh' auf Wiese, seh' auf Weide
Die alten, treuen Blumen blühn. —

So blühten sie, als ich in's Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;

So sah ich sie die Köpfchen heben
Und leise bitten: Bleibe hier!
Ich aber schwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durchs Gesträuche;
Zum Meere wiesen Ems und Lippe
Mich durch der Senne braun Revier.

So zog ich fort! Ein halb Jahrhundert
Verrann seit jenem Tage fast!
Hier war's! ich seh' mich um verwundert:
Zu Haus, und dennoch schier ein Gast!
Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren
Und hält mit seiner Last von Jahren
In seinen Heimathwäldern Rast!

Wie Rip van Winkle, jener alte
Waldsäufer, deß wir oft gedacht,
Am Hudson in der Bergesspalte
Mit Geistern zechte eine Nacht, —
Zwar eine Nacht, die Jahre währte, —
Wie träumend dann, das granbeschwerte
Haupt auf der Braut, zum Dorf er kehrte,
Graubärtig, in zerriss'ner Tracht:

Ein junger Mann war er geschieden,
Ein alter Mann kam er zurück
Fremd, nicht gekannt mehr, schier gemieden,
Maß er die Welt mit scheuem Blick.
Ein neu Geschlecht wogt in den Gassen,
Und kaum vermocht er es zu fassen:
Wo er ein Königsland verlassen,
Da fand er eine Republik!

So fehr' auch ich — gepreßt, beklommen;
Kennt mich denn Jemand noch im Land? —
Da braus't ein hundertfach Willkommen
Um Berg und Schlucht und Felsenwand!
Die Blumen wiegen sich im Winde,
Die Bäume schütteln ihre Aeste, —
Und o, das ist das Allerbeste, —
Die Freunde schütteln mir die Hand!

Dank Euch, ihr Lieben, Guten, Treuen!
Ihr ohne Falsch und ohne Wank!
Ihr alten Freunde und ihr neuen!
Dank Euch, aus vollem Herzen Dank!
Und Ihr, wie Rosen anzuschauen
Beim Männerrock, dem dürf'gen rauhen,
Westfalens Mädchen Ihr und Frauen, —
Euch allen Dank und aber Dank!

Nein, nicht wie jener Träumer lehr ich
Nach langer Fahrt aus Bann und Acht;
Unwerth so dieser Liebe wär' ich,
Hört' ich's im Ernste je gedacht!
Zudem: die kehrend Er gefunden,
(Sie, mein' ich, ließ ihn bald gesunden!)
Die Republik, trotz Kampf und Wunden,
Habt ihr bis heute nicht gemacht!

Nun aber sag' ich stillen Muthes
Im Wald mich auf ein Felsenstück,
Und träum' und sinne, was mir Gutes,
Seit ich hier schied, zuteil vom Glück.
Die Summe zieh ich' meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens
Und sag': Ich strebte nicht vergebens
Und segne dankbar mein Geschick.

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O, herrlichstes Poetenziel!
Leos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn mit der Rechten.
Den mir zu flechten Euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher
Und gieße voll ihn bis zum Rand
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf ich's von des Berges Brauen!
„Ich danke dir, mein Vaterland!

Das Gebet der Wittwe.

Von Adelbert Chamisso.

Die Alte wacht und betet allein
Zu später Nacht bei der Lampe Schein:
Laß unsern gnäd'gen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeinte nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus,
Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
Wie lehrt Noth beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater jog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmert sich nicht weiter um mich.
Die Noth lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb, zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Noth lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Noth lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten.

Albumblätter.

Wonach Einer mit allen Kräften ringt, das wird ihm; denn die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserm Wesen genehm ist.

Feuchtersleben.

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 29:

Es singt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er in's Fluthengrab.

Heine.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 31. Sonntag, den 1. August. 1869.

Unter den Zäunen.

(Ein Nachtstück.)

I.

Es war ganz dunkel auf der Straße. Die drei Laternen vor der Brasserie au comte de Bismarck waren längst erloschen. Selbst die späten Gäste waren schon nach Hause. Wer mochte der junge Mann sein, der langsam einherkam? Wem er jetzt auf der Straße begegnet wäre, dem wäre er sicherlich aufgefallen. Er hatte etwas vor, das sah man, aber was? Jedenfalls nichts Gutes, so finster sah er aus, oft sogar verzweifelt. Zuweilen hätte man ihn für lebensmüde halten können. Mit langsamem Schritt ging er seines Weges. Zuletzt hielt er vor einem Hause, dessen Schild ein Wirthshaus verrieth. Er legte die Hand wie bittend aufs Herz und murmelte mit einem wilden Blick zum Himmel: „Hier war's!" Der Mond beleuchtete die düstre Scene. Nach einem tiefen Seufzer setzte er seinen Weg fort, begleitet von einem dorfigen und unheimlichen Hund.

II.

Es war noch dunkler geworden, auch der Mond war fort. Warum ging der junge Mann plötzlich schneller? Wer neben ihm gegangen wäre, hätte die Worte hören können: „Es muß sein, dieser Jammer ist nicht länger zu ertragen!" Welcher Jammer? was müßte sein? und dieser hohle, scheue Blick! dieser hastige und unsichere Gang! Er kam einem Hause in der Straße näher, das wie ein Magazin aussah, unheimlich düster. „Niemand und nur Derjenige!" murmelte er ingrimmig. „Ich rieche schon, rieche schon!", sagte er, als er an den Kellerfenstern vorüberging, und ein sauersüßes Lächeln glitt über seine Züge. Was mochte er riechen? wollte er hier die Spuren eines Verbrechens vertilgen? Jetzt war er an die Kellerthür gekommen. Sie stand nur angelehnt. Also war er vorher schon dagewesen? Oder warum war sie nicht verschlossen? wieder hätte man sehen können, wie er melancholisch lachte. Sein Plan schien zu glücken. Doch kaum hatte er einen Blick in den Keller geworfen, als er zurückprallte. Es war Licht im Keller! Er war entdeckt, verloren! Eine fürchterliche Stille trat ein; seine Reden und Seufzer hörten auf. Selbst von dem melancholischen Knurren seines melancholischen Hundes gewahrte man nichts mehr. Er stand am letzten Kellerfenster und sah stier, stier in die Nacht hinaus. Hatte ihn der Schreck gelähmt? oder sammelte er sich nur?

III.

Und er hatte sich gesammelt. Man sah es jetzt deutlich. Er drehte sich um und sah in den Keller herein. Der weite Raum war spärlich erleuchtet wie mit Phosphor. Acht große Fässer mit — Häringen standen da geöffnet. Die hatte unser Freund gesucht, gerochen, gefunden! Ein reger Verkehr entfaltete sich jedoch im Keller. Die Treppe war dicht besetzt von lebhaft gestikulirenden Häringen, die dort eine Volksversammlung zu halten schienen, wenigstens redete einer mit Stentorstimme zu dem andern. Die Fässer waren beßhalb leer, aber auf den Rändern saßen in gespannter Aufmerksamkeit atte und junge Häringe und Häringinnen, man hörte aus Beifalls- und Mißfallensbezeugungen, daß hier die Zuschauertribünen waren, und an manchem „Bravo!" „Hört, hört!" „Pfui!" ließ es das schöne Geschlecht nicht fehlen; zierlich saßen sie auf den Rändern und ließen von Zeit zu Zeit einem glücklichen Redner zärtliche Blicke, verbunden mit gefühlvollem Auf- und Abbewegen der Kiemen, zukommen; dies hinderte sie nicht, häuslichen Gesprächen den nöthigen Spielraum zu lassen, was Anton's „Urfi" ꝛc. ꝛc. „Meine Herren", schloß jetzt der Redner auf der obersten Treppenstufe, ein junger feuriger Häring, indem er triumphirend ein Zeitungsblatt in der Flosse schwang, „um es kurz zu sagen, wir sind in diesem Artikel tödtlich beleidigt, indem man uns aus dem Lack heraus und in die Politik hereingezogen, statt uns in unserer Sauce liegen zu lassen. Neutralität ist unsere Politik, ahnden wir diese Verletzung unserer unpolitischen Ehre aufs Nachdrücklichste, indem wir ein Exempel statuiren — an dem Verfasser!" Bravo! brach es nun von allen Tribünen los, und weder die Schelle des Präsidenten noch das Zürnen der älteren Herren des Katzenjammers konnte die Entrüstung und Begeisterung dämpfen, ein Ruf übertönte den andern: „Köpfen! Erschießen! Ertränken! Entziehung von Häringen bei Katzenjammer!" Jeder schlug eine andere Strafe vor, und unser Freund am Fenster, der bald merkte, daß es auf ihn gemünzt war, empfand zum Erstenmale schmerzlich, wie fatal es ist, öffentlich heruntergemacht zu werden, von Leuten, die nicht sehen oder sehen wollen, daß man selber dabei sitzt oder steht. Zuletzt rief einer „Ohrfeigen!" und ein anderer fügte bei: Bravo! Fournier kommen lassen! Allgemeine Heiterkeit folgte, dann brach sich die Autorität des Präsidenten wieder Bahn. Ein alter freundlicher Häring trat auf die Rednerbühne und sprach salbungsvoll: „Fournier kommen lassen? nein! Maulschellen werden jetzt von Inländern vortrefflich besorgt, daß man die Glöcklein im Himmel klingen und die Engelein singen hört. Junger Mann, wandte

er sich an seinen Vorredner, reden Sie doch nicht in den Tag hinein, Sie sind ja noch keine sechs Wochen hier und sollten schön das Maul halten in so tiefliegenden Fragen! Dasselbe gilt von Ihnen da — ein anderer Häringsjüngling des gemäßigten linken Centrums senkte verlegen das gefalene Haupt — halten Sie es nicht für das Zeichen eines „Weisen" so zu schwadroniren! Wer auf Freiersfüßen geht, sollte vorsichtiger reden, wer wie Sie sich durch den fraglichen Artikel beleidigt fühlt, der denkt nicht an den häßlichen Stier, der in den Spiegel stößt, weil er sich darin sieht! (Bravo.) Meine Herren Abgeordneten, meine beiden Vorredner sind Verräther, ich entlarve sie hiermit. (Hört! hört!) Aus seiner Brusttasche zog er ein Zeitungsblatt, bei dessen Vorlesung Furcht, Entsetzen, Abscheu sich auf den Gesichtern der Hörer einstellten. Der Tumult ging von Neuem los, „Pfui über Die!" „Raus mit!" Die Tribünen trampelten und pfiffen, Jemand rief mit kreischender Stimme: „Abthun alle Beide!" Der Redner fur dabei ungestört fort: „Wollen wir mehr Beweise, daß die Leute uns doch für ehrliche, gute, delikate Häringe halten, daß — daß — er gerieth durch den Tumult in immer größere Aufregung hinein; kirschroth im Gesichte, gestikulirte er mit Schwanz und Flossen zugleich und zog seinen Degen:

Is in e Nasch nei gerot:
„De Spies eraus und vor de Frunn!
Jetzt werd gefecht, ehr Lumpehunn,
Ehr werre an mei'm Spies gebrot."

Diese Worte verstießen gegen die parlamentarische Ordnung, aber was vermochte der Ordnungsruf des Präsidenten in dieser furchtbaren Aufregung und diesem Tumult wie ihn der französische Nationalconent und der letzte Norddeutsche Reichstag! nie erlebt! Nein, nie! Der Eine der Angeklagten stürzte unter den Schmähungen der Versammlung fort, um in seinem Fasse Scham und Schande zu bergen: ein höhnisches „Do springt er tapper!" der Tribünen verfolgten ihn. Die folgende Scene ist die Feder nicht fähig zu beschreiben: Die Tribünen leerten sich und man plumpte in die Füsser, man warf die Bänke um, warf sich mit Tintenfässern, Protokollen, Stuhlbeinen, der Präsident fiel um und schlug mit dem Kopf gegen den Tisch an (es war ein ediger kein runder) und ward für einige Zeit ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, war der Sitzungssaal völlig demolirt und er hatte kaum noch Athem zu rufen wie Simson: „Meine Herren, jetzt sehe ich mich aber genöthigt, die Sitzung zu schließen!" Das war das Signal zu neuem Lärm — aber plötzlich was war das? man hörte vor dem Fenster einen Hund bellen — der Leser wird begreifen, daß bei einem Hunde wie draußen Entrüstung über solche Scenen zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten gehört — der Eindruck drinnen aber war ein ungeheurer: „Das ist ein Schlachterhund!" rief einer, „ja er kommt schon hergerumpelt, und wird uns fressen!" „Nein, ich habe ihn erkannt, es ist ein „Rattenfänger" und wem der gehört, das wißt ihr Alle!" Ja Alle wußten es! und diese wenigen Worte genügten, um in einem Moment die Scene wieder in einen friedlichen Keller mit acht verschlossenen Häringsfässern zu verwandeln. Unser unglücklicher Freund fand keinen Häring mehr und mußte unverrichteter Sache mit seinem Gefährten den Rückzug antreten. Beim Nachhausegehen citirte er den Göthe'schen Vers „Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide."

IV.

Am folgenden Morgen fand man ihn im Bett in Gesellschaft eines „Katers", der nicht zu beschreiben war. Der Kaffee schmeckte nicht. Auch die neue Zeitung war garstig, den Artikel „Die Leiden eines Redacteurs" hatte er schon früher einmal in einer anderen Zeitung wir glauben Nr. 4 im Demokrat gelesen. Wäre Jemand befähigt gewesen, über solchen Zustand einen Originalartikel zu schreiben, so war er es. Eine gewisse Genugthuung empfand er erst, als die Macht mit den zwei bestellten Häringen erschien. Und — so genau vollzog sich auch hier das Gesetz der geschichtlichen Nemesis — er glaubte in ihnen seine Gegner von gestern zu erkennen. Mögen sie ihm gut bekommen sein!

F. B—l.

Die rechte Schlafzeit.

Die besten Aerzte behaupten, daß Niemand weniger als „sechs" und nicht mehr als „acht" Stunden schlafen soll.

Es fragt sich aber hierbei, ob es einerlei sei, diese Stunden zur Tages- oder zur Nachtzeit zu schlafen. Keineswegs; es ist goldene Regel, zwei Stunden vor Mitternacht zu durchschlafen, sie sind für den menschlichen Körper stärkender, als vier Stunden bei Tag. Das wollen viele nicht glauben und meinen, Schlafen sei Schlafen, sei's zur Nacht- oder Tageszeit. Diese mögen folgende, großen Theils von Hufeland hergeholten Gründe beherzigen.

Die aus Tag und Nacht bestehende 24stündige Periode, welche durch die regelmäßige Bewegung der Erde um ihre eigene Achse bei ihrer Umkreisung der Sonne gebildet wird, wirkt auch auf den Leib des Menschen, auf die physische Oekonomie desselben ein. In allen Krankheiten äußert sich die regelmäßige Periode — man denke nur einmal an die Fieber — und alle so wunderbaren Termine in unserer physischen Geschichte werden im Grunde durch diese einzelne 24stündige Periode bestimmt. Sie ist gleichsam die Einheit unserer natürlichen Chronologie.

Die Erfahrung lehrt, daß, je mehr sich diese Periode mit dem Schlusse des Tages ihrem Ende nähert, auch der Pulsschlag zunimmt, so daß ein wirklich fieberhafter Zustand, das sogenannte Abendfieber, eintritt, welches jeder Mensch hat. Wahrscheinlich trägt der Zutritt des neuen, aus genossenen Speisen im Magen bereiteten Chylus in's Blut etwas dazu

bei. Doch ist dieses nicht die einzige Ursache, denn man findet das Abendfieber auch bei Kranken, die nichts genießen. Mehr Antheil daran dürfte die Abwesenheit der Sonne und die damit verbundene Veränderung der Atmosphäre haben. Eben dieses kleine Fieber ist die Ursache, warum nervenschwache Menschen sich Abends zur Arbeit geschickter, weil nervengespannter, als am Tage fühlen; diese müssen erst einen künstlichen Reiz haben, um thätig zu werden; das Abendfieber ersetzt hier die Stelle des Weines. Dieses ist aber schon ein unnatürlicher Zustand, dessen Folge davon ist, wie bei jedem einfachen Fieber, Müdigkeit, Schlaf und Krisis durch die Ausdünstung, welche im Schlaf geschieht. Man kann daher mit Recht sagen, daß jeder Mensch alle Nacht seine kritische Ausdünstung habe, die bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger merklich ist und wodurch das, was den Tag über Unnützes oder Schädliches in den Organismus gekommen oder in demselben erzeugt worden ist, ausgeschieden und entfernt wird.

Die tägliche Krisis, diese Ausdünstung ist Jedem zur Erhaltung seiner täglichen Gesundheit nothwendig; der rechte Zeitpunkt zu derselben ist der, wo das Fieber, die Nervenerregung den höchsten Grad der Spannung erreicht hat, das ist jener Zeitpunkt, welcher dem Mittag, wo für uns die Sonne am höchsten steht, gerade entgegen gesetzt ist, folglich die Mitternacht, wo auch der Schlaf erfahrungsgemäß am tiefsten und gesundesten ist. Wer diese Zeit vergeudet, theils durch Tanz, Spiel, Nachtschwärmerei, Trunk und andere nervenerregende Handlungen, wird zu seinem Selbstmörder dadurch, daß er den Balsam des Lebens mit einer Art Gift verlauscht, das an seinen Nerven, den sensitiven und motorischen, nagt, bis der eine oder der andere Nerv reißt, ähnlich einer angegriffenen Violinsaite. Wer diese Stimme der Natur, die in diesem Zeitpunkte zur Ruhe ruft, nicht beachtet und diese Fieber, welche das Mittel zur Absonderung und Reinigung unserer Säfte sein sollten, zu vermehrter Thätigkeit und Anstrengung benutzt, stört die wichtige Krisis, verfäumt den kritischen Zeitpunkt: und wenn er sich auch gegen Morgen niederlegt, so kann er nicht mehr diese Krisis herbeirufen und die heilsame Wirkung des Schlafes erhalten, da die wohlthätige Aufregung mit aufgehender Sonne vorüber ist. Erinnere Dich, wie blaß im Angesichte, wie abgespannt in den Gliedern der Schlaffrevler den Tag hindurch ist! — Der beste Schlaf ist der, nach welchem man seiner Träume nicht bewußt ist. Die Träume welche man beim Einschlafen und beim Aufwachen am Morgen gehabt, kann man gewöhnlich erzählen, sind also weniger intensiv. —

* Amerikanische Zügellosigkeit.

Auch das Geschäft eines Taschenspielers kann gefährlich sein, selbst dann wenn er geschickt und vorsichtig ist und daß dieß oft auf den Character seiner Zuschauer ankommt, beweist folgende jüngst in Omaha geschehene Geschichte. Unlängst trat in dieser Stadt ein Tausendkünstler auf die Scene und hatte ein Publikum, das eben als ein sathionables nicht gepriesen werden konnte, weil es aus lauter Taglöhnern, Sackträgern, Eisenbahnschanzern und anderen Leuten von dieser Sorte bestand. Es wurde gleich bei der ersten Vorstellung das Hauptkunststück mit einem scharfgeladenen Karabiner zum Besten gegeben: der Wundermann überredete nämlich das mit einer Kugel versehene Gewehr einem der anwesenden Gars*), und lud diesen ein auf ihn zu schießen; er würde, so versicherte er, nicht nur nicht getroffen werden, sondern sogar mit der Hand das Geschoß auffangen. So geschah denn auch, wie der angestaunte Eskamoteur vorausgesagt hatte: er wurde nicht getroffen und die harmlose Kugel lag in seiner Hand. Der wilde Gars wegen seines Fehlschusses erzürnt, stieß einen Fluch aus, und sprach zur Menge: ich habe noch nie zum zweitenmale fehlgetroffen. Er zog hier auch einen Revolver aus der Tasche, zielte mit sicherer Hand nach unserm Hexenmeister und jagte diesem eine Kugel durch die Schulter. Der Schwerverletzte starb noch in derselben Nacht an den Folgen seiner Wunde, heirathete aber zuvor noch seine jugendliche Begleiterin, die er testamentarisch zu seiner Erbin einsetzte. Was aus dem Mörder geworden, erzählen die amerikanischen Blätter nicht weiter.

F. B—b—m.

* Der freie Neger.

Großes Aufsehen erregte kürzlich im Kapitol zu Washington das Erscheinen des jetzigen „farbigen" Vice-Gouverneurs Dunn von Louisiana, der sich durch seine Fähigkeit und Mäßigung auch die Achtung der Weißen in Louisiana erworben hat. Er wurde im Saale des Senates und in dem der Repräsentanten von vielen hervorragenden Congreßmitgliedern herzlich begrüßt; auch der Geschichtschreiber Motley und der frühere Johnson'sche General-Anwalt Evarts becomplimentirten ihn. — Dunn ist ein stattlicher, hübschgebauter Mann mit braunem intelligentem Gesicht. Auch demokratische Mitglieder schüttelten ihm die Hand. Einige demokratische Größen, die ihm im Vollgefühle ihres Kaukasierthums diese Aufmerksamkeit verweigerten, schämten sich ihres Racendünkels doch ein wenig, als sie diesen „Nigger", der ein perfektes Englisch spricht, mit einigen Mitgliedern der fremden Gesandtschaften auch fließend Französisch und Spanisch sprechen hörten, während sie selbst nur ihr Englisch radebrechen können.

*) Insurgenten.

Die Liebe ist eine Aloë, sie blüht einmal und stirbt dann; aber ihre Blüthenzeit kann ein Menschenleben dauern. Max Waldau.

Feuilleton.

*** Zum Gustav-Adolphsfest in Otterberg.**

Motto: „So hatte nun wacker Du jetzig' Geschlecht,
Wie einst Deine Väter an Wahrheit und Recht!"

Es sank der Tag; die Nacht wollt uns umpfahen,
Da ging ein lichter Stern im Norden auf! —
Und Alle, die sein strahlend Glänzen sahen,
Es riß sie fort, zu hellem Siegeslauf!

Der Stern, er ist zur Sonne uns geworden,
In alle Herzen strahlt ihr goldner Schein!
Und licht und helle ward es aller Orten
Und wird's hinfort für alle Zeiten sein!

Willkommen Alle d'rum, die heut' Ihr nahet
Euch der Ballonen altem Heimathswort! —
Fest bleib' und stark das Band, das uns umpfahet
Und „Gott mit uns!" das hehre Losungswort!

Otterberg. S.

* (Schlimme Vergeßlichkeit.) Eine sehr reiche junge Dame in London hatte einen eifrigen Bewerber in einem der elegantesten Sportsmen vom Jockeyclub; seine Bewerbung wurde von der Familie genehmigt unter der Bedingung einer noch genaueren Bekanntschaft und er durfte häufig seine Besuche abstatten. Da hatte der Lord aber eines Tages eine sehr verhängnißvolle Idee; er war sehr vergeßlicher Natur, und so schrieb er sich Alles in ein kleines Portefeuille, was er den Tag über vor hatte, vorzüglich das, was er zu vergessen fürchtete.

Er hatte des Morgens einen Besuch bei der Familie X. gemacht und war später fortgegangen, als alle andern Besucher; nach seinem Weggehen saß seine Zukünftige träumerisch am Kaminfeuer und wärmte sich ihre kleinen Füße, da sieht sie eine Schreibtafel aus russischem Leder liegen und hebt sie auf. Natürlich öffnete sie dieselbe, um zu sehen, wem sie gehöre — die Visitenkarten des Lord's lassen ihr keinen Zweifel über den Besitzer und nun blättert sie erst recht neugierig darin. Jeder Tag in der Woche hatte sein Memento und so las sie Folgendes:

Montag: Schloß zu verkaufen; man verlangt 10,000 Pfd. St. zu theuer!

Nicht zu vergessen, daß ich heute Abend zu Frau von X. gehen muß.

Hier hielt die junge Dame erstaunt inne, dann fuhr sie in ihrer Lektüre fort:

Mein Pferd ist krank, man muß den Thierarzt rufen lassen.

Morgen Frühstück bei Lord B.

Nicht zu vergessen, heute Abend um 9 Uhr zu Frau von X. gehen."

— Nein, das ist doch zu stark! rief Fräulein von X., indem sie ihrer Mutter das Portefeuille hinreichte; jetzt sieh einmal Mama, die Aufrichtigkeit der Liebe, von welcher Lord X. immer spricht. Er muß es sich sogar zweimal aufschreiben, damit er nicht unsere Einladung vergißt.

Das ist wahrhaftig schmeichelhaft.

Man schickte dem Lord, ohne irgend ein Wort hinzuzufügen, das Portefeuille zurück; er verstand, was das heißen wollte und kam nicht wieder in das Haus, wo er eine so glänzende Verbindung verscherzt hatte.

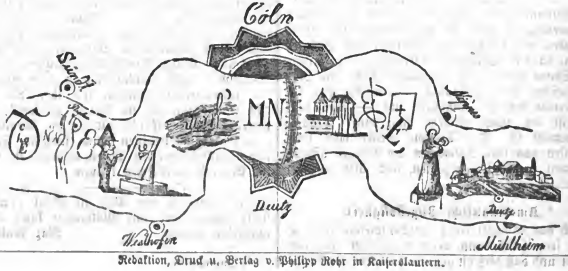
Festlied,

gesungen von den Theilnehmern bei der Versöhnungsfeier gewisser Weltbegläcker.

Jeder greift zum vollen Becher
Dieser Stunde zu gefallen!
Lumpen läßt sich heut kein Zecher
Hundert Lieder heut erschallen,
Wird doch am Versöhnungstage
Vom Vergang'nen nicht gesprochen;
Andern Sinn's wird jede Klage
Abgethan und abgebrochen!

Aus Nr. 31 des „Hamburger Humorist."

Bilder-Rebus.



Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 32. Sonntag, den 8. August. 1869.

Warum?

„Warum?" frägt das Bäblein, das eben beginnt
In den Zügen der Eltern zu lesen.
„Warum ist die Mutter so trübe gesinnt?
Der Vater so böse gewesen?"

„Warum?" frägt der spielende Knabe im Frei'n,
„Warum muß das Wetter mich stören?
So eben noch glänzte der Sonne Schein,
Nun läßt sich der Donner schon hören."

„Warum?" frägt der Jüngling, „Warum denn so kühl?
Du Theurre, du einzige Liebe,
Warum so verschieden Gefühl und Gefühl?
Warum so verschieden die Triebe?"

„Warum?" frägt der Mann mit düsterem Blick,
„Warum diese Sorgen auf Erden?
Warum hindert uns stets ein feindlich Geschick
Vollkommen glücklich zu werden?"

„Warum?" frägt der Greis, und der Stimme Schall
Verkündet ein ängstliches Beben.
„Warum dringt nie Kunde ins Weltenall
Von einem schöneren Leben."

Warum und warum, von der Wieg' bis zum Grab,
Stets wird uns die Frage entstiegen,
Die Eine, sie löset die andere ab
Und nie kann die Antwort genügen.

Und doch wird der Mensch durch Warum und Warum
Stets klüger, weiser und besser,
Und doch wird nur durch das winz'ge Warum
Der Menschengeist größer und größer.

Drum frag' nur „Warum?" und suche mit Fleiß
Dir die Antwort darauf zu erzwingen,
Denn nur durch warum wird der denkende Geist
Sich das Glück und die Freiheit erringen.

L. M.

§ Bebe.

Novellette nach Moriz Jókai.

Stanislaus Leszinsky, der durch das Unglück und seine Abenteuer berühmte Polenkönig, hatte fliehen und seinen Thron August II. überlassen müssen, als der Stern seines mächtigen Freundes und Bundesgenossen, Karl XII., untergegangen.

Gezwungen dem Throne zu entsagen, hatte er fürder nur ein Ziel, nämlich ihn wieder zu gewinnen.

Unruhige Thronprätendenten, wie Stanislaus, pflegen Denjenigen, die factisch im Besitze des Thrones sind, so manchesmal den Schlaf zu stören. Das war auch die Ursache, warum Stanislaus zu Zweibrücken, das er vom Schwedenkönige erhalten, unausgesetzt von ungeladenen Gästen umgeben war, von denen er ganz gut wußte, daß sie jedes seiner Worte belauschen, um es seinem Feinde August zu rapportiren. Aus jedem Gesichte, das sich mit freundlicher Miene näherte, las er schon von weitem den Spion heraus. Wo aber Spione zu finden sind, dort sind auch Meuchelmörder nicht mehr ferne.

Unter den Fremden, die bei Hofe ab- und zugingen, befand sich auch ein russischer und sächsischer Offizier. Der Name des ersteren ist nicht bekannt, der letztere hieß Brancke.

Wie es schien lernten sie sich erst bei Stanislaus kennen, und nach und nach stellte es sich heraus, sie hätten ein und dasselbe Ziel: nämlich die Gunst Katharinens, der schönen Schwester des vertriebenen Polenkönigs. Darüber hatten sie auch von Zeit zu Zeit kleine, stets in Güte sich lösende Zwistigkeiten, wie sie eben zwischen verliebten, jungen Herren überall vorkommen. — Im englischen Parke des Fürsten befand sich eine künstliche Grotte aus alten, moosbedeckten Steinen und mit einem ebenfalls epheubewachsenen Dache versehen. Die Grotte hatte schwere Eisenthüren, von innen aber war sie mit dem auserlesensten Luxus möblirt.

Dieser blos aus einem Zimmer bestehende kleine Schlupfwinkel bildete den Lieblingsaufenthalt des Königs. Hier hielt er gewöhnlich Siesta, hier empfing er seine intimsten Freunde, die dann auch ohne seine Einladung die Grotte zu besuchen pflegten, um vor der Gluthhitze der Sommernachmittage ein frisches, kühles Plätzchen zu finden.

An einem schwülen Nachmittage finden wir Brancke und den Russen allein in der Grotte.

„Nicht wahr, Freundchen," sprach der Russe, „ein recht einsames, ruhiges Plätzchen das?"

„Ganz, wie wenn es für ein Liebesabenteuer erbaut worden wäre."

„Wenn man jene Thür dort zusperrt, kann draußen Niemand wissen, was hier innen vorgeht."

„Daß hier zum Beispiel Jemand einer schönen Dame Küsse raubt."

„Nicht wahr, es wäre Dir gar nicht unlieb, hier einmal mit Katharinen allein zu sein?"

„Noch lieber mit Stanislaus."

Der Russe ergriff hastig die Hand Brancke's.

„Pst! Sperren wir die Thüre ab!"

Er begleitete seine Worte mit der That.

„Hier kann uns Niemand hören."

„Außer uns ist hier keine Seele anwesend. Die Grotte hat kein einziges Nebengebäude, die Wände sind viel zu dick, als daß man unsere Stimme draußen hören könnte, und hier innen kann sich Niemand versteckt haben."

„Wenn nur nicht in diese Blumenvase!"

Und er wies mit dem Finger auf eine 2 Fuß hohe japanesische Blumenvase. Sie stand auf einer grünen Marmorsäule und war mit bunten Dahlien bedeckt. Brancke lachte über den Witz des Russen, und dann untersuchten sie alle Möbelstücke, ob Niemand in der Grotte verborgen sei. Sie überzeugten sich, daß sie allein waren.

„Freund", sprach der Russe, „wir haben beide eine und dieselbe Aufgabe."

„Es scheint auch mir so."

„Und die ist, jede Bewegung von Stanislaus zu belauschen und darauf Acht zu geben, daß er Zweidrücken nicht verlasse."

„Was er aber diese Nacht thun will, um nach Frankreich zu fliehen, woher man ihm Hülfe verspricht. Ich habe es erfahren."

„Auch ich weiß es. Und welche Instruktionen hast Du für diesen Fall?"

„Dann muß er sterben."

„Pst! Sprich leiser. Selbst die Blumen sollen nicht hören, was Du mir zu sagen hast. Wie willst Du dies bewerkstelligen?"

„Ich habe Soldaten in der Nähe. Die werden ihn auf seiner Flucht angreifen und niedersäbeln. Alle Welt wird glauben, es waren Räuber."

„Der Plan taugt nichts. Stanislaus ist muthig und gewandt, leicht möglich, daß er sich durch Deine Soldaten schlägt. Dann kann auch Jemand Deine Soldaten erkennen, und das würde dann nicht wenig Lärm schlagen. Dich würden Deine Sender ganz gewiß ausliefern. Sie hätten doch Verstand genug, die Verantwortlichkeit einer solch eclatanten That nicht auf sich zu nehmen. Du mußt einen anderen Plan ausfindig machen."

„Rathe mir!"

„Er muß ohne Lärm sterben. Hast Du Gift bei Dir?"

„Aber ich kann es nicht benutzen. Katharina kostet alle seine Speisen und Getränke, bevor sie ihm dargereicht werden."

„Und sie willst Du nicht mit ihm vergiften. Wie es scheint bist Du am Ende verliebt in das Mädchen."

„Laß es sein. Da weiß ich etwas Gescheideres. Siehst Du diesen Brief da? Dieser Brief enthält Stanislaus's Tod. Trotz seines schönen rosenrothen Siegels. Der Mensch würde es gar nicht glauben. Auch was drinnen steht, ist sehr angenehm. Dem Könige wird die Nachricht mitgetheilt, daß Karl für türkisches Geld wieder ein Heer sammelt. Wie ihn diese Nachricht erfreuen wird! Aber nach 2 Stunden wird sich sein Herz zusammenpressen, sein Athem stockt und ein dunkler Flor legt sich ihm über die Augen, die Aerzte werden kommen und gehen, ihre Wissenschaft austramen und dem Kranken zur Aber lassen — aber vergebens — noch dieselbe Nacht ist der König eine Leiche. Die Schriftzüge des Briefes sind mit einem feinen Staube bestreut, der den Lesenden einige Jahre früher dorthin kommen läßt, wo wir früher oder später so auch Alle hin müssen."

„Das ist ein guter Einfall. Du wirst den Brief übergeben."

„Uebergieb Du ihn. Zu mir hat er kein vollständiges Vertrauen. Ich habe keinen polnischen Namen, und da glaubt er, ich sei ein Russe."

Brancke zauderte. „Er schien zu überlegen.

„Fürchtest Du Dich vielleicht?"

Hastig griff er nach dem Briefe und verbarg ihn in seiner Brusttasche.

„Jetzt komm', suchen wir den König auf!"

Nach dieser geheimen Unterredung wollte keiner den Andern auch nur auf einen Augenblick verlassen. Die Verräther sich stets mißtrauisch. Jeder wollte gewiß sein, daß ihn der Andere noch vor Ausführung des Planes nicht an den König verkaufe.

Zwei Stunden darauf meldete ihnen der Ceremonienmeister, der König erwarte sie in der Grotte. Sie eilten sogleich dahin.

Stanislaus war allein. Als sie in die Grotte traten, sagte er dem Russen, er möge die Thür absperren.

Brancke nam sogleich den Brief aus der Tasche, und mit lächelndem Angesichte sprach er zum König: „Aus Bender ist ein Brief angelangt."

Stanislaus kreuzte die Arme auf die Brust und übernahm den Brief nicht. Mit durchbohrendem Blicke maß er bald den einen bald den andern. Brancke reichte ihm zum Zweitenmale den Brief hin.

„Behalte nur Deinen Brief, ich weiß so auch, was er enthält. Wollte ich, so wie Ihr — einen Mord begehen, so würde ich Dich zwingen, den Brief zu öffnen und selbst zu lesen."

Brancke wurde blaß. Der Russe bemerkte, sie seien verrathen, und wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, Alles auf Brancke zu schieben und sich so aus der Schlinge zu ziehen. Ein Verrath mehr oder weniger, was hat's zu sagen!

„Was soll das bedeuten?" fragte er, sich mit erkünstelter Ueberraschung an seinen Helfershelfer wendend.

„Verstelle Dich nicht!" herrschte ihn der König an. „Du weißt ebenso, was dies Alles zu bedeuten hat, wie ich oder er. Ihr seid abgesendet, um mich zu beobachten, oder, im Falle es sein muß, zu tödten. Hier in dieser Grotte, ganz allein und flüsternd, habt Ihr Euern teuflischen Plan erdacht. Niemand hat Euch gehört, als eine Blumenvase; aber auch die Blumen haben Ohren, Euer Geflüster zu vernehmen, und Zungen, wider Euch zu zeugen. Bebe!"

Auf diesen Ruf thaten sich die Dahlien der Blumenvase auseinander, und aus dem zwei Fuß hohen Geschirre hob sich eine menschliche Gestalt in die Höhe. Ein lebender, kaum 30 Zoll hoher Mensch, Bebe, der Zwerg des Königs.

Wer hätte es geglaubt, daß in dieser kleinen Blumensase ein Mensch Platz finden werde?

Das drollige, kleine Männchen wandte sich mit lächelnden Mienen an die wie erstarrt dastehenden Spione. In jeder Hand hatte er eine Pistole, in deren Läufe er, mit seinen kleinen Augen komisch zwinkernd, hineinpfiff, gleichsam als wollte er den beiden Spionen eines seiner Lieblingslieder vorpfeifen. Damit war den Verräthern jede weitere Aussage abgeschnitten.

„Meine Herren", sprach der König zu ihnen, „Sie werden es wohl wissen, daß Könige, die auf ihren Thronen sitzen, Majestätsverbrecher aburtheilen lassen und sie nach ihrer Einsicht entweder begnadigen oder dem Tode überliefern. Ich bin ein fliehender König, der weder Soldaten, noch Richter, noch Henker hat. Würde ich auf meinem Thron sitzen, so würde ich vielleicht Gnade für Recht ergehen lassen; doch weil ich verfolgt und unstät bin, verurtheile ich Euch, und Ihr müßt sterben. Aber da ich keinen Henker in meinen Diensten habe, will ich selbst mein Urtheil vollziehen, auf eine Weise, wie es einem König und einem Polen geziemt. Zieht Eure Schwerter und vertheidigt Euch. Stanislaus kann auch getödtet werden, aber nur Aug' in Aug' mit seinem Gegner."

Die verrathenen Meuchelmörder sahen nur einen Rettungsweg vor sich. Mit dem Schwerte mußten sie sich aus der Schlinge durchhauen. Wollten sie nicht in derselben untergehen. Wie auf ein gegebenes Zeichen zogen sie beide ihre Schwerter und stürzten sich auf den König.

„Oho, meine Herren!" schrie der Zwerg mit scharfer, gellender Stimme, „auf einmal kommt nur einer; einer nach dem andern; nur Meuchelmörder greifen zu zweien einen Gegner an. Setzen Sie sich, Herr Capitän, und warten Sie auf Ihr Schicksal. So lange der erste Kampf dauert, haben Sie die Güte, Ihr Schwert unberührt zu lassen; denn Bebe ist da, und Bebe schießt sehr gut."

Brancke setzte sich. Der Russe maß sein Schwert mit dem des Königs. Während des ganzen Kampfes hielt Bebe seine Pistole gegen die Stirne Brancke's gerichtet. Kalter Angstschweiß perlte auf dem Gesicht des auf diese Weise zur Ruhe gezwungenen Meuchelmörders. Der Zweikampf dauerte nicht lange. Der Russe war ein sehr geschickter Fechter und vertheidigte sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Anfänglich warf er sich mit vieler Kraftverschwendung auf den König, der aber nur mit ihm zu spielen schien; nach und nach erlahmte seine Kraft, und nach fünf Minuten fiel er mit einem fürchterlichen Aufschrei gerade zu den Füßen des zitternden Brancke. Einige Minuten krümmte er sich auf dem Boden, dann starb er.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, mein Herr!" sprach Stanislaus zu Brancke. Der hatte schon das Bewußtsein verloren, das Zimmer drehte sich mit ihm, mechanisch streckte er sein Schwert vor sich hin, und nach einer Minute sank er, zum Tode getroffen zu Boden und verröchelte seine elende Seele.

„Und jetzt mein Pferd, Bebe!"

Noch in derselben Nacht flüchtete sich Stanislaus nach Frankreich.

Wie eine heirathslustige Frau angeführt wird.

Die New-Orleans „D. Ztg." schreibt: Ein junger Mann dessen Namen wir vorerst noch verschweigen wollen, entschloß sich vor einigen Abenden nach St. Louis zu reisen. Er packte seine bescheidenen Habseligkeiten zusammen, und als er eben im Begriff war, nach dem Boote zu gehen, begegnete er wie zufällig einem Polizisten, der ihn in höflichen aber entschlossenen Worten ersuchte, mit ihm in das Haus an — Straße zu gehen und eine kleine Geschäftsabrechnung dort zu besorgen.

Der junge Mann versicherte zwar dem Polizisten auf sein Ehrenwort, daß er mit Wissen in ganz New-Orleans keine fünf Cents schulde; der Mann der Gerechtigkeit aber drang nichts desto weniger in ihn, ihm dennoch zu folgen. Als er aber in das ihm bestimmte Haus trat, wartete dort seiner ein junges Mädchen, das er, seiner unwillkürlichen Ueberraschung nach zu urtheilen, ganz wohl kannte. Die junge Dame stellte ihm im Beisein eines Advokaten und Friedensrichters zwei Bedingungen: nämlich sie zu heirathen um dann nach Belieben zu reisen, oder die Heirath abzuschlagen und ins Gefängniß zu gehen.

Der junge Mann wählte nach kurzem Bedenken das Erstere, und der Friedensrichter verrichtete auch sogleich das Geschäft. Nach gethaner Arbeit verließ das Paar das für dasselbe so inhaltsschwer gewordene Haus, aber zum Erstaunen Aller gingen sie nach verschiedenen Richtungen. Endlich schien die junge Gattin sich eines Besseren zu besinnen, drehte sich um und folgte ihrem Gemahl. Dieser aber trat in ein Kaffeehaus; die junge Frau harrte ängstlich vor der Thür, konnte ihn aber seitdem nicht wieder sehen, — er hatte eine Hochzeitsreise unternommen, seine junge aufgezwungene, Frau aber mitzunehmen vergessen.

Verdauung der Nahrungsmittel.

Die mittlere Zeit, welche hierzu erforderlich ist, gibt Dr. Klenke in seinem chemischen Koch- und Wirthschaftsbuch an, wie folgt: Eine Stunde: gekochter Reis. Eine Stunde 30 Minuten: geschlagene Eier, Gerstensuppe, gebratenes Wildpret, weichgekochte Aepfel und Birnen, Obst als Muß gekocht, gekochter Lachs und gekochte Forelle, Spinat, Spargel, Sellerie, durchgetriebener Erbsen- und Bohnenbrei, Gerstenbrei, Hasergrütze. Eine Stunde 35 Minuten: gekochtes Gehirn und gekochter Sago. Zwei Stunden: gekochte Milch, rohes Ei, gekochte Gerste, gebratene Ochsenleber, gekochte saure Aepfel, gekochter Stockfisch. Zwei Stunden 15 Minuten: Frische ungekochte Milch, gekochter Truthahn. Zwei Stunden 30 Minuten: ge-

bratener Truthahn, gebratene wilde Gans, gekochtes Lammfleisch, gebratenes Spanferkel, geröstete Kartoffeln, in den Hülsen, gekochte Veitsbohnen, große Bohnen, Erbsen, Linsen. Zwei Stunden 45 Minuten: Pudding von Eiern und Milch, geröstetes zartes Rindfleisch, Hühnerfrikassee, Austern. Drei Stunden: weich gesottene Eier, geschmortes Hammelfleisch, roher Schinken, Beefsteak, gebratenes mageres Rindfleisch, gebratener Barsch, gebratene Steinbutte und Scholle, Kuchen. Drei Stunden 15 Minuten: Ochsenbraten, Rostbeef, gekochte Mohrrüben, grüne Salate, Kohl. Drei Stunden dreißig Minuten: gebratenes Schweinefleisch, frisch gesalzenes Schweinefleisch, geschmolzene oder gebratene Butter, hartgesottene Eier, alter Käse, frische Bratwurst, gekochtes Rindfleisch, eingesalzenes Rindfleisch, gekochte Kartoffeln, gekochte weiße Rüben, Hammelfleischsuppe, frisches Weizenbrod, gekochter Weißkohl, gekochter Meerrettig, gekochte Zwiebeln. Drei Stunden 45 Minuten: gekochtes fettes Rindfleisch, Butterbrod mit Kaffee. Vier Stunden: gekochtes und gebratenes zahmes Geflügel, Hammelsbraten, Kalbsbraten, Rindfleischsuppe, gesalzener Lachs, trockenes Brod mit Kaffee. Vier Stunden 15 Minuten: wildes Geflügel, Schweinefleisch mit Gemüse gekocht. Vier Stunden dreißig Minuten: gekochtes zartes Hammelfleisch, frisch gesalzenes Pöckelfleisch und Sauerkraut. Fünf Stunden: sehr hart gesottene Eier, gebratene Rauchwurst, zäher Kalbsbraten, gebratenes altes Hammelfleisch, gekochte Sehnen, Häute, Därme, Ochsenbalg, Steinobst, Kirschen, Pflaumen, Rosinen, Mandeln, Pilze, Nüsse, Hülsen von Hülsenfrüchten. Sechs Stunden: altes Pöckelfleisch, gebratene Neunaugen und gebratener fetter Aal. Aus dieser Uebersicht geht für die Hausfrau diese Lehre hervor, schwächlichen Körpern keine Diät zuzumuthen, welche über vier Stunden zur Magenverdauung gebraucht. Zusatz von viel Oel, Fett und Säure erschwert die Verdauung, dagegen wird dieselbe gefördert durch Zusatz von Salz, Gewürz, (Pfeffer, Zimmt, Senf,) altem Käse, Rettig, Zucker und Wein.

Feuilleton.

* An die Spanier.

Glaub' Spanisches Volk, es gehört zu den Enten,
Daß das Regieren nur Könige könnten,
Und lernt aus den neuen Experimenten:
Geht's erst eine Weile mit einem Regenten,
Dann geht es auch mit 'nem — Präsidenten!

* Räthselfragen.

In welchem Stift gibt es weder Mönche noch Nonnen? Antw. Im Bleistift.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Ehemann und einem Kirchthurm?

Antw. Gar keiner: beide haben ihr Kreuz.

Welche Vögel hat Gott bei Erschaffung der Welt zu erschaffen vergessen?

Antw. Die Galgen-, Wander- und Pechvögel.

Schützensprüche*)

zum II. Pfälzischen Bundesschießen

von **Müller von der Werra.**

Ob Vorder- oder Hinterlader,
Ihr Deutschen, laßt den alten Hader!
Sänger, Turner und die Schützen
Sind des Vaterlandes Stützen!

Kuß und Wein und Wein und Kuß
Reimt sich fein auf Meisterschuß!

Lasset ein Hurrah erschallen
Und die Büchsen lustig knallen!

Des Friedens Brust voll Kriegesdrang
Sei Scheibe uns und Kugelsang!

Amor mit dem Pfeilgeschosse
Ist auch Schützenbundsgenosse!

Heil der Nadel, die da zündet,
Wenn sie Deutschland fest begründet!

Würzt das Wort mit Salz und Pfeffer,
Witze sind die besten Treffer!

Redet frisch und schießet frei,
Pereat der Tyrannei!

Nehmt den Teufel auf das Korn,
Der im Auge uns ein Dorn!

Zum System der Ladestöcke
Paßt die Zunft der langen Röckel

Grad aus immer, das bezwecke!
Nur der Schelm schießt um die Ecke!

Jeder Schuß und jeder Knall
Sei ein Gruß und Jubelschall!

Erst erobre Dir den Becher,
Schütze dann sei wackrer Zecher!

Des Schützen Tracht hat keinen Sinn,
Steckt nicht ein braver Mann darin!

Pulver, Pulver auf die Pfanne,
Also rief die alte Hanne,
Zündpatrone heißt es jetzt,
Hann' und Pfann' sind abgesetzt!

Schützen seid willkommen sein!
Trinkt des Kaisers lautern Wein!

Festen Arm und sichre Hand
Und ein Herz für's Vaterland!

Schieße keinen Bock beim Feste,
Sonst wird Dir der Spott der Gäste!

Stehe fest in Stand und Feld,
Denn es wanket nie ein Held!

In die Scheibe blind zu schießen
Ziemet weder Den noch Diesen!

Schützlein nimm Dich wohl in Acht
Steht der Schütze auf der Wacht!

Haß Du recht das Ziel getroffen,
Nun so kannst Du freudig hoffen!

Wer ein Mucker ist verdrossen,
Hat das Pulver längst verschossen!

*) Die meisten dieser Sprüche rc. sind als Plakate gedruckt und in der Expedition dieses Blattes zu haben.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 33. Sonntag, den 15. August. 1869.

„Was ist denn schließlich Wahres an der Geschichte?"

Diese Frage, aufgeworfen von den „Breslauer Hausblättern," ist gewiß eine zeitgemäße und verdient ohne Zweifel eine ernstere Beantwortung als irgend eine andere. Seit nun beinahe 14 Tagen laufen die armen Karmeliterinnen barfuß durch die Spalten kirchenfeindlicher Blätter, und das leichtgläubige Philisterherz, das nicht kalt überlegt und noch dem Telegraphen, der bekanntlich — nach Bismarck — gleichfalls seinen Beruf verfehlt hat, wie auch dem Gedruckten ohne Weiteres glaubt, sieht überall eingemauerte Nonnen und ausgeschlossene Mönche, welche den Klosterschlüssel vergessen haben. Man träumt von aufgefundenen Marterwerkzeugen, und die Falterkammerdebatten wollen kein Ende nehmen. Da ist es denn an der Zeit, daß wir die Wahrheit rücksichtslos veröffentlichen, damit sie auch dahin dringe, wo die „Breslauer Hausblätter" vielleicht nicht gelesen werden.

Es ist dies um so nöthiger, als die „Breslauer Hausblätter" doch noch gar zu viel zugestehen. Sie räumen die dunkle Zelle ein, rütteln sich nicht weiter in der Zwangsjacke und ziehen nicht einen einzigen Tag von den 21 Jahren ab, welche die arme Barbara in dem schwesterlichen Gefängniß zugebracht haben soll. Ei, ei, Ihr kleinen lieben „Breslauer Hausblätterchen", warum so liebenswürdig? Damit leistet Ihr der guten Sache wahrlich einen schlechten Dienst. Nehmt Euch ein Beispiel nicht nur an uns, sondern auch an dem geistlichen Rath Müller aus Berlin, der, als er am Mittwoch in der neuen Klosterkirche zu Moabit die Einweihungsrede hielt, die Nachrichten aus Krakau einfach eine satanische Verleumdung nannte. Das ist denn doch endlich einmal ein schönes, kräftiges Wort zur Aufklärung der düsteren Gerüchte!

Und nun hört, wie wir Eure Frage: was ist denn schließlich Wahres an der Geschichte? beantworten.

Der Oberin des Krakauer Klosters — es gehört dem Orden der sauberen Schwestern — war schon drei Tage vorher das Erscheinen der gerichtlichen Deputation angekündigt worden. Alsdann wurde eine genaue Revision vorgenommen und durchaus nichts Verdächtiges entdeckt. Man fand sämmtliche Nonnen eifrig bei weiblicher Arbeit beschäftigt. Einige verfertigten Seelenwärmer für arme Seelen im Fegefeuer, Andere stickten Morgenschuhe für Barfüßler, noch Andere scheuerten abgegriffene Peterspfennige mit Putzpulver blank. Ein altes verwahrlostes Bettelweib wurde von einer Nonne frisirt und von einer andern während dieser Procedur mit Bonbons gefüttert.

Zwei Nonnen fehlten beim Appel. Die Eine war krank und mußte die Zelle hüten, weil sie sich beim zu heftigen Genuflexenschlagen der Augen etwas in denselben verknackst hatte. Die Andere litt eine 3tägige Strafhaft, weil sie laut Beichte während der Messe an Kirschkuchen gedacht hatte. Man besuchte die leichte Sünderin in ihrer Zelle. Sie — die Nonne — war vollständig bekleidet, gut genährt und voller Reue, über ihr Vergehen. Die Zelle war einfach, aber sauber eingerichtet, gekfstet und gänzlich ohne Kanal-Anlage. Auch in sämmtlichen andern Nonnenzellen fand sich Nichts, was zu Verdacht Anlaß geben konnte.

Die Oberin führte darauf die Deputation in die Klosterküche, wo eben der chloroformirte Häring geschlachtet wurde, der zu den — natürlich vollständig bekleideten — Kartoffeln verzehrt werden sollte. So einfach ist die Klosterkost! Auch hatte keine einzige Nonne eine belegte Zunge.

Ferner wurde die Klosterkasse vorgewiesen. In derselben befanden sich drei Papierzehnerl und etwas preußisches Kupfergeld, welches sich wahrscheinlich durch die siegreichen Preußen im Jahre 1866 dorthin verirrt hatte.

Also war Alles in schönster Ordnung. Man hielt es daher nicht für nöthig, in einige im Erdgeschoß vorgefundenen Versenkungen hinabzuleuchten. Am Ende eines dunklen Ganges fand sich eine starke Thür, aus deren Spalten ein penetranter Modergeruch hervordrang; da aber diese Thür, der Aussage der Oberin nach, zum Kartoffelkeller führte und da überdies der Schlüssel verlegt war, so konnte das Oeffnen derselben füglich unterbleiben. Schon war man wieder am Thor des Klosters, als ein Mitglied auf seltsam klagende Töne aufmerksam wurde, welche anscheinend aus der Klostermauer herauskamen. Die Oberin, befragt, was diese Töne zu bedeuten hätten, erwiderte: „Es sind Kloster-Heimchen; die zirpen immer so."

Also empfahl man sich der frommen Aebtissin höflichst, trennte sich mit vollster Befriedigung und erklärte in einem amtlichen Bericht das Kloster für eine Musterwirthschaft ersten Ranges.

Die Nonne Barbara Ubryk begleitete die Vertreter der Gerechtigkeit bis zur Pforte, gab ihnen dort ihr Kabinets-Porträt und sprach die Hoffnung aus, daß die kirchenfeindliche Presse in dem freund-

lichen Besuch keinen Stoff zu böswilligen Uebertreibungen finden möge.

Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Selbst die „Breslauer Hausblätter" haben die Frage: Was ist denn schließlich Wahres an der Geschichte? nicht mit der erforderlichen Ruhe beantwortet. So wollen wir doch wenigstens diese brennende Frage schnell zu löschen suchen.

Alle Journale welche es wie die „Breslauer Hausblätter" gut mit den Klöstern meinen, werden gebeten, diesen unsern heutigen Leitartikel abzudrucken.

Die Kapucyniker der „Berliner Wespen."

Ein neuer Prüfstein für Wilde.

In einer Schaubude auf dem Schützenplatze zu Deutz findet wißbegieriger hoher Adel und ein geehrtes Publikum gegenwärtig Gelegenheit, 2 Exemplare der vor etwa 30 Jahren durch James Fenimore Cooper salonfähig gewordenen nordamerikanischen Rothhäute zu sehen, — zwei Indianer, der eine vom Stamme der Arrappahoes, der andere von dem der Delawares. Diese Eingebornen Nordamerika's, die wahren Hinterwäldler, die sich, abgesehen von ihrer großen Zuneigung zum Brandwein, füglich rühmen können, von der Cultur noch nicht beleckt zu sein, und wovon der Delawarer die Ehre gehabt haben soll, bei dem seiner Zeit in den Zeitungen erwähnten Angriff auf die nun glücklich vollendete Pacific-Eisenbahn mitgekämpft zu haben, wurden, wie man der „Köln. Ztg." meldet, von dem Aussteller derselben in der Alhambra gesehen, und zu einer Tour durch den Kontinent engagirt. Auf dieser Tour rasten sie nun in Deutz und lassen sich anstaunen. Um sich aber von ihren Gästen als echte, unverfälschte Wilde zu legitimiren, führen sie vor den Augen derselben gewisse Bravourstücke auf. Zu diesen gehört vornehmlich das Verschnaufen von Tauben, Kanin-chen und ähnlichen Creaturen, zwar nicht mit Haut, Federn und Haaren, so doch, ohne daß irgend ein chef de cuisine oder eine Schülerinn der berühmten Henriette Davidis die Kunst der Zubereitung in Topf, Tiegel und Pfanne daran erprobt hätte. Alles geht ungekocht und ungebacken in großer Geschwindigkeit denselben Weg, den Trüffeln, Austern und Schnepfendreck hinter der weißen Cravatte eines Feinschmeckers aus der vornehmen Welt zu nehmen pflegen. Es kam nun auch eine zahlreiche Gesellschaft von Arbeitern in das Ausstellungslocal, um sich zur Vermehrung ihrer anthropologischen Kenntnisse die bewundernswerthe Eß-, oder, wenn's dem Leser beliebt, die Freßkunst der Fremdlinge anzuschauen. Einer der Arbeiter meinte: „Wann dat Wilde finn, dann müssen se och ene Geißbock fresse künne." Dieser Gedanken zündete. Die Gesellschaft wurde sofort schlüssig, sich durch eine Probe zu vergewissern, ob sie echte oder aber Schwindelei vor Augen hätte. Andern Tages kamen die Arbeiter richtig mit einem aus zusammengesteuerten Groschen angekauften Geisböcklein an und ließen sich also vernehmen: „Wann de Kähls dä Geisbock nit fresse, dann sinn et och kein Wilde, und dann schlonn mer de ganze Hött zosamme." Bei so bedrohlichen Worten hielt der Unternehmer für angemessen, seinen Rothhäuten einen Wink zu geben, sie ermahnend doch ja das Menschenmögliche zu leisten. Als sie dann das Böcklein meckern hörten, mußten die Ehrgeizigen förmlich zurückgehalten werden, darüber herzufallen. Kaum war nun das unschuldige Opfer über das Geländer der Bühne befördert worden, da machten die farbigen Gentlemen sich darüber her, der eine mit einer dolchartigen Waffe, der andere mit seinem Scalpirmesser. Das Böcklein war im Nu vom Leben zum Tode gebracht, und der Schmauß begann und endete, als der letzte Brocken verzehrt war. Nun hieß es: „Jo, et sinn Wilde." und man schied mit vollständiger Befriedigung.

Eine Rittergeschichte.

Die Pariser Briefe der „Köln. Zeitung" erzählen eine Geschichte, die wir in einer Zeit, wo so wenig Weltbewegendes passirt, unsern Lesern als etwas Herzbewegendes nicht unterschlagen wollen:

Neulich meldete das „Journal Officiel" den Tod eines Mannes, dessen Leben nur eine Kette von Entsagungen war und dessen frühes Ende den schönen Augen der Kaiserin die perlendsten Thränen entriß.

Auf dem Artilleriegeschwader war der Fregattencapitän Des Vannes ein Opfer des gelben Fiebers geworden. Er hatte sich zuerst als einfacher Schiffslieutenant im chinesischen Kriege ausgezeichnet. Als Adjutant des Admirals Potet war er in dessen unmittelbarer Nähe bei der Einnahme irgend einer wichtigen Stadt des Reiches der Mitte. Der Admiral, in etwas unvorsichtiger Weise, ging mit etwa 200 Marinesoldaten ans Land und fiel, durch falsche Kundschafter getäuscht, in einen Hinterhalt. Die Franzosen mußten sich zurückziehen, der Admiral blieb und Alles schien verloren, als sich Des Vannes selbst an die Spitze der kleinen Schaar stellte und so kühn und wirksam manövrirte, daß er nicht nur die Chinesen zurückschlug und seine Leute rettete, sondern sogar die Einnahme der Stadt bewirkte. Er erzählte später diese Episode selbst in der Revue des deux Mondes, ohne auch nur seines Namens dabei Erwähnung zu thun. Der Kaiser hörte davon und nach seiner Rückkehr aus Ostasien wurde er zum Fregatten-Capitän und zum persönlichen Adjutanten des Kaisers ernannt. So kam er an den Hof.

Kaum aber hatte Des Vannes ein- oder zweimal mit der Kaiserin verkehrt, als er sich wahnsinnig in sie verliebte. Vergebens versuchte er die Flamme zu ersticken, die ihn verzehrte — seine Liebe entzündete sich nur immer mehr. Da griff er zu dem historischen Mittel, seine Gluth dem Kaiser selbst zu gestehen und sich die Gnade zu erbitten, wieder auswärts verwandt zu werden.

Napoleon III. lächelte mitleidsvoll und sandte

ihn nach China zurück. Nach drei Jahren kam er wieder, um aufs Neue in seine alte Stellung in den Tuilerien einzutreten. Aber seine Liebe war nicht erstorben; im Gegentheil, sie beherrschte ihn mehr als je. Nur kurze Zeit hielt er die Qual aus, und verlangte dringend, entfernt zu werden. Auf diese Weise wurde er zum Commandanten des Dampf-Aviso's d'Estrées ernannt und nach den Antillen entsendet. Dort ergriff ihn das gelbe Fieber, der schreckliche Vomito. Sein letztes Stündlein nahte. Er beichtete, ließ sich das Bild der Kaiserin bringen, welches ihm einst die nichts ahnende Eugenie selbst geschenkt, bedeckte es mit heißen Küssen, bat, es sie wissen zu lassen, wie er in ihrem Anblick seinen letzten Trost gefunden, und starb.

Eugenie erhielt die Botschaft durch das Marineministerium und an jenem Abende war St. Cloud von unheimlich-hysterischem Schluchzen erfüllt.

Aber da kam die Interpellation der 116 und Eugenie hatte Anderes zu thun, als solcher idealen Liebe nachzuweinen. Das persönliche Regiment spielte seinen letzten Trumpf aus, um die Partie zu verlieren. Der Kaiser gab nach — die Kaiserin zog sich grollend zurück und Granier de Cassagnac konnte 3 Tage darnach wehmuthsvoll ausrufen: „O, über diese Schwäche! Der einzige Mann in dieser Familie ist — die Kaiserin!"

Londoner Weltausstellung im Jahre 1871.

Der vor mehreren Monaten in seinen Umrissen mitgetheilte Plan zu einer internationalen Ausstellung in London im Jahre 1871 ist nunmehr zur Vollendung gediehen, und es liegt heute ein Rundschreiben der königlichen Commission für die Ausstellung des Jahres 1871 vor, welches ankündigt, daß „die erste einer Reihe internationaler Ausstellungen ausgewählter Werke der feinen und industriellen Künste am Montag den 1. Mai 1871 in South Kensington, London, eröffnet und am Samstag den 30. September 1871 geschlossen werden wird." Zu diesen Ausstellungen, welche in eigens zu diesem Behufe zu errichtenden Gebäuden abgehalten werden, sollen Erzeugnisse aller Nationen zugelassen werden, woferne sie das Certificat competenter Richter erlangen, daß sie sich in genügendem Maße auszeichnen, um ausgestellt zu werden. Die erste dieser Ausstellungen umfaßt folgende Classen, für deren jede ein eigener Berichterstatter und ein besonderes Comité ernannt wird: I. Schöne Künste: 1) Malerei aller Art in Oel- und Wasserfarben, Emaille, Porzellan u. s. w.; 2) Bildhauerei in Marmor, Holz, Stein, Terracotta, Metall, Elfenbein und anderen Materialien; 3) Kupferstiche, Lithographien, Photographien ꝛc.; 4) architektonische Zeichnungen und Modelle; 5) Tapisserien, Stickereien, Spitzen, u. s. w.; 6) Zeichnungen für decorative Erzeugnisse aller Art: 7) Copien alter Gemälde, Emaillen, Gypsabgüsse, Elektrotypen schöner alter Kunstwerke, u. s. w. — II. Wissenschaftliche Erfindungen und neue Entdeckungen aller Art. — III. Manufacturen: 1) Töpferwaaren aller Art, einschließlich der beim Häuserbau gebrauchten, nämlich Lehmwaaren, Steingut, Porzellan u. s. w. mit den betreffenden Maschinen und Prozessen zur Herstellung solcher Waaren; 2) Wollenwaaren und Kammwollzeuge nebst den Rohproducten und Maschinen zur Verarbeitung derselben; 3) Erzeugnisse zur Förderung der geistlichen und körperlichen Erziehung, nämlich a) Schulgebäude, Einrichtungen und Möbel; b) Bücher, Atlasse, Globen u. s. w.; c) Geräthschaften für körperliche Ausbildung, einschließlich von Spielwaaren; d) Proben und Illustrationen der Unterrichtsmethode in den schönen Künsten, Naturwissenschaften und Naturgeschichte. — IV. Gartenbaukunde: Internationale Ausstellungen neuer und seltener Pflanzen, sowie von Früchten, Gemüsen, Blumen und Pflanzen, welche Specialitäten der Zucht zeigen, sollen in Verbindung mit den obigen Ausstellungen von der Gesellschaft für Gartenbau (Royal Horticultural Society) abgehalten werden. In den Classen II und III dürfen die Producenten Proben von jedem ihrer Fabrikate ausstellen.

Die einzelnen Gegenstände werden den obigen Classen zugetheilt werden und fällt die früher bei Weltausstellungen stattgehabte Unterscheidung in Nationalitäten weg. Ein Drittel des gesammten Ausstellungsraumes wird indessen ausschließlich fremden Ausstellern reservirt bleiben, welche von ihren betreffenden Regierungen mit Certificaten behufs Zulassung ihrer Ausstellungsgegenstände versehen sein müssen, während die übrigen zwei Drittel für Erzeugnisse Großbritannniens und Irlands, sowie für diejenigen ausländischen Erzeugnisse bestimmt sind, welche direct eingeschickt und nach dem Urtheil der für die britischen Aussteller ernannten Richter unterzogen werden. Die Sorge der äußeren Ausstattung ihrer Gegenstände wird den Ausstellern abgenommen werden, da die Commission die nöthigen Glaskasten u. s. w. kostenfrei beschafft und die Aufstellung — durch ihre eigenen Beamten besorgen läßt. Zum Schutze der Interessen der Aussteller sollen Agenten ernannt werden; für etwaige Beschädigungen ist die Commission **nicht** verantwortlich, wird aber die größte Sorgfalt zu deren Vermeidung beobachten. Jeder Ausstellungsgegenstand darf den Preis und muß einen Zettel mit besonderem Grunde (Originalität, Billigkeit, Ausgezeichnetheit u. s. w.), weßhalb er zur Ausstellung geschickt wurde, an sichtbarer Stelle tragen. Unmittelbar nach Eröffnung der Ausstellung sollen Berichte über dieselbe verbreitet und im Laufe des ersten Monats veröffentlicht werden. Jedes fremde Land darf einen offiziellen Berichterstatter für jede Classe, in der Erzeugnisse des betreffenden Landes aufgestellt sind, accreditiren, damit er an der Anfertigung der Berichte theilnehme. Preise werden keine vertheilt, dafür erhält jeder Aussteller das Certificat über die Auszeichnung, zur Ausstellung zugelassen worden zu

sein. Der Katalog wird in englischer Sprache veröffentlicht werden, doch soll es jedem fremden Lande freistehen, einen Katalog in seiner eigenen Sprache herauszugeben.

Der Regenschirm.

Humoreske von A. Seyfried.

Ein entschiedenes Malheur habe ich stets mit den Regenschirmen gehabt, und kann mich immer nur schwer entschließen, einen solchen mitzunehmen. Wohl eine hübsche Anzahl habe ich an verschiedenen Orten stehen gelassen, aber nie wurde mir einer für einen besseren ausgetauscht und in der Regel mußte ich mich in einem solchen Falle für meinen seidenen mit einem baumwollenen begnügen, dessen Beine sich bei der Spannung nach allen Himmelsgegenden reckten.

Einen blauseidenen Schirm hatte ich am längsten, woran wohl eine zweimonatliche Hitze schuld war, die ihn in meine Garderobe sperrte.

Eines Morgens jedoch schnitt der Himmel ein so säuerliches Gesicht wie eine ausgedrückte Zitrone, und ich hielt es für das Beste, den Schirm seines Arrestes zu entlassen. Als ich nach ihm greifen wollte, sprang mir ein schwarzes Mäuschen entgegen, ganz munter und drollig. Ich hatte meinen Spaß an diesem Thierchen und ahnte nichts Böses.

So zog ich denn der Straße entlang meinen Begleiter am Arme; da meldeten sich schon bald einige Tropfen auf meinem Cylinder. Gleichzeitig flüchtete sich eine mir bekannte junge Dame ohne Schirm unter meinen Schutz. Natürlich spielte ich sogleich den liebenswürdigen Galanthomme, und spannte den Schirm auf — aber o Schrecken, was mußte ich entdecken — ein handgroßes Loch bot eine höchst unwillkommene Durchsicht und das hat das schwarze Mäuschen mit seinen Nagezähnen gethan.

Ein andermal machte ich eine Landpartie. Ich besah mir meinen Barometer erst — er war gefallen — mein Laubfrosch versteckte sich im Grase, statt stolz auf der Leiter zu sitzen — die Lokomotive der Eisenbahn hörte ich so hell pfeifen, als stünde sie vor meinem Hause — kurz alle Anzeichen zu einem schlechten Wetter — allein Johanna ging — und ich mußte natürlich auch gehen. —

Aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; ein überspannter Mensch zu sein, ist im Regen auch etwas werth. Ich hatte mir kurz zuvor einen modernen Schirm gekauft, das heißt einen tüchtigen Prügel, an dem ein Dach aufgespannt werden kann. Mit einer ausdauernden Geduld schleppte ich diesen Rettungsapparat in der Sonnengluth bis Nachmittags 5 Uhr, abwechselnd mit einem dicken wollenen Shawl meines Liebchens, pflückte nebenbei Vergißmeinnicht und Masliebchen und machte den Liebenswürdigen, bis wir endlich eine kleine Restauration auf einem Berge erreichten, wo mir die Ruhe entgegenlächelte.

Doch der Frosch war klüger wie ich, er stieg nicht zur Höhe, und mich sollte gar bald eine Strafe dafür erreichen, denn schon nach einer Stunde stieg plötzlich ein Wetter auf. Man eilte nach Hause zu kommen und mitten auf dem Wege brach ein Platzregen los. Mein Liebchen und ihre Mama waren ohne Schirm; was blieb mir übrig, als diesen meinen Schirm anzubieten, und nebenher, wie ein begossener Pudel, im Regen zu laufen und das mußte auch noch mit einer heiteren Miene geschehen, als wenn mir die ganze Geschichte ein Vergnügen auch noch wäre.

Jetzt sag' mir Einer, ob so ein Regenschirm nicht im Stande ist, einem das Leben zu verbittern!

Aus Glaßbrenner's Montagszeitung.

Athen, 27. Juli. Soeben wurde hier ein schlagender Beweis für die schrecklich niedrige Culturstellung des modernen Griechenlands geliefert: man will behufs Deckung des Deficits Ersparungen im Heerwesen eintreten lasse. Und Das wohnt auch in Europa!!

* * *

Der vom Kaiser der Franzosen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten über den Ocean gespritzte Kabel-Thau-Tropfen lautet wörtlich:

„**Paris**, 23. Juli. MEINEN herzlichen Glückwunsch, daß Sie bis jetzt mit Ihrer lumpigen Civilliste noch immer so durchkommen, ohne zu striken!— Was sagen Sie zu der MENAGERIE?

Hochachtungsvoll

Napulion."

Wenige Stunden später lief folgende bezahlte Rückantwort ein:

Washington, 23. Juli.

Ich danke! — Es geht!

Ergebenst

Grant."

* **Buchstabenräthsel.**

Wo 12345678 fehlen,
Kann man mit Worten zwar recht viel erzählen,
Doch nimmermehr wirds Kopf und Herz gelingen,
6425 um Wahrheit je zu ringen.
Mag man auch kühnen Muths auf 1243 dringen,
Sein Schiff ganz unverzagt durch 45678 zwingen,
Mit keckem 34567 an sich bringen
Reichthum und Macht in allen Dingen —
Nie kann das beste Theil der 64258 wählen,
Dem 12345678 fehlen.

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 31:

Im Rhein im schönen Strome,
Da spiegeln sich die Well'n,
Mit seinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.

Heine.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 34. Sonntag, den 22. August. 1869.

Die Bergleute an den Staat.

Der Amboß klingt, die Esse dampft,
Es schwirrt das Rad, der Hebel stampft,
Daß ringts die Mauern beben,
Wir hämmern leise Schlag auf Schlag,
Das Grubenlicht ist unser Tag,
Von Gradsonacht umgeben.

Der Handel eilt von Land zu Land,
Schlingt um die Welt sein golden Band,
Indeß in Todesorgen
Tief unten in der Erde Grund,
Das Antlitz fahl, die Kniee wund,
Wir ihm die Flügel borgen.

Es steht ein Kindlein am Kamin,
Streckt frierend seine Händchen hin —
Und lief in den Gebirmen
Der Erde liefern wir der Macht
Der Elemente eine Schlacht,
Dies Kindlein zu erwärmen.

Indeß Euch Sonnenspracht ergötzt —
Wie wird hier schwer das Athmen jetzt!
Wie drückt's auf allen Poren!
Um Gottes Willen! Acht' auf's Licht!
Sah't ihr dies gelbe Leuchten nicht?
Fort! Fort! Wir sind verloren!

Doch schon geworfen ist das Loos,
Zweitausend Fuß im Erdenschoos
Sind Hunderte begraben,
Die auch das Herz in ihrer Brust
Für Freud und Leid und Lebenslust
Von Gott empfangen haben!

Sorgt für mein Kind und für mein Weib!
Wir müssen Leben ja und Leib
Tagtäglich für Euch wagen!
Wir sind doch schlechter nicht fürwahr,
Als Eurer Krieger große Schaar,
Die Eure Schlachten schlagen!

* Das elfte allgemeine Sängerfest

des nordöstlichen Sängerbundes von Amerika, welches am 12. Juli d. J. in Baltimore begann, endete am 15. desselben Monats mit einem großen Commers. Es betheiligten sich am Preissingen 18 Vereine (mit 829 activen Mitgliedern), die in zwei Abtheilungen getheilt waren, und zwar gehörten in die erste Abtheilung diejenigen Vereine, welche 46 oder mehr active Mitglieder und zur zweiten Abtheilung diejenigen Vereine, welche weniger als 46 singende Mitglieder zählten.

Nachdem am Samstag, 10. Juli Abends die fremden Sänger an den verschiedenen Depots und Landungsplätzen in Empfang genommen und auf dem Monument Square durch den Mayor der Stadt bewillkommt waren, wurden sie, nach eingenommenem Abendessen nach ihren resp. Quartieren geführt.

Am Sonntag Abend wurde im „Maryland Institute" Händel's großes Oratorium Messias aufgeführt. Die Soli wurde von Frau Johanna Rotter, Frau Himmel-Friberici, sowie den Herren Himmer und Herrmanns gesungen, die von einem Chore von 400 Damen und Herren, aus den besten Gesangvereinen Baltimore's ausgesucht, unterstützt wurden.

Montags Vormittag war großer Festzug und Abends acht Uhr Preissingen im Maryland Institute. Die ausgesetzten Preise waren für beide Abtheilungen je ein Concertflügel aus der Fabrik von Knabe & Co. in Baltimore im angegebenen Werthe von Doll. 1500 als erster Preis und je ein Grand Square Piano aus der Fabrik von Gaehle & Co. zum angegebenen Werthe von Doll. 1000 als zweiter Preis.

Nach Beendigung des Preissingens fanden eine Reihe heiterer Feste statt. Commerse und Banquets waren die Losung des Abends. Am 13. Juli war Abends Monster-Concert im Maryland Institute, wobei sämmtliche Sänger unter Begleitung eines vollen Orchesters mitwirkten. Bei diesem Concerte trug der Baltimorer Spezialbund die mit dem ersten Preis gekrönte Festcomposition vor. Es war dies die unter dem Motto: „Das letzte Lied dem Vaterland" von Hrn. Herrmann Franke, Cantor an der Marien-Kirche und Gesanglehrer in Crossen an der Oder eingesandte Composition, die den ersten Preis von 100 Dollars Gold erhielt. Die Festhymne wurde von Dr. Windward schwungvoll vorgetragen, worauf der Kapellmeister Tichirch aus Gera eine Ansprache an die Sänger hielt. Eine Ecce quam bonum, von dem ganzen Auditorium angestimmt, folgte dem Schluß der Rede. Von sämmtlichen New-Yorker Gesangvereinen wurde dann unter Anschütz' Leitung Becker's „Kirchlein" vorgetragen, worauf die Vorträge der Vereine anderer Städte folgten.

Am Mittwoch den 14. Juli war Morgens acht Uhr Versammlung im Hauptquartier und Auszug zum Picnic im Schützenpark an Belair Road. Dort wurden um 12 Uhr deutsche und englische Reden gehalten, worauf um 2 Uhr Chorgesänge mit Orchester-Begleitung — und dann die Vertheilung der Preise folgte. Diese fand um 3 Uhr durch den Festpräsidenten Hrn. Ax statt. Den ersten Preis von der ersten Abtheilung erhielt der Liederkranz von New-York, für den Vortrag des Liedes „Wie kam die Liebe" von Frey; den zweiten Preis in der ersten Abtheilung trug der „Junge Männer-Chor" von Philadelphia davon, für den von ihm gesungenen „Gang um Mitternacht" von Abt.

Den ersten Preis der zweiten Abtheilung, zu welcher solche Vereine gehören, die weniger als 46 active Mitglieder zählen, empfing der Hoboken Quartett-Club für den Vortrag des Liedes von Möhring „Das Dichtergrab am Rhein". Den zweiten Preis derselben Abtheilung erhielt der Sängerbund aus Washington für den „Frühlingschor" von J. Beschnitt.

Nach Vertheilung der Preise fanden überall auf dem Festplatze, auf welchem vielleicht 16,000 Menschen anwesend waren, die verschiedensten Unterhaltungen, bestehend in Tanz, Vorträgen einzelner Vereine, Preiskegeln, Schießen, Carousseil 2c. 2c. statt. Abends gab de. New-Yorker Liederkranz den Beamten des Festes und den Preisrichtern, eine große Soirée im Eutaw House, welche auch Reverdy Johnson, der frühere amerikanische Gesandte in London, besuchte.

Am 15. Juli versammelten sich die Sänger und ihre Freunde abermals in dem Schützenpark. Von 12 Uhr an war dort Tanz- und Unterhaltungsmusik, Preiskegeln und Volksbelustigungen aller Art. Um 4 Nachmittags war großer Commers aller Sänger nebst ihren eingeladenen Gästen. Abends Illumination des Parkes und großes Feuerwerk.

Nicht der geringste Unfall störte dieses großartige deutsche Volksfest, an dem sich im Ganzen wohl 200,000 Menschen betheiligt haben mögen. Das zwölfte allgemeine Sängerfest des nordöstlichen Sängerbundes wird in New-York stattfinden.

Schrecklicher Unfall auf der Erie-Bahn.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Juli d. J. ereignete sich auf der Erie-Bahn abermals einer jener Unglücksfälle, welche diese Bahn überall in den verdienten Verruf gebracht haben. Der Nacht-Expreßzug, welcher am 15. Juli um halb sieben Uhr Abends von New-York nach dem Westen fuhr, rannte bei Mast Hope mit einem Frachtzuge zusammen, wodurch der ganze Schnellzug außer den drei letzten Wagen zerstört wurde, nebst allem Gepäck und den Postsäcken.

Es befanden sich etwa 400 Passagiere in dem aus neun Wagen bestehenden Schnellzuge. Das Unglück geschah durch die Nachlässigkeit des Führers des Frachtzuges. Bei Mast Hope muß nämlich der Schnellzug an einem Frachtzug vorüber fahren und letzterer muß an einer gewissen Stelle in ein Seitengeleise einbiegen, um den Schnellzug vorbeizulassen. Der Frachtzug war auch richtig in das Seitengeleise eingelaufen und wartete die Ankunft des Expreßzuges ab. Während dieses Wartens war aber der Lokomotivführer des Frachtzuges eingeschlafen, und als er erwachte fuhr er in der Voraussetzung, daß der Expreßzug an ihm schon vorbeigelaufen sei, wieder auf das Hauptgeleis.

Da auf einmal rannte der mit einer Geschwindigkeit von 25 engl. Meilen per Stunde dahin brausende Expreßzug in den Frachtzug — die Lokomotiven zerschmetterten in tausend Stücke, Feuer und Dampf entsteigt den Trümmern und 6 Passagierwagen stehen sofort in Flammen. Die drei letzten Wagen wurden durch die Collision umgeworfen und die Insassen desselben kamen mit dem bloßen Schrecken davon. In dem ersten Wagen des Schnellzuges, einem Rauchwagen, befanden sich fast lauter deutsche Einwanderer, von denen mehrere getödtet, andere schwer verwundet wurden; die Zugführer und Feuerleute der beiden Züge entkamen unverletzt. Der Verlust an Menschenleben wird auf 24—30 sich belaufen. Sechs Leichen sind ganz verkohlt und unter dem Rauchwagen gefunden, und außerdem noch sieben andere mehr oder weniger verbrannte.

Ein Dr. Halleck, welcher sich in dem 3. Wagen befand, ward so zwischen Holztrümmern eingeklemmt, daß er, obwohl er unverletzt war, sich nicht herausarbeiten konnte und, da dem brennenden Wagen wegen Niemand im Stande war, ihn aus der gefährlichen Lage zu befreien, so fand er in den Flammen den schrecklichsten Tod.

Perlenfischerei.

Die bescheidene Tochter der Muschel, die Perle, hat ihre große Rolle im Schmuck, so oft sie auch zurückgedrängt wurde, immer wieder erobert, und kein anderes Juwel verdient wirklich die Vorliebe der Frauen so sehr, als dies kleine reizende Kleinod. Und diese Blätter, auf denen so viele schöne Frauenaugen ruhen, haben wohl einmal die Pflicht, ihre Leser an eine Bucht zu führen, wo die Perlenfischerei ihr kühnes und gefährliches Handwerk treibt. Die Perlenfischereien sind an der Küste von Coromandel, in der Bucht von Kalifornien, den Sululnseln, der Küste von Algerien, den Bahreininseln, Santa Margarita, Santa Merta u. a. O. Besehen wir uns einmal in der Bucht von La Paz, zwischen der Insel del Espiritu Santo und dem Hafen von Pichilingue. Einige Hütten an der Küste bilden den Sammelplatz der Perlenfischer, während in La Paz die Civilbehörde wohnt, welche die Konzessionen ertheilt. Drei Monate im Jahre wohnt in Pichilingue die seltsamste Nomadenbevölkerung der Welt. Im ganzen übrigen Jahr begegnet man hier nur dem Schakal, dem Zopiloten und der Pest.

Das Erste, was der Unternehmer thun muß, der eine Konzession nachsuchen will, ist, daß er sich mit den Vorräthen versieht, auf welche die Indianer vorzugsweise erpicht sind, namentlich Quincaillerie, die man aus den Bazars von Paris und London bezieht, Kleidern, groben und schreienden Stoffen, Handwerkszeugen und Lebensmitteln. Ist Alles an Bord der Goelette gebracht, so begiebt er sich nach La Paz zur Zeit der Zuschläge, welche gewöhnlich in den Beginn des Mai fällt. Die Administration erhält den fünften Theil der an den Konzessionär ausgelieferten Muscheln, und indem dieser die Kosten bezahlt, welche sich auf 20—25 Franken belaufen, erhält er das Recht, an einem bestimmten umgrenzten Orte zu fischen.

Diese Unternehmer sind beinahe immer dieselben: es vererbt sich vom Vater auf den Sohn fort. Bei der Bestechlichkeit der Mexikaner kommt natürlich der am Sichersten zu einer Konzession der am meisten schmiert. Im Besitz einer solchen Konzession legt man eine bestimmte Summe als Kaution für den Derecho quinto in den öffentlichen Schatz nieder. Mit dieser Kaution muß sich der Staatsschatz meist begnügen, da das Fünftel selten einkommt, auch wirklich für den Unternehmer zu belastend wäre.

Jetzt geht es an die Arbeit: dazu bedarf man eines Compagnons (compadre), der gewöhnlich die Rolle spielt, die Bertrand bei Robert Macaire gespielt hat. Nun gilt es die größte Thätigkeit zu entwickeln. Denn wer zuerst an den Rio Paquí kommt, gewinnt auch die besten Taucher. Der Unternehmer läßt seinen Compadre in Pichilingue zurück, wo dieser in 8 Tagen ein Haus oder eine Hütte für den Verkauf von Lebensmitteln und Quincaillerie erbaut; er miethet auch die benannten Barken mit den Ruderern, den Wachen, den Aufsehern ꝛc.

Während dieser Zeit fährt der erstere über den Golf von Kalifornien und begibt sich nach der Küste von Sonora an die Ufer des Rio Paquí. Hier entfaltet sich nun ein ungemein lebendiges Schauspiel vor unseren Augen; die Indianer haben sich mit ihren Familien bereits eingefunden. Das Lager bietet ein ungemein malerisches Bild; all diese Leute haben die ganze Zeit von dem Erträgniß der letzten Perlenernte gelebt. Von dem Elend, dem Schmutz, den man hier vor sich sieht, hat man keine Ahnung. Endlich erscheint ein Segel; die Masse erhebt sich wie ein Mann und läuft an die Küste. Viva! Man erkennt die Gondel, es ist Don Eugenio. Einzelne schwimmen ihm sogar entgegen und geben ihm durch ihren Willkomm einen Vorgeschmack von ihren Schwimmtalenten.

Endlich steigt Eugenio an's Land; da entsteht ein wahrhaftes Höllen-Tohuwabohu. All' das nackte, rothe Volk schreit zu gleicher Zeit: „Mi, mi, Sennor, mich, mich, Herr, miethet mich. Erinnert Ihr Euch nicht mehr des letzten Jahres, ich bin Chancars: alle Muscheln die ich finde, haben eine Perle wie ein Ei ꝛc.“ Und das Alles in einem Spanisch, daß einem Hören und Sehen vergeht. Eugenio, an diesen Höllenlärm gewöhnt, schreitet gleichgültig durch die Menge, wählt sich seine Leute und schifft sich wieder mit ihnen ein, nicht ohne von den Schimpfworten Derer verfolgt zu werden, die er nicht engagirt hat. Diese Werbung ist indeß von höchster Wichtigkeit, denn von dem Taucher hängt der Erfolg ab; die Besten, die ihren Werth kennen, halten sich deßhalb auch bei Seite, und diese muß man dann mit Geschenken gewinnen. Die Bedingungen sind im Uebrigen sehr einfach: die Kost während der Fischerei, die Heimfahrt an die bestimmte Küste und die Hälfte der Muscheln vor ihrer Oeffnung. Man schlägt ein und alles ist abgemacht. Der Paquistamm, mit dem wir es hier zu thun haben, gehört zu den schönsten. Ihr Fleisch ist fest und kräftig und selbst im Alter haben sie noch große Rüstigkeit. Sie sind treu und fleißig, aber sie arbeiten nicht, um Schätze aufzuhäufen. Die Fischerei ist für sie ein gewisser Jahrmarkt, wo sie ihre Arbeit gegen die Waaren und Lebensmittel austauschen, deren sie benöthigt sind. Hat einer Ueberfluß, so theilt er leicht mit seinem Nachbar; nur während der Fischzeit sind sie wie berauscht; die Frauen vergessen ihre traditionelle Treue, die Männer überlassen sich den größten Ausschweifungen.

Die Wahl der Zeit für die Fischerei ist nicht gleichgültig, denn die Austern haben nicht zu allen Zeiten Perlen. Zwischen dem 15. Mai und 15. Aug. findet man alle Bedingungen für einen günstigen Fang vereinigt: nämlich klaren, reinen Himmel und windstille Luft. Namentlich ist dies Vormittags der Fall, der Abend wird dann zur Oeffnung der Ernte benützt. Am Tag nach ihrer Ankunft untersuchen die Taucher den Buzeo, den sie zu befahren haben. Ihr geübtes Auge findet rasch die Vorzüge und Mängel des Ortes heraus und sie versuchen sich nun im Tauchen, d. h. immer länger unter dem Wasser auszuhalten. Das nennt man temojarse. Und die Kinder bringen ebenfalls während der Fischzeit den Tag unter dem Wasser zu, um gute Taucher zu werden. — Man hat von drei Minuten unter dem Wasser geschwindelt, aber wer das thut, weiß nicht, wie lange eine Minute dauert. Neunzig Fuß unter der Oberfläche ist die größte Tiefe, die ein Taucher erreicht. Anfangs springt den Tauchern das Wasser zu Nase und Mund heraus, wenn sie an die freie Luft kommen, was auf den Fremden einen peinlichen Eindruck macht. Hier hilft ihnen nun nichts, als Ruhe und Seewasser. Aber auch das hört bald auf. Vor dem Auszug zum Fang wird von einer Zauberin, die sie mitgebracht, das Meer exorcirt und namentlich der Bann über den Haí ausgesprochen. Die Mannschaft operirt nun auf verschiedene Weise: die Einen haben eine Taschenschürze, in welche sie die Muscheln legen können, während sie die Hände frei behalten. Durchschnittlich bringt ein Perlenfischer nicht mehr als 5—6, selten 12 Austern zu Tage. Die Einen lassen sich an das Boot binden, Andere bewegen sich frei. Alle Fischer haben ein oben und unten zugespitztes, im Feuer gehärtetes Stück Holz, das ihnen als Werkzeug und Waffe dient, da sie nichts bei sich führen dürfen, womit sie die Muscheln unter dem Wasser öffnen könnten. Ein Kapataz im Boote beaufsichtigt den Fang und eine Wache macht die Taucher auf die Gefahren aufmerksam. Jede Gruppe arbeitet eine halbe Stunde. Die Taucher halten sich beim Auftauchen mit der Hand an Bord und liefern dem Kapataz die Muscheln ein, athmen einen Augenblick und tauchen wieder unter. Der Taucher muß streng mäßig sein, sonst ist er verloren. Trotz der großen Vorsicht des Kapataz gelingt es ihnen doch bisweilen, eine Perle zu unterschlagen,

wenn sie die Muschel offen sehen und sie rasch in Nase oder Mund verbergen können. Aber es gilt rasch zu sein, wenn man in einer Minute damit fertig werden will. Um Mittag kehrt man zurück. Nun werden zwei Haufen aus dem Erfischten gemacht und der Unternehmer hat die Wahl. Manche verkaufen aber auch ihren Antheil, um sich die Mühe des Aufmachens und den Aerger über das Spiel des Zufalls zu ersparen. Die Perlmutter gehört dem Indianer. Das ist der Fang.

Feuilleton.

* Wer ist ein Held?

Wer ist ein Held? Der fest und treu,
Wie schwer ihn Noth und Tod umdräu'
Folgt dem Panier der Ehre:
Der männlich steht, wo Gott ihn stellt,
An ihn im Kampf sich freudig hält,
Als starke Burg und Wehre.
Der ist ein Held! Er trotzt der Welt,
Strahlt über Stern und Sonne.

Wer ist ein Held? Der feurig liebt,
Und wenn im Sturm der Fels zerstiebt,
Doch steht, der Wahrheit Pfeiler.
Ihn rührt nicht Dank noch goldner Lohn,
In Siegeshoffnung glüht er schon,
Ob rauh sein Pfad und steiler.
Der ist ein Held! Sein Siegesfeld
Trägt hundertfältig Garben.

---

* Was wir Deutschen eine „Ente" oder „Zeitungsente" nennen, heißt im Französischen „canard", und der deutsche Ausdruck ist die Uebersetzung des französischen Wortes, das die Engländer unverändert in ihre Sprache aufgenommen haben. — Der Ursprung dieses Ausdruckes wird folgendermaßen angegeben: Ein französischer Schriftsteller setzte zur Verspottung der extravacanten lügenhaften Tagesneuigkeiten folgende absurde Geschichte über die Gefräßigkeit der Enten in Umlauf:

Von 20 zusammen eingesperrten Enten wurde Eine getödtet und mit Federn und Allem in kleine Stücke geschnitten; diese wurden den 19 Enten vorgeworfen, welche sie sofort verschlangen. Dasselbe wurde mit gleichem Erfolge wiederholt, bis nach kurzer Zeit eine einzige Ente übrig blieb, welche die übrigen neunzehn verschlungen hatte. — Diese Geschichte machte die Runde durch fast alle europäischen Zeitungen, und nachdem sie einige Jahre hindurch vergessen war, wurde sie in amerikanischen Journalen mit einigen Zuthaten aufgefrischt. Seitdem wurden lügenhafte Berichte „canards" „Enten" genannt.

---

* (Gute Jagd.) „Nun Landmann, Du sagtest uns, Dein Wald sei ein guter Ort zum Jagen; nun sind wir aber drei Stunden lang hindurchgetrampelt und haben kein Wild gefunden." „Ganz recht; denn ich denke im Allgemeinen ist es wahr, je weniger Wild es gibt, um so viel mehr hat man zu jagen."

Schulen frei!

Wälzt ihn ab den Fluch der Nacht,
Träumet nicht, wie arme Sünder!
Wacht doch auf mit geist'ger Kraft
Väter, Mütter und Ihr Kinder!

Treue Liebe wird gestört
Und die Braut geschlagen.
Reine Wahrheit wird verkehrt
In des Kindes Herz getragen.

Menschensinn wird hier verbannt,
Dort Vernunft versauert,
Menschen, einst dehert, verbannt,
Werden heut vermauert.

Hört der Zeiten Klaggeschrei,
Väter, Mütter und Ihr Kinder;
Schafft die Schul' Ihr kirchenfrei, —
Lebt und athmet Ihr gesünder!

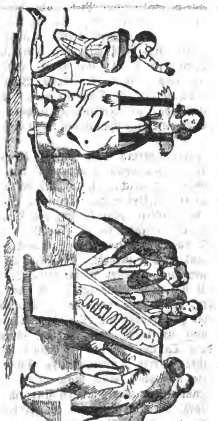
Fordert, fordert: Schulen frei!
Zögert nicht und ruhet nimmer!
Enden muß die Frömmelei,
Sonst wird's ewig schlimmer!

Breslau. F. Beschorner.

---

* Eine alte Kokette

ist wie ein Rosenstock im Winter — Blumen und Blätter sind abgefallen; Schönheit und Duft sind dahin, und es ist nichts mehr übrig als die Dornen.



Bilder-Rebus.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 35. Sonntag, den 29. August 1869.

Glückauf!

Glückauf! die Sonne hebt sich roth,
Und auf die Stunde rückt der Zeiger,
Im Kreis spricht das Gebet der Steiger:
Der Himmel möge sie vor Noth
Bewahren auf den dunklen Stegen
Und ferne halten die Gefahr! —
Dann lautlos steigt die erste Schaar
Hinab den Schacht von Gottessegen.

Glückauf! drei hundert fahren ein,
Rechtschaff'ne Männer ohne Zagen,
Warum — laß Himmel! nun Dich fragen,
Kehrt keiner zu des Tages Schein?
Dreihundert von des Wetters Schlägen,
Die alle betend Dir vertraut,
Dreihundert Leichen aufgestaut
Im Schachte ruh'n von Gottessegen.

Glückauf! — in schwarzer Bergmannstracht
Ein Schatten schwebet durch die Helle,
Schwebt nah und näher und zur Stelle
Verweilt er zögernd mit Bedacht.
Er hält tieftraurig und verlegen
Die kalte Hand euch hin und spricht:
„Glückauf! ich komme von der Schicht,
Der letzten Schicht von Gottessegen.

„Glückauf! die ihr euch glücklich deucht,
Die ihr die Zinsen legt zu Zinsen,
An Lager denkt von Stroh und Binsen,
Von Gram bewacht, von Thränen feucht,
Und die ihr rühren müßt und regen
Mit Hand und Hirn euch früh und spät,
Die ihr doch ernten, wo ihr sät,
Euch ruf' ich an für Gottessegen.

„Glückauf! Die wie eu'r Wein ihr schäumt,
Ihr lauten, lebensfrohen Zecher,
Und denen bei dem vollen Becher
Wohl nichts von Angst und Sorgen träumt,
Nun schüttet voll mit goldnem Regen
Den Humpen bis er überläuft,
Und über Bord noch sei gehäuft
Gediegen Gold für Gottessegen.

„Glückauf! Bankiers aufgethischt!
Ihr Spieler, die ihr wagt und wettet,
Seht zu, wie ihr die Börse rettet,
Wenn euch der Tod die Karten mischt;
Gebt her! die Bank will ich euch legen,
Und setzet hoch, es gilt Hazard!
Doch murrt nicht, wenn das Glück euch narrt,
Verliert einmal für Gottessegen.

„Glückauf! die ihr in Frieden eßt
Eu'r täglich Brod auf deutscher Erde,
Die ihr am warmen Kohlenherde
Mit Weib und Kind das Leid vergeßt,
Der Wittwen und der Waisen wegen,
Die ohne Testament vermacht
Dreihundert Todte euch im Schacht,
Geh' betteln ich für Gottessegen.

„Glückauf! — die Maske werf' ich ab,
Ich bin der Sammler mit dem Teller,
Ein Blumenkranz mit jedem Heller
Streut ihr auf's große Bergmannsgrab.
Glückauf! ihr Geber allerwegen
Ihr, die ihr schwelgt und die ihr kargt,
Dreihundert wünschen, eingesargt,
Euch Gottes Lohn und Gottes Segen!"

Quedlinburg, 18. Aug. Julius Wolff.

* Die Gendarmerie ist da.

In einem Dorfe unweit Valenciennes heirathete jüngst, so erzählt das „Journal off. de l'Empire," vom 1. Juli, ein gewisser Monsieur X. — — —, der gegen seine junge Braut eine so inbrünstige Liebe und Verehrung zeigte, daß alle alten Weiber des Orts, die selbstverständlich das Recht haben, bevorstehenden Ehen ihre Zukunft zu weissagen, einstimmig erklärten, daß dieser Phönix zärtlicher Triebe ein untadeliger Ehemann werden würde; diese Meinung theilte auch die Braut, die hocherzückt ihm Hand und Herz schenkte: sie träumte sich ein nie versiechendes Glück, ein Schlaraffenleben in zauberischer Beleuchtung: küssen, tändeln und scherzen, das waren die Bestandtheile ihres künftigen Menus; von widrigen Intermezzo's, als: Stürme, Wind und Orkane, bei Hagelschlag und Gewittergrollen, keine Gedanken. Alles kam ihr so innig, glatt und lieblich vor, wie ein schöner Traum im Kreise der Seligen. Was seinerseits ihr Ideal, ihr Agathokles, gedacht, gefühlt und phantasirt, ist aus der Tagesgeschichte seines Dorfes nicht zu ersehen; er zeigte sich nur beim Hochzeitsschmauße wohlaufgeräumt, munter und galant. Strenge Nierenprüfer und Neidharte wollen jedoch bemerkt haben, daß er zwischen Jocus und Bacchus sehr gerne seines Weges gehe; er besuche häufig vier vornehme Damen, deren zwei rothe und die beiden andern schwarze Haare hätten: dieser Umgang koste ihn viel Geld. So sprachen sub rosa und bildlich manche Männer des Orts, um die sanguinischen Weissagungen der Dorfmütterchen auf ihren wahren Werth zu reduciren, dem sei indeß wie ihm wolle; Monsieur X. führte nach bestandenem Festmahle sein Weibchen nach Hause und mit dem zwiespaltigen Dorfgeschwätze hatte es bald ein Ende; wie aber auf dieser Erde Alles vergänglich ist, wie der weise Salomo lehrt, so mußte es auch mit Monsieur X. anders werden: seine rasch dahin segelnde Galeere überraschte unversehens eine leidige Windstille. Amors Wimpel hörten auf zu flattern und der lustige Steuermann hatte Langeweile, ob es gleich die zärtliche Ehefrau weder an Küssen noch an schönen Worten fehlen ließ. Sein abendliches Zuhausebleiben wurde allge-

mach aufgegeben, sein täglicher Besuch des Wirthshauses immer länger, seine Heimkehr immer später. Der gelangweilte Ehemann vermochte nur beim Weinkruge und Kartenspiele Zerstreuung zu finden. Sie, die einst von zärtlichen und vertrauten Plaudereien beim Scheine der abendlichen Lampe, von petrarchischen Canzonen ꝛc. geträumt hatte, wartete jetzt einsam und verlassen auf ihren herzlosen Tyrannen; ihre trauernden Augen waren unverwandt auf die Zeiger der Uhr, die langsam dahin schlichen wie stumme Geister, gerichtet. Sind doch, dachte sie seufzend bei sich, alle Männer über einen Leisten geschlagen; ihre Liebe ist wie ein flackerndes Strohfeuer, das nur zu schnell erlischt und in ihrem treulosen Herzen nichts zurücklässt, als todte Asche. Pfui der abscheulichen Männer! — Mein Mann sitzt, derweilen ich vor Ungeduld vergehe, weinglühend am Wirthshaustische, und brüllt, mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend, bacchantische Lieder, oder setzt schweres Geld auf eine Karte.

Eines Tages schien des rücksichtslosen Gatten Ueberschreitung ihren Höhepunkt erreicht zu haben; die Mitternachtsstunde hatte längst geschlagen und der Nachtwächter bereits ein Uhr gerufen. Die verlassene Ariadne, in traurige Gedanken vertieft, schaute nach allen vier Wänden. Da bemerkte sie am Kamin den Pallasch ihres seligen Großvaters, eines gewesenen Dragoners, der zwar schon längst verrostet an einem Nagel in seiner Scheide steckte, aber noch ein ganz respectables Aussehen hatte; sie betrachtete mit starren Blicken das furchtbare Mordwerkzeug, und schien schreckliche Gedanken auszubrüten, so ein Ei, das in seiner Schale ein verhängnißvolles „Sein oder Nichtsein“ barg. Sie hob es mit fieberhafter Hand aus seinem Ruheplätzchen und schlich damit, wie auf Socken, nach der ihr verhaßten Erquickungsanstalt, wo ihr gewissenloser Ehemann lagerte. An Ort und Stelle angekommen, lugte sie durch den weiten Spalt eines geschlossenen Fensterladens in die Schenkstube, in der Monsieur X. — — — aus vollem Halse sang, ein Spiel Karten mischte, dann lachte, und sich überhaupt so benahm, wie wenn er ein freigewordener Wittwer sei, der auf eine zweite Heirath spekulire.

Fünf oder sechs Haustyrannen saßen um ihn herum am Tische und machten Chorus. Der Wirth stand, ganz gemüthlich seinen Nasenbrenner rauchend und zuweilen die schmutzige Baumwollnütze rückend, hinter ihnen, schaute rechts und links in die Karten seiner Gäste und ertheilte, wo es Noth that, guten Rath; er zeigte sich so sorglos und gelassen, als ob es keine Polizeiwächter mehr im Lande gäbe.

Und was machte unsere grimmige Heloin bei dem Anblick dieser nächtlichen Bambocciade? Wird sie mit ihrem Schwerte über die Frevler herfallen und den nichtswürdigen Ehemann schwer verwunden oder gar tödten? Von all' dem nichts. Ihr Dichten und Trachten lief ganz einfach auf eine undatirte Kriegslist hinaus; sie stieß den mitgebrachten Pallasch ganz ungestüm auf das Straßenpflaster, daß es klirrte und ergriff die Flucht.

Was war das? — fragten sich ohrenspitzend die aufgeschreckten Uebersitzer. — Das schmeckt nach Gendarmerie. Das Licht aus! Und das hell erleuchtete Zimmer sank in finstere Nacht.

Aber diese Uebereilung, dieser Eifer, sich wie Mäuse vor den Klauen der Gendarmen zu verkriechen, vermehrte nur die panische Verwirrung unserer Uebersitzer: Tische und Bänke wurden polternd über den Haufen geworfen, Gläser und Flaschen, deren Inhalt wie Bäche über den Boden floß, zerfuhren klingend und klirrend in Scherben und Splitter. Das war ein Tasten und Greifen, ein Stoßen und Drängen vom Teufel; ein Kopf rannte an den andern; da gab es Carambolagen der Menge, geschundene Nasen, malträtirte Hühneraugen; hier ächzte es Uch, dort stöhnte ein halbblautes Ach. Die Noth war groß; jeder wähnte sich schon am Kragen gepackt. „Alle Zugänge sind besetzt, meinte Einer, wir sind der „Katz.“ Sie blieben zuletzt regungslos stehen wie Bildsäulen und zogen den Athem ein. Der muthigste von ihnen verkroch sich in das Bett des Wirthes und zog sich eng zusammen wie ein geschlossener Regenschirm. Und es trat nun eine Stille ein, die der Gesellschaft die Zeit gönnte, sich zu beruhigen und zu fassen; sie schickten den Wirth auf's Recognosziren aus, der sich, als sollte er Sturm laufen, das ehrwürdige Haupt mit einem Helm bedeckte, hinauf ging auf den Speicher und von einem Dachfenster aus das Terrain soudirte; und es war, nah und fern, alles gefeuer und der dausbackige Mond hielt ganz gemüthlich seinen Nachtspaziergang auf Dächern und Straßen, auf Bergen und Feldern.

Macht Euch aus dem Staube, sprach der vorsichtige Wirth, die Gendarmerie könnte immer noch kommen und uns dem Gerichte überantworten; nur fort. Alles lief fort, der eine dahin, der andere dorthin; Monsieur X. — — — zeigte am meisten Furcht, und fühlte sich nur dann erst beruhigt, als er sich neben seiner Hausgendarmerie ins Bett verkrochen hatte.

Den 9. Juli 1869. F. Bbm.

Ueberfall einer Karawane.

Ein gräßliches Ereigniß fand am 15. April an den Ufern des Oued-Mahouine, eines kleinen Flusses, statt, der sich sechs Wegstunden von der tunesischen Grenze befindet. Blätter von Constantine berichten Folgendes darüber. Seit Jahresfrist bestehen Handelsbeziehungen zwischen Guessa in Tunis und Tebessa, dem Hauptorte des südöstlichen Kreises von Constantine, die einen friedlichen Charakter hatten und für mehrere hunderttausend Francs Geschäfte ersprießlich waren. Eine Karawane, bestehend aus Leuten von Guessa und Ouled Ridouan, kam am 5. April in Tebessa an, errichtete dort ihre Douane Abgaben, setzte ihre Waaren ab und brach am 14'

April auf, um mit Getreide nach Guessa zurückzukehren. 56 Araber, 4 Eingeborne und 3 Israeliten bildeten die Karawane. Ungefähr 50 Kameele und Lastesel waren im Gefolge. Der Totalwerth war gegen 50,000 Francs in klingender Münze. Am Morgen des 15. April, nach einer Nacht ohne Unfall, wurde die Karawane, nachdem dieselbe den Oued-Mahonine übersetzt hatte, plötzlich von 150 Urmenchas-Reitern überfallen. An der Spitze der Angreifenden waren drei Häuptlinge der Nemechas. Die Kaufleute machten alle Zeichen eines friedlichen Verhaltens und ließen ihre Kameele niederknien. Die drei Juden forderten ihre Gefährten auf, von den Waffen keinen Gebrauch zu machen, um mindestens mit dem Leben davonzukommen. Eitle Hoffnung! Einer der Häuptlinge gab Befehl zum Gemetzel, und dieses begann. Mehrere Leute fielen. Ein Tuneſe rief: „Ich will nicht als Feigling sterben!“ und feuerte auf einen der Angreifer, der sofort zu Boden sank. Der Tuneſe wurde factisch in Stücke gerissen. Die Juden flehten das Mitleid der Räuber an und zeigten ihren Gebetriemen als Zeichen der Erkenntlichkeit, mit dem Rufe: „Wir sind Juden und französische Unterthanen!“ Ein zweiter Häuptling, etwas menschlicher gesinnt als seine Helfershelfer, schaffte sie auf die Seite. Das Gemetzel dauerte fort. 26 Leute der Karawane wurden erwürgt. Ein Eingeborner, durch eine Kugel verwundet, kann noch mühsam fliehen. Die Karawanen-Ladung wird geplündert. Die drei Caiden machen sich nun an die Juden, man nimmt ihnen ihre Waaren und Kleider weg. Die Unglücklichen berufen sich auf ihre Nationalität. Der wildeste der drei Caiden, Ben Gabah, legt drei Kugeln in die Hand eines Juden und nimmt diese wieder nach einander auf, um sein Gewehr zu laden, tritt dann einige Schritte zurück und schießt in die Gruppe. Einer davon wälzt sich getroffen im Staube, die anderen werden von dem nämlichen Caiden gerettet, der sie schon einmal beifeite geschafft hatte; sie suchen ihr Heil in der Flucht. Den Gabah aber läßt sie verfolgen; die Verfolger sind milder als ihr Gebieter und lassen sie laufen. Die Beute und die Thiere waren verschwunden. Einige Araber, Verwundete des Ordar, begaben sich auf den Schauplatz des Gemetzels und fanden noch drei Schwerverwundete am Leben. Der Vater des ermordeten Juden bot den Mördern Geld an, um zu erfahren, wo sich die Leiche seines Sohnes befinde. Ben Gabah und seine Genossen machten kein Hehl aus ihrer angeblichen Heldenthat, als sie nach Tebessa zurückkamen. Nun sollte man doch denken, daß die Militärbehörde von Constantine, die von dieser Schauerthat erfuhr, deren Urheber in Verhaft genommen hätte. Das war aber nicht der Fall, sondern der „Indépendant“ von Constantine enthielt kurz darauf ein sozusagen offizielles Communiqué, in dem man zu beweisen suchte, daß das Ganze kein gemeiner Raubanfall gewesen, sondern daß es sich um eine förmliche Schlacht zwischen den Caiden der Nemenchas und ihren vermeintlichen Feinden, den Hammachas, gehandelt hätte. Um dieser Auslegung einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen, hieß es, die während des Kampfes weggenommenen Waaren würden den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgestellt.

Ueber Heilung der Croup oder Bräune.

Für Eltern mag es von Interesse sein, Aufschluß über Heilung der Croup zu bekommen, indem genannte Kinderkrankheit so manches junge Leben frühzeitig hinwegrafft. — Beim Beginn der Heiserkeit und des Hustens, womit die Krankheit sich hauptsächlich kennzeichnet, wende man sofort ein heißes Bad, und zwar so heiß, wie es der Patient vertragen kann, an. — Man bringe also den Patienten in das heiße Bad, welches bis in die Magengegend reichen muß, und walche unaufhörlich den ganzen Körper kräftig mit einem wollenen Lappen und Seife ab. — In diesem heißen Bade muß der Kranke ¼ bis eine halbe Stunde verbleiben, und wird durch die fortwährende Abwaschung schon im Bade Schweiß entstehen. — Nach Ablauf von ¼ — ½ Stunde bringe man den Kranken sofort, ohne abzutrocknen, in eine, in dem Bette bereitliegende wollene Decke, und wickele mit derselben den ganzen Körper bis zum Halse, die Arme mit einbegriffen, gehörig ein, und lasse so, nachdem der Kranke noch mit der Bettdecke gut zugedeckt ist, die Schweißtreibung 1 Stunde von statten gehen. — Während dieser Zeit gebe man dem Patienten heiße Limonade, mit einem Zusatz von 2 Eßlöffel gutem alten Wein, per halbe Schoppen, so viel er mag, zu trinken. — Dieses Getränk muß der Patient so lange forttrinken, als der entstehende Durst, sowie die Krankheit andauert. — Nach Ablauf einer Stunde muß der Kranke vorsichtig aus der wollenen Decke herausgenommen und gut trocken getrieben werden, dann mit Hemd und Nachtkittel ꝛc. angekleidet im Bette verbleiben. Das Bad muß täglich zweimal gegeben werden, mit jedesmaliger Einwickelung. Die ganze Kurdauer ist, wenn von Anfang die Krankheit sogleich so behandelt wird, oft nur 1 bis 3 Tage. Sogar in hoffnungslosen Fällen habe ich auf diese Behandlungsweise noch oft Heilung bewirkt. — Das Essen darf aus Nichts als Weißbrod- oder Wecksuppe bestehen; das heißt, Wasser, Weißbrod oder Weck, Salz und Butter, und muß so heiß, wie möglich, von dem Patienten genossen werden. Bevor der Kranke seine Gesundheit wieder erhält, entsteht eine vermehrte Heiserkeit mit Husten, jedoch in veränderter Form. Der Husten wird mehr los und rasselnd werden, was die Genesung anzeigt. Ein leichtes Abführmittel ist zu empfehlen; Brechmittel ist nicht nöthig.

Personen, welche Vertrauen in dieses einfache natürliche Verfahren setzen wollen und nach Vorschrift genau handeln, werden sich nicht getäuscht finden.

Mainz, im Mai 1869. Dr. L. Armann.

Feuilleton.

Zur Götheseier in München.

Der Festchor, componirt von Professor Joi. Rheinberger, dem Dirigenten des Münchener Oratorienvereins, lautet folgendermaßen:

Hört ihr es nah und näher klingen?
Es schwebt sein Geist mit Aetherschwingen
Aus Sphärein der Unsterblichkeit!
Und wer mit ihm, umströmt vom Glanze?
Die Musenchor, gereiht zum Tanze;
Sie schmücken reich mit frischen Kranze
Sein Bild, das ihm ein König weiht.

Heil ihm dem Stern im Reich der Geister,
Des deutschen Wort's urkräft'gen Meister,
Der sich gebaut den Ruhmestempel!
Germania, in dunkeln Tagen
Fühlst Du Dein Herz doch hoffend schlagen,
Der eine Welt in sich getragen
Ja er ist Dein, Dein Sohn!

Hier ist nicht Süden, hier ist nicht Norden
Er ist uns Allen eigen worden.
Hier ist der Eintracht Stätte noch.
O hattet fest am ewig Schönen,
Das uns vereinen wird, versöhnen!
Dem Liebling huldigt der Kamönen:
Für Göthe ein begeistert Hoch!

* (Was die chinesischen Geographen von den Europäern berichten.) Wenn sie von den Europäern sprechen, wundern sie sich, daß es bei uns Kalender gibt, und sogar andere Bücher, von denen aber nicht viele verkauft würden, da die Europäer im Allgemeinen nur selten lesen könnten. Es wächst in Europa auch Weizen, jedoch ist derselbe schwarz, und von Reis hat dort Niemand etwas gehört; die Felder werden schlecht bestellt, und zu jäten versteht Niemand. Sie tragen nicht Alle dieselben Kleider, sondern je nach dem Stande verschiedene. Zum ehelichen Stande läßt man nur Dienstboten zu. Die Frauen zeichnen sich durch ihre Flatterhaftigkeit und Frechheit aus, sie haben große Füße und zeigen sich sogar öffentlich ohne Hosen. Zum Essen benützt man sich goldenen und silbernen Tischzeuges. Die Häuser bestehen aus mehrstöckigen Thürmen. Zu Fuße geht man nicht gern, und gewöhnlich fährt man in hohen schwerfälligen Kutschen. Die Europäer haben viel Geld, bezahlen aber nicht gern Schulden, und sind im Allgemeinen sehr gewinnsüchtig. Der Gewerbfleiß ist bei ihnen in einem traurigen Zustande. Bei den Gerichten gibt es keine Wahrheit. Offenheit findet man selbst unter Brüdern und Freunden nicht. Ihre ganze Staatskunst beruht auf Falschheit.

* Ein junger Mann meldete sich kürzlich auf der Polizei in Memphis, Ver. St., um sich hundert Doll. Belohnung für das Auffinden einer verschwundenen Dame abzuholen. „Wo ist sie?“ fragte der Polizist. „Unten im Wagen; ich war mit ihr durchgebrannt, um sie zu heirathen. Die hundert Dollars kommen uns gerade gelegen als Anlage-Capital zur neuen Wirthschaft!“

* (Zu den vier Spitzbuben.) Unlängst reiste die Fürstin N. mit ihren beiden Töchtern durch einen bekannten Badeort und stieg im Hotel der „vier Jahreszeiten“ ab. Als man ihr am andern Morgen die Rechnung überreichte, hatte sie für ein Bad, drei kleine Zimmer Parterre, Thee am Abend und Kaffee am Morgen, nicht weniger als — 20 Thaler und noch einige Trinkgelder zu zahlen! „Wie nennen Sie Ihr Hotel?“ fragte sie den geschmeidigen Kellner. — Die „vier Jahreszeiten“, antwortete dieser sich verbeugend. Die „vier Spitzbuben“ (aux quatres voleurs) sollten Sie es nennen“, sagte die Fürstin spöttisch, indem sie bezahlte, „denn für Einen ist die Rechnung denn doch zu groß.“

* (Kindliche Freude.) Bei den letzten Avancements in der französischen Armee wurde ein Kapitän der Garde zum Commandanten ernannt. Voller Freude eilte er nach Haus, um die fröhliche Botschaft seiner Frau mitzutheilen. Als das Töchterchen beider die Nachricht hörte, begann es vor Freude zu hüpfen und zu springen. „Weshalb freust Du Dich denn so sehr?“ fragte die Mutter. „Nun“, lautet die Antwort, „da Papa jetzt Commandant ist, wird es bei seinem Begräbniß Musik geben.“

* Ein Faulpelz erklärte einst in einer öffentlichen Gesellschaft, er könne kein Brod für seine Familie finden. „Das kann ich auch nicht“, versetzte ein fleißiger Handwerker; „ich muß dafür arbeiten.“

Bilder-Rebus.

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 34:

Hier wird gefreit, anderswo begraben.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 36. Sonntag, den 5. September 1869.

Für's schwarze Land.*)

Wir sitzen gedrängt
Um den trauten Kamin;
Es knattern die Brände,
Die Kohlen glühn.

Mit der Festzeit Laub
Ist das Haus bekränzt;
Die Tanne duftet,
Die Stechpalme glänzt.

Und vom Wallenknapf,
Weißberyll sie,
Lauscht die Mistel nieder,
Die Schelmin, die!

Und das Bier, es schäumt
Im zinnernen Krug;
Wir kehren ihn fröhlich
Auf einen Zug!

Und verschränken die Hand,
Und vergessen das Leid,
Sind glücklich, sind Brüder, —
's ist Weihnachtszeit!

Nun die Schaufel her!
Häuft die Gluth im Kamin:
Laßt knattern die Brände,
Die Kohlen sprüh'n!

Die Kohlen, — O Graun'n!
Mit jähem Schritt
In die leuchtende Weihnacht
Ein Schatten tritt!

Ein Schatten schwarz
Und riesengroß:
Die Kunde vom Brand
In der Miene Schooß!

Das die Kohle bricht,
Die zum Feste uns glüht,
Die auf Lust und Jubel
Ihr Licht verstreut!

Das sie mühvoll bricht
In Stollen und Schacht, —
Das Heer der Arbeit
Verlor eine Schlacht!

Tagein, tagaus
Der alte Kampf
Mit der alten Unkraft,
Mit Gluth und Dampf!

Sie fuhren hinab
Gesund und roth, —
Sie wurden geschlagen,
Sie liegen todt!

Hunderte und Hunderte
Todt, todt, todt!
Durch das schwarze Land
Gellt der Schrei der Noth!

Und die Wittwe weint,
Und die Waise klagt,
Und über dem Sohne
Die Mutter zagt!

Und die Braut starrt stumm:
Ein Erschlag'ner ist,
Den unter der Mistel
Sie einst geküßt!

Heuer kein Jubel
Für das schwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer
Ist Mitendrand!

O du tapfere Schaar
Die das Fest uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben
Das Fest vergällt!

Es trauert die Stadt,
Es bauert das Land, —
Wir trauern, die Teutschen
Auf Brittenstrand!

Wir schüren die Kohlen,
Wir öffnen die Hand
Für die Wittwen, die Waisen,
Im schwarzen Land!

Ferdinand Freiligrath.

*) Dies aus dem Dezember 1868 stammende Gedicht Freiligrath's (nach einem Grubenunglück in England verfaßt), darf wohl gerade jetzt in Erinnerung gebracht werden, wo die im Plauenschen Grunde vorgekommenen deutschen Bergarbeiter das allgemeine Interesse erregt haben.

Wettervorzeichen durch Thiere.

Gutes Wetter steht zu erwarten, wenn beim Regenwetter die Eulen schreien, Lerchen und Rothkehlchen hoch fliegen und dabei viel singen, Nachtigallen bis gegen Morgen flöten, Weihen, Reiher und Rohrdommeln mit lautem Geschrei fliegen, Kibitze und Sperber hochan steigen und laut schreien. Ferner ist auf gutes Wetter zu rechnen, wenn die Fledermäuse Morgens früh und Abends spät fliegen, wenn die Johanniswürmer ungemein hell leuchten, Laubfrösche im Freien hoch sitzen, Schafe auf der Weide hoch und munter springen, Roßkäfer Abends häufig fliegen, Hornisse und Wespen Abends noch reichlich fliegen und Blutegel ruhig am Boden der Wassergefäße liegen. Schlechtes Wetter steht dagegen in Aussicht, wenn die Finken vor Sonnenaufgang sich hören lassen, Krähen hoch über Felsen, Thürme und Gebäude fliegen, die Köpfe aufrecht tragen und nach solchem Fluge Wasser aufsuchen und die Köpfe eintauchen, Schwalben nahe an Mauern vorüberfliegen und dabei in nahe Gewässer tauchen, wenn sich die Tauben baden, spät Abends vom Felde heimkehren und die Störche ihre Jungen im Nefte bedecken, wenn die Kraniche und Geier bei schönem Wetter schreien und das Haus Federvieh sich im Staube wälzt. Wenn die Hunde Gras fressen und die Katzen allzulange mit der Pfote sich putzen, Hausschafe zur ungewöhnlichen Zeit und häufiger als sonst rufen und Regenwürmer in großer Anzahl aus der Erde kriechen, folgt bald anhaltender Regen. Vorübergehender Regen steht bevor, wenn die Laubfrösche rufen und dabei niedrig sitzen, ins Wasser gehen und untertauchen, Kröten hervorkriechen, Mäuse laut pfeifen, Maulwürfe hoch aufwerfen, Mücken im Schatten spielen, sehr hartnackig Menschen und Thiere verfolgen, und wenn die Flöhe stechen. Regen folgt bald, wenn das Hornvieh die Schnauze leckt, Schweine das Futter zerstreuen, Schafe bei der Rückkehr vom Weidegange sich das Grasfressen nicht wehren lassen, unruhig in den Stall hineingehen, und Blutegel in den Wassergefäßen auf der Oberfläche des Wassers sich halten. Häufiges Fliegen der Rothkäfer am Morgen bringt am Mittag Regen; Gewitter entstehen binnen 24 Stunden, wenn der Schlammpeitzker (Wetterfisch) unruhig wird und aus dem Wasser emporschnalzt, Blutegel aus dem Wasser wollen, conpulsivisch sich bewegen und Blätter sich schon in der Frühe nicht vom Bienenstocke entfernen, oder wenn sie Mittags schaarenweise heimkehren. Im letzteren Falle steht Sturm in Aussicht. Sturm steht in Bälde zu erwarten, wenn die Drosseln, Finken und Ziemer sehr unruhig flattern, die Fische springen und das Wasserhuhn untertaucht. Stürme legen sich bald, wenn der Eisvogel während des Sturmgebrauses zur See fliegt, Spatzen fröhlich schwirren, See- und Flußfische

nahe an der Oberfläche schwimmen, Delphine während des Sturmes Wasser spritzen und Maulwürfe aus ihren Gängen hervorkommen. Aber auch anerkannte Thatsache ist es, daß die Thiere nicht allein 12 bis 24 Stunden zuvor die Witterungsveränderung verkünden, sondern daß sie sich für längere Zeitabschnitte o'der kommenden Witterung vorsehen und so für uns bei richtiger und aufmerksamer Beobachtung auch die Jahreszeiten nach ihrem Vorgefühle voraus verkünden, ob kalt oder gelind, regnerisch oder trocken, warm oder heiß, Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden. In dieser Hinsicht sind uns die Zug- oder Wandervögel vortreffliche Leiter. Viel Mause im Herbste und spät in den Winter hinein bodende Schafe lassen mit Wahrscheinlichkeit auf einen gelinden Winter schließen. Guten Grund, einen gelinden Winter zu erwarten, geben uns die Finken, wenn sie im Dezember noch bei uns in unseren Gärten und Hainen weilen. Strenge und andauernde Kälte im Winter steht zu erwarten, wenn die Vögel im Herbste fett sind, wenn die Zugvögel, namentlich die Störche, Schwalben, Kraniche und Schnepfen, ungewöhnlich frühe fortziehen und die heimischen Waldvögel im October und November ihre Nahrung in der Nähe menschlicher Wohnungen suchen. Ein fast untrügliches Merkmal ist aber für einen sehr kalten Winter, wenn die nordischen Zugvögel an den Küsten der Nord- und Ostsee erscheinen und tief in das Land hineinziehen, Moor-Eistern, Staare, Krametsvögel und Schneegänse früh schon erscheinen und die Saatkrähen schon im October wandern. Ungewöhnlich hohe Ameisenhaufen im Sommer und hochaufgebaute Mäuseneste lassen einen kalten Winter erwarten, und wenn der Fuchs bei strenger Kälte bellt, wird die Kälte zunehmen. Hornisse und Wespen in großer Anzahl im October noch, prophezeien einen kalten Winter. Rauhe Frühjahre verkünden uns das frühe Erscheinen der kleineren Vögel in Schwärmen in der Nähe der Häuser, namentlich der Rothkehlchen und Meisen. Nasse Sommer stehen in Aussicht, wenn die Kibitze und Wachtelkönige nicht in Niederungen, sondern auf Höhen bauen; wenn die Seeschwalben auf den in den Strömen liegenden niedrigen Sandinseln bauen, ist ein trockener Sommer, dagegen wenn sie auf höher gelegenen Sandbänken oder steileren Ufern ihre Nester anlegen, sind Ueberschwemmungen zu befürchten.

B. Ellner.

Eisenbahnschlacht in Amerika.

Ein Kampf absonderlicher Art, von dessen Gleichen der Schlachtenbesinger Homer sich nichts hätte träumen lassen, hat am 11. ds. Mts. im Staate New-York an der Albany Susquehanna-Bahn gewüthet. Die Erie-Gesellschaft und die Albany-Gesellschaft liegen in Fehde um eine Schienenstrecke zwischen Tunnel-Station und Harpersville, und dieser Streit ist mit Truppenmassen ausgefochten worden, wie viele deutsche Kleinstaaten sie nicht in's Feld zu schicken vermöchten. 1200 bis 1400 Mann standen sich mit Pistolen, Keulen und anderen Waffen einander gegenüber. Gegen 4 Uhr Nachmittags besetzten 7—800 Bahn-Arbeiter und Beamte der Erie-Gesellschaft die Tunnel-Station, während die Albany-Gesellschaft mit 350 bis 400 Mann das andere Ende des Tunnels besetzt hielt. Die Erie eröffnete den Kampf, um das streitige Gebiet zu erobern. Zwei Wagen wurden mit etwa 250 Leuten gefüllt, eine Lokomotive vorgespannt und hurrah ging es durch den Tunnel. In ihm trafen sie auf keinen Widerstand, auf der anderen Seite aber fanden sie eine Schiene ausgehoben. Schnell wurde sie erneuert und die Fahrt fortgesetzt, als ihnen an einer Biegung ein Zug mit Albany-Leuten entgegenkam. Mit einem gewaltigen Krach platzten die Maschinen auf einander, indessen die Kämpfer absprangen und das Handgemenge begannen. Die Erie-Leute zogen jedoch den Kürzeren und flohen durch und über den Tunnel hin; ihre Lokomotive trat gleichfalls arg beschädigt den Rückweg an. Die Albany-Leute setzten in aller Eile ihre nicht minder stark mitgenommene und zum Theile vom Geleise gedrängte Maschine in Stand und auf die Schienen, um den Sieg durch die Verfolgung zu krönen. Sie fanden jedoch die Gegner gesammelt und verstärkt am anderen Ende des Tunnels, wo nun der Kampf von Neuem mit großer Wuth losbrach. Der Angriff war eine ganz imposante Affaire. Pistolen wurden abgefeuert, Steine geschleudert, Keulen geschwungen, und in das Getümmel schollen Drohungen und wilde Flüche. Um acht Uhr machte die einbrechende Dunkelheit und noch wirksamer die Ankunft des 44. Regiments der Schlacht ein Ende. Das Verzeichniß der Verwundeten ist von ziemlicher Länge; die Erie-Leute waren am schlimmsten weggekommen, doch konnten sie sich dafür eines Gefangenen rühmen. Sie hätten ihn niedergeschlagen, wäre nicht ein Bekannter aus den Reihen der Feinde für ihn eingetreten, der den Vorschlag machte, ihn als Gefangenen zu behandeln, so daß also die Formen des regelrechten Krieges unter civilisirten Völkern beobachtet wurden. Am folgenden Tage bezogen die beiden Eisenbahnheere wieder ihre Positionen, doch war das 44. Regiment glücklicher Weise am Orte geblieben und verhinderte eine neue Auflage des Kampfes. Der Gouverneur des Staates nahm die Bahn vorläufig in Besitz und beauftragte einen höhern Polizeibeamten mit der Oberleitung des Verkehrs, bis der Streit vor den Gerichtshöfen zum Austrage gebracht sein wird. Ein nicht ganz so absonderliches, aber doch in einem dichtbevölkerten und vielbereisten Lande sehr erstaunliches Ereigniß geschah am selben Tage und gleichfalls im Staate New-York auf der Zentralbahn zwischen Fonda und Albany. Drei Männer drangen in den Postwaggon ein, knebelten die beiden Beamten, öffneten die Schränke und Kasten und plünderten sie. Als der Zug (welcher

den Anschluß an die Pacificbahn erreichen sollte) in Schenectady ankam, wunderten sich die dortigen Postboten über die Art und Weise, wie das Postfelleisen für diese Stadt ihnen zugeworfen wurde; es war jedenfalls einer der Kläger gewesen, der hier die Rolle des Bahnpostexpedienten übernommen hatte. Vor West-Albany müssen die Schurken den Zug verlassen haben, als er vor der Station langsamer fuhr. Man fand dort in dem Wagen die beiden Beamten gefesselt, mit zerschlagenem Gesichte und die Augen voll Cayenne-Pfeffers; die Knebel, die ihnen den Mund verschlossen, hätten sie fast dem Erstickungstode zugeführt. Ueber den Umfang des Raubes waren noch keine Schätzungen anzustellen; die Frachtzettel und andere Papiere fanden sich zerrissen zum Theile an einzelnen Stellen der Bahn vor. Es ist nicht Alles Gold, was von der Ferne her glänzt, auch amerikanische Zustände nicht.

Ein reicher Bettler.

Der „Figaro“ erzählt Folgendes: Ein Beamter im französischen Ministerium des Innern pflegte bei jedem Ausgange einem blinden Bettler, Namens Benjamin, auf dem Boulevard Sebastopol zwei Sous zu geben. Eines Tags vergriff er sich und gab ein Doppel-Louisd'or hin. Einen solchen Wohlthätigkeitsact gestattete sein Budget nicht; er eilte also, nachdem er den Irrthum gewahrte, zurück, fand aber den Bettler nicht mehr an gewohnter Stelle und erhielt die Auskunft, dieser habe sich auf einige Zeit zum Frühstück entfernt und dürfte in seiner Wohnung zu treffen sein. Dort wurde er im Vorzimmer von einem Diener empfangen, der ihn auf seinen Wunsch, Hrn. Benjamin zu sprechen, in einen auf's eleganteste eingerichteten Speisesalon führte, wo er den Blinden auf einem Divan sitzen fand. „Sie wollten mich sprechen?“ fragte dieser. Der ministerielle Beamte antwortete darauf mit einiger Verlegenheit: „Ich bin untröstlich, Sie gestört zu haben; ich glaube aber, Ihnen an dem heutigen Morgen zwei Louisd'or statt zwei Sous gegeben zu haben.“ — „Das ist schon möglich, ich habe noch nicht Kasse gemacht; wenn ein Fehler vorgefallen, ist es nicht mehr als billig, ihn zu repariren.“ Er klingelte, der Diener erschien. Fragen Sie,“ wendete er sich an diesen, „Hrn. Ernst, ob in der Einnahme dieses Morgens sich ein Vierzig Frankenstück vorfindet.“ Der Diener erscheint mit dem Goldstücke und reicht dasselbe auf Befehl seines Herrn dem Besucher auf einem Chinasilberteller. Als dieser sich mit einer Entschuldigung entfernen will, ruft ihm der blinde Bettler nach: „Pardon, mein Herr, sie vergessen etwas; „ich habe 2 Sous zu bekommen.“

Kaiser Heinrich IV. und seine Gemahlin Bertha.

Bald nach seiner Vermählung entdeckte Kaiser Heinrich IV., was er eher hätte entdecken sollen, daß seine Gemahlin Bertha ihm nicht gefiel. Er suchte also sie wieder los zu werden, und beredete deßhalb einen seiner getreuen Höflinge, der Kaiserin den Hof zu machen. Würde sie ihn erhören, so wolle er Zeuge der Zusammenkunft werden, um dann seine Gemahlin des Ehebruchs beschuldigen und sie verstoßen zu können.

Die Kaiserin aber durchschaute alsbald den unfeinen Plan, und nahm ihre Maßregeln.

Der Pseudo-Liebhaber spielte seine Rolle, sie die ihre. Er war zärtlich; sie stellte sich spröde. Er wurde zudringlich; sie schien nachgiebig zu werden. Der Kaiser frohlockte; denn seine Gemahlin schien überwunden zu sein — sie hatte den dringenden Bitten des vermeintlichen Liebhabers nachgegeben und ihm die Stunde einer Zusammenkunft bestimmt.

Heinrich freute sich des glücklichen Augenblicks und begab sich mit seinem Werkzeuge nach dem Ort der Zusammenkunft. Der Kaiser betrat zuerst das Zimmer, um nicht ausgeschlossen zu werden; sein Werkzeug wollte ihm folgen, als die Thür ihm vor der Nase zugeschlagen wurde.

Sogleich tönte dem bestürzten Kaiser die Antwort entgegen: — „Bastard, wie kannst Du es wagen, dieses Gemach zu betreten?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, schlugen die versammelten Kammerfrauen der Kaiserin, mit Fäusten und Stöcken herzhaft auf ihn los.

„Ich bin ja der Kaiser!“ rief er ihnen zu.

„Du bist ein Lügner!“ schrieen Jene.

„Haltet ein!“

„Nichts da!“

„Ich bin gekommen, um bei meiner Gemahlin zu Abend zu essen!“

„Das thut der Kaiser schon lange nicht mehr!“

„Ich schwöre —“

„Der Kaiser braucht sich nicht so einzuschleichen, wie ein Dieb, wo er das Recht hat, gerade zu gehen!“

Die Kaiserin selbst kam nun herbei und rief:

„Das ist mein Gemahl nicht! Weg mit dem Betrüger aus dem Zimmer! Mein Gemahl soll mir Genugthuung gegen diesen Unverschämten verschaffen!“

In der That warf man den Kaiser zum Zimmer hinaus. Er schlich davon und mußte mehrere Tage das Bett hüten. Die Lust zu einer zweiten Versuchung war ihm seitdem vergangen.

Klopstock.

Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.
Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Feuilleton.

* Das Lied vom Säbel.

Betrachtet mir das Ding genau,
Das man den Säbel nennt —
Nur schad', es kostet uns viel Geld,
Dies saub're Instrument.

Der Säbel ist das Erste jetzt.
Und wem das nicht gefällt,
Der geh' und such' ein Vaterland,
Wo's besser ist bestellt! —

Ob auch das Volk schreit Ach und Weh,
Es bleibet stets dabei:
Millionen sind nur Pfifferling
Bei dieser Säbelei.

Der Säbel schneid't das deutsche Reich
In Stücke groß und klein,
Er jagt dazwischen Fürsten fort
Und setzt auch welche ein.

Der Säbel ist's, der uns regiert —
Er schreibt auch Steuern aus;
Und wer sie nicht gutwillig bringt
Dem steigt er gleich in's Haus.

Der Säbel ist die Ruthe, die
Man gern dem Volke zeigt,
Wenn's kurrelig wird und protestirt,
Bis er dann endlich schweigt.

O Volk in Waffen — Du bist groß!
Du fühlst das höchste Glück,
Du trägst den Säbel und zugleich
Den — selbstgedrehten Strick!

Und hungerts Einen auch bei Euch,
Daß er gleich liegen bleibt,
Ist es der Säbel, der den Schmerz
Und Hunger ihm vertreibt.

Der Säbel stichl die Hanschneckt' todt
Und fragt gar nichts darnach,
Kommt auch sein Herr gleich in Arrest
Vielleicht auf — vierzehn Tag.

Der Säbel, er erobert schnell
Die Mädchenherzen jung;
Denn klappert er nur auf der Straß',
Sind's voll Begeisterung.

Doch ich schweig' von dem Säbel jetzt
Der Alles glücklich macht,
Er hat und selbst, Du lieber Gott!
Viel Schönes schon gebracht. —

Drum preis' ich ihn im Liede doch,
Ihn — und die ganze Zeit,
Wo Alles in den Staub sich beugt,
Vor Säbelherrlichkeit!

C. Weiss.

König Ludwig.

* Gut gespielt. König Ludwig I., welcher alle Künste protegirte, liebte auch die dramatische Kunst sehr und verkehrte gern mit den Jüngern derselben.

Als die berühmte Schauspielerin Madame Kramer in München, so erzählt die „Berl. Mont. Ztg." ihr fünfzigjähriges Bühnenjubiläum feierte, gewährte ihr der König eine Benefizvorstellung und sie wählte hierzu Iffland's „Jäger", da die Frau des Oberförsters in diesem Stücke eine ihrer besten Rollen war.

Nach dem Theater, welches zum Erdrücken voll gewesen, gaben die Collegen der Benefiziantin ein kleines Fest im Hotel zum Grünen Baum, welches zu jener Zeit den Zusammenkunftsort der Künstler bildete, und König Ludwig, der davon gehört, erschien gegen elf Uhr ganz unvermuthet in der fröhlichen Gesellschaft.

Madame Kramer saß so, daß sie der Thür den Rücken zukehrte und den Eintritt des Königs nicht merken konnte; der Fürst näherte sich ihr leise, winkte den Anderen zu schweigen, legte der Künstlerin seine Hände über die Augen und fragte:

Wer ist da?

Ach, und Sie es schon wieder, Herr L.? rief Madame Kramer lachend; und Sie doch ein rechter Spaßvogel und können die Sprache des Königs vortrefflich nachahmen.

So? rief der Monarch überrascht, er kann mich so täuschend nachahmen? Nun, das möchte ich gern mit ansehen, also vorwärts L., machen Sie es mir einmal nach!

Ich bitte Ew. Majestät, mir das zu erlassen, entgegnete der Komiker sehr verlegen.

Aber der König bestand darauf und fügte nach weiteren Weigerungen des Künstlers hinzu: „Ich wünsche es, ja, ich befehle es sogar, L."

Der Schauspieler verbeugte sich, setzte sich an einen kleinen Nebentisch und rief, genau mit der Stimme des Königs Ludwig: Lassen sie meinen Cabinetsrath Riedl kommen!

Bravo! sagte der Fürst, sie können mirs sehr gut nachmachen.

Was wünschen Ew. Majestät? fuhr der Künstler mit näselnder Stimme fort.

Ah, bravo! sehr gut! lachte der König. Sie ahmen den guten Riedel ebenso geschickt nach, Sie sind ein ausgezeichneter Schauspieler.

Riedl, fuhr der Komiker fort, hören Sie, lieber Riedl, schicken Sie doch mo gen dem Komiker L. 200 fl. aus meiner Privatschatulle; der Mensch macht seine Sache wirklich vortrefflich und besitzt namentlich in einem seltenen Grade die Kunst, alle verschiedenen Persönlichkeiten täuschend zu nachzuahmen.

Schelm! rief der König lachend, es ist jetzt schon genug, aber Sie sollen die verlangte Gage für die Extravorstellung im Grünen Baum bekommen.

Auflösung des Bilder-Rebus in Nr. 35:

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 37. Sonntag, den 12. September **1869.**

Feuerwehrlied.

Mel.: Studio auf einer Reis', Juchei di ꝛc.

Lustig lebt die Feuerwehr, Juchei di, Juchei da,
Trachtet nicht nach Ruhm und Ehr; Juchei di, Juchei da,
Doch wenn's Unglück bricht herein
Woll'n wir nicht die Letzten sein. Juchei di, Juchei da.

Kaum ertönt das Brandsignal,
Eilen rasch wir allzumal,
Schlägt die Flamme auch heraus,
Flugs da sind wir auf dem Haus.

Steiger das sind rüst'ge Leut',
Nie wird die Gefahr gescheut,
Immer sind wir auf dem Platz,
Klettern flink als wie die Katz.

Und wie hoch die Flamme steigt,
Hat sie bald ihr Ziel erreicht,
Kommen wir nach unserm Brauch,
Kräftig mit dem Wasserschlauch.

Ist gelöscht der wilde Brand,
Dann heißt's: „Frisch das Glas zur Hand!"
Und ein Mägdlein hübsch und fein,
Schenkt uns stets vom Besten ein.

So dem lieben Gott zur Ehr,
Und dem Nächsten stets zur Wehr,
Ziehen wir mit frohem Sinn
Frisch und frei durchs Leben hin.

Meinen lieben Freunden, der Nürnberger Feuerwehr gewidmet. C. Weiss.

Eine drollige Theaterscene

trug sich kürzlich in dem Londoner St. James-Theater zu, wo gegenwärtig unter der Leitung von Raphael Felix eine französische Gesellschaft — darunter auch die Schneider — gastirt. Die „Großherzogin von Gerolstein" sollte gegeben werden. Die Kassen waren bereits geöffnet, die Schauspieler kleideten sich an, das Orchester stimmte. Plötzlich erschüttert eine heftige Detonation das Gebäude, die Fenster gehen in Scherben, in den Gängen und Logen verlischt das Gas. Eine Gasröhre war in einem rückwärts vom Parterre befindlichen Saale gesprungen. Natürlich entstand im ganzen Theater die lärmendste Unordnung; die Schauspielerinnen stürzten halbnackt aus den Garderoben. Die Choristen rennen über die Treppen, die Musiker verlassen ihre Instrumente. Nur das Publikum — Notabene, ein englisches Publikum — rührt sich nicht vom Platze und wartet mit vollkommener Ruhe auf das Oeffnen des Theaterportals. Fünf Spritzen kommen heran, eine Abtheilung Feuermänner überschwemmt den Saal, in welchem das Feuer ausgebrochen, mit Wasser. Das Publikum rührt sich nicht vom Flecke. In wenigen Minuten ist das Feuer erstickt. Während der Zeit stehen die Schauspielerinnen mit schreckerfüllten Mienen und in höchst pittoreskem — Nichtkostüme im Hofe. Fräulein Schneider hat sich zu einem benachbarten Krämer geflüchtet und will absolut nicht weggehen. Endlich beruhigt sich alle Welt; die Gasflammen werden angezündet und Jeder kehrt auf seinen Platz zurück. Man sucht überall Fräulein Schneider und entdeckt die in Verlust gerathene Großherzogin endlich bei dem Krämer. Sie traut sich noch immer nicht heraus und befindet sich in leicht begreiflicher Aufregung, denn auch in ihrer Garderobe war das Gas verlöscht, und sie hatte sich plötzlich in der dichtesten Finsternitz befunden. Der Krämer ist natürlich sehr stolz darauf, der Sängerin Gastfreundschaft gewährt zu haben, wird aber von seiner Frau mit unheilverkündenden Blicken gemessen — er hatte sich das verführerische Negligé des Fräuleins zu genau betrachtet. — Das Publikum wartet noch immer mit unverwüstlicher Ruhe vor der Theaterpforte, es will die „Großherzogin von Gerolstein" sehen und es muß sie sehen. In einer kontinentalen Stadt hätte ein Unfall, wie der hier erzählte, sicherlich die entrageirtesten Theaterliebhaber vertrieben und die Vorstellung unmöglich gemacht. Anders in London; nicht ein Zuschauer hat sich wegbegeben und mit der ruhigsten Miene von der Welt nahmen die Gentlemen ihre Plätze ein, als ob nichts geschehen wäre, und ohne sich auch nur umzusehen, was geschehen ist. Wohl zu merken, die Leute mußten zwischen Feuerspritzen durch und über Haufen von Glasscherben hinweg, um ins Theater zu gelangen. Kaum sind sie drin, läßt sich ein zweiter Knall vernehmen; ein Wasserschlauch ist's diesmal, der geplatzt ist und einen dicken Strahl auf die Straße und die Eindrängenden wirft — genirt sie auch nicht. Endlich kann die Vorstellung beginnen — halt, ein Statist fehlt noch. Man findet ihn — einen sechs Fuß hohen Bengel — zusammengekauert und an allen Gliedern bebend, in einer Hofecke verkrochen und mit vor Angst zitternder Stimme ruft er: „Nein, nein, ich gehe nicht hinein." Man muß ihn mit Gewalt in's Theater schleppen. — Zwanzig Minuten nach der bestimmten Stunde begann endlich die Vorstellung, nachdem der Regisseur das Publikum zuvor noch um Entschuldigung gebeten. Das Publikum klatschte nicht und zischte nicht — es blieb unbeweglich, wie die ganze Zeit über.

Der Mord zu Antogast.

Straßburg, 5. Sept. Die beiden Mörder, welche im vorigen Monat zu Antogast (im badischen Schwarz-

walde) den unglücklichen Hrn. C. Mathiß aus Freiburg beim Spaziergang meuchlerisch ums Leben brachten, sind seit gestern in Straßburg in Haft und man hat die geraubte Uhr sammt Geld und dem Portemonnaie bei ihnen vorgefunden. Die beiden Mörder sind Schuhmacher, welche zu Straßburg in Arbeit standen; der eine ist aus Württemberg, der andere aus Rheinbayern gebürtig. Nach einem sogleich abgelegten Geständniß war der Sachverhalt folgender: Die beiden Verbrecher hatten kein Geld und faßten den Entschluß, um sich solches auf leichte Weise zu verschaffen, sich nach einem der vielbesuchten Schwarzwaldbäder zu begeben, um dort die erste Person, welche ihnen begegnen und dem Anscheine nach wohlhabend sein könnte, zu ermorden und dann ihrer Werthschaften und des Geldes zu berauben. Zu diesem Zwecke begaben sie sich von Straßburg nach Kehl und kauften dort eine gewöhnliche Pistole und Schrot. Hiermit versehen, gingen sie nach Antogast und lauerten dort im Walde auf ein unglückliches Opfer ihrer Raubsucht. Zuerst ging eine wohlgekleidete Dame an dem Verstecke der Mörder vorüber, welcher nach kurzer Zeit ein Geistlicher im Spazierengehen folgte. Von beiden glaubten die Mörder nicht genug Beute zu erhaschen und warteten auf ein anderes Opfer. Der unglückliche Hr. Mathiß aus Freiburg, welcher nunmehr des Weges kam, schien ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke geeignet. Sie ließen ihn zehn Schritte an sich vorüber gehen, worauf sie, ihm folgend, auf 2 Schritte an ihn herankamen. Hr. Mathiß drehte sich um, um zu sehen, wer nachfolge, und in demselben Augenblicke schoß der eine der Mörder (der Württemberger) ihm die volle Pistolenladung ins Gesicht und sein Genosse gab ihm noch nach dem Tode 7 Messerstiche. Hiernach ist es erklärlich, daß aus den Stichwunden kein Blut geflossen war, wie es bei der Todtenschau am zwölften Tage bei Auffindung der Leiche den Anschein hatte, weil nämlich Hr. Mathiß augenblicklich nach dem Schusse eine Leiche war. Nach der That eilten die Mörder mit dem Gelde, der goldenen Uhr und Kette nach Straßburg zurück. Der eine der Uebelthäter fing kürzlich Streit mit seiner Geliebten an, weil sie ihn nicht begleiten wollte; es kam zu Thätlichkeiten, so daß die Polizei eine Verhaftung des Ruhestörers vornahm. Da fand sich bei der Untersuchung der Kleidungsstücke im Gefängniß eine goldene Uhr und Kette, welche im Innern des Deckels die Nummer trug, die dem französischen Staatsprocurator von Kehl aus näher bezeichnet war; beim ersten Verhör gestand der zuerst verhaftete Mörder aus Württemberg Alles ein. Gestern erfolgte die Verhaftung des zweiten Mörders in Straßburg.*)

*) Der eine der beiden Mörder soll ein gewisser Johann Steidel von Erlenbach sein, wie die „Badische Landeszig." mittheilt. Die Red.

Zur Naturgeschichte des Kuckucks.

Der Kuckuck ruft nur zwei Töne und es ist merkwürdig, daß man sich bis jetzt noch in Bezug auf die musikalische Feststellung dieser zwei Töne widerspricht. In Norddeutschland behauptet man, diese zwei Töne bildeten das Verhältniß einer kleinen Terze. Beethoven der in seiner berühmten Pastoral-Symphonie den Ruf des Kuckucks nachahmt, stellt eine große Terze dar und zwar durch das zweigestrichene d und das eingestrichene b. Am Rhein hört man meistens solche Kuckucke, die in einer großen, und nur selten solche, welche in einer kleinen Terze ihren Ruf vernehmen lassen. Dieses könnte zu dem Schlusse führen, daß die Kuckucke im Süden und zwar auch in der Wiener Gegend, wo Beethoven ihrem Rufe lauschte, in den Intervallen einer großen Terze, und die im Norden in einer kleinen Terze rufen. Dabei ist es merkwürdig und eine feststehende Beobachtung, daß die kleine Terze und mit ihr auch die Molldreiklänge wohl in den Volksliedern Norddeutschlands, nie aber in denen aus Süddeutschland vorkommen.

Der Kuckuck legt seine Eier nur in die Nester der Insektenfresser, denn er selbst frißt nur Insekten und zwar fast nur die langhaarigen Raupen, z. B. die Nonne, die Prozessionsraupe, wovon die erste nicht selten ganze Kiefernwaldungen entnadelt und die letztere ganze Laubwälder entblättert und zerstört. Die übrigen Insektenfresser verzehren die langhaarigen Raupen nicht, für diese sind sie giftig. Ein Naturbeobachter erzählt, daß er im Magen eines Kuckucks 97 zum Drittel erwachsene Raupen des Prozessionsspinners und im Rachen und der Speiseröhre noch 7 gefunden habe, so frisch, daß sie in den letzten 5 bis 10 Minuten verzehrt worden waren.

Dr. Weinland schoß im Jahre 1863 einen Kuckuck mit 173 Stück 7 Linien langen Raupen, resp. deren Bälgen im Magen. Hieraus ergiebt sich der ungeheure Nutzen des Kuckucks für die Waldungen. Diese dickpelzigen Raupen haben nur sehr wenig Nahrungsstoff, daher hat die Natur dem Kuckuck einen so unverhältnißmäßig großen Magen geschenkt. Oft bohren sich die Haare in den Magen ein, daher die frühere Behauptung, der Magen des Kuckucks sei von Natur pelzartig. Wegen dieses großen Magens müssen die übrigen Organe, namentlich die Fortpflanzungsorgane sehr klein, ja verkümmert sein. Aus diesem Grunde vermag das Weibchen auch nur von 8 zu 8 Tagen ein Ei zu legen, was von Anfang Juni bis Mitte Juli geschieht. Würde es nun bei dem ersten Ei anfangen zu brüten, so würde der junge Kuckuck schon ausgeschlüpft sein, wenn das letzte Ei gelegt würde. Würde aber das Weibchen mit dem Brüten warten, bis alle Eier gelegt wären, so würden offenbar die ersten faul werden. Daher muß es in andere Nester legen, und zwar in die verschiedener Vögel, welche das Brutgeschäft eben beginnen, wenn das Kuckucks-Ei hinzukömmt. Merkwürdig ist, daß die Kuckuckseier verschiedene Farben haben. Man findet solche Eier in den Nestern der Nachtigallen, des Rothschwanzes, der Bachstelzen, des Rothkehlchens,

des Plattmönchs, des Sperbers, der Feldlerche, des Würgers, der Grasmücke u. s. w. und immer hat das Kuckucksei die auffallendste Aehnlichkeit mit deren Eier und alle brüten das Ei aus. Man glaubte früher, der Kuckuck trinke die Eier anderer Vögel aus, weil man leere Schalen in der Nähe des Nestes fand. Dies kommt daher, weil der Kuckuck in die Nester mit engem Eingange sein vorhergelegtes Ei im Schnabel zum Neste trägt und hineinschiebt. Dabei kann das eigene Ei, sehr oft aber auch andere verunglücken. Oft nimmt das Kuckucksweibchen auch einige Eier heraus und wirft sie auf den Boden. Ist der junge Kuckuck ausgeschlüpft und größer geworden, so schnappt er seinen Stiefgeschwistern alles Futter weg. Wenn er an Gewicht und Größe zugenommen, drängt er sie an den Rand des Nestes, und beim geringsten Ruck des Kuckucks fallen sie hinunter, so daß sie dem sichern Tode kaum entgehen können. Die Pflege-Eltern füttern den jungen Kuckuck noch 14 Tage, wobei sogar oft noch andere helfen. Ein Jäger traf noch im Herbste spät eine Bachstelze, die Futter in einen hohlen Baum trug. Er erweiterte die Höhle mit einem Beile und fand einen jungen Kuckuck, für den die Höhle zum Ausfliegen zu klein war. Der Kuckuck scheint ein hohes Alter zu erreichen. Man hat Beispiele von 33 Jahren. Er hat Aehnlichkeiten mit einem Sperber, daher der Aberglaube seit Jahrtausenden (Aristoteles Buch 6 und 7), daß sich der Kuckuck in einen Sperber verwandle. In alten Zeiten hieß er Gauch. Ein böser, nichtswürdiger Gesell wird noch heutigen Tages Gauch genannt.

Eine appetitliche Erwerbsquelle.

Eine neue und sehr Appetit erweckende Industrie enthüllte sich vor dem Zuchtpolizeigerichte. Ein des Vagabundirens, Verdächtiger wird gefragt: „Was machten sie auf dem Boulevard?“ — Ich ging spazieren. — „Wie, um zwei Uhr Morgens?“ — Es gibt keinen Artikel im Code, in dem es hieße: Du sollst nicht um zwei Uhr Morgens auf dem Boulevard spazieren gehen. — „Wo wohnen Sie?“ — Ich muß bitten, darüber schweigen zu dürfen, es ist nur wegen meiner Gläubiger. — Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?“ — Daß ich nichts verbrochen habe. Wenn ich gestohlen oder gemordet habe, so beweise man es mir und guillotinire mich. In dieser Nacht ging eine ganze Menge Leute spazieren. Die hat man nicht arretirt, weil sie Geld haben. Ich dagegen hatte keinen Sou in der Tasche, das war mein Verbrechen. Wenn ich die Mittel hätte, die Nacht in den Restaurants bei Wein und Austern zu verbringen, dann würde man nichts gegen mich sagen. Und wem schade ich denn wohl mit meinem Spazierengehen? Nütze ich das Trottoir ab, so beweise man es, und mache mir eine Schadenrechnung. Das ist meine Vertheidigung. — „Nun schließlich noch eine Frage, welches sind ihre Existenzmittel?“ „Ich handle mit gebrauchten Zahnstochern!“

Gerettet — vom Tod.

Aus Kuba werden dem „Jamaica Guardian“ vom 7. August folgende auf den Aufstand bezügliche ergreifende Details berichtet, die zugleich Zeugniß davon ablegen, wie energisch englische und amerikanische Consuln sich ihrer Landsleute im Auslande annehmen. Ein amerikanischer Seemann, Sohn englischer Eltern, war unter der Anklage, an einer Flibustierbande theilgenommen zu haben, von den spanischen Behörden in Santiago de Cuba zum Tode verurtheilt worden; die Beschuldigung war so wenig begründet als nur möglich, nichtsdestoweniger sollte er hingerichtet werden und wurde auch trotz aller Proteste des englischen und amerikanischen Consuls auf den Nichtplatz geführt. Die beiden Consuln folgten; der englische las vor dem Schaffot noch einmal seinen Protest, in dem er erklärte, der Verurtheilte sei unschuldig; wenn man ihn tödte, so seien die spanischen Behörden Mitschuldige eines Mordes und würden ihr Verhalten vor der englischen und amerikanischen Regierung zu rechtfertigen haben. Während dieser Lektüre fiel der Verurtheilte, von Todesangst überwältigt, in Ohnmacht und die spanischen Truppen, die zur Exekution kommandirt waren, schienen entschlossen, sich ihr Opfer auf keinen Fall entreißen zu lassen. Die Behörden berathschlagten; aber bald thaten sie den Consuln zu wissen, ihre Intervention komme zu spät, der Gefangene sei verurtheilt, weil er die Waffen gegen Spanien ergriffen, und müsse nothwendig hingerichtet werden. Zu gleicher Zeit erscholl das Kommandowort: Legt an! Da, in diesem kritischen Momente, stürzten die beiden Consuln, mit den Fahnen ihrer Nationen in der Hand, vor die spanischen Karabiner und deckten den Verurtheilten mit ihrem Leibe, indem sie riefen: Haltet ein! Dann wickelte der englische Consul, Herr Ramsden, seine Person und die des Verurtheilten in die englische Fahne und hielt folgende Anrede: „Meine Herren! In meiner Eigenschaft als Consul der britischen Majestät kann ich den ungerechten Mord eines Unschuldigen nicht ruhig mit ansehen. Es ist meine Pflicht, sein Leben zu beschützen, und sie werden es ihm nur durch meinen Leib hindurch rauben!“ Der amerikanischer Consul that desgleichen. Die Spanier blieben starr vor Erstaunen, dann ließen sie es ruhig geschehen daß die Consuln den armen Verurtheilten, der Thränen der Rührung vergoß, provisorisch in das Gefängniß zurückschafften, von wo er am Abend entlassen und durch die Consuln in seine Heimath befördert wurde.

Albumblätter.

Den Männern sag' ich dies: Es gibt keine Kraft ohne Wahrheit, und den Frauen sei es gesagt: ohne Wahrheit, gibt es keine Anmuth. Und soll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches ebenso nahe liegt und ebenso schwer gefunden wird, als die Kunst mit dem Ei des Columbus, so wisset, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts ist als Wahrheit.

Feuilleton.

Trotz Rom und dem Conzil Steht doch die Welt nicht still.

Ihr Eminenzen und Prälaten,
Was wollt ihr dort in Rom berathen,
Des Volkes Wohl, der Seelen Glück?
Nein, eure Macht wollt ihr begründen,
Haß, Zwietracht neu im Volk entzünden,
Das Mittelalter soll zurück.

Ihr Jesuiten und Consorten,
Zum Fluch der ganzen Welt geworden,
Was strebt ihr an auf dem Conzil?
Ihr Freiheitsfeinde, Geisttyrannen,
Die stets das Schlechteste ersannen,
Die Hierarchie ist euer Ziel!

Der Papst und euer Ordensmeister,
Die sollen Herr sein aller Geister,
Erdrücken jedes freie Wort;
Auf freier Forschung Fortschrittsbahnen,
Ein Gräuel der Ultramontanen,
Eilt doch der Zeitgeist mächtig fort.

Seh' große, reiche Weltgeschichte
Mit strenger Wahrheit zu Gerichte,
Zeig', was die Priesterherrschaft war;
Unfehlbarkeit wollt ihr erstreben,
Die hat's zu keiner Zeit gegeben,
Die gibt kein Amt und kein Altar.

Hielt Staat und Volk an seinem Rechte
Und machte nicht der Pfaffen Knechte,
So war die Kirche in Gefahr,
Gleich hat das Heer der Jesuiten
Mit Dolch und Gift und Schwert gestritten,
Ihm jedes Mittel heilig war.

Dient' Scheiterhaufen, Folterkammer,
Der Ketzerkriege Wuth und Jammer
Dem höchsten Gott zu Ehr' und Ruhm?
Unmenschen, schnöde Geistesdespoten,
Was Ehrgeiz, Herrschsucht euch geboten,
War euer Evangelium.

Denkt nur zurück, ihr Herrn Prälaten,
Doch leider kann kein Mensch euch rathen
Von eurer Selbstsucht abzugeh'n;
Gewissensfreiheit zu vernichten,
Ist heut noch euer Thun und Dichten,
Der Geister Zwang soll fortbesteh'n.

Inder und Bann und Kirchenstrafen
Ist heute noch der Zufluchtshafen,
Wenn's Schifflein Petri schwanken will;
Mit eures Hasses Feuerflammen
Thut jetzt noch Alle ihr verdammen,
Die nicht zum Dogma halten still.

Was wollt ihr dort in Rom beschließen?
Was nicht nur alle Welt verdrießen,
Was Staat und Volk verderben soll.
Der Völker Glück, der Völker Frieden
Wird niemals uns von euch beschieden,
Ihr sät' nur Feindschaft, Haß und Groll.

Beschließt, gebietet's allen Welten,
Des Papstes Machtspruch müsse gelten,
Unfehlbar sei das Kirchenhaupt;
Probirt's, wie lang noch blinde Massen
Von euch sich pfäffisch knechten lassen,
Wie lang man eurem Trug noch glaubt?

Der Menschheit Hemmschuh seid ihr immer,
Das Rad der Zeit stets nun und nimmer,
Rollt vorwärts doch trotz Papst und Rom;
Stets rückwärts wollt ihr Alles leiten,
Doch Forschen, Wissen, Bildung schreiten
Hoch wogend mit dem Zeitenstrom.

Viel Segen wär's dem deutschen Lande,
Befreit sich's bald von diesem Bande,
Das seiner Wohlfahrt Fesseln schlägt;
Wir könnten wirklich Rom entbehren,
Den guten Gott viel besser ehren,
Als wenn man Geistesfesseln trägt.

Kitzingen. —1—4.

* (Irisches Charakterbild). Ein in irischen Augen unbedeutender Zwist zwischen Mr. Murphy und Lady Murphy brachte Ersteren zu der Ehre, vor dem Recorder zu erscheinen, und er fragte in gerechtem Erstaunen und Unwillen, warum man ihn dahin citirt habe.

Herr, habt ihr nicht Eure Frau geprügelt?

Ich meine Frau geprügelt?! Sie setzen mich in Erstaunen!

Wahrhaftig, ich habe in meinem Leben kein armes Geschöpf so übel zugerichtet gesehen!

Ich gebe zu, wenn ich darüber nachdenke, daß ich meiner lieben Frau eine sanfte Zurechtweisung ertheilt habe, aber daß ich sie geschlagen haben sollte, das ist lächerlich.

Die zerbläuete Frau wurde auf den Zeugenstand gerufen und enthüllte ihren Kopf, der buchstäblich eine Wunde oder Beule war.

Wie nennt ihr das? fragte der Richter.

John sah eine Zeitlang seine Frau schweigend an und sagte dann mit aufleuchtendem klugen Blicke: Herr Richter das ist „Errisipylas“ (Rose) — es ist eine erbliche Krankheit in meiner Familie.

Aber sie gehört nicht zu Eurer Familie, und ich werde Euch auf zwanzig Tage einstecken.

John wurde abgeführt und verwünschte brummend das Gericht, das nicht einmal eine Krankheit von einer Verletzung zu unterscheiden wisse.

* Rechen-Exempel.

Ein Bettler will über eine Brücke gehen, als ihm Mephistopheles begegnet. Dieser schließt mit ihm den Vertrag, jedesmal, wenn er die Brücke hinübergehe, ihm seine in preußischem Silbergelde bestehende Baarschaft zu verdoppeln, wenn er beim Zurückgehen über dieselbe einen Thaler in die Fluth würfe. Der Bettler ging darauf ein, muß jedoch zu seinem Schrecken bemerken, daß, als er dreimal hinüber- und herübergegangen ist, er nichts mehr besitzt. Wie viel betrug seine Baarschaft, als er mit Mephistopheles den Vertrag einging?

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 38. Sonntag, den 19. September 1869.

Die Soldatenbraut.

Der Maid entfällt der Rechen,
Den sie geführt mit Fleiß,
Aus ihrem Auge brechen
Viel Thränen bang und heiß.

Sie setzt auf's Heu sich nieder,
Das schon der Heimfahrt harrt.
Ihr Haupt sinkt auf das Mieder,
Ihr Aug zu Boden starrt.

Was geht durch ihre Seele?
Der Liebste half ihr mäh'n,
Da riefen schnell Befehle,
In Krieg und Schlacht zu gehn.

Dumpf bringt aus duft'ger Weite
Ihr manch Kanonenschlag
Die Kund' vom blut'gen Streite —
Schwarz wird der sonn'ge Tag!

Dieweil der Vater grollte,
Welch' lange Furcht und Pein!
Nach wenig Tagen sollte
Denn doch die Hochzeit sein.

Da sich ihr langes Hoffen
Der Thränensaat will freun,
Senkt's schnell vom Tod getroffen,
Mit ihm in's Grab hinein.

„Wird er er nicht wiederkommen?
Nein, nein! Horch Schlag auf Schlag!
Hast du ihn aufgenommen,
Herr, hole bald mich nach!"

Die in den Tod ihr jaget
Glückliche kalt wie Erz,
Weh! wenn euch einst verklaget
Manch' still gebrochnes Herz.

Ch. Böhmer.

Der „wahre Jakob" über den Prozeß Metz-Fendt.

Die letzte Nummer des von dem beliebten, geist- und gesinnungsvollen Frankfurter Humoristen Friedrich Stoltze redigirten Witzblattes „Der wahre Jakob" (Diesmal mit der Ueberschrift: „Im Ausweisungsmonat") enthält neben den beißendsten Persiflagen auf die Frankfurter neupreußischen Zustände, namentlich die bekannten Polizeiausweisungen, auch folgende sehr derb sarkastische Bemerkungen über das Resultat des Prozesses Metz-Fendt:

„In de Sandgegende von Arabije sin die vierbäänige Kameeler e wahr Wohldhat un in de Sandgegende von Deitschland e wahr Plag for's ganze Land. Un wie in Asie un Afrika die vierbäänige Kameeler sehr karakteristisch sin for die dortige Nationalidäte, so sin in Deitschland die zwääbäänige Kameeler sehr karakteristisch for die Nationale. Dort wie hie sin se dorch Zucht sehr veredelt worn, un ich kenn hibb un dribb der Määkinie sehr bedeitende Kameeler. Ääner von de merkwerdigste ungehörnte Widerkäuer lebt in unserer Nachbarschaft; er hat nemlich die Hörner em Annern uffgesetzt.

Awwer von Hörner ze redde! — Herr Arion Metz um Dausendgotteswille, was hawwe Se dann for Sache gemacht? Diesen Hochstädter Handkäs, den Ihne mei alter Freind Rudolph eingebrockt hat, riecht mehr in ganz Deitschland, obgleich er sehr gepfeffert war. So e neu Dugendmuster hat noch kää Geschäftsfihrer von ere Tapetefawrik uff's Tapet gebracht. — Guck emaal aa! was merr sich in de Leut errn kann! Ich hab Ihne immer vor de Leporello Ihrer schon viel-geliebt-hawende Bardhie gehalte. — „Keine Ruh bei Tag und Nacht" — un jetzt trete sie uff äämal als Don Juan uff! „Mädchen wie ich dich liebe!" — Kää Wunner, daß Ihne im letzte Akt der Deiwel geholt hat! — Daß Se sich in der Neue Frankforter Zeidung for en Brawenner selbst gelobt hawwe, verzeih ich Ihne, denn der Mensch soll sich nie unner seim Werth anschlage. Ääch die Reisespeese als Musterreiter forn Nationalverein rechen ich Ihne nicht höcher aa, als wie Sie selbst gedhaa hawwe. Als Vertreter von so ere geacht Ferma, die erst später Bankrott gemacht hat, muß merr was druffgeh lasse. Wie der Kuhl in Butzbach konnte Se nadirlich nicht reise. Was hat der awwer ääch for Bestellunge krieht! — Die Frankforter hawem emol den Ufftrag gewe, er sollt se — — no lasse se mich nor ausredde — in Fridd lasse.

Un des kläa Wortbrüchelche, des Se veribt hawwe, — no! die Bandagemächer wolle ääch lewe. Lege merr des Wortbrüchelche zum Ehebrüchelche. — De mortuis nil nisi bene! — Dieses Bene will ich Ihne aabuh. — Odder gläähe Se vielleicht, Se wern noch lawendig, weil Se in Ower-Ingelheim des Maul uffgemacht un de rechte Arm in die Höh gehowe hawwe? — Nor net! Des warn blos Zuckunge von Ihrm galvanisirte Leichnam, dem sei Bewegungsnerve mit gewisse Dräht in Bewegung gebracht warn. Lasse Se sich ganz getrost begrawe, Se sin mausdodt! Un komme Se ääch als Gespenst net widder! Was hawwe Se derrvo, wann Se e paar kläane Kinner un e paar allte Weiber erschrecke?

Requiescat in pace!

Denn Du bist de Kaatze!

Denn nicht Alle, die noch e Lewenszeiche von sich gewe, sin noch lewendig."

Das Monument in Kissingen (am 8. September 1869.)

Der heutige Tag hat unsere Stadt um eine neue monumentale Zierde bereichert, über der Ruhestätte von 62 bayerischen und preußischen Kriegern, die im Jahre 1866 im Treffen von Kissingen gefallen sind — gegenüber dem Kirchhofe, welcher gleichfalls eine Anzahl Gefallener theils in gemeinschaftlichen theils in Einzelgräbern aufgenommen — erhebt sich nun als herrliches Denkmal die von dem hiesigen Bildhauer Hrn. Arnold in weißem Marmor ausgeführte trauernde Germania. Die Statue ruht auf einem hohen Sockel von schwarzem Marmor, in welchem die Namen der gefallenen Krieger in Goldschrift eingegraben sind. Auf den in Kreuzesform emporragenden Griff des umwundenen Schwertes gestützt, in der rechten Hand einen Palmzweig zur Erde senkend, so sitzt die ideale Frauengestalt in ruhiger edler Haltung da — ein erhabenes Bild des Friedens, der Versöhnung, und wohl auch der Hoffnung, daß niemals wieder deutsche Stammesgenossen sich feindlich gegenüber stehen werden. Dieser Gedanke bildete den Grundton in den patriotischen Ansprachen der Festredner bei der Enthüllungsfeier des Denkmals. Letztere hat heute Vormittags 11 Uhr in programmmäßiger Weise stattgefunden. Nachdem die Theilnehmer des Festzuges auf dem Kirchhofe sich versammelt hatten, bewegte sich der von der Musik des 11. Infanterieregiments und einer Abtheilung der hiesigen Feuerwehr eröffnete Zug nach dem Standorte des Monumentes, woselbst die Feierlichkeit durch einen Trauergesang der „Liedertafel“ eingeleitet wurde. Hierauf folgte eine treffliche Ansprache des Komitevorstandes Hrn. Grafen zu Pappenheim, worauf die Hülle des Denkmals fiel und die kirchliche Einsegnung durch den geistl. Rath Hrn. Dechant Gutbrod folgte. Im Namen der bayerischen Armee brachte hierauf der k. b. Generalmajor und Brigadier Graf v. Bonner kameradschaftlichen Gruß und ehrte die Treue und Tapferkeit der Gefallenen. Schließlich ergriff noch der k. preuß. geh. Sanitätsrath und Prof. Dr. Fr. A. Burow, welcher im Jahre 1866 als Generalstabsarzt der Mainarmee besonders auch hier in Kissingen fungirt hatte, das Wort, um dem Komite für Errichtung des Denkmals zu danken und zugleich dem König von Bayern eine Huldigung darzubringen. Zu das von ihm ausgebrachte dreimalige Hoch auf Se. Maj. den König Ludwig II. stimmte die Festversammlung kräftig ein. Nachdem dann noch die Liedertafel und die Musik Trauerchöre vorgetragen hatten, schloß die erhebende Festlichkeit.

Das Lager bei Schweinfurt (am 8. Sept. 1869.)

Heute, als an dem letzten Lagertage, zugleich katholischem Feiertag, fand für beide Konfessionen Feldgottesdienst statt, dem große Revue folgte. Wenn's Parade heißt, schickt der Soldat ein stilles Gebet zum Himmel, erfleht um schönes Wetter, damit das dunkle, so empfindliche Kriegsgewand nicht Schaden leide und der unverhüllte Sonnenstrahl den Waffenglanz erhöhe, dann aber auch um eine tadellose Richtung im Moment des Vorbeimarsches; ist dieser auch nicht mehr wie ehedem maßgebend für Beurtheilung einer gut geschulten Truppe, so gehört doch Klappern zum Handwerk, schönes Defiliren und Trompetengriffe gefallen auch den Actionellen Soldaten, weil sie die Linie bezeichnen, wo Form und Wesen zusammentreffen und das markante Moment darin einem scharfblickenden Auge nach beiden Richtungen zu schauen gestattet. Die nach dem Gottesdienst vereinigten Truppen paradirten vor Prinz Luitpold mit dem großen Stab, Artillerie im Trabe, Kavalerie überdies im Galopp. Wenn man annimmt, daß heute dem Lager und seinen Schauspielen mehr Menschen zugeströmt waren, als es enthält, so ist das sicherlich eine geringe Schätzung; der Zudrang war enorm. Den Beginn der Spiele machten Schiebkarrenrennen mit Bezugnahme auf die Anwendung dieses Transportmittels beim Schanzenbau, ferner Sacklaufen von 100 Soldaten, je einer per Kompagnie, ausgeführt, das der Lachsalven Tausender erledigen Stoff bot und an komischen Intermezzi reich, mitunter tollen Jubel erregte. Sodann folgte Wettfahren der Genietruppen in Militärpontons auf dem Main, Wettlaufen von Infanterie und Jägern, hierauf kam die Artillerie, die, einen Gwonaplatz improvisirend, in dem die Pferde nackt an der Leine hingen, mit 9 Geschützen und ebenso vielen Munitionswagen konkurrirte — in Schnellpacken und Sattel, Aufprogen und Abfahren, Vorgehen auf 1000 Schritt im Trab und Abgebung Eines Schusses; endlich die verschiedenen Rennen zu Pferde, erst Kürassiere, dann Chevauxlegers, von denen zweiter Wachtmeister Bordi des 6. Chev.-Reg. unter 32 den ersten Preis errang. Diesen reihte sich ein Offiziersflachrennen (etwa vierzig Pferde), wie das vorige auf 1000 — 1200 Schritt, an. Als Sieger ging hervor: Lieut. v. Eichthal, ebenfalls vom 6. Chev.-Reg. und Lieut. Keusel vom 2. Kür.-Reg. Schließlich kam ein Hürdenrennen für Offiziere mit nur vier Theilnehmern, deren vorderster, Lieut. Hyperlocher, bewerkenswerther Weise gleichfalls vom 6. Chev.-Reg., beim letzten Sprung auf dem glatten Rasen stürzte, gleich ihm Lieut. Rittmann, während Lieut. Pechmann vom 2. Chev.-Reg. erster Preisträger ward. Die Rennbahnen waren allerdings nur kurz berechnet; wenn man aber erwägt, daß alle Betheiligten, namentlich Mannschaft und Pferde, seit längerer Zeit 6—8 Stunden täglich in Aktion und auch heute Vormittags in reichlicher Bewegung waren, so ist die Leistung sehr bedeutend zu nennen, daß diese Strecke von den Dienstpferden in 58—60, von den Pferden der Offiziere in 50—52 Sekunden zurückgelegt wurde; thut auf die Postmeile etwas über vier Minuten, eine selbst für englische Rennen guten Ranges nicht geringe Leistung, deren sogar 6 Mal

statt wie hier 50 Fuß per Sekunde 80 Fuß nur ein Pferd „Eclipse“ vor Johann bei Epsom erreichte. Wenn wir dem allen die allerlei humoristischen Privatspiele von Mannschaften, als Fuchsprellen und Sonstiges, bei, so ist begreiflich, daß das Interesse des wirklich großen Rubikkamp lebhaft gefesselt war bis zu der unmittelbar darnach, um 7 Uhr (Beginn der Spiele 2 Uhr), durch Prinz Luitpold am großen Parolezelt vorgenommenen Vertheilung der Preise, die für die Mannschaften, mit den gestern errungenen Schießpreisen beginnend, hauptsächlich in bedeutenden Geldprämien, für die Offiziere in Geldgewinnsten aus den Einlagen und von Prinz Luitpold gespendeten Ehrenpreisen bestanden.

Alexander von Humboldt.

„So lange solche Sterne, dem deutschen Volke strahlen, kann ihm der Pfad zu einer herrlichen Zukunft nicht dunkel bleiben“. — lauten die Worte, welche in einer Adresse aus New-York einst an die Familie Humboldt gerichtet wurden. Sie gewinnen eine neue Bedeutung, am heutigen Tage, wo alle gesitteten Nationen der ganzen Welt ihre Lorbeeren um Alexanders Andenken schlingen. — Hätte ein Dichter ein Menschenleben gedichtet, hätte ein erhabener Künstler ein ideales Gebilde seiner Brust hingestellt in so vollendeter Schönheit der Erscheinung, die ungebrochen bis in's höchste Alter dauert, in so reiner edler Seelenstimmung, daß auch nicht eine einzige Trübung und Irrung das harmonische Dasein stört, in so lichter, erhabener Geistigkeit, daß auch nicht ein Zweig wahren und menschlichen Strebens an ihm vermißt wird, hätte ein Dichter einen Alexander von Humboldt gedichtet, wie er vor Aller Augen war, wirkte und strebte, es würde sein Gebilde in tausendfachem Schwarz des Menschenlebens tendenz gewirkt, nicht ein Zeitalter, nicht eine Nation, sondern die gesammte Menschenwelt unter Zeiten würde sich an dem Ideale erbaut — und man würde den Dichter glücklich gepriesen haben, in dessen Seele ein Wesen solch seltener Vollendung bis zur verwirklichenden Gestaltung vorgebildet lebte.

Denn was an ihm so wunderbar gewesen, war die Vereinigung alles dessen, was Lebensverherrlichendes in der Menschheit zerstreut sich vorfindet. Von der Hinneigung zum Schönen, von der Liebe zum Guten und vom Streben nach dem Wahren, von diesen ewigen Leitsternen, die dem Menschen verliehen sind, und von denen schon vereinzelnte Strahlen hinreichen, ein Leben zu veredeln, war ihm ein wunderbar reiches Maß gegeben, und in der Pflege dieser Güter des Daseins ging sein ganzes ideales Leben auf.

Uns Deutschen geziemt es, hinter mit der Ehre zu gedenken, welche die würdigste ist, mit dem Einschlusse, über alles hoch die Güter zu schätzen, sie mit allem Aufgebote zu wahren und zu vertheidigen, deren eifrigster, erfolgreichster und glänzendster Vertheidiger und Mehrer der ewige Nestor der Wissenschaft war. Alle Nationen erkennen seine Größe an; wir aber die wir sprechen dürfen: er war nicht blos Fleisch von unserm Fleisch und Bein, sondern auch: er war Geist von unserm Geist, wir sollen nicht allein und heute vor Allem an seinen Ruhm denken, welcher den deutschen Namen in weiteren Grenzen verherrlicht hat als kaum ein Anderer vor ihm; wir sollen uns auch durchdringen mit der Erkenntniß, daß dasjenige, was den Heimgegangenen so groß machte, was in ihm in glänzender Fülle vereinigt die Augen der Mitwelt blendete, das unserem Volke vor allen anderen von Gott anvertraute Kleinod war: der Geist, welcher die Wahrheit sucht, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Wohl ist der uns zugemessene Raum zu gering, um auch nur annähernd das Weltumfassende in Humboldt's Wirken zu schildern; aber die Welt weiß, daß Humboldt durch seine Reisen, seine Entdeckungen, seine vielseitige Auffassung der Erscheinungen auf, in und über der Erde neue Zweige der Naturwissenschaft geschaffen und sie als lebensfähige Glieder des Ganzen dargestellt hat. Durch die Schilderung seiner Erlebnisse und Beobachtungen hat er der Wissenschaft eine große Menge von Jüngern gewonnen, sowie nicht wenig dazu beigetragen, die Kenntniß der Natur zum Eigenthum und Gemeingut aller Nationen zu machen. Nachdem er schon früher in seinen „Ansichten der Natur“ die Resultate seiner Forschungen in allgemein faßlicher und ansprechender Form zu geben versucht und damit nicht mehr ausschließlich auf den Kreis der Gelehrten, sondern auch auf das Volk gewirkt hatte, ging er noch am Abend seines vielbewegten Lebens an die Abfassung seines „Kosmos“. Er wollte damit die Erscheinung der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze darstellen, also eine physische Weltbeschreibung in höchsten und umfassendsten Sinne und zwar in einer dem Gebildeten verständlichen, edlen Darstellung liefern. Dies Werk, gleichsam ein „Glaubensbekenntniß über das All der Schöpfung,“ hat einen Erfolg gehabt, wie kein anderes aus dem Bereich der Naturerkenntniß und dem Studium der Natur Bahn gebrochen bis in die weitesten Lebenskreise.

Daß der Mann, der so Großes für die Wissenschaft gethan, trotz seiner hohen Stellung auch ein Herz hatte für das Volk, daß er mit unerschütterlichem Freimuth das Banner des Fortschritts auch in den trübsten Zeiten festgehalten, legt noch in aller Gedächtniß und die nach seinem Tode veröffentlichten Briefe werden es auch der Nachwelt künden.

Bei allen Wählerversammlungen war er stets am Platze und stimmte mit voller Ueberzeugung fest und entschlossen — mit der weitgehendsten Richtung. Mochte er auch dem Könige noch so nahe stehen, mochten es die Hofkreise ihm zu sehr verargen — er blieb dem

Volke doch treu. Mit dem Volke empfand und stimmte er. Erwiesen, daß die höchste Wissenschaft mit der einfachsten Volksstimmung Hand in Hand gehen könne. Seine Gegner haben wir daher nur in den finstern blickenden Gestalten zu suchen, die einst einen Galilei in den Kerker sandten, weil dessen wissenschaftlichen Bestrebungen die herrschende Weltanschauung, als deren geborene Grenzwächter sie sich ansehen, durchbrochen hatte. Sie sind die unholden, aber unvermeidlichen Begleiter jedes Fortschritts in der Geschichte der Menschheit; doch sind ihre gegenwärtigen Vertreter ihren Vorgängern wenn auch an bösen Willen nicht nachstehend, so doch glücklicher Weise an Macht nicht gleich. Die dunklen Farben, die sie zum Bilde Humboldt's herbeitragen, wie auch das Dornengerank der Entstellungen, die ihr Groll erzeugt, verwendet die Menschheit heiteren Sinnes zu dem Rahmen, aus dem das Bild des Gefeierten um so lichtvoller einer bessern Zukunft entgegenstrahlt.

Uns und den kommenden Geschlechtern möge der Name Humboldt eine stete Mahnung sein, festzuhalten an der Ueberzeugung, daß Liebesübung im Dienste der Menschheit der wahre Weg des Heils ist, während der Weg, den der „Glaubenskrieg" sich gebahnt, mit Blut, Asche und Todtengebeinen sich kennzeichnet. Nur jener, nicht aber dieser Weg, bedeutet Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Geist todt, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, aber wir dürfen von ihm sagen:

Hinter den Leiblichen schloß die Pforte
Aber Du wandelst in Jugendhelle
Mit unsterblichem Geistesworte
Auf des Stromes bewegter Welle.
Ob sie verrauchen die heißen Kränze,
Abwärts sinket das Staubgewinde,
Vor uns wandelt wirst Du in Lenze,
Lichten Auges der Geistgeborne.

I. Preis-Anagramm.

Durch viel Geräusch wird mein Entstehn verkündet;
Doch wartet mein ein herbes Mißgeschick.
Da stets den sichern Tod die Mutter findet
In meines Lebens ersten Augenblick.
Kaum seh' ich's Licht, so werd' ich mir entrissen
Im Kerker, wo kein Sonnenstrahl thronet,
Mit meinem Hauchen werd' ich dann gewiß
Und weit ist in die Welt hinaus gedrohet.
Werd' ich der Haft dann irgendwo entlassen,
Gewiß ist dann mein letztes Stündchen da.
Oft muß im Flammenmeere ich erblassen
Und oft zur Speise man mich außerkah.
Kommt dann gewaltsam noch mich umzubringen
Nun wohl, den hellen Tätern sei's gelingt,
Die gleiches Namens dann mit mir entspringen
Von denen mehr und die Geschichte sagt.

II. Preis-Rebus.

III. Preis-Räthsel.

Drei Reim' sind's, die wir bringen,
Die Du vereinigen sollst zu einem Wort.
Dann wirst Du gewahren, daß Du Dich
Mit ihm befreundet hast fürwahr.
Drum bitte ich Dich, mir's zu sagen,
Ehe ich Dir's will sagen.
Dann will ich Dir's gerne sagen,
Und bis zu Gewißheit, Urtheil sich erhellen.

Die Auflösungen sämmtlicher Aufgaben müssen bis zum 15. Oktober dieses Jahres an die Redaction der „Pfälzischen Volkshalle" eingesandt sein.

Redaction, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 39. Sonntag, den 26. September 1869.

Aus dem „wahren Jakob."

„Militärschen."

Der Heimath will ich Herz und Hand
In keiner Noth versagen,
Ich will für dich, mein Vaterland,
Mit Stolz die Waffen tragen.
Wenn fremde Horden dein Gebiet
Bedräuen und dir Schmach geschieht,
Kein Zeigling will ich zagen,
Ich will mein Leben wagen!
Mit meinem Volk in Reih und Glied,
Hussah! durch Sumpf und Moor und Ried
Will ich die Lumpen jagen.

Doch gegen Volk und Freiheit nicht
Will ich mich lassen brauchen!
Ich könnte nicht zum Sonnenlicht
Erheben mehr die Augen.
Ehr' fällt mich ein Wetterstrahl,
Als ich im Bruderblut den Stahl,
Das Eisen wollte tauchen!
Es soll davon nicht rauchen!
Kein Lorbeer wird der Flammenqual,
Dem glühend blut'gen Kainsmal
Auf Stirnen Kühlung hauchen!

Das Brandmal dorret auf der Stirn
Dem Lorbeer schuldbeladen,
Es brennt und frißt sich durch in's Hirn —
Bewahr' mich Gott in Gnaden!
Bewahr' mich Gott vor solchem Weh!
Dann lieber, Vaterland ade!
Mir fehlt der Muth zu — Thaten,
Das Herz, um dir zu schaden.
Weiß mich hinaus! — Fahr wohl! — ich geh!
Spei' mich hinüber Bodensee,
Ein „Feigling" und „mißrathen"!

Probates und rationelles Heilmittel gegen Klauenseuche, Maulfäule und Milzbrand der Hausthiere.

Die nachstehenden zeitgemäßen Belehrungen für unsere Leser auf dem Lande verdanken wir der freundlichen Mittheilung des durch seine Untersuchungen über die Entstehung und Heilung der Cholera verdienten Herrn Oberstabsarztes Dr. Dyes in Hildesheim.

„Diese Krankheiten sind miasmatischen Ursprungs, und entstehen, wenn das Vieh von „befallenen" Futterkräutern gefressen hat. Miasmen nennt man gewisse giftige Schimmelpilze, so wie die sich an diesen erzeugenden, meistens nur durch das Vergrößerungsglas sichtbaren Schmarotzerthierchen (Infusorien), welche wenn sie in den thierischen Organismus gelangen, sei es mit der Nahrung oder durch Ansteckung, auf den Schleimhäuten der Mund- und Rachenhöhle, oder des Magens und Darmkanals brandige Geschwüre erzeugen, deren jauchige Absonderung nicht selten hochgradige Blutvergiftungen mit tödtlichem Ausgange herbeiführt.

Um diese Gefahr abzuwenden, ist es erforderlich, die in den Organismus der erkrankten Hausthiere gelangten Miasmen so schnell als möglich, ehe sie ihre verderbliche Wirkung vollendet haben, zu desinficiren, d. h. zu zerstören.

Dieses geschieht durch die innere Anwendung des Chlorwassers und Eisenvitriols.

Während zur richtigen Anwendung des Chlorwassers (zur Hälfte mit Wasser verdünnt, zweistündlich einen Eßlöffel voll) die Anweisung eines Sachverständigen erforderlich sein dürfte, kann jeder Landwirth das Eisenvitriol ohne Bedenken selbst verwenden.

Man löse zu diesem Ende ein halbes Pfund Eisenvitriol (schwefelsaures Eisen) in fünfzehn Pfund Wasser auf und bewahre diese Flüssigkeit in einem Steintopf.

Erkrankten Schafen, Kälbern und jüngeren Schweinen reiche man davon zweistündlich eine Tasse voll, und zwar gemischt mit einem diesen Thieren angenehmen und erwärmenden Mehltrank.

In der Zwischenzeit feuchte man die Zunge der kranken Thiere zuweilen mit dieser Flüssigkeit mittelst eines Schwammes oder Pinsels an.

Sollte in einzelnen Fällen dieses Verfahren auf Schwierigkeiten stoßen, so befeuchte man wenigstens recht häufig die Lippen der Thiere mit dieser Arznei, so gelangt sie durch das Lecken derselben an die Zunge.

Aus demselben Grunde ist es rathsam, den Futtertrog wiederholt mit dieser Eisenvitriol-Lösung auszuwaschen.

Bei der Klauenseuche ist außer der inneren Anwendung dieses Heilmittels auch das Waschen der Klauen mit dieser Flüssigkeit zweckdienlich.

Wenn diese Seuchen sich in einer Gegend zeigen, so kann man dadurch, daß man den noch gesunden Thieren dieses Mittel darreicht (dreimal täglich eine bis zwei Tassen voll), dem Ausbruch der Krankheit vorbeugen, weil die antimiasmatischen Mittel auch eine prophylaktische Wirkung haben.

Eine schädliche Nebenwirkung hat weder das Chlorwasser, noch das Eisenvitriol, wenn es in der angegebenen Weise und Menge gereicht wird. Im Gegentheil befördern diese Mittel die Verdauung und den Hunger, bei Thieren sowohl wie auch bei Menschen, wo sie sich gleichfalls bei allen miasmatischen Krankheiten (Diphtherie, Scharlachbräune, Ruhr, Brechruhr, Cholera, Menschenblattern) entschieden bewähren.

Zur Beförderung der Gesundheit und Freßlust

der Schweine im Allgemeinen ist es zweckmäßig, denselben täglich eine Handvoll Steinkohlen, sowie Knochenmehl (phosphorsaurer Kalk) in noch größerer Menge, mit dem Futter darzureichen. Wahrscheinlich ist das Knochenmehl auch dem Rindvieh zuträglich, was versucht zu werden verdient.

Den Schweinen sind Kalbsknochen, angemessen zerstückelt, vorzüglich dienlich.

Vergl. meine Schweinefütterungs-Methode zur Verhütung von Finnen und Trichinen. Hildesheim, in Commission der Finckeschen Buchhandlung.

Hildesheim, im September 1869.

Dr. med. Dyes.

Menschenfresserei in Südost-Afrika.

In dem Kaffulande (Oranje Freistaat) befinden sich große Höhlen, welche von Menschenfressern bewohnt werden. Den englische Missionär Lowker besuchte dieselben im vorigen Sommer. Steil ging der Pfad hinunter an Felsen und Abhängen bis zu dem Eingange der größten Höhle, den ein großer, von der Natur gewölbter Felsbogen bildet. Das Innere der Höhle war schauerlich. Die hohe, gewölbte Decke war von Ruß und Rauch geschwärzt, auf dem Fußboden lagen Haufen von Menschenknochen, theils förmlich aufgeschichtet, theils überall zerstreut. Auch vor der Höhle, auf langsam verwitterndem Gesteine lagen Menschenknochen, soweit das Auge reichte, namentlich Schädel und Knochen von Frauen und Kindern. Sie waren mit stumpfen Aexten und Steinen erschlagen, gleich den Markknochen, welche der Länge nach gespalten waren, um das Mark herauszunehmen. Nur wenige Knochen zeigten Spuren von Feuer; die Höhlenmänner zogen das Kochen dem Braten vor. Unregelmäßige Stufen führten in eine dunkle Gallerie, wo die Schlachtopfer aufgehoben wurden, bis die Reihe an sie kam. Obgleich die Wilden in einem fruchtbaren Lande, das Wild in Menge bietet, wohnten, machten sie nicht blos Jagd auf ihre Feinde, um dieselben aufzufressen, sondern verzehrten sich auch untereinander und wenn keine Gefangene da waren, nahmen sie ihre eigenen Frauen und Kinder.

Eine träge oder zanksüchtige Frau wurde ohne weiteres abgethan und gab ein leckeres Mahl; ein Kind, das zu viel schrie, wurde sofort still gemacht und gekocht. Kranke und Schwache fielen dem Kessel anheim. Man sagt, diese Menschen hätten den Cannibalismus schon seit Jahren aufgegeben, allein einige Knochen waren noch frisch und enthielten frisches Mark. Vor 30 Jahren war das Land ganz von Menschenfressern bewohnt, die Jagdpartien aussandten und vorzugsweise Frauen und Kinder fingen.

Noch heute leben viele Menschenfresser dort. Einer derselben, Nankusent mit Namen, fing einst dort drei junge Weiber, eine derselben nahm er als Gefährtin, die beiden anderen wurden gekocht. Die Ehe ist bis jetzt eine sehr glückliche! Einen Kinderkopf benutzen sie als Blumentopf. Ein alter Wilder beschwerte sich, daß das Menschenkochen etwas in Abnahme gekommen. Die noch lebenden Cannibalen gehen so regelrecht zu Werke, als wenn ein Fleischer ein Schaf zerlegt. Herz und Leber in Asche gebraten, gelten als Leckerbissen.

* Wann zeigt sich die Liebe am Stärksten?

Die Beantwortung dieser Frage fand ich zufällig in Anthony Trolloped Novelle „He knew he was right“ (Er wußte, daß er Recht hatte) und will ich sie den hübschen Leserinnen des „Pfälz. Sonntagsblattes“ nicht vorenthalten, selbst auf die Gefahr hin, daß einige darüber die Näschen rümpfen werden. Der als tiefer Denker bekannte englische Schriftsteller sagt: „Die schönste Periode während der überhaupt so schönen Zeit zwischen der Verlobung und der Hochzeit ist jedenfalls die: wenn die Liebenden so intim geworden sind, daß sie ohne Rückhalt über die Kleinigkeiten des Lebens sprechen können; wenn sie darüber berathen, wie sie ihre beschränkten Mittel eintheilen wollen und wie sie überhaupt ihr zukünftiges Leben einzutheilen gesonnen sind; was jedes von den Pflichten des Andern denkt; was Jedes für das Andere thun kann und was Jedes für das Andere zu opfern gewillt ist. Eine junge Frau erklärte mir einst, es sei der glücklichste Zeitpunkt ihres Brautstandes gewesen, als sie ihrem Geliebten sagen konnte, wie viele Paar Strümpfe sie besitze. Wie reizend ist es doch: mit der Theuern seines Herzens die Sterne zu beobachten und wie süß ist es: mit derselben auf duftender Wiese zwischen Heuhaufen zu sitzen. Das Lesen von Gedichten aus einem und demselben Buche, mit sich berührenden Augenbrauen und verschlungenen Armen ist gewiß recht süß; das Ausschütten des ganzen Herzens in geschriebenen Worten, von welchen der Schreibende weiß, wie lächerlich sie in den Augen eines jeden Andern wären, als in den Augen für die sie bestimmt sind — dies ist sicherlich sehr süß — aber für das Mädchen, welches das erste Hemd für den Mann ihres Herzens genäht hat, findet bei dem letzten Nadelstiche darin ein seligeres, süßeres Glück, als Sterne, Heuhaufen, Gedichte oder überschwängliche Liebesbriefe hervorrufen konnten.“

* Ein sonderbarer Advokat.

Ein handfester und vierschrötiger Kauz erschien ohnlängst vor einem nordamerikanischen Gerichte und erklärte auf Befragen, des Vorsitzers daß er John Barker heiße und seines Standes ein Attorney, das heißt ein Advokat sei.

Der Vorsitzer: Ihr seid im Augenblicke als Ihr einen Mann zu Boden schlugt, verhaftet worden. Ist dem so?

Sie wollen, Ew. Gnaden, gütigst erlauben, ich plädirte.

Wie, Ihr plädirtet? Das klingt sonderbar.

Ja freilich; allein ich bin Advokat.

Euer Namen steht in keinem Advokatenverzeichnisse eingeschrieben; Ihr maßt Euch also eine Eigenschaft an, die Ihr nicht besitzet. Hievon handelt es sich aber im Augenblicke nicht.

Ich bitte Ew. Lordschaft tausendmal um Verzeihung. Die Sache verhält sich also: ich bin Attorney, und in dieser Eigenschaft liegt es mir ob, für die zu plädiren, die mir zum Austrage ihre Sache übergeben.

Ich sage Euch aber wiederholt, daß Euch Niemand kennt.

Ew. Gnaden irren sich wiederholt. Bemühen Sie sich nur in den Hafen und fragen Sie den Ersten Besten, ob er den Attorney John Barker kenne: dieser wird ganz gewiß mit ja antworten.

Ihr plädirt also im Hafen?

Da und anderwärts, gleichviel.

So plädirt Ihr unter freiem Himmel, Master John?

Ich? — ich spreche nie.

Ihr gebt Euch für einen Advokaten aus, und sprecht nie? Das ist stark und klingt ganz sonderbar.

Wissen Ew. Gnaden nicht, daß es ein Unterschied zwischen Reisigbündel und Reisigbündel, zwischen einem Advokaten und Advokaten giebt?

Ich muß gestehen, daß mir dieser Unterschied ganz unbekannt ist, und ich von allen Advokaten nur die kenne, die vor dieser Schranke erscheinen, um Angeklagte zu vertheidigen.

Ich will Ew. Ehren kurz erklären, wie man einen richtigen Advokaten austreibt, ohne sich all' den Schwätzereien zu überliefern, die einem die Ohren tollsalbadern, euch das Geld abnehmen, und hintendrein den Prozeß verlieren.

Zwei Nachbaren, die sich um den Besitz eines Läppchen Landes in den Haaren liegen, zwei Eheleute die auf Scheidung dringen, zwei Individuen die im Begriffe stehen, sich in einem schwierigen Falle, um eine Kleinigkeit die Hälse zu brechen, rufen meinen guten Willen an, und haben es nie, und selbst bis auf die letzte Stunde nicht zu bereuen gehabt, ich kann es Ew. Ehren beschwören, mich zu ihrem Vertheidiger aufgestellt zu haben.

Worin bestehen aber Eure Vertheidigungsmittel? Länger und nachdrücklich daraufzuschlagen als mein Gegner.

Ich verstehe Euch nicht, Master John.

Das ist doch ganz einfach. Sobald mich einer der zwei Streitenden zu seinem Vertheidiger aufgestellt hat, so tritt der Attorney des andern in die Schranke: vor uns führt den Vorsitz ein von beiden Parteien gewählter Obmann, dessen Amt es ist, jeden Streich oder Puff genau aufzuzeichnen und dem Geber dann zu gut zu schreiben. Das Signal wird gegeben und es geht an's Dreinschlagen.

Und der, dessen Prügelattorney den Sieg davon getragen, hat auch seinen Prozeß gewonnen. Ist dem so?

Erfahren, Ew. Ehren.

Und der Mann, den Ihr zu Boden geschlagen?

Ist mein Gegner, dem ich, wie ich hoffe, bewiesen habe, daß seine Sache eine schlechte ist.

Eure Beweisführung ist, ich muß es gestehen, eine verzweifelt logische. Ein gebrochener Arm, drei eingeschlagene Zähne, ein blau und braun marmorirtes Auge sind fürwahr schlagende Beweise.

Das ist nicht anders. Uebernimmt Jemand eine Sache, so muß er auch ihre Folgen über sich nehmen.

Die von John Barker vertheidigte Sache war gewiß eine vortreffliche, allein Seine Lordschaft und Ehren vermochte es nicht, sich mit Barkers Beweismethode zu befreunden, und er verurtheilte ihn demgemäß in eine Gefängnißstrafe von 2 Monaten und in eine Geldbuße von 10 Dollars.

John Barker verließ, muthentbrannt, die Fäuste ballend, den Sitzungssaal; er bedauerte nur, dem Richter mit Hilfe seiner Beweisart die Unrichtigkeit seines Spruches nicht klar machen zu dürfen.

Kaiserslautern. F. Bhm.

Der deutsche Student.

Ein deutscher Bruder Studio, flotten Lebens, suchte in österreichischen Kriegsdiensten ein Asyl vor seinen Gläubigern, und wird bald als Fähndrich angestellt. So lange die mitgenommenen blanken Thaler in der Tasche klimperten, ging es ihm lebt gut. Als sie ausgegangen und er in den Sümpfen des Banats vom Fieber geschüttelt ward, kümmerte sich Niemand um ihn. Er fühlte den Tod herannahen und wollte sich durch eine List wenigstens die letzten Tage seines Lebens versüßen. Er ließ den Auditeur kommen und machte sein Testament. Sein ganzes Vermögen vermachte er den Offizieren des Regiments. 15,000 Gulden dem Obristen, 10,000 Gulden dem Major, jedem Hauptmann seines Bataillons 5000 Gulden, dem Hauptmann seiner Compagnie 8000 Gulden, dem Oberlieutenant 4000 Gulden, dem Unterlieutenant 2500 Gulden, dem Feldpater 2000 Gulden, dem Auditeur 3000 Gulden, Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das natürlich bald gelöst ward. Nie ward ein Kranker besser gepflegt. Die feinsten Betten, die weichsten Polster, Delicatessen aller Art wurden ihm gereicht, es fehlte nie an liebkosenden Gesprächen und Tröstungen. So waren die letzten Wochen seines Lebens genußreich. Als er gestorben, hielt ihm der Feldpater eine begeisterte Leichenrede, der Unterlieutenant streute sogar poetische Blumen in den Seminer Avisen auf sein Grab. Ein Denkmal war ihm projektirt, eine ertönchende Kerze mit der Unterschrift: Dum aliis luceo corrumpa. Nur Schade: als der Hoftriegsrath die Erbschaft im Nassauischen einziehen wollte, erhielt er durch den österreichischen Gesandten die Antwort, daß wohl Schulden und Creditoren genug da wären, aber keine Erbmasse. Es erfüllte sich buchstäblich: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!"

Feuilleton.

Prolog

gesprochen bei der III. Jahresversammlung des pfälz. Lehrervereins zu Landau am 16. Sept. 1869.

von **G. L. Krebs.**

Auf! auf! nach Landau laßt uns wandern!
Auf! auf! nach Landau laßt uns ziehn! —
Es klang von euerm Ort zum andern,
Von einer Stadt zur andern hin: —
Wo viele Herzen uns entgegen schlagen,
Da wollen frisch und froh und frei wir tagen!

Nach Landau sind wir denn gezogen,
Ihr, meine Freunde all' und ich,
Und wer im Herzen uns gewogen,
Der freut unsers Kommens sich.
So wirket denn in Eintracht nun zusammen,
Die Brust für edles Streben zu entflammen.

Als Vorbild mög' die Stadt uns dienen,
Die heute die Versammlung schaut.
Nach Wall und Gräben, Thürm und Minen
Ward wohl als Festung sie erbaut.
Sagt dies uns nicht: Ihr müßet Euch vereinen
Zu einer Festung aus lebend'gen Steinen!

Was soll nun diese Festung schützen?
Welch theures Gut birgt man darin,
Das wir bis heute schon besitzen,
Welch Gut, das will errungen sein?
Des Volkes Wohl durch Bildung zugemessen
Und unsers Standes heiligste Interessen!

Nicht blut'gen Kampf, dem thät'gen Frieden
Sei dieser Festung Raum geweiht,
Doch ist uns hier nicht beschieden,
Will man den Kampf und jucht den Streit,
Hißt nicht die Mauer, daß man sicher wohne,
Nicht Wall und Thor — — dann spreche die Kanone!

Wer ist die Mauer? wollt Ihr sagen,
Und wer der Wall, der Thurm, das Thor?
Wer die Soldaten; die sich schlagen,
Wer hält die Fahne hoch empor?
Wo sind Kanonen? — Wer wird sie bedienen?
Wer wird uns sprengen die gefüllten Minen?

Die Mauer? — das ist wohl die Treue
In dem Beruf, in unserm Amt,
Und diese werde stets auf's Neue
Durch unseren Verein entflammt.
Dann mag das ernste unabläßige Streben
Nach Bildung sich als Wall, Thurm, Thor erheben!

Der Würdigste, der möge schwingen
Die Fahne auf der Festung Wall,
Damit wir muthig vorwärts dringen:
Denn die Soldaten sind wir all.
So laßt uns fest und treu zusammenstehen
Und lasset nicht umsonst die Fahne wehen!

Wenn nöthig, spreche die Kanone!
Es ist dies das lebendige Wort,
Und wer ihm dienen kann, der schone
Nicht Hand, nicht Mund, wenn an der Pfort'
Die Feinde kampfgerüstet drauen,
Ob roth, ob schwarz, — er darf den Kampf nicht scheuen!

So, meine Freunde, mögen heute
In Landau wir ein Vorbild sein;
Dann sind wir unsers Königs Freude;
Er will des Volkes Wohlergehn,
Er will was wir als hohes Ziel erstreben,
Er will dem Volke wahre Bildung geben!

Es dienet also unserm König,
Es dienet unserm Vaterland
Die Festung — — und auch uns ein wenig, —
Laßt nur ein solches starkes Band
Uns Alle allzeit fest umschlingen,
Dann werden unser Ziel wir auch erringen!

* (Neueste Depeschen aus Cuba.)

Havanna. Großer Sieg. Die Cubaner wurden total geschlagen. Sie hatten 5000 Todte und Verwundete. Wir verloren einen Mann.

New York. Soeben lief im Hauptquartier der cubanischen Junta die Nachricht ein, daß die Patrioten einen großen Sieg gewonnen. Die Spanier verloren 5000 Mann an Todten und Verwundeten. Wir haben den Verlust eines Mannes zu beklagen.

* (**Papierene Busen**), natürlich blos für Herren, kommen in Amerika sehr in Gebrauch und verdrängen die baumwollenen und leinenen aus dem Markte. Eine Fabrik will nächstens auch papierene Hemden und Röcke herstellen lassen. Auf jedes Hemd soll ein interessanter, spannender Roman gedruckt werden, so daß wenn man Abends nach Hause kommt und das Hemd auszieht, man sogleich eine unterhaltende Lektüre hat. Wir leben in einem papiernen Zeitalter.

* (**Ein haarsträubende Geschichte**). In einem jener modernen Barbierlasons in New-Orleans, wo dem Besucher mit einer Maschine die Haare gebürstet werden, trug sich folgender komischer Vorfall zu. Ein Herr, der soeben sich seinen Bart hatte glänzend schwarz färben lassen, wollte sich jetzt auch die dunklen Nabenlocken frisiren lassen. Der an ihm arbeitende Haarkünstler gab das Zeichen mit der Klingel, das Schwungrad setzte sich in Bewegung und die Bürste wurde angesetzt. Der Haarkünstler unterhielt sich während der Operation vertraulich mit einem der wartenden Kunden über das an jenem Tage stattfindende Feuermannsfest, als plötzlich ein Fluch aus dem Munde des Gebürsteten ertönte. Und das Bild, welches der unglückliche Haarkünstler vor sich sah, hätte einen Kapuziner lachen machen. Oben an der Decke in der Maschine hingen die schwarzen Haare des Kunden und seit mehreren Sekunden hatte der Barbier den kahlen Kopf desselben mit der scharfen Bürste erfrischt. Kaum siebzehn Haare waren auf dem kahlen Glatzkopfe versammelt und die Bürste war derselben nicht gerade sanft entgegengekommen. Der verblüffte Haarkünstler holte die Perrücke wieder herunter und in etwa zehn Minuten ging ein stattlich frisirter, alter Junggeselle von dannen.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 40. Sonntag, den 3. Oktober 1869.

Ein Hunderttausend-Dollars-Entschädigungsproceß.

Endlich hat Chicago auch seine Sensationsgeschichte, eine herrliche Sensation! Einen Hunderttausend-Dollars-Endschädigungsproceß. Hunderttausend Dollars für ein nichterfülltes Eheversprechen! Miß Amanda Craig ist zu gleicher Zeit die Heroine und die Klägerin in dieser cause célèbre und C. C. Sprague der Bösewicht und Verklagte. — Amanda ist eine arme, aber ehrenwerthe Southalterin, aus Cincinnati gebürtig, schon ein wenig zu reif, um die naiven Rollen spielen zu können, so etwa 35 Jahre alt, aber bestens konservirt und äußerst hübsch. — Sprague ist einer der vielen Millionäre Chicagos; ihm gehört in dieser Stadt der Palast, von weißem Marmor, der unter dem Namen „Sprague's Pastete" bekannt ist, eines der Wunder der Stadt der Ehebrüche und ungeschlossenen Ehen. — Der Vorhang unseres Dramas geht über eine Gerichtssitzung in die Höhe, bei der Richter, Geschworene, Advokaten, Sherifs, Zeugen, Konstabler und Zuschauer zugegen sind, welche Letztere allerdings wegen der Fülle des Saales nur ein Drittel der ganzen Versammlung ausmachen konnten. Eine Stimme schreit aus Leibeskräften: „Craig versus Sprague." — Darauf ruft ein Advokat, der, wie sich später erweisen wird, für alle Rollen brauchbar ist, mit nicht geringerer Lungenanstrengung: „Hunderttausend Dollars Entschädigung!" — Die Klägerin, Miß Amanda Craig, nimmt auf der Zeugen-Tribüne Platz. Sie erzählt, wie sie von dem Verklagten angegriffen und erobert worden sei, der, nachdem er die Citadelle ihrer Neigung mit Sturm eingenommen, sich bereit hat, dieselbe ihrer Wälle zu berauben und sie zu schleifen. Sie fordert für die Herstellung dieser Ruinen die obengemeldete Summe von 100,000 Dollars. Zur Unterstützung ihrer Behauptung hat sie eine Menge von Zeugen herbeigebracht, welche nacheinander versichern, daß die Klägerin ein Fräulein ist, von der niemals etwas Ehrenrühriges gesagt worden noch zu sagen gewesen ist; rein wie der frischgefallene Schnee verlebte sie ihre Tage und war wie Cäsar's Frau über jeden Verdacht erhaben. — Der Verklagte, ein Bösewicht der festgeschnürtesten Sorte, nimmt nun auf der Zeugenbank Platz. — Aber, bevor wir weiter erzählen, muß erwähnt werden, daß diese Persönlichkeit zwei Rollen in dem Stücke spielt. Wenn er die der Liebhaber spielt, so ist es ein junger Mann von 45 Jahren, mehr oder minder nach der letzten Mode gekleidet, Haare und Backenbart merkwürdig gut gefärbt, die Zähne von wunderbarer Weiße, Augen tiefschwarz und leuchtend und, was die Figur anbetrifft ein wahrer Adonis . . . von Watte. Mit allen diesen Vorzügen hat er Bresche in das unschuldige Herz der naiven Amanda Craig geschossen. — Später allerdings verließ er, zufolge der Unbeständigkeit, der alles Irdische, namentlich aber das menschliche Herz unterworfen ist, seine Eroberung, um sich zu einer anderen Flamme zu flüchten, und die verlassene Ariadne, nämlich Amanda Craig, raufte sich die schönen Haare aus und biß sich die üppigen Lippen wund, die Feuer entweicht hatte. — Aber wenn ihre Sachen bei dem Tribunal Cupido's verloren war, so appellirte sie an den Gerichtshof von Chicago, und dort spielte der verklagte Don Juan seine zweite, von der ersteren sehr verschiedene Rolle. — Da er nicht die geringste Lust hatte, ein Zehntel seines Vermögens dafür zu opfern, daß er ein hübsches Mädchen zur Liebe zu ihm bewogen, so bezieht er sich mit seinem Advokaten. Dieser meinte, sein Klient könne nichts besseres thun, als sofort sein falsches Toupet abzulegen, seine Perlenzähne in die Tasche zu stecken, der schwarzen seinen Strich an den Wimpern der Augen abzuwaschen, „daß ihr Glanz nicht tödtlich sei", wie Piet sagt. Die Nase wurde auch durch äußere Mittel zu einiger Schwellung und Röthe gebracht und bei einem Trödler ein altmodisches Kostüm herausgesucht, das der Zeit Washington's sich mehr näherte als irgend einer anderen Epoche. Sprague führte Alles auf's Pünktlichste aus und erschien in solchem Aufzuge vor dem hohen Gerichtshofe. — Nachdem er seinen Klienten auf diese Weise ausgestattet, hoffte der Advokat der Jury einzureden, daß Amanda eine Verlucherin sei, eine von Raserei ergriffene Madame Potiphar, die sich nebenbei des Goldes eines Millionärs bemächtigen wollte, indem sie trotz seiner Kränklichkeit und seines vorgeschrittenen Alters ihn zum Gatten nehme. — Aber, so klug man auch sei, Alles kann man doch nicht voraussehen; diese so geschickt aufgebaute Intrigue brach in sich zusammen, des Vorhandenseins eines reizenden Miniaturbildes wegen, welches den Bösewicht in seiner Rolle als Amoroso darstellte. Natürlich verfehlte das seinen Effekt zu Gunsten der Klägerin nicht. — Nun überzeugt daß Alles verloren sei, machte der Verklagte noch einen anderen schuftigen Versuch, indem er zur Verleumdung seine Zuflucht nahm. Er behauptete, die Klägerin habe ihm selber einen früheren Fehltritt eingestanden, dessen Folgen sie durch medicinische Mittel entfernt. Um diese Behauptung zu unterstützen, hatte er sich einen falschen Zeugen in der Person eines Chirurgen gekauft, welcher in

derlei schmutzigen Angelegenheiten schon mehrere Male vor Gericht gewesen war. Aber als der elende Mensch die Zeugentribüne betrat, stotterte er und verwirrte sich, der Meineid wollte nicht recht über seine Lippen, er fing sich in seinen eigenen Ausflugen und wurde in offener Sitzung wegen Ablegung falschen Zeugnisses auf Befehl des Gerichtshofes sofort in's Gefängniß geführt.

Nun wurde die Sache natürlich ernsthafter. Die Plaidoyers waren geschlossen und die Jury zog sich zurück. Tiefes Schweigen herrschte im Raume; dann flüsterte man sich heimlich zu, welche Aussichten wohl die Klägerin habe, ob die Jury sie ganz abweisen oder in Bezug auf den Betrag des Schadenersatzes den Gewinn des Prozesses illusorisch machen werde u. s. w. — Nachdem die Geschwornen sich entfernt hatten, verschwand auch der Verklagte Sprague; die Klägerin aber blieb und lehnte sich halb todt auf ihrem Stuhle hinterüber, die Hand auf's pochende Herz drückend und Thränen in den Augen. Hinter ihr stand ihre Mutter, ruhig und resignirt, als wäre sie auf das Schlimmste gefaßt. Die vielen Anwesenden aus dem Dorfe Wheaton, wo die Klägerin ihre Schule hat, sind in banger Besorgniß, denn sie lieben und achten Amanda Craig sehr. — Endlich nach 20 langen Minuten ertönt eine Klingel und die Geschwornen, an ihrer Spitze der Obmann, ein Deutscher von ehrwürdigem Aussehen, Namens Noam Gloß, treten wieder ein. Ihre Namen werden aufgerufen und nachdem eines jeden Anwesenheit konstatirt ist, überreicht der Obmann dem Präsidenten ein Papier und darauf fragt der Präsident: „Geschworene, sind Sie über das Verdikt einig geworden?" — „Ja, Herr Präsident", antwortete der Obmann. — „Geben Sie der Klägerin Recht und bewilligen Sie ihr die 100,000 Dollars Entschädigung, welche sie fordert? — „Ja, Herr Präsident". — Ein unendlicher Jubel bricht nach dieser Antwort aus unter den Zuhörern, welchen alle Energie des Präsidenten des Gerichts schwer zur Ruhe zu bringen vermag. — Darauf verkündet der Präsident dem Verdikte der Geschwornen gemäß das Urtheil, welches Sprague auferlegt, der Miß Amanda Craig wegen unerfüllten Eheversprechens die Summe von 100,000 Dollars als Entschädigung zu zahlen, ferner ihn verurtheilt, sämmtliche Kosten des Prozesses zu tragen. — Neuer Jubel erfolgt und Amanda Craig wird von allen Zuhörern umringt und ihr gratulirt.

Ein Gletscher-Abenteuer.

Unter diesem Titel erzählt Dr. Paul Hußfeldt in der „Köln. Ztg." ein von ihm bei der Besteigung des Pic Bernina von Pontresina aus des höchsten Berges der Bernina-Gruppe, am 4. v. M. bestandenes gefahrvolles Abenteuer. Er hatte mit seinem Führer Hans Grat; den Gipfel erstiegen und beide hatten dann den Rückweg über den auch beim Aufsteigen von ihnen passirten „Gletscherfall" genommen; der Gletscher fällt daselbst sehr steil ab, ist außergewöhnlich zerklüftet und trägt auf seiner Oberfläche ein wildes Chaos märchenhafter Eisgebilde, die bald aus Pyramiden, als Wände, als Säulen in wunderlich ausgezackten Umrissen erscheinen. Es war Nachmittags 2½ Uhr, als die beiden Wanderer sich wieder daselbst befanden. Hußfeldt erzählt: „Die Eiscolosse um uns herum auf ihrem durch Abschmelzen dünn gewordenen Füßen sahen unheimlich genug aus; wenn einer von diesen plötzlich überstürzte, so konnte er andere, nicht viel fester stehende, mit sich fortreißen und so Eismassen in Bewegung setzen, welchen nichts Widerstand zu leisten vermochte, welche Alles niederwarfen, was ihnen auf ihrem Wege begegnete. Wir standen gerade still, um nach dem Wege zu sehen; zu unserer Rechten — so daß wir das Eis derselben mit den Händen berühren konnten — erhob sich eine mächtige Eiswand, unmittelbar zur Linken öffnete sich ein tiefer Eisschlund; es war, als ob den Führer zuerst eine Ahnung befallen hätte, daß uns hier etwas begegnen könnte; er sagte mit unterdrückter Stimme: „Lassen Sie uns sehen, daß wir hier schnell und leise durchkommen!" Ich sah die starre, blau schimmernde Eiswand zu unserer Rechten an und dachte: „Wenn sie sich bewegte!" Weiter hatte ich nicht nöthig, zu denken, denn kaum waren wir einen bis zwei Schritte vorwärts gegangen, als von dem obersten Theile des Gletscherfalles her ein dumpfes Dröhnen unser Ohr erreichte; bewegungslos, in entsetzlicher Spannung blieben wir stehen; in wenigen Sekunden war dieses Dröhnen, welches — wir wußten dies nur zu genau — von einer oben entstandenen, auf uns herabkommenden Eislawine herstammte, mit donnerähnlichem Getrach nahe gekommen; es kam ein Moment, wo die Erde sich aufzuthun schien: mächtige Eisblöcke flogen zu beiden Seiten und über die Felswand zu unserer Rechten fort, diese selbst beginnt plötzlich sich zu bewegen; der Boden entzieht sich meinen Füßen fast in demselben Augenblicke, wo ich den Führer vor mir verschwinden sehe, und ohne den geringsten Widerstand leisten zu können, stürze ich in den Abgrund; ich fühle deutlich die immer wachsende Schnelligkeit, mit der ich fortgerissen wurde, und war bei vollstem Bewußtsein. „Dies ist das Letzte," war der Gedanke, den ich während des etwa 5 Minuten dauernden Sturzes mehr als einmal fassen konnte. Eine feste Unterlage unterbrach — scheinbar plötzlich — meinen hundert Fuß tiefen Fall; zur eigenen Verwunderung konnte ich auf meine Füße springen; das Erste war, nach dem Führer zu rufen; er antwortete — im ersten Moment für mich nicht sichtbar — unter mir: der Mann lag durch die mit uns gestürzten Eisblöcke fest eingekeilt zwischen den Wänden der Eisplatten, in deren Mitte wir uns etwa befanden; die Knie waren gegen die Brust gepreßt, der Kopf lag tiefer als die Füße, feinkörniger Eisstaub bedeckte ihn und entzog ihn deßhalb meinen Blicken. Als ich einen

Schritt auf die Seite machte, rief er: „Nicht dort, da ist mein Kopf!“ Neben mir, mit der Hand zu greifen, lag mein Hut, meine Schneebrille und unsere beiden Gletscherbeile; diese letzteren Gegenstände waren das Erste, was ich in Sicherheit brachte, unsere ganze Rettung konnte davon abhängen. Die Uhr war durch den Sturz aus der Tasche gefloßen, aber vollkommen unversehrt geblieben; auch fand ich das Beck'sche Aneroid-Barometer, dessen ich mich zu annähernden Höhenbestimmungen bediene; der einzige Gegenstand, der gelitten hatte, war die zwischeit den Blättern meines Notizbuches befindliche Bleistifthülse, welche zersplittert war; das Buch befand sich gerade an der Stelle meines Körpers, welche den letzten Aufschlag auszuhalten hatte — in der Gegend der linken Rippen, von denen eine gebrochen war; der rechte Aermel meines sehr starken Rockes und meines Hemdes waren zerfetzt; ein scharfes Eisstück, welches — durch eine stichartige Wunde markirt — sich am Oberarme einsetzte, hatte einen langen scharfen Schnitt hervorgebracht und dem Arme allen wärmenden Schutz entzogen. Neben uns ragten die blauen Wände der Eisspalte auf, dieselbe selbst mochte an der Stelle, wo wir uns befanden, 4 Fuß Breite haben; zu beiden Seiten der den Führer einklemmenden Eisblöcke konnte man hinabsehen in den noch tiefen Grund der Spalte. Die Stelle, an der ich stand, war gebildet durch einen Eisvorsprung, mit dem eine Seitenwand der Spalte fest zusammenhing; ferner durch den Körper des Führers und durch die Eisstücke, welche ihn bewegungslos festhielten. Es kam vor Allem darauf an, den Führer aus seiner fürchterlichen Lage zu befreien; dazu war es nöthig, eines der festklemmenden Eisstücke fortzubewegen; aber wie leicht konnte es eintreten, daß wir in dem Moment, wo dies gelang, unserer festen Unterlage beraubt, tiefer stürzten! Ich strengte meine durch den Sturz gebrochenen Kräfte an, um die Befreiung des Führers zu bewirken; ich war so glücklich, dies zu Stande zu bringen, ohne daß wir beide tiefer fielen; aber als ich geendet, fühlte ich das Herannahen einer Ohnmacht, welche mich unempfindlich machte gegen die oft wiederholten klagenden Worte des Führers: „Du himmlischer Vater, da kommen wir nicht wieder hinaus!“ Zwei Minuten lag ich da, wie vom schönsten Traume befangen, in vollster Vergessenheit all der Schrecknisse, in deren Mitte ich mich befand. Als ich erwachte, stand der Führer über mir gebeugt da; der Mann war ganz verändert, tiefe Sorge mehr noch als Schrecken sprach aus seinem Gesichte. Ein Versuch, aus der Spalte zu entkommen, mußte gemacht werden; selbst den entsetzlichsten Ort macht man nicht ohne Kampf zu seinem Grabe. Es boten sich uns zwei Möglichkeiten des Entkommens: entweder über die untere große Wand der Spalte, welche durch die herabgestürzte Lawine so gebrochen war, daß wir fast darüber hinwegsehen konnten, in eine Tiefe von 30—40 Fuß auf die unten liegenden Eistrümmer zu springen, oder die nahe Eisfäule, welche die beiden Hauptwände der Spalte mit einander verband, zu erklettern; das Letztere wurde zuerst versucht. Hans Graß kletterte voran, während ich seine Füße so lange durch meine Hände und Schultern unterstützte als dies überhaupt möglich war; das Seil so kurz als möglich haltend, um im Falle des Abgleitens des Führers möglichst viele Chancen zu haben und ihn zu halten; dieser kühne Versuch, den man nur machen konnte, weil Leben und Tod mit einander rangen, gelang; der Führer erklomm die 30 Fuß hohe Eisfäule, ich folgte ihm, unterstützt durch das Seil. Wenn keine neue Lawine abkam, so waren wir gerettet. Wir eilten was wir konnten und so gut die zerschlagenen Glieder dies gestatteten, hinab durch den unteren Theil des Gletscherfalles; um 3½ Uhr konnten wir uns als gerettet betrachten; um 7½ Uhr Abends waren wir wieder in Pontresina. Wir waren so nahe am Tode vorbeigegangen, daß es mir jederzeit wie ein Wunder erscheinen wird, daß wir dennoch dem Leben verblieben. Nur eine ausgesuchte Combination von Glücksfällen war im Stande, dies herbeizuführen; die erste Bedingung zu unserer Rettung war der Sturz durch die Spalte; diese selbe konnte von dem Schicksale, von den fallenden Eisblöcken zermalmt oder zerschnitten zu werden, bewahren; aber in diesem rettenden Sturze lag eine neue Gefahr; daß wir nicht tief fielen, sondern von einer Seite der Spalte zur andern geschleudert wurden, und daß das letzte Aufschlagen nicht auf einem bereits festen Boden, sondern auf den mit uns fallenden und sich einklemmenden Eisblöcken stattfand, konnte allein verhindern, daß uns nach einem 100 Fuß tiefen Sturze nicht alle Glieder gebrochen waren. Daß ich nicht auch, gleich dem Führer, eingeklemmt wurde, daß unsere Gletscherbeile dicht neben uns lagen und daß die Gestalt der Spalte durch die Eislawine selbst so verändert war, daß ein Erklettern derselben ausführbar wurde, bietet eine Verkettung von Glückszufällen, vor welcher das Schreckliche der durchlebten Katastrophe fast verschwindet.

* Ein täglich erscheinendes Blatt im Staate Wisconsin kündigt sein bevorstehendes Eingehen auf folgende Weise an: „Wir haben nur noch einen Abonnenten, einen würdigen Kaufmann, der sein Abonnement mit Colonialwaaren und Wein bezahlt. Der Direktor und der Redacteur dieses unseres vom Publikum verkannten Blattes haben nun schon seit vierzehn Tagen von nichts anderem als sauren Häringen und Champagner gelebt, und sie fühlen das Bedürfniß einer anderen Diät, weßhalb sie ihr Blatt eingehen lassen.“

Album-Blätter.

Ein jeder Ort, besucht vom Auge des Himmels,
Ist Glückeshafen einem weisen Mann.

Shakespeare.

Feuilleton.

* (Eine seltene Wunde.) Auf der letzten Reise Napoleons III. wurde ein Kapitän der Nationalgarde in Rouen mit dem Kreuze der Ehrenlegion ausgezeichnet. Da er wußte, daß er vor den Kaiser gerufen werden würde, so dachte er sich eine Anrede die er auch wirklich hielt. „Sire," sprach er, „für Leben und Tod bin ich der Ihre. Ich habe schon Ihrem Oheime treu gedient und zwei Wunden für ihn empfangen, die eine in den Schenkel, die andere — bei Magnan!" Die Kaiserin brach in helles Gelächter aus, die betreffenden Organe aber sorgten dafür, daß der neue Demosthenes seine Peroration nicht vollenden konnte.

* Von Salt Lake City geht ein Mormone, der eine Excursion mitmachen will, aufs Eisenbahndepot und ruft am Schalter: „15 Billets für Erwachsene und 39 Billets für Kinder! Der neue Clerk, zufällig von Massachusetts, erwidert: „Wenn's eine Schule oder andere Anstalt ist, so können wir Ihnen die Billets billiger lassen." „Was?" ruft zornig der Mormonenvater, „es ist keine Schule, es ist meine Familie."

* (Verschlafene Minister.) Als kürzlich die zur Rossini-Feier in Pesaro geladenen Gäste von Florenz abfuhren, setzten sich zwei hohe Würdenträger in einen für sie allein bestimmten Wagen, in welchem sie bald in tiefen Schlaf versanken. In Bologna spät in der Nacht angelangt, sollte der Sonderwagen vom Zuge losgekoppelt werden und letzterer die Fahrt nach Oberitalien fortsetzen. Der Wagen wurde aber irrthümlich aus dem Geleise und in einen Schoppen geschoben. Eine Weile danach fragte ein Präfekt nach ihnen, um sie zu begrüßen, und da erst begann man zu ahnen, was vorgefallen sein mochte. Der Schoppen wurde geöffnet und die noch immer schnarchenden Würdenträger ihrer Bestimmung zugeführt.

* (Jagdanekdote.) Ein vornehmer Herr hatte mit einem Gast aus Frankreich Einladniß erhalten, in der Gegend von Köthen Jagd auf Hühner zu machen. Der anstellende Förster wußte sich dem Franzosen, der kein Wort deutsch verstand, durch Geberden ziemlich verständlich zu machen. Die Jagdgäste richteten eine gewaltige Verheerung im Volke der Hühner an; da ging plötzlich eine Fasanenhenne auf und fiel sofort unter dem Feuer des Franzosen. Das war für den ächten, altanhaltischen Förster zu viel, er setzte sich wüthend in die Kniekehlen und schrie den Franzosen an: „Dunderwetture, ne chassez pas le madame!" Der Franzose verstand richtig dieses Jägerfranzösisch, sein Begleiter aber lag vor Lachen auf dem Rücken. Seitdem wird auf den anhaltischen Jagden die Fasanenhenne „le Madame" genannt.

* Eine recht charakteristische Anekdote wird von Alexander Dumas erzählt. Sein Schuhmacher überrascht ihn eines Morgens ganz früh mit einer sehr unangenehmen Rechnung über 300 Francs. „Ich habe heute kein Geld," anwortete Dumas. Dieses Unglück passirt ihm bekanntlich sehr oft. — „Kein Geld," erwiderte der Schuhmacher, „das ist leicht gesagt, aber ich verliere außerdem noch meine kostbare Zeit, wenn ich wiederkommen muß." — „Sie haben Recht," meint Dumas, „hier sind 10 Francs für den Weg; selbstverständlich betrachte ich diese 10 Francs nicht als Abschlagszahlung. Sie bleiben außerhalb unserer Rechnung." Der Schuhmacher entfernt sich ganz entzückt und kommt drei Tage später wieder. Dumas giebt ihm wieder 10 Francs um ihn für den vergeblichen Weg zu entschädigen. Zwei Tage darauf findet dasselbe Manöver statt. Kurz, nach Verlauf von zwei Monaten hat Dumas seinem Schuhmacher zwar volle 300 Francs bezahlt, schuldet aber noch immer seine Rechnung in demselben Betrage.

* Die Baronin Jenny v. Erdeck (man sagt, es sei ein männlicher Pseudonym), welche jetzt im „Moniteur universel" „Memoiren einer alten Jungfer" veröffentlicht, erzählt folgende Erinnerung an Meyerbeer: „Der Componist der „Afrikanerin" dinirte alle Tage im Café Durand, der Madeleine gegenüber. — Er aß nicht gern frisches Brod. Jeden Tag forderte er altbackenes, und jeden Tag war keins zu haben. — Nun war aber Meyerbeer ein Rechner ohne Gleichen, man sagt sogar, er habe gewußt, wie viele Noten jede seiner Opern enthalte. — Eines Tages also steckt er das ihm servirte frische Brod in die Tasche, und am andern Tage bringt er es wieder mit und substituirt ihm wieder ein frisches, und so wurde diese Substitution von Tag zu Tag fortgesetzt. — Als er starb, fand man ein kleines Brod in seiner Tasche, und erst sehr lange darauf kam man hinter das Räthsel.

* Ein Grenzbeamter gerieth mit einem Fremden in Streit. „Wissen Sie, Unverschämter," sagte jener, „wer ich bin?" — „Nein." — „Ich bin Obercontroleur!" — „Ich bedauere es sehr," erwiderte der Fremde kalt, daß nicht noch 2 Buchstaben vor Ihrem Titel stehen, dann würden Sie ganz genau bezeichnet sein. „Nun, welches wären diese?" fragt der Obercontroleur neugierig. „G und r!" antwortete der Beleidigte und ging.

* Ein Mann hatte einen bösen Fall gethan. Der herbeigerufene Arzt fragte: „Sie haben sich in der Gegend des Wirbelbeines verletzt?" — „Nein in der Gegend des Schloßgrabens," war die Antwort.

Räthsel.

Wer that was Dir mein Zweites sagt,
Der wird als Erstes angeklagt,
Und hat als Frevel das verübt,
Was Dir mein ganzes Wörtchen giebt.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 41. Sonntag, den 10. Oktober 1869.

Zur Jahresversammlung des „Vereins deutscher Freimaurer."

Emil Rittershaus, der tapfere Kämpfer für Volks-Freiheit und Rechte begrüßte jüngst die Jahresversammlung der deutschen Freimaurer mit folgenden patriotischen Dichterworten:

Ob an dem Rhein, ob an der Ruhr,
An Wupper oder Elbe,
In uns ein einig Streben nur,
Zu aller Zeit dasselbe!
Die Elbe und der Vater Rhein
Zum Meer die Wogen rollen;
Sie sollen uns ein Vorbild sein
In unsrem ganzen Wollen!

Es ist zum Sumpf — ich sag es kühn,
Die Maurerei gesunken;
Es wohnen in dem Modergrün
Der Rohrspatz und die Unken.
Wir seh'n die trübe, düst're Fluth,
Wir seh'n sie an mit Schmerzen —
Sie sollte sein lebend'ges Blut
Im großen Völkerherzen!

Drum rufen wir: „Hinweg den Schlamm!
Die Schleußen aufgezogen!"
Nicht hemmen sollen Wall und Damm
Die stolzen, freien Wogen!
Nur keck gewagt den Spatenstich
Am alten, morschen Walle —
Dann spiegelt klar der Himmel sich
Im reinen Flutkrystalle!

Zum heil'gen Meer der Freiheit hin!
Das soll uns Losung bleiben!
Die Ströme schau'n du Maurersinn,
Wie's Rhein und Elbe treiben!
Wie manche Dämme groß und klein,
Der Klippen, ach, wie viele,
Doch meerwärts rauschen Elb' und Rhein
Und kommen doch zum Ziele!

Das sei gelobt mit festem Schwur:
Getreu dem freien Streben!
Nicht soll's das Wort bezeugen nur,
Die That, das ganze Leben!
Nicht nur, wo im geschmückten Haus
Die vollen Becher klingen!
Schlagt, Brüder, ein! Wir harren aus,
Bis wir den Sieg erringen!

Emil Rittershaus.

* Erlebnisse eines Steuermanns.

(Aus dem Englischen.)

Es war Christabend.

Die Barke Boomerang, ein Walfischfahrer aus Nantucket, schaukelte träge in den Doldrums, etwa 150 Meilen östlich der Marquesas-Inseln. Windstille fesselte das Schiff seit Wochen an demselben Ort. — Ein joviales Völkchen segelte in dem Boomerang; mehrere junge Leute von Familie und Erziehung darunter, welche aus Neigung in der Welt herumstreiften und noch kein Verlangen trugen, den prosaischen Pflichten des Lebens zu genügen. Die Offiziere waren intelligente Männer und der Kapitän, Jared Macy, der populärste Walfischfahrer von Nantucket.

An diesem Abende lag das Schiffsvolk träge auf dem Deck herum. Die Sonne, deren sengende Strahlen den Tag zu einer Qual für uns und unsere Lage fast unerträglich gemacht hatten, war als rother Feuerball an dem westlichen Horizonte verschwunden, und hatte der etwas weniger drückenden Abendschwüle Platz gemacht. Nichts bedurfte unserer Aufmerksamkeit. Die Wachen, welche vergebens ausgelugt hatten, waren längst aus ihren Körben niedergestiegen, Segel und Tauwerk hingen schlaff herab; überall herrschten vollkommene Unthätigkeit und Ruhe.

„Kommt Jungen, ermuntert euch!" rief Ringbolt, der erste Steuermann, aus seiner liegenden Stellung sich aufrichtend. „Hole mich der Henker! wenn nichts zu unserer Aufregung geschieht, schläft das Schiff noch selber ein."

„Gemach, gemach," gähnte Karl Stanton, ein Cambridger Student der Philosophie, welchem eines Jugendstreiches wegen die feste Erde zu warm geworden war, „nur nicht eilig, es ermüdet sonst!"

Ringbolt wiederholte seinen Ruf, die Aufforderung hinzufügend, es möge Jemand eine Geschichte erzählen, um die Gesellschaft aufzumuntern.

„Wenn Ihr uns amüsiren wollt, Ringbolt," versetzte Stanton, „so erzählt selbst, aber regt uns nicht auf."

Während dessen hatte sich die Mannschaft in einem Halbkreis um den Steuermann gelagert, welcher sich nicht lange nöthigen ließ und seine Geschichte wie folgt begann;

In dieser Nacht sind es 25 Jahre, daß ich einem sichern Tode auf so merkwürdige Weise entging, wie es wohl noch keinem zweiten Menschen geschah. Ich war damals ein junger Kerl und auf meiner ersten Reise. Zehn Monate vorher hatte ich mich zu New-Bedford auf einem Südseefahrer eingeschifft. Es war ein gutes Schiff und, mit Ausnahme des zweiten Steuermanns, die Mannschaft vorzüglich.

Dieser, Dave Dalgrow, glich eher einem Teufel, als einem Menschen. Er war ein dunkler, häßlicher, finster dreinblickender Gesell, dessen Buckel seine körperlichen Reize nicht vermehrte; seine Züge waren

bis zu einer Fratze verzerrt und verliehen der Physiognomie desselben den Ausdruck, als ob das ganze Sündenregister der Menschheit darauf verzeichnet stände.

Ich hatte das Mißgeschick, unter seiner Obhut zu sein und das noch schlimmere, ihn mir zum Todfeind gemacht zu haben, bevor wir um das Cap Horn herum waren.

Als wir nämlich die Linie passirt hatten, wurden wir von einem so furchtbaren Sturme überfallen, daß unser Schiff vielfache Beschädigungen erlitt, und wir genöthigt waren, in Rio einzulaufen, um nöthige Reparaturen vornehmen zu lassen.

Während dessen waren wir vom Dienste befreit und ein halbes Dutzend von uns, ich und Dalgrow darunter, erhielten Erlaubniß, einen achtstündigen Ausflug ins Land zu machen. Am Abend des 2. Tages gelangten wir, fünfzig Meilen hinter Rio, in ein Dorf, dessen reizende Lage selther in mir schon oft den Gedanken erweckte, es als Ruhehafen für den Rest meines Lebens zu wählen, wenn ich je des Schiffslebens überdrüssig werden sollte. Die Einwohner, halb Indianer und halb Portugiesen, waren freudig überrascht, eine Gesellschaft Fremder zu sehen und bewirtheten uns gastfreundlich.

Unter den Insassen der kleinen Casa, die wir zu unserm Quartier machten, befand sich ein junges, etwa siebzehnjähriges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit. Dalgrow verliebte sich in das Mädchen, aber es erwiderte nicht seine Liebe. Von ihrer Sprache konnte keiner von uns mehr als ein paar Worte verstehen; aber durch Zeichen und Geberden machte sie dem Steuermann verständlich, daß er mit seinen Absichten in unrechtes Fahrwasser gerathen sei.

Der finstere Bursche wüthete, als er das Vergebliche seines Bemühens einsah, und würde zweifelsohne den Gegenstand seiner Sehnsucht als Prise davongeschleppt haben, wenn ihm nicht der Muth dazu gefehlt hätte.

Durch dieses Mädchen lernte ich, daß die Natur allen Frauen, weißen, wie dunklen, in der Kunst des Kokettirens als Lehrmeisterin dient.

Die dunkelhäutige Schöne gab mir nämlich durch allerlei Kunstkniffe und Zeichen, welche auch unsere Mädchen verstehen, ihr Wohlwollen zu erkennen: freilich mag sie dabei wohl nur die Absicht gehabt haben, durch ihr Liebäugeln mit mir die Eifersucht des Steuermanns zu erregen.

Sie versäumte auch nicht, ihn dann und wann mit ihren Blicken zu beglücken, und verdoppelte dann ihre Aufmerksamkeiten gegen mich, sobald sie die entstehende Eifersucht Dalgrows entdeckte.

Damals schmeichelte mir diese Bevorzugung, und nichts konnte folgerichtiger sein, als daß ich ihr auf halbem Wege entgegen zu kommen suchte.

Die Freude, den Wind aus den Segeln meines Vorgesetzten genommen zu haben, entsprang ebensowohl meiner Eitelkeit, als meiner Unklugheit.

Dalgrow bewahrte während der ganzen Zeit seine Ruhe und nur, wenn er sich unbemerkt glaubte, verzog sich sein Gesicht zu einem wahrhaft teuflischen Grinsen.

Auf dem Heimwege nach unserm Schiffe, ließen es die Gefährten an Spottreden auf Dalgrow nicht fehlen. In meinem Uebermuthe setzte ich dem Ganzen die Krone auf, indem ich ihn fragte, wie er, als schleichender, häßlicher und bucklicger Mensch es wagen könne, in Gegenwart von jungen, hübschen Kerlen, bei schönen Mädchen sein Glück zu versuchen.

Nie werde ich den Zug vergessen, der bei diesen Worten über sein Gesicht glitt. Das Schwarzbraune seiner pergamentartigen Backen verwandelte sich, mit Ausnahme eines rothen Fleckens in der Mitte, in Aschgrau. Ein dämonischer Blick aus seinen Augen offenbarte mir sein Inneres und belehrte mich — leider zu spät — daß ich mir einen furchtbaren und unversöhnlichen Feind gemacht hatte.

Ich strengte mich an, das drohende Gewitter abzulenken, indem ich meine Worte zu entschuldigen suchte; ich bot alles auf, um das frühere gute Einvernehmen wieder herzustellen, und obschon er vorgab, meine Entschuldigung als genügend anzunehmen, konnte ich doch leicht bemerken, daß ich hinfort der Gegenstand seines Hasses sein werde.

Unsere Genossen schienen derselben Meinung zu sein und gaben mir insgeheim zu verstehen, vorsichtig zu sein, wenn ich je mit dem beleidigten Steuermanne allein sein sollte. Ohne weiteres Abenteuer gelangten wir in Rio auf unser Schiff und befanden uns bald wieder auf dem Meere.

Aengstlich beobachtete ich jede Bewegung Dalgrow's, benützte aber auch jede Gelegenheit ihm gefällig zu sein, um ihn die Erinnerung meiner unüberlegten Worte vergessen zu machen. Er unterfing sich nie, mich zu belästigen und behandelte mich nicht besser und nicht schlechter, als die anderen Matrosen. Dann und wann erhaschte ich freilich einen seiner wilden Blicke, welche mich hinreichend überzeugten, daß dieser eingefleischte Teufel immer noch auf Rache sann und nur eine günstige Gelegenheit abwartete, um sie auszuführen.

Wir kamen glücklich um das Cap Horn herum; wiederholt stürmisches Wetter hatte unsere Reise jedoch so in die Länge gezogen, daß, ehe wir in den Walfischgründen unsere Arbeit beginnen konnten, wir uns gezwungen sahen, in einem peruanischen Hafen beizulegen, um frische Provisionen einzunehmen.

Der Kapitän kaufte von einem alten Peruaner mehrere Ochsen, welche sich jedoch tief im Gebirge, auf einer Meierei befanden. Der Kapitän mußte nun entweder abwarten, bis des Pflanzers Leute von dorten in den Hafenort kamen, welches eben so gut in drei Tagen, wie in drei Wochen geschehen konnte, oder einige Leute von der Schiffsmannschaft an den Platz abschicken, um die Ochsen zu holen.

Um einen unnöthigen Aufenthalt zu vermeiden, wählte er das Letztere und beorderte Dalgrow, die

nöthige Anzahl Leute zu nehmen, um die Thiere zu holen.

Ein Freudenstrahl durchzuckte des Schurken Gesicht als er den Befehl erhielt; mir war sofort klar, daß er mich zum Mitgehen bestimmen werde, und zwar in keiner guten Absicht.

Meine Muthmaßung erwies sich als richtig, indem er zwei alte Matrosen und mich erkor, um an der Expedition Theil zu nehmen.

Ich würde dem Kapitän meine Befürchtungen mitgetheilt haben, wenn nicht eine falsche Scham mich zurückgehalten hätte; auch fehlte mir jeder feste Anhaltspunkt, auf welchen sich dieselben hätten stützen lassen, und da ich eben so wenig als Feigling gelten, als für den Rest der Reise der ganzen Mannschaft zum Stichblatt dienen wollte, schwieg ich, und beschloß mitzugehen.

Von einem peruanischen Führer begleitet, machten wir uns am nächsten Morgen in der Frühe auf den Weg. Bei Anbruch der Nacht befanden wir uns bereits in der Nachbarschaft der Züchterei.

Es war eine wilde, öde Gegend, welche trotz der sicher schreienden Maulthiere nur unter Gefahren zu durchwandern war. Etwa um zehn Uhr waren wir inmitten der Einsäunung, welche den größten Theil eines Bergabhanges umfaßte, und oberhalb der rohen Hütte, welche dem Aufseher als Wohnung diente, mit üppiger Weide bedeckt war. Zu des Aufsehers Hütte ging unser Weg. Derselbe bereitete uns sofort eine Mahlzeit aus Kaffee und geröstetem Fleische bestehend.

„Habt Ihr hier keinen Tropfen Schnaps zu trinken?“ frug Dalgrow nach dem Essen unsern Führer, mit welchem er auch den größten Theil des Weges in steter Unterhaltung begriffen gewesen.

Der Bursche nickte bejahend und holte aus seiner Satteltasche eine Flasche Rum.

Dalgrow ergriff die Flasche, bedauerte den kleinen Umfang derselben und bemerkte ironisch, wenn Ringbolt und die Andern sich mit dem bloßen Anblick begnügen wollten, sie für ihn und den Führer vielleicht ausreichen würde.

Ich hatte den ganzen Tag keine Gelegenheit gehabt, in Dalgrow's Benehmen eine böse Absicht gegen mich zu entdecken; daß er während der ganzen Reise die Gesellschaft des Führers der unsrigen vorzog, konnte kein Grund zu Aengstigung sein, und wenn er hie und da mir oder einem Matrosen eine Bemerkung zuriefe, geschah es in höchst unbefangener Weise.

Hätte er mir auf unserm einsamen Wege zu der Züchterei einen Trunk angeboten, so hätte ich vielleicht geglaubt, daß er Gift in den Trunk gemischt haben könnte, und denselben ausgeschlagen.

Da er aber das Getränke in meinem Beisein von dem Führer erhielt, legte ich die Bemerkung für Geiz aus und erwiderte:

„Nach einem Ritte, wie wir ihn gemacht, verzichtet man auf einen Schluck Rum nur, wenn man muß.“

Ich mag diese Bemerkung etwas grob hingeworfen haben, denn der Steuermann entgegnete barsch: „Dann nehmt den Schnaps und theilt denselben unter euch. Ich kann es ohne Branntwein auch aushalten, wenn ihr es auch nicht könnt!“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und langte zu. Dalgrow murmelte etwas zwischen den Zähnen und verließ in Gesellschaft des Führers das Zimmer. Zehn Minuten nachher hatten wir die Flasche ihres Inhalts beraubt.

Ermüdet von dem weitem Ritte und von dem Rum schläfrig gemacht, suchten wir unsere Hängematten auf und fünf Minuten später war ich eingeschlafen.

Als ich erwachte, fühlte ich die Nachtluft über mein Gesicht wehen und gewahrte, daß ich auf der Erde lag, anstatt in der Hängematte. Mein Kopf schwindelte, meine Gedanken waren verwirrt.

Ich erhob mich vom Boden, was mir jedoch nur nach großer Anstrengung gelang. Ich sah mich nach allen Seiten hin um und fand, daß ich auf der äußersten Kante eines Abgrundes gelegen, so endlos tief, daß trotz der Tageshelle, welche in den tropischen Gegenden das Licht des Mondes verbreitet, ich den Boden desselben nicht erblicken konnte. Mein Blut erstarrte, als mir klar wurde, wie eine einzige Bewegung meinerseits mich in die Tiefe hinabgestürzt haben würde.

Wie ich an diesen schauerlichen Ort kam, war mir ein Räthsel; ein Geräusch ließ mich den Kopf nach einer Seite wenden und zu meinem noch größeren Schrecken gewahrte ich, keine zwanzig Schritte von mir entfernt, Dalgrow auf einem Felsen, wie ein Tiger jeder meiner Bewegungen folgend.

„Den Rausch ausgeschlafen, Junge?“ schrie er höhnisch lächend.

„Schurke!“ rief ich, mit vor Aufregung und Anstrengung zitternder Stimme, „der Rum war mit Gift vermischt, und während meiner Bewußtlosigkeit hast Du mich hierher gebracht, in der Hoffnung, daß ich in die Tiefe stürzen würde.“

„Gut gerathen, Junge!“ brüllte Dalgrow, „und doch fehlgeschossen! Freilich gab ich Dir ein Pülverchen und brachte Dich hierher, aber nicht, um Dich besinnungslos in den Abgrund rollen zu lassen, sondern um dich bei vollem Bewußtsein hinabzuwerfen!“

Ich schleppte mich mit größter Mühe einen oder zwei Schritte von dem Rande des Felsens weg und rang nach Athem wie ein Erstickender.

Unter Anwendung meiner ganzen Kraft gelang es mir endlich, die Worte hervorzubringen: „Willst Du mich ermorden?“

„Das ist es, mein Junge. Der schielende, häßliche, buckelige Dalgrow, welcher vor Deiner Gegenwart nicht wagen darf, seine Augen zu einem hübschen Mädchen zu erheben, will sorgen, daß ihn Deine

Gegenwart nicht mehr belästigt. O! ich habe den Auftritt bei unserer Rückreise von jenem kleinen Orte hinter Rio nicht vergessen; ich konnte aber meine Zeit abwarten, und diese ist da. Mein ganzes Ersparniß wanderte in die Taschen des Führers, um an Dir, Bursche, mein Müthchen kühlen zu können. Unserm Kapitän und den zwei Gefährten werde ich dann leicht das Mährlein aufbinden können, wie Du in deiner Trunkenheit taumelnd Deine Hängematte verließest, wie ich aus Furcht, es möchte Dir ein Unfall zustoßen, gefolgt bin und wie Du vor meinen Augen in eine endlose Tiefe gekollert bist."

„Dalgrow! willst Du Dein Gewissen mit einer so abscheulichen Handlung belasten?" rief ich in höchster Aufregung und suchte, wiewohl nutzlos, mich weiter von dem Rande zu entfernen.

„Nenne es meinetwegen abscheulich, oder wie Du willst, mein Junge; nur mache Dich rasch mit dem Gedanken vertraut, in jene Tiefe wandern zu müssen! Hast Du an Deine Schöne noch eine Meldung zu machen, dann sage sie, mir und ich werde mir Mühe geben bei meiner nächsten Ankunft in Rio dieselbe auszurichten."

Ein Blick auf ihn ließ mich erkennen, daß weiteres Sprechen nutzlos, daß mein Schicksal besiegelt sei. Das mächtigste Gefühl in des Menschen Brust, der Selbsterhaltungstrieb, ließ mich abermals alle meine Kräfte zusammenraffen, um von dem Rande des Abgrundes wegzukommen; aber vergebens.

„Die Zeit ist um!" rief Dalgrow, sich gleichzeitig erhebend und mich an den Schultern fassend.

Der Schurke war mit einer riesigen Stärke begabt, ich in meinem damaligen Zustande also vollständig in seine Gewalt gegeben.

Hülflos wie ich war, zog er mich ruckweise nach vorn, gegen den Rand des Felsens, und versetzte mir einen so heftigen Stoß, daß ich mit einem lauten Aufschrei hinabstürzte. Während des Falles traf noch das dämonische Gelächter des Ungeheuers mein Ohr. Dann fühlte ich mich plötzlich in meinem Falle aufgehalten, es war mir als schlänge sich ein Strick um meinen Körper, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß ich mein Bewußtsein verlor.

Als ich zum zweitenmale in dieser schrecklichen Nacht meine Sinne wieder erlangte, lag ich gleichfalls auf hartem Felsgestein; zu meiner Rechten saß unser Führer, eine Cigarre rauchend, und freudig emporfahrend, als ich wieder die Augen aufschlug.

„Ich hatte alle Hände voll zu thun," hub er an, „um Euch zu retten und den Steuermann zu überlisten, welcher, wie ich glaube, der Teufel selber ist. Nun, alles ist glücklich abgelaufen und des Steuermanns Geld in meiner Tasche."

Die heftige Erschütterung schien eine wahre Reaktion in meinem Körper hervorgebracht, das heißt, das narkotische Gift vollständig neutralisirt zu haben, denn mein Denkvermögen kehrte kurz nach meinem Erwachen vollständig zurück.

Meine erste Frage an den Führer war:

„Wie war es Dir möglich mich zu retten?"

„Mit diesem," entgegnete er schmunzelnd, auf das um seinen Körper geschlungene Lasso zeigend. „Nachdem ich," explicirte er weiter, „dem Steuermanne geholfen hatte, Euch an den Rand des Abgrundes zu bringen, machte ich mich davon, unter dem Vorgeben, nicht mit ansehen zu können, was er mit Euch vor habe. Auf einem andern Pfade kroch ich jedoch zurück und hatte mich kaum hinter jenem Busche dort postirt, als Ihr hinabstürztet. Ich bin geschickt im Werfen des Lasso und fing Euch auf. Ihr habt Euer Leben, ich habe des Steuermanns Geld!"

Mit Hülfe des Führers erreichte ich das Plateau, wo dessen Maulthiere uns erwarteten, und bald befanden wir uns auf dem Wege nach der Küste.

Wir erreichten den Landungsplatz, bevor Dalgrow mit den Uebrigen ankam und hatten gerade Zeit genug, um den Kapitän von dem Mordanschlage des Steuermanns in Kenntniß zu setzen.

Als der Schurke in Sicht kam, war der Consul bereit, ihn in Empfang zu nehmen. Seine Bestürzung, als er mich, den gemordet geglaubten, wohl und munter erblickte, spottet jeder Beschreibung.

Das Letzte, was ich von ihm hörte, war, daß er eine 20jährige Zuchthausstrafe zuerkannt bekam.

Solcher Art, meine Freunde, schloß der Erzähler, waren vor fünfundzwanzig Jahren meine Erlebnisse am Christabend.

„Ein ganz außerordentliches Abenteuer!" ließ sich der Zimmermann vernehmen, indem er seine Pfeife stopfte, die ihm während der Erzählung ausgegangen war.

„In der That außerordentlich, aber für eine warme Nacht zu aufregend," bemerkte Stanton gähnend; „es schüttelt mich, wenn ich daran denke, wie der Führer sich angestrengt haben muß, um Euch mit seinem Lasso aus der Tiefe herauszuziehen.

* Ein probates Mittel.

Das „Paris" hat für Dramatiker ein probates Mittel gegen die Mißhandlung von Seite der Kritik aus der großen Revolution hervorgesucht. Lodel Treogate, Verfasser des „Gefährlichen Waldes", war ein hitziger Republikaner und als solcher Präsident eines revolutionären Clubs; am Tage der ersten Aufführung des genannten Stückes stieg er auf die Bühne und redete das Publikum mit folgenden Worten an: „Bürger! der erste Schurke, der mein Melodrama ausz ischt, wird auf meinen Befehl verhaftet und sein Kopf sitzt nicht lange mehr auf seinen Schultern." Dann rief er den Schauspielern zu: „So, jetzt kann es losgehen!" Das Stück hatte einen ungeheuren Erfolg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 40:

Diebstahl.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Kayser in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 42. Sonntag, den 17. Oktober 1869.

Freiheit — Wahrheit — Liebe!

So lang ihr zitternd zu den Götzen betet,
Die Stein auf Stein, die Burgen ihrer Macht,
Mit eurem Blut gekittet und verlöthet,
Das ihr in reichen Strömen dargebracht;
So lang Kanonendonner euch die Lehre
Von Blut und Eisen in die Ohren dröhnt,
Und wildes Kampfgeheul entmenschter Heere
Den Jammerschrei der Völker übertönt —
So lange Schlachten sich an Schlachten reih'n,
Kann in der Welt die Freiheit nicht gedeih'n!

So lang ein Priesterthum mit finstern Lehren
Die Menschheit trennt im Leben und im Tod,
Und jeder freien Meinung — Gott zu Ehren
Mit Bann und ewiger Verdammniß droht;
So lang die Schule noch mit Hirngespinnsten
Und Afterwitz der Seele Blüthen knickt,
Und mit des Mysticismus faulen Dünsten
Den freien Geist im Kinde schon erstickt;
So lang ein Bonze glänzt im Heil'genschein,
Kann in der Welt die Wahrheit nicht gedeih'n.

So lang die Racen ewiglich sich befehden,
Fanatisirt für Ehre, Macht und Ruhm,
Was frommen all der Heuchler schöne Reden
Von Menschlichkeit und reinem Christenthum?
Apostel wollt ihr sein der Nächstenliebe
Und eines Vaters Kinder nennt ihr euch,
Indeß der Sprachenkämpfe wild Getriebe
Zu Raub und Mord euch drängt, Hyänen gleich.
So lang die Stämme feindlich sich entzweit'n,
Kann in der Welt die Liebe nicht gedeih'n.

D'rum wollt ihr Freiheit, Wahrheit, Liebe haben,
So werdet Menschen sonder Heuchelei —
Ihr müßt den alten Haß und Groll begraben,
Der menschgewordne Mensch allein ist frei.
Macht, daß ihr mit den ewigen Gesetzen
Der Weltenordnung denkt in Harmonie!
Der Racen und der Sekten wildes Hetzen,
Verthierung schuf es, aber Menschen nie.
Wollt ihr der schönen Gotteswelt euch freu'n,
So müßt ihr Menschen werden, Brüder sein!

D'rum auf, ihr Lehrer, die die Schulen lenken,
Legt Hand an's Werk, von jedem Wahn befreit,
Lehrt uns're Kinder frei und richtig denken,
Erzieht ein neu Geschlecht der neuen Zeit!
Versunken mod're unter Schutt und Trümmern
Der Vorzeit grauenvolle Märchenwelt,
Ihr seht erstaunt die neue Leuchte schimmern,
Die hochaufsodernd flammt zum Sternenzelt;
Gewaltig — glänzend, fruchtbar, göttergleich
Entfaltet sich des Wissens endlos Reich.

Nicht länger ziemt's, die Geister zu bethören
Mit Dingen, welche Niemand wissen kann:
Was Jeder wissen soll, das bringt zu Ehren:
Ihr aber leuchtet kühn der Welt voran.
Humane Bildung sei hinfort auf Erden
Das Losungswort — o macht sie allgemein!
Dann kann ein Hirt und eine Heerde werden,
Und alle Menschen können Brüder sein!
Im wahren Wissen liegt die Einigkeit —
Im Wähnen ew'ger Wahn und Widerstreit!

(Deutsches Wochenblatt.)

Man muß sich nur zu helfen wissen.

Humoreske von Fr. Nick.

Nicht Jeder versteht es sich so klug und unbeschädigt aus einer mißlichen Lage zu ziehen und sich dabei doch als ganzer Kavalier zu benehmen, wie der Schuh- und Stiefel-Fabrikant Herr Pechinger aus Residenzlingen bei Heslach, als er in einem Eisenbahnwaggon dritter Classe in die erste und letzte Duellgeschichte seines schusterlichen Erdenlebens verwickelt wurde.

An einem prächtigen, himmelblauen Sonntag Mittag nämlich eilte Herr Pechinger im feinsten modernsten Anzuge, die arbeitsamen Hände sogar mit „veilchenblauen" Handschuhen verziert, mit Frau und Kindern und seinem Bruder dem Bahnhofe zu, um eine kleine Vergnügungsparthie zu machen. Er kam gerade recht, um geschwind Karten zu lösen und die sehr umfangreiche und überdies wohl bekrinolirte Frau Pechinger nebst Kindern in den bereits stark besetzten Waggon zu schieben, wo die kleine Gesellschaft nur mit Mühe noch Sitze fand. Herr Pechinger selbst mußte für den Augenblick stehen. Doch bald entdeckte sein spähendes Auge noch einen Platz neben einem Heidelberger Studenten. Ohne Umstände setzte er sich neben diesen, der aber energisch dagegen protestirte und behauptete, der Platz gehöre seinem Freund. „Macht nichts!" sagte Herr Pechinger freundlich; „ich setze mich auf der Eisenbahn immer auf solche Plätze!" „Aber ich sage Ihnen," entgegnete der Student eifrig, „daß mein Freund sogleich kommen wird. Wählen Sie deßhalb anders!" Herr Pechinger sah den Studenten an und lächelte. „Oh," sagte er, „echauffiren Sie sich meinethalben nicht. Ich bleibe hier sitzen, wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ihr Freund wird schon einen Platz finden." Der Student blieb aber auf seinem Verlangen, eine Rede gab die andere, beide wurden etwas warm und der Student brummte dem guten Herrn Pechinger einen „dummen Philister" auf. Dieser hielt ihm dafür seine, zwar in zarte „veilchenblaue" Glacehandschuhe gehüllte, aber darum nichtsdestoweniger derbe Faust vor die Nase, begleitet von einigen sehr volksthümlichen Redensarten, in die er die bestimmteste Versicherung, ihn bei etwaiger Wiederholung seiner Ansicht ein wenig auf die goldgestickte Kappe zu schlagen, auf's Deutlichste zu verflechten wußte. Eine solche Haltung der Con-

versation schien dem Heidelberger nicht mit seinen Begriffen von studentischer Ehre im Einklang zu stehen. Er hielt sie für so schwer verletzt, daß sie nur mit Blut wieder hergestellt werden könnte. In seiner ganzen Mannhaftigkeit, die ihm seine zarte noch in starker Entwicklung begriffene Jugend nur gestattete, richtete er sich vor dem lächelnden Herrn Pechinger auf und sagte in feierlichem Ernst zu ihm: „Mein Herr! Ich fordere Sie hiemit auf Pistolen.“ Er glaubte, diese Worte aus dem Munde eines forschen“ Heidelberger Studenten würden genügen, den unverschämten Philister zu Boden zu schmettern. Da täuschte er sich aber sehr. Herr Pechinger war keineswegs betroffen. Im Gegentheil: er betrachtete den Studenten mit vornehmer Miene und drehte dabei seinen großen blonden Schnurrbart, der ihm ein sehr kecktes Aussehen gab, zierlich aufwärts. „Junger Mann!“ sagte er dann so weich und mitleidig wie möglich; „junger Mann!“ nehmen Sie sich in Acht! ich bin Scharfschütze und verfehle niemals mein Ziel. Ich kann Ihren Eltern also nicht für Sie garantiren!“ „Desto besser,“ entgegnete der Student, der auf die Rede vom Scharfschützen etwas blaß geworden war; „desto besser, ich schieße auch nicht schlecht. Es bleibt dabei. Morgen früh sechs Uhr vor dem Königsthor. Zehn Schritte Barriere! Hier haben Sie meine Karte, geben Sie mir die Ihrige.“ — „Nun in Gottes Namen!“ sagte Herr Pechinger seufzend und mit Achselzucken; „Sie wollen es so — hier ist meine Karte.“ Damit war die Sache für jetzt abgemacht und Keiner sprach ein Wort mehr mit dem Andern. Der Student lehnte sich zurück und sah nachdenklich zum Fenster hinaus. Herr Pechinger zündete gleichgültig eine Cigarre an und rauchte ganz gemüthlich. Endlich hielt der Zug und man stieg aus. Jetzt fingen Frau Pechinger und ihr Schwager, die den ganzen Vorfall mit Zittern und Angst angehört, aber nicht gewagt hatten, sich vermittelnd darein zu mischen, zu schimpfen und zu lamentiren an. „Du bist eben der leichtsinnige Schuster wie früher!“ fing die ängstliche Frau zu seufzen an; „Dir ist's einerlei, ob Du mich als Wittwe und Deine Kinder als Waisen hinterläßt!“ — „Ja,“ sagte sein Bruder; „Deine Frau hat recht. Davon will ich gar nicht sagen, daß Du uns die ganze Parthie verdorben hast mit Deinem Capitalleichtsinn! Denn wer kann nach solchen Geschichten noch ruhig seinen Schoppen trinken?“ „Ach! Du! O je!“ fiel die Frau überlaut ein; „o ich arme, arme Wittwe! was fang ich an!“ — Bis jetzt hatte Herr Pechinger ruhig zugehört und nur still vor sich hin gelächelt. Jetzt konnte er aber nicht länger schweigen. „So hört doch mit Eurem Geflenn einmal auf,“ lachte er; „so arg ist's nicht mit dem Duell. Glaubt Ihr denn, ich sei so dumm und lasse mich todtschießen? fällt mir gar nicht ein! Man muß sich nur zu helfen wissen!“ — „Aber wie willst Du's jetzt anders machen?“ schluchzte Frau Pechinger. — „Ist schon anders gemacht!“ lachte Pechinger. — „Die Sache geht mich eigentlich allbereits nichts mehr an; ich habe dem Studenten die Adreßkarte von meinem Lastfabrikanten in Köln gegeben, mit dem soll er's jetzt abmachen. Für was hat man denn Geschäftsfreunde und ihre Adreßkarten? Man muß sich nur zu helfen wissen, nicht wahr?“ Frägend sah ihn seine Frau an und ihre Thränen verkehrten sich bereits in ein freundliches Lächeln. Der Herr Bruder lachte laut auf: „Aber jetzt wollen wir machen, daß wir in die Krone kommen. Auf diesen Schreck müssen wir einen guten Schoppen trinken.“ Und so geschah's. Die kleine Gesellschaft war nach glücklich überstandener großer Gefahr doppelt vergnügt, und trank ebenso vergnügt und ungefährdet heimwärts. Am andern Morgen früh um sechs Uhr, zu der gefährlichen Stunde, lag Herr Pechinger noch behaglich im warmen Bette, lächelte ganz vergnügt vor sich und sagte, während seine Frau das Kaffeegeschirr auf den Tisch stellte: „Man muß nur zu helfen wissen!“

* Entsetzliches Geständniß eines Verbrechers.

Der sechszigjährige zu Milford befindliche John Bowen hat, verschiedenen Blättern zufolge am 16. v. Mts. das Geständniß abgelegt, er habe, um sich Revanche an einer Eisenbahngesellschaft zu verschaffen — im Jahre 1868 nicht weniger als drei große Eisenbahn-Unglücke dadurch herbeigeführt, daß er Schienen lockerte und das ihrer Lage brachte und daß er Festtücke auf das Geleise warf. Er hat ferner eingestanden, daß er, um die ausgesetzte Belohnung von 1,000 Doll. zu erlangen, einen Meineid gegen J. Knight schwur, den er anklagte, eines der erwähnten Unglücke in böswilliger Absicht verursacht zu haben. Bei einer der Katastrophen kamen über zwanzig Personen um. Der Sachverhalt ist in Kürze folgender:

Im Frühjahr 1868 ereigneten sich auf dem nach Delaware führenden Zweige der Erie-Bahn mehrere bedeutende Eisenbahn-Unglücke; bei einem derselben, welches sich am 15. April 1868 bei der Carrs Rock ereignete, kamen, wie bemerkt, über zwanzig Personen um und es wurden etwa sechszig Personen mehr oder minder schwer verletzt. In allen diesen Fällen waren von böswilligen Personen die Schienen aus ihrer Lage gebracht oder gelockert worden. Alle Bemühungen der Gesellschaft, die Verbrecher ausfindig zu machen, blieben erfolglos, obgleich eine Belohnung von 1,000 Doll. auf die Verhaftung der Schuldigen ausgesetzt worden war.

Kurz vor der Zeit, in welcher die Eisenbahnunglücke sich ereigneten, hatte die Eisenbahngesellschaft einen Engländer, Namens John Bowen, aus ihren Diensten entlassen müssen, weil derselbe versucht hatte, die Gesellschaft vermittelst einer gefälschten Zahlungsliste um Geld zu betrügen. (Bowen befindet sich seit 22 Jahren in den Ver. Staaten und wohnte mehrere Jahre bei Sparrowbush und Nolz's Switch.)

Nachdem sich das entsetzliche Unglück bei Carr's Rock ereignet hatte, begab sich Bowen zu dem Bahnsuperintendenten Douglas und erhob gegen einen Mann, Namens James Knight die Anklage, dieser habe kurz vor dem Unglück an den Schienen herummanipulirt. Trotz der angestrengtesten Bemühungen der Geheimpolizisten war es nicht möglich, irgend welche Beweise für die Schuld Knight's aufzubringen.

Am 15. April dieses Jahres fand man unweit Stairway wieder auf der genannten Bahn Schienen in böswilliger Absicht aus ihrer Lage gebracht. Man machte abermals die größten Anstrengungen, um des Thäters habhaft zu werden. Nach langer Untersuchung und Prüfung aller Umstände, kam man zu dem Schluß, daß Bowen selbst der Schuldige sein müsse.

Er wurde verhaftet und nach dem Gefängniß in Milford, Pa., gebracht. Dort gestand er ein, daß er auch am 28. Mai wieder mehrere Schienen aufgerissen habe; er legte am 16. August ein vollständiges Geständniß ab.

Hoffentlich wird Bowen, der so viele Menschenleben auf dem Gewissen hat, einer exemplarischen Strafe nicht entgehen.

Ein Duell auf Pulverfässern.

Vor Beginn des amerikanischen Freiheitskrieges herrschte zwischen den britischen und amerikanischen Offizieren eine gewisse eifersüchtige Spannung.

Ein englischer Major, welcher sich von dem Capitän (späteren General) Putnam beleidigt glaubte, schickte diesem eine Herausforderung. Letzterer bat, statt eine direkte Antwort zu geben, um eine Unterredung. Der Major begab sich in das Zelt des Amerikaners und fand ihn, ruhig seine Pfeife rauchend, auf einem kleinen Fäßchen sitzen. „Ich bin nur ein elender Yankee," begann Putnam, „und habe nie in meinem Leben ein Pistol abgefeuert; Sie werden daher einsehen, daß Sie bei einem Pistolenduell unverhältnißmäßig gegen mich im Vortheil sind. Bemerken Sie diese beiden Fäßchen mit Pulver, ich habe in jedes derselben ein Loch bohren und eine Lunte hineinstecken lassen. Wollen Sie jetzt gefälligst auf dem andern Fäßchen Platz nehmen, so werde ich die Lunten anzünden lassen, und wer am längsten sitzen bleibt, ohne zu zucken, soll als Sieger aus dem Duell hervorgehen."

Das Zelt war mit Offizieren gefüllt, welche sich über den sonderbaren Einfall des „alten Wolfs" (wie Putnam gewöhnlich genannt wurde) sehr ergötzten und dadurch den Major bestimmten, auf den Vorschlag einzugehen. Das Zeichen ward gegeben. Putnam rauchte mit dem größten Gleichmuth seine Pfeife fort, ohne sich im Geringsten um die stets weiterglimmenden Lunten zu bekümmern, wogegen der englische Offizier, obwohl ein braver Haudegen, sich nicht enthalten konnte, seine Lunte mit einiger Unruhe zu beobachten. Die Zuschauer entfernten sich, einer nach dem andern, aus dem gefährlichen Bereiche der zu erwartenden Explosion. Als endlich das Feuer nur noch wenige Zoll von dem Fäßchen entfernt war, konnte es der Major nicht länger aushalten; er sprang auf, riß die Lunte heraus und rief: „Das ist ein vorsätzlicher Mord, ziehen Sie Ihre Lunte heraus, Putnam, ich gebe nach!"

Die fatalen Chignons.

Man sagt, es gäbe Frauen, die eine Art Sehnsucht haben, von dem Manne ihres Herzens geschlagen zu werden und die ihm darob nicht nur nicht grollen, sondern ihn mit vermehrter Innigkeit lieben. Mag sein, daß der Angeklagte Jouffroy solche Gedanken hatte, als er gegen das schöne 22jährige Kammerfäßchen Dupre in gleicher Weise vorging. Sie aber ging auf die Idee ihres Verehrers nicht ein, ließ seiner Liebe Mühen umsonst sein und citirte ihn vor das Zuchtpolizei-Gericht.

Zeugin: Herr Jouffroy war Gärtner in demselben Hause, wo auch ich als Kammermädchen diente. Schon in den ersten Tagen unseres Zusammendienstes gab er mir die schönsten Blumennamen und dazu nicht einmal französisch, sondern lateinisch. Damit wollte er mich vielleicht betäuben, denn das, was er auf französisch sagte, verfing bei mir nicht, er probirte es also mit dem Lateinischen und nannte mich Fuxilia rubicunda, Rosa basilica und ähnlichen lateinischen Unsinn. Ich verbat mir das .... Angeklagter (einfallend): Vernünftiges, ächtes Lateinisch kann man ja mit solchen Dämchen nicht sprechen; in meinem Garten stehen vor den Blumen und Pflanzen auf Holztäfelchen auch lauter lateinische Namen, die Niemand versteht und doch Jeder buchstabirt; ich componirte also verschiedene tolle Namen und glaubte, daß ich ihr durch meine Gelehrsamkeit imponiren müsse. (Heiterkeit.) Zeugin: So lange er noch seine botanischen Späße trieb, ließ ich mir das gefallen; eines Tages aber im dunklen Corridor ... (Sie stockt.) Angeklagter: Nur heraus damit! Zeugin: Im Corridor sprach er mit mir impertinent französisch. Angeklagter: Herr Präsident das ist zum Todtlachen. Präsident (leise): Nicht an diesem Ort. Schweigen Sie. Angeklagter: Aber ich bitte blos ums Wort, damit ich sie vor Gericht austachen kann. (Große Heiterkeit.) Präsident: Das werden Sie sich wohl hüten zu thun. Sie werden sich hier ernst verhalten. Zeugin, fahren Sie fort. — Zeugin: Wie kann ich fortfahren mit all dem, was ein tollverliebter Mensch im dunklen Corridor einem Mädchen sagt .. .. Kurz ich beklagte mich über ihn zur Dienstfrau, sie jagte ihn fort aus dem Hause. Angeklagter: O, nicht wegen der Liebschaft, sondern blos weil sie mein Schlafzimmer brauchte, um Meerschweinchen hineinzugeben. (Gelächter.) Präsident: Werden Sie endlich warten, bis ich Ihnen erlaube zu reden.

Zeugin: Ja, das ist's eben, seit er wegen der Liebe zu mir den Meerschweinchen weichen mußte, verfolgt er mich mit den gemeinsten Schimpfreden.

So auch am 21. März. Ich hatte damals die Beinkleider bei einem Miethherrn im fünften Stock vergessen (Gelächter, sie verbessert sich) das heißt, die Beinkleider meines Dienstherrn (vermehrtes Gelächter) . . nun des Hausherrn Beinkleider, mit welchen er mich zu seiner Miethspartei im fünften Stock, dem Schneider, geschickt hatte, damit sie ausgebessert werden; mein lieber Jouffroy sprang über die Gartenmauer und wie er mich erblickt, ruft er mir zu: Halt, meine Liebe! Auf ein Wörtchen. . . . Angeklagter (einfallend): Nur gleich beisetzen, wie die Antwort war; sie sagte: Was will denn der lateinische Esel schon wieder? (Gelächter.) Präsident (zum Angeklagten); Fallen Sie der Zeugin nicht immer in's Wort. (Zur Zeugin): Fahren Sie fort! Zeugin: Er stürzte nun auf mich zu und schrie: Warte nur, ich werde Dich den Esel näher sehen lassen. Flugs war er bei mir und nun mißhandelte er mich gräulich mit Fuß und Faust, ja sogar die Haare riß er mir aus. Angeklagter (einfallend): Herr Präsident erlauben Sie mir wenigstens zu lachen, zu bersten vor Lachen. Präsident: Wenn Sie sich nicht anständiger benehmen, so werde ich Sie aus dem Saale entfernen lassen. Zeugin: Noch heute bin ich von der Mißhandlung an den Hüften ganz blau. (Angeklagter zwischen den Zähnen murmelnd): Das müßte man erst sehen. (Heiterkeit.) Präsident: Nun, Angeklagter, jetzt ist an Ihnen das Wort; fassen Sie sich aber kurz. Angeklagter: O, Herr Präsident, mein Plaidoyer ist kurz, sehr kurz, es enthält nur zwei Worte. Präsident: Und diese zwei Worte beißen? Angeklagter: Alles unwahr! Präsident: Die Demoiselle aber behauptet, daß Sie ihr die Haare ausgerissen haben. Angeklagter: Haare? Ja. Aber ihre Haare? Nein. Nur die falschen Haare bekam ich in die Hände, nur die Chignons. (Heiterkeit.) Präsident: Der Gerichtshof wird sich zur Berathung zurückziehen. Angeklagter: Nur noch ein Wort, Herr Präsident. Strafen Sie mich wegen der Chignons, gut, das werde ich begreifen, keine Dame der Welt verträgt die Enthüllung ihrer Toilettengeheimnisse, aber glauben Sie nur ja nicht, daß ich aus Liebe so gehandelt habe und daß das Fräulein zum Gericht gelaufen wäre, wenn mir nicht die fatalen Chignons zwischen der Hand geblieben sein würden. Pure Weiberrache das! — Der Chignonräuber wird zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt. Angeklagter (nach der Urtheilsverkündigung): O, die Chignons!

Feuilleton.

* (Lügner Beschämung.) Um einen Lügner in seiner Blöße darzustellen, muß man nur noch stärker lügen als er. Ein Student erzählt, daß einem seiner Freunde im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters wegen einer heftigen Alteration in einem Momente seine pechschwarzen Haare katzengrau geworden wären. „Das ist noch nichts," erwiderte ein Offizier, „mein Bruder, welcher in Bayern als Offizier dient, bekam die Nachricht, daß seine Frau plötzlich im Kindbette gestorben sei. Er trug eine rabenschwarze Perrücke. Diese war in derselben Nacht auf seinem Kopfe schneeweiß geworden!"

* (Unschuldiger Schmerz.) Meister: „Xaverl, warum wein'st denn? Hast Heimweh nach deiner Mutter?"

Lehrjunge: „Ach nein, Meister, ich weine blos um den Ochsen, der wegen dem klein' Bröckerl Fleisch ist todtg'schlagen word'n, was ich da im Teller hab'."

* (Ein wichtiges Gesetz.) Zur Zeit der Königin Elisabeth hatte eine Holländerin, welcher die Oberaufsicht über die königliche Wäsche anvertraut war, den Gebrauch der Stärke zuerst bei Hofe eingeführt. Die aristokratischen Gesellschaftskreise Londons glaubten daher natürlich, sich diese Erneuerung nicht entgehen lassen zu dürfen, und bald hatte die „Erfinderin" alle Hände voll zu thun, um dem Andrang jener Damen, welche darin bei ihr Unterricht nehmen wollten (den sie sich, nebenbei gesagt, wie eine Künstlerin ersten Ranges bezahlen ließ), Genüge leisten zu können. Den Gipfelpunkt erreichte aber ihre Beliebtheit, als sie auf den Einfall kam, der Stärke eine gewisse bläuliche Färbung zu geben, und bald gehörte es entschieden zum bon ton, nur in solcher Weise gesteifte Wäsche zu tragen. Doch wie nichts Irdisches Bestand hat, so geschah es auch bei dieser Sache, daß der Königin mit einem Male das blau gestärkte Linnenzeug ein Gräuel vor ihren Augen ward, und sie erließ daher eine in sehr kategorischen Ausdrücken abgefaßte Verordnung, in der es unter Anderm hieß: „Es sei der ernste Beschluß, Wille und Befehl der Königin, daß sich von diesem Tage an ja Niemand, wessen Standes er auch sei, bei Hofe oder auch auf öffentlicher Straße mit einem blau gestärkten Kleidungsstück ertappen lasse, falls er nicht in Ihrer Majestät Ungnade fallen und seinen Frevel mit empfindlicher „Geld- und Gefängnißstrafe" büßen wolle!" — Dies gewiß in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Aktenstück befindet sich noch in der großen Bibliothek zu London und ist datirt vom Mitte Juni 1596.

* (Alte Bekannte.) Dame: Ja, ja, mein Herr, wir müssen uns kennen. Ich erinnere mich ganz deutlich, Sie in irgend einem Bureau in Geschäftsangelegenheiten gesprochen zu haben.

Herr: Ja, ja, auch ich erinnere mich.

Dame: Sie sind Beamter, nicht wahr?

Herr: Zu dienen, Taxator im — Pfandhaus.

Auf mehrseitig geäußerten Wunsch wird der Termin zur Lösung der in Nr. 38 ds. Blattes ausgeschriebenen Preis-Aufgaben bis zum **29. Oktober** verlängert.

Aufgaben.

Welche Lieder haben keine Melodie?

Was ist bunt und hat doch keine Farben?

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 43. Sonntag, den 24. Oktober 1869.

Trinkspruch auf die Schwestern.

Ich ging einst spazieren im grünen Hain,
Frühmorgens beim ersten Sonnenschein;
Da sah ich am Wege lieblich und schön
Ein halb entfaltetes Röslein stehn.

Am Mittag ging ich wieder vorbei,
Da war sie der bergenden Hülle frei,
Da war sie zur duftenden Blume erwacht
Und glühte und blühte in leuchtender Pracht.

Doch als ich nun wiederkam Abends spät,
Da hatte der Wind schon die Blätter verweht;
Der sengenden Sonne — der Straßen Staub,
War die liebliche Blume geworden zum Raub.

Der Tag ist das Leben — der Schwestern Bild
Die Rose — die Morgens noch knospend schwillt,
Am Mittag in herrlichster Blüthe steht,
Am Abend welk — über Nacht verweht.

Wer solch' eine Rose zu eigen hat,
Sei's Knospe, sei's Blume, sei's welkendes Blatt.
Er halte sie lieb, er halte sie werth.
Dies Glas meine Brüder sei ihnen geleert.

Hand an's Glas!

Zum *ersten* der Knospe, die halb noch verhüllt,
Uns rosig entfaltet der Jungfrau Bild.

Zum *zweiten* der Blume in blühendster Pracht
Die uns aus der Gattin Auge lacht.

Zum *dritten* der Blume die welkend sich neigt.
Der Mutter, ihr Abend werde leicht!

C. R. Lehmann.

Eine Heldin.

Nach einer wahren Begebenheit mitgetheilt
von
Ernst Cloß.

I.

„Was Ihr Landsmann, der brave Pionier Klinke vollbracht hat*), meine Herren", so unterbrach der alte Franzose eine augenblickliche Pause des Gesprächs, indem er ernst in das halbgefüllte Bordeauxglas blickte, „gehört ohne Zweifel zu jenen Großthaten, welche die Kriegsgeschichte verewigen wird. Aber nicht minder rühmenswerth erscheint mir der Heldensinn des Weibes, welcher dasselbe befähigt, gleich dem Judianer am Marterpfahl, gleich Mucius Scävola, als er die kraftvolle Faust in die glühenden Kohlen steckte und sie langsam braten ließ, ohne die Aufregung und das Berauschende des Kampfes jeden Augenblick in seinem beschränkten Lebensgang eine neue Leidensstation zurückzulegen. Wenn Sie es erlauben, meine Herren, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, nach deren Schluß Sie mir vielleicht zustimmen werden. Im Jahre 1841 war ich genöthigt, in Geschäften von Paris nach Marseille zu reisen. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß man sich damals noch der Messagerie royal (Königl. Post) bedienen mußte. Eine kleine blonde Dame, welche ich schon im Posthofe bemerkt hatte, bemächtigte sich der Nummer 1 im Hintergrund des Wagens, ihre Kammerfrau setzte sich neben ihr nieder, indem sie schon im Voraus den Kondukteur benachrichtigte, daß er jenseits der Barriere anzuhalten habe, wo sie ihren Platz an Jemand, der schon warte, abgeben werde. Ein dritter Platz wurde von einem Zögling der Schule von St. Cyr eingenommen; ein weiterer diesem gegenüber von einem dicken Herrn mit rothem Backenbart, dem Aussehen nach einem reichen Banquier. Ich selbst kam auf einen Platz parallel mit der blonden Dame: der letzte Platz zwischen dem Bankier und mir war noch unbesetzt. Bald aber langte eine junge, bleiche, leidend aussehende, bescheiden angezogene Frau an, die in ihren Armen ein in einen weiten schottischen Mantel eingehülltes Kind trug. Sie wurde mit jenem stillschweigenden Ausdruck von Mißfallen empfangen, mit dem Reisende in solchen Fällen nie zurückhalten. Der dicke Herr ließ sogar ein gelindes Brummen hören, dem ein erstickter Seufzer der Frau antwortete. — Während ich mich ein wenig gegen den Wagenschlag zurückbeugte, bemerkte ich, wie die Kammerfrau mit dem Ausdruck lebhaften Aergers ganz leise einige Worte ihrer Gebieterin in's Ohr sagte, auf welche diese mit einer Miene des Mitleids Antwort gab. Was den Zögling von St. Cyr betrifft, so konnten sich seine Augen nicht von einer schwarzgekleideten Dame trennen, die auf eine Bank in der Nähe hinabgesunken, den Muth nicht finden konnte, dem Wagen näher zu treten; ihr schmerzerfüllter Blick blieb auf dem Antlitz des jungen Mannes haften, und in dem Augenblicke, da der Kondukteur rief: „Vorwärts!" trübte ein Strom von Thränen ihre Augen; sie erhob sich schnell, wie wenn sie noch ein letztes, Alles in sich fassendes Wort sagen wollte, aber der Wagen fuhr in scharfem Trabe davon; sie konnte nur die Hand zu ihren Lippen führen und ihrem Kinde zum Abschied noch einen Kuß nachsenden. Adieu, theure Mutter! rief der Jüngling zurück. In der nächsten Straße wischte er

*) Es war die Rede von der bekannten Heldenthat Klinke's beim Sturm auf die Düppler Schanzen.

seine Thränen ab, Thränen, die ihm vielleicht zum letzten Male eine so reine Trauer entlockte, Thränen, nach denen er sich vielleicht in Stunden der Trübsal vergebens wieder sehnen wird.

Der Postwagen hielt jetzt, nach Absprache, an der Barriere, die Kammerfrau stieg aus, und ihren Platz nahm ein Mann von bemerkenswerther Schönheit und großer Eleganz in Manieren und Kleidung ein. Die blonde Dame bewillkommte ihn herzlich. Augenscheinlich war er weder ihr Vater, noch ihr Bruder, noch weniger ein Onkel oder Neffe; aber wahrscheinlich ihr kaum angetrauter Gatte, noch voll Unruhe und Glück. — In diesem Augenblicke weinte das Kind der ärmlich gekleideten Frau und rief seine Mutter. Jedermann schien dadurch unangenehm berührt. Was soll dieses Geschrei dem reichen Banquier, dem Egoisten, der sich des Alters nicht mehr erinnert, wo es etwas anders für ihn gab, als Gold und Ehrenstellen? Was soll es dieser mit ihrem Gatten zärtliche Blicke wechselnden Frau, welche nichts als Glück, Hoffnung und Jugend athmet? Aber die Mutter neigt sich zum Angesichte ihres Kindes, wacht über seine Ruhe, forscht nach seinen kleinen Wünschen, zittert bei der geringsten Erschütterung, die seine zarten Glieder beben macht, und begreift nicht, daß es jetzt auf der Welt noch ein anderes Leben von Bedeutung gibt, als das ihres Kindes. Die glücklichen Gatten sehen nicht, daß hier eine Mutter fürchterlich leidet bei jedem Luftzug, der ihr Kind trifft, bei jedem Stoß, den der Wagen demselben gibt. Sie alle sind zu glücklich, um eine Minute daran zu denken, daß das Glück nicht überall ist. Aber dieser junge Mann, der kaum aus den Umarmungen seiner Mutter gerissen wurde, er hat begriffen, was an seiner Seite vorgeht. Er beeilt sich, seinen wärmeren und bequemeren Sitz mit der unbekannten Frau zu tauschen, und kommt so neben mich zu sitzen.

II.

Am folgenden Tage unserer Reise war nichts Denkwürdiges vorgekommen. Der Banquier hatte viel geschlafen, viel gegessen, wenig gesprochen und Jedermann mit seinen Reiseutensilien belästigt, deren er eine große Menge bei sich hatte. Das junge Ehepaar lachte und sang, und als Nachtthau fiel, vervielfältigten sich ihre wechselseitigen Aufmerksamkeiten gegen die Kälte und Unannehmlichkeiten der Nacht. Ich habe noch nie in meinem Leben etwas Hübscheres gesehen, als das Gesichtchen der Dame in ihrer Kapuze. Sie zog über ihre Stiefelchen kleine in Grün und Gold gestickte Pantoffeln an, dann steckte sie ihre Füße in einen Fußwärmer; der Parfüm, den ihre Gewänder und Haare ausströmte, erfüllte den ganzen Wagen. Man füge Allem dem die zwischen beiden Gatten herrschende reizende Vertraulichkeit bei, und man wird begreifen, welchen herben Kontrast dieses Gemälde von Liebe und Eleganz mit der nahe dabei sitzenden einfachen, bleichen, schweigsamen Mutter bildete, deren schmerzliche Ruhe und Stille nur dann unterbrochen wurde, wenn sie ihr weinendes Kind an die Brust drückte und ihm aus einem Fläschchen, welches sie mit sich führte, einige Tropfen Arznei reichte. Der Zögling von St. Cyr allein beschäftigte sich ein wenig mit ihr. Beim Aus- und wieder Einsteigen hatte ich Gelegenheit, das Kind zu sehen. Sie sprach viel von ihm und zeigte es mir mit mütterlichem Stolz und unzweideutiger Dankbarkeit für meine Theilnahme. Es war ein liebes kleines Geschöpf mit reizenden Zügen und einem seltenen Ausdruck von Intelligenz und Grazie. Aber die Lippen und Bäckchen waren bleich, die großen schönen Augen bald in einem übernatürlichen, fieberhaften Glanze leuchtend, bald wieder verschwommen, der Ausdruck des kleinen Gesichtchens war so flehend, so traurig und zugleich so himmlisch, daß ich mich eines peinlichen Eindrucks nicht erwehren konnte, der mir das Herz beim Anblick dieses Engels zusammenschnürte. Das arme Geschöpfchen schien mit seinem sanften, schmerzlichen Lächeln jeden Augenblick sagen zu wollen: Nehmt schnell Abschied von mir, denn ich bin nicht von dieser Welt und werde bald zu meinen kleinen Brüdern und Schwestern, den Engeln im Himmel gehen, die ich nur verlassen habe, um ein wenig auf dieser Erde bei der besten der Mütter zu verweilen." — Die Mutter sah meine, mit Traurigkeit gemischte Bewunderung, sie verstand mich und schwieg. Es gibt Regungen des Herzens, welchen man durch keine Klage Ausdruck geben kann. Ich achtete dieses Schweigen, konnte aber doch nicht umhin, im Verlauf der Fahrt einige theilnehmende Fragen an sie zu richten. Sie theilte mir mit, daß sie zu ihrem Manne nach Marseille reise; daß sie, gequält durch die Trennung und den Zustand ihres Kindes, abgereist sei, ohne seine Antwort auf die Nachricht von ihrem Kommen abzuwarten, daß sie aber doch hoffe, ihn bei der Ankunft zu treffen. Die Reise wurde immer in derselben Weise fortgesetzt. Von Zeit zu Zeit richtete ich einige Worte über das Befinden ihres Kindes an die junge Mutter. Dann deckte sie es ein wenig auf, und ich sah es schlafend mit bleichem Gesicht, fiebernden Augen und schmachtendem Lächeln, aber so sanft und so rührend, daß mir schier das Herz brach. Am andern Tage schien es mir, als ob die Klagen des Kindes noch trauriger und noch schwächer würden. Die arme Mutter schien jede Hoffnung verloren zu haben. Sie weinte fortwährend. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf ihr Kind und dann gen Himmel. Sie betete ohne Zweifel.

III.

Trotzdem stieg die unglückliche Frau bei jedem Umspannen aus, um die Füße ihres Kindes zu wärmen; man darf sagen, sie erschöpfte ihre Kräfte im Uebermaß ihrer Unruhe. Gegen Abend konnte ich die Qualen des Kummers in verstärktem Grade auf dem Gesichte der Unglücklichen bemerken. Auf ihrer feuchten Stirne unterschied ich mit Entsetzen bläuliche und grünliche Nuancen, wie wenn der Hauch des

Todes schon darüber hinweggegangen wäre, dann erschien ihr Gesicht wieder purpurn leuchtend, wie wenn die ganze Seele, das ganze Leben sich in einem Gedanken sammelte. Augenscheinlich kämpfte sie einen schrecklichen Kampf. — Sie kämpfte mit dem Tod, sie machte ihm ihr Kind streitig — und während dieser unerhörten Qual schliefen hart neben diesem furchtbaren Drama zwei Liebende, indem sie noch im Traum ihr Glück ausspannen. Der Spekulant wiegte sich vielleicht in neuen Chancen der Börse, und der Jüngling, poetisch, wie man es mit 20 Jahren ist, blickte wie verloren in die untergehende Sonne. Jetzt sah ich eine verzweiflungsvolle Geberde der Mutter. Sie drückte das Kind krampfhaft gegen ihren Busen, dann verstegten ihre Thränen, ihre Züge wurden bleich und unbeweglich, ihre ganze Figur von einer marmoratigen Ruhe. In diesem Augenblick versank die Sonne hinter den Bergen; ihr letzter Strahl verweilte noch auf der Mutter und dem Kinde, dann erlosch er, die Schatten der Nacht umgaben uns, und Alles versank in tiefes Schweigen.

IV.

Bei dem Lichte der Morgenröthe sah ich eine reizende Gruppe vor mir: die beiden jungen Liebenden, eines an die Schulter des andern gelehnt: gegenüber dem Finanzkünstler, welcher entsetzlich schnarchte. Mein junger Nachbar war schon wach und richtete einige Worte an mich; aber ich fand nicht gleich eine passende Antwort, denn ich war auf's Höchste bewegt bei dem Anblick jener Frau mit dem Kinde. Ich sah sie vor mir, ganz noch so wie gestern beim Einbruche der Nacht; bleich, kalt, unbeweglich, die Augen starr, kurz, man hätte sie für eine Todte halten müssen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit wie mechanisch die Falten des um ihr Kind gewickelten Mantels geordnet hätte. — Ich fragte sie, ob das Kind schlafe. Sie antwortete mir mit „Ja", aber so kurz, so seltsam, daß ich den Zögling von St. Cyr fragend ansah. — Dieser sagte mir leise, die Frau müsse verrückt sein, denn sie habe seit gestern Abend ihre Stellung nicht verändert, sei nie ausgestiegen, habe keine Nahrung zu sich genommen, und, als er ihr gesagt habe, wir werden Marseille gegen Morgen erreichen, sei sie in ein erschreckendes Lachen ausgebrochen und habe das Kind mehrmals geküßt. — Diese Erzählung brachte mich ebenfalls auf den Glauben, die Unglückliche sei nicht bei vollem Verstand, aber am meisten beunruhigte mich das Kind; ich fragte wieder, und immer wieder versicherte sie, das Kind schlafe und befinde sich „wohl." Da wir uns Marseille näherten, hielt ich es für überflüssig, noch länger in sie zu dringen, aber in Wahrheit fürchtete ich diese Ankunft so sehr, als ich sie herbeiwünschte. — Ich ahnte einen unheilvollen Ausbruch, und wir waren kaum im Posthofe zu Marseille angekommen, so rief ich, ohne das Halten des Wagens abzuwarten, einen Kommissionär, er solle sehen, ob Herr D..... nicht anwesend sei. Die junge Frau hatte mir nämlich den Namen ihres Mannes mitgetheilt. In der That war dieser bald herbei und gab sich zu erkennen. Mein Herr, rief ich ihm zu, Ihre Frau befindet sich sehr schlecht! — Man öffnete den Schlag. Die beiden eleganten Ehegatten stiegen zuerst aus, dann ich, dann der Zögling von St. Cyr. — Meine Frau! rief Herr D..... Zu gleicher Zeit setzte dieser den Fuß auf das Pflaster. Im Arm trug sie das immer noch in den Mantel gehüllte Kind. .... Und mein Kind, mein Kind! rief mit bebender Stimme Herr D..... Ein herzzerreißender Seufzer entrang sich der Brust der Mutter. Das war der Ausbruch unerhörter Qualen, unnennbar durch einen höheren Willen auferlegter Schmerzen. Das war der Schrei eines Märtyrers, welcher schwieg, bis der Todesstreich ihn traf. — Da ist es! rief sie aus — legte in die Arme ihres Gatten den steifen und kalten Körper des Kindes, nach dem er verlangte, und fiel ohnmächtig zu Boden.

Die unglückliche Mutter war nicht toll. Nein.— Sie war nur arm, und hatte, wie ich jetzt erfuhr, ihren Gatten nur verlassen, weil sie in Paris eher Gelegenheit zu finden hoffte, sich und ihr Kind zu ernähren. Allein in der ungeheueren erbarmungslosen Stadt hatte sie, so lange ihr Kind gesund war, unter Entbehrungen und Demüthigungen aller Art rastlos gearbeitet. Als aber ihr Kind krank wurde, und sie deßhalb ihrer Arbeit nicht mehr nachgehen konnte, benachrichtigte sie ihren Mann, sie werde wieder kommen, er solle sich bei der Ankunft des Postwagens einfinden, um ihre Fahrtaxe zu bezahlen. — Die Unglückliche hatte das Geld hiezu nicht auftreiben können, und das Wenige, welches sie unter namenlosen Entbehrungen zusammengespart, reichte eben zu der Nahrung unterwegs und zu der Arznei hin, welche sie für das Kind hatte machen lassen. Von allen Mitteln entblößt, allein mit ihrem Gottvertrauen trat sie die Reise an. Als aber ihr Kind während der Reise kränker wurde, als sie es auf ihren Knien sterben sah, wurde ihre Lage entsetzlich! Was sollte sie thun? Was wird man mit ihrem Kinde anfangen? — Diese Fremden, die sie umgeben, werden sie zwingen, die theuren Ueberreste auf dem nächsten besten Kirchhofe zurückzulassen, und sie wird keine Stunde zurückbleiben können, um der Bestattung beizuwohnen, da sie ja mit ihrer Person für die Fahrtaxe haften muß. Ja sie hätte nicht einmal das Geld zur Bezahlung des Sarges gehabt, und der Gedanke, ihrem geliebten Kinde nicht einmal eine ehrliche Bestattung verschaffen zu können, ist ihr entsetzlich! — Sie verbirgt also vor Jedermann den Tod ihres Kindes. Sie hält es in ihren Armen, welche so lange sein Grab sein werden, bis der Vater aufgefunden ist. Sie hält ihre Thränen zurück, sie erstickt den Aufschrei ihres Herzens; dazu braucht es mehr Muth, als das Leben von vielen Männern aufweisen kann. Aber sie hat diesen Muth, und sie führt ihre entsetzliche Aufgabe durch. Sie sehen, meine Herren, endigte der Erzähler, mit bewegter Stimme, diese Frau war keine Närrin, sie war eine Heldin!

Feuilleton.

* Paris. Wer jemals in seinem Leben von Leuten geplagt worden ist, die bezahlt sein wollten, wird aus Erfahrung wissen, daß in solcher Situation eine Gläubigerin hundert Mal fürchterlicher ist als ein Gläubiger. — Das mußte vor Kurzem hier ein junger Taugenichts, der mehr Schulden als Einkünfte hat, bestätigt finden. Einer seiner Gläubiger sendet zu ihm eines Morgens seine Frau, mit dem ausdrücklichen Befehl, alle Schleußen ihrer bissigen Beredsamkeit gegen den Schuldner loszulassen. Dieser wohnt in einem Häuschen in Neuilly. — Die Dame kommt an, man sagt ihr, daß der junge Herr sich noch im Bette befinde, sie aber schiebt den Bedienten bei Seite, stürzt in's Zimmer und fordert gebieterisch ihr Geld. — Der Taugenichts versucht einige beruhigende Phrasen in den Redestrom der Dame hinein zu schieben; — die Gläubigerin will nichts hören, sie will ihr Geld und überhäuft ihn mit den gröbsten Beleidigungen. — Der junge Mann bittet um Schonung, die Dame ist unerschütterlich. Da kommt dem Schuldner eine große Idee: Er springt aus dem Bette hinaus und erscheint vor der Besucherin annähernd in dem Anzuge,

„In dem der gute Adam ging,
Als ihn das Paradies umfing."

Die Gläubigerin tritt zurück, erröthet, erbleicht, fängt an zu stottern. — „Bitte, wollen Sie sich setzen, Madame? Sie stehen ja schon so lange und müssen müde werden." — „Aber mein Herr!" . . . — Sie nähern sich der Thür immer mehr. — „Wie Madame, Sie wollen mich schon verlassen? Erlauben Sie mir dann wenigstens, daß ich Sie hinausbegleite" — Sie eilt nach der Treppe, er im Nachtgewand hinter ihr her, indem er sagt: „Ich hoffe Madame, Sie werden es das nächste Mal günstiger treffen; es wird sich wohl schon machen!" — So gehen Sie über den Flur an einem Bedienten vorbei, der vor Verwunderung in die Erde sinken will. Die Gläubigerin senkt schamvoll den Blick und möchte innerlich vor Wuth bersten. Der junge Mann öffnet die Hausthür, und nachdem er die Dame hinausgelassen, stellt er sich ostensibel in die Thür und sagt: „Ihr Besuch, Madame, wird mir stets angenehm und ehrenvoll sein. Glauben Sie nur, ich bin sehr bereit . . ." Zwei oder drei Vorübergehende sehen verwundert zu, und sie läuft aus Leibeskräften, während sie dem Kreuzfeuer der Blicke derjenigen ausgesetzt ist, die allerdings das Recht haben, über das sonderbare Geleit zu erstaunen, das ihr von dem jungen Manne gegeben worden. Ob sie wohl wiederkommen mag? Wir glauben es nicht.

* (Komisches Mißverständniß.) Die Westliche Post bringt folgenden Schwank: Vor einiger Zeit erließ ein sehr bekannter deutscher Club in St. Louis eine Anzeige in der ein „Oekonom" für den Club verlangt wurde. Man denke sich das Erstaunen des mit der Eröffnung der Offerten betrauten Comite's, als es u. A. eine Applikation erhielt, in der der Candidat für die vakante Stelle als besondere Empfehlung geltend machte, daß er ein geschulter Oekonom sei, in Deutschland eine landwirthschaftliche Hochschule besucht habe und besonders „gut mit Pferden und Hornvieh umgehen könne!"

* An einem Gartenhause in Wien liest man folgenden Vers:

Man sagt, die Ehe sei ein Uebel,
Ein unerträglich schweres Joch.
Ich glaub', sie ist wie eine Zwiebel:
Man weint dabei und ißt sie doch.

Die zehn Gebote
eines politischen Jesuiten.

1. Du sollst an die Ehrlichkeit der Politiker glauben und Gift darauf nehmen.

2. Du sollst die gegnerischen Blätter nicht eitel nennen, sondern sollst du dich abzufinden suchen mit ihnen, auf daß du bei der Wahl nicht Schaden leidest.

3. Du sollst den Feiertag halten und besonders am Sonntag Nachmittag die zweifelhaften Wähler „traktiren."

4. Du sollst die Polizei ehren und schonen, damit es dir wohlergehe vor und nach der Wahl.

5. Du sollst, wenn deine Aussichten auf Wiederwahl schlecht stehen, nicht mundtodt sein, sondern sprechen bei jeder Gelegenheit; auch wenn deine Reden geschwollener Unsinn sind.

6. Du sollst dir keine Blößen geben, sondern mit deinem Mantel, der sich nach dem Winde dreht, bedecken deine Schande.

7. Du sollst nicht stehlen, aber was gemacht werden kann, das versuche für dich zu machen.

8. Du sollst nicht Falschheit üben und die guten Bürger nicht lächerlich machen, damit die Schmach nicht auf dein Haupt zurückfalle.

9. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut und Blut, sondern es ihm geschickt abschwindeln.

10. Du sollst nie erröthen, wenn du schon sehr viel gestohlen hast; denn je früher du reich bist, desto eher gelangst du zum Ansehen.

* (Ein komischer Reim) befand sich bei Gelegenheit des Turnfestes in Chicago über dem Lokale eines dortigen Wirthes. Wir würden uns sehr täuschen, wenn der Verfasser nicht unser alter Freund E. D. aus Trippstadt ist. Der Spruch lautete:

Frisch wandelt zum Johannisberg
Der fromme Turner in die Kerch.
Dort bleibt er dann, der fröhlich freie,
Bun Morjens bis am Owend leie,
Dann schlagt er noch zwei Borzelbeem
Und geht als ruhiger Berjer heem.

Auflösung der Aufgaben in Nr. 42:
1. Die Augenlider. 2. Das menschliche Treiben.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 44. Sonntag, den 31. Oktober 1869.

Die verrätherische Dienerin.

Während der ersten französischen Revolution und ganz besonders während der Schreckenszeit entwickelten sich die edelsten Tugenden und die niedrigsten Laster in einem reichen Maße.

Madame Loufourcade, die Gattin eines Offiziers in der Armee, wurde von einer ihrer Freundinnen gebeten dem Gemahl derselben, welcher ebenfalls Offizier und öffentlich angeklagt, aber noch nicht verhaftet war, einen Versteck in ihrem Hause zu bewilligen.

„Um Deinetwillen, Marie, will ich mein Leben wagen, um ihn zu retten," war die edle Antwort.

Madame Loufourcade lebte in einer kleinen Entfernung von Lyon in einem schönen, alten, herrschaftlichen Hause, das in einer stillen, aber sehr schönen Gegend lag. Sie hatte zwei Diener und 2 Dienerinnen, und die Hauptschwierigkeit war, in welcher Art das Geheimniß vor ihnen verborgen werden konnte, in weiblicher Tracht kommen und sich für eine Cousine Fanchettens, des Kammermädchens der Madame Loufourcade, ausgeben sollte, welche aus der entfernten Heimath derselben komme und ein paar Wochen bei derselben verleben wolle.

„Ich denke," sagte Madame Loufourcade zu ihrer Freundin, „dieser Plan wird sich als ein ganz sicherer herausstellen, denn wenn irgend Jemandem in der Welt ein solches Geheimniß anvertraut werden kann, so ist es meine Fanchette. Sie ist seit ihrer frühesten Kindheit bei mir gewesen. Als ich sie aufnahm, war sie eine arme Waise, und seitdem sie bei mir ist, habe ich sie stets liebevoll behandelt und ich glaube, sie würde eher sterben, als mich verrathen oder mir irgend einen Kummer veranlassen."

So wurde denn Fanchetten, einem sehr hübsch aussehenden Mädchen, das Geheimniß im strengsten Vertrauen mitgetheilt.

„Ich bin stolz auf Ihre gute Meinung, und Sie wissen, daß ich eher sterben würde, als mich derselben unwürdig zu zeigen!" sagte Fanchette.

„Das weiß ich, das weiß ich," erwiderte Madame Loufourcade mit einigem Enthusiasmus; „und ganz dasselbe habe ich der Madame Lavergne erzählt."

„Gewiß, gewiß würde ich lieber sterben!" entgegnete Fanchette.

Weßhalb wiederholte Fanchette so ernstlich die Versicherung, welche ihre Gebieterin, weit entfernt irgend einen Zweifel zu hegen, mit dem unbegrenztesten Vertrauen aufgenommen hatte?

Capitän Lavergne — das war der Name und der Rang des Offiziers — erschien als Frauenzimmer verkleidet zu der verabredeten Zeit und er spielte die übernommene Rolle so gut, daß von den übrigen Dienstboten nicht bei einem Einzigen der Verdacht entstand, unter der weiblichen Hülle könne ein Mann versteckt sein. Um übrigens sich keiner Gefahr auszusetzen, gab er vor, von der langen Reise, die er gemacht, sei er sehr ermüdet; so wurde er bald nach seiner Ankunft in ein Zimmer des obern Stockwerks des Hauses geführt, das er während seiner Anwesenheit bewohnen sollte, welches er eine ganze Woche nicht verließ und zwar unter dem Vorwande, Fanchettens Cousine sei sehr krank und sie bedürfe der größten Pflege und Ruhe.

Am Ende der erwähnten Zeit fanden sich acht oder zehn Soldaten, an deren Spitze sich ein brutaler Offizier befand, in dem Hause ein und fragten in der barschesten Art nach dem Capitän Lavergne.

„Wenn Sie meinen, daß ein solches Individuum sich in meinem Hause befindet, so können Sie zuerst meine Dienerschaft verhören und dann das Haus untersuchen," entgegnete Madame Loufourcade mit einer würdigen etwas stolzen Miene.

„Sehr gut, Bürgerin, wir werden Dich beim Worte nehmen!" antwortete der Offizier, „und wenn wir den edelen Aristokraten finden, so wird es für Dich um so schlimmer sein; ist es aber nicht der Fall, so mag sich das Mädchen in Acht nehmen, das uns falsch berichtet hat. Bürgerin, laß Deine Dienstboten sofort eintreten, und dann wollen wir hören, was sie uns zu sagen haben."

Als die Dienerschaft zusammen gerufen war, bemerkte die Dame des Hauses, daß Fanchette ganz blaß war und zitterte.

„Armes Mädchen!" seufzte sie in Gedanken. „Ich fürchte, sie wird nicht im Stande sein, das Verhör zu bestehen!"

Als der Offizier sie erblickte, rief er aus: „Nun, Mädchen, hast Du uns die Wahrheit gesagt oder nicht? Wenn Deine Angabe auf Wahrheit beruht, so hast Du nichts zu befürchten; ist das aber nicht der Fall, so ist meine Meinung, daß Du bald um einen Kopf kürzer sein wirst."

„Was muß ich hören!" rief Madame Loufourcade ganz verwundert, während sie einen ernsten Blick auf das zitternde Mädchen richtete.

„Nun ich kümmere mich gar nicht darum!" sagte Fanchette, die sofort eine trotzige, unverschämte Manier annahm; „es ist Zeit, daß man den Aristokraten endlich einmal wissen läßt, daß andere Leute eben soviel werth sind als sie. Ich höre, daß für den Mann, den Sie Capitän Lavergne nennen, der

es gewagt hat, hierher zu kommen, ich für meine Cousine auszugeben und mich in Unehre zu bringen, eine Belohnung von tausend Franken ausgesetzt ist — und ich dachte, ich könnte mir vielleicht dieses Geld als irgend Jemand, und so ging ich hin und erzählte dieses Geheimniß, und das ist Alles."

„O Fanchette! Fanchette!" rief Madame Louisonade voller Erstaunen aus, „muß ich das von Dir hören?"

„Ja, das sollen Sie und ich habe nicht Lust, länger Jemandes Dienerin zu sein! Mit tausend Franken und meiner Freiheit, werde ich mich mit Nero verheirathen und wir werden ein ganz nettes Haus machen."

„Und dafür hast Du Deine Seele dem Teufel verkauft?" stöhnte ihre Gebieterin, die in einen Armstuhl sank.

„Kommen Sie mir nicht mehr mit Ihrem religiösen Geschwätz!" rief Fanchette mit funkelnden Augen und seiner drohenden Haltung. „Ich weiß mehr von dem, was jetzt vorgeht, als Sie denken. Die Religion ist durch ein Dekret verfeyt worden und schläft einen ewigen Schlaf, und es gibt weder einen Gott, noch einen Teufel mehr; und da dem so ist, so will ich mein Leben zu genießen suchen."

„Das ist ganz wahr," fiel der Offizier mit einem nachdrücklichen Schwur ein, „und wie ich sehe, hast Du ganz Recht. Aber während wir hier plaudern, mag der Mann und entwischen. Hier, Wache, ergreift und bindet diese Leute, ausgenommen dieses Mädchen, und dann wollen wir den Aristokraten festnehmen."

Ganz natürlich war an keinen Widerstand zu denken, und in wenigen Minuten sahen die Dame des Hauses und drei Personen der Dienerschaft sich gebunden, und dann sagte der Offizier lachend zu Fanchette:

„Nun, Mädchen, zeige uns den Weg zu Deiner süßen Cousine."

Dem Capitän Lavergne war indessen die ihm drohende Gefahr nicht unbekannt geblieben. Er hatte die Soldaten von seinem Fenster aus auf das Haus zukommen sehen und er vermuthete ganz richtig, daß sie sich seiner Person zu bemächtigen wünschten. Was war zu thun? Sein Zimmer war so gelegen, daß er die Treppe nicht hinunter gehen und entfliehen konnte, ohne von der Dienerschaft gesehen zu werden; und wenn er nicht verrathen worden war, so war er vielleicht in seinem Zimmer eben so sicher als an irgend einem andern Orte. Dennoch war er sehr aufgeregt und beunruhigt und sein Geist beschäftigte sich sehr thätig, um Mittel für seine Vertheidigung oder Rettung aufzufinden. Er hatte ein paar geladene Pistolen in seinem Besitz und sein erster Gedanke war, die Thür seines Zimmers zu verbarrikadiren und sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, doch indem er sich im Zimmer umsah, bemerkte er das Kamin und er sah, daß der Schornstein weit genug war, um seine Person aufzunehmen. Er sah das Ende des Schornsteins am Dache; es erschien ihm wahrscheinlich, daß er sich auf diesem Wege retten könne, und er beschloß den Versuch zu machen, da er schwerlich seine gefährliche Lage kommen konnte, als die war, worin er sich jetzt befand. Seine erste Absicht war, die Thür zu verrammeln und seine Feinde so lange wie nur möglich aufzuhalten; aber die Ueberlegung eines Augenblickes überzeugte ihn, daß er damit nur sich so gewisser den Weg seiner Flucht zeigen würde, während, wenn es ihm gelänge, das Dach zu erreichen, während die Thür offen war, die Soldaten ganz natürlich vermuthen würden, er sei auf irgend einem andern Wege als durch den Schornstein entflohen.

Capitän Lavergne nahm seine Pistolen mit sich und kletterte flink den Schornstein hinauf und zwar mit der Absicht, das Dach zu erreichen und dort wo möglich sich bis zum Einbruch der Nacht oder bis zum Ende des Nachsuchens zu verstecken; als er etwa 8 oder 10 Fuß hoch geklettert war, entdeckte er zu seinem angenehmen Erstaunen eine Seitenöffnung oder Blende, wie sie öfters in den alten Schornsteinen angebracht waren, um nöthigenfalls einen andern Rauchgang hineinleiten zu können, und diese Blende war groß genug, um ihn jedem Blicke zu verbergen, der von unten in den Schornstein geworfen werden möge, um ihn darin zu entdecken.

Er versteckte sich daher schnell in derselben und wickelte seine weibliche Kleidung dicht um sich herum, damit nicht zufällig von der suchenden Partei etwas davon entdeckt werde möge, und dann athmete er etwas freier, obgleich er durchaus nicht ganz frei von Furcht war. Plötzlich erschreckte ihn eine neue Idee. Er befürchtete, bei dem Hinaufklettern in dem Schornstein möge von den Seiten viel Ruß hinabgefallen sein, was leicht zur Entdeckung seines Verstecks führen könne, doch ein Blick auf seine Kleidung und hinab in den Kamin überzeugte ihn, daß er in Bezug darauf sich keine Sorge zu machen brauchte, denn dieses Kamin war nur höchst selten benutzt worden und in Folge dessen waren seine Kleider sehr wenig beschmutzt und unten konnte er keinen Schmutz entdecken, um eine besondere Aufmerksamkeit zu erregen.

„In jedem Falle," dachte er, „habe ich meine Pistolen bei mir, entweder für mich selbst oder für meine Feinde, und sicher soll es denselben nicht gelingen, sich meiner zu bemächtigen, so lange ich noch lebe."

Capitän Lavergne brachte nicht lange in stiller Erwartung zu, denn er hörte die Soldaten, die von dem verrätherischen Mädchen geführt wurden, in sein Zimmer treten.

„Ach! er ist entflohen!" rief die Letztere in einem beunruhigten Tone aus.

Der Offizier schwur einige heftige Flüche und fragte wild, auf welchem Wege er entflohen sein könne.

„Entweder den Schornstein hinauf oder er hat sich irgendwo in dem Hause versteckt,“ sagte Fanchette. „Vor wenigen Minuten war er noch hier und ich bin sicher, daß er noch nicht weit gekommen sein kann.“

„Schnell, Leute, fliegt umher und sagt ihm, denn hier ist er nicht!“ rief der Offizier, der in den Schornstein hinauf gesehen hatte. „Zwei von Euch laufen hinaus und sehen, ob er sich auf dem Dache befindet, und die Uebrigen durchsuchen das ganze Haus. Wenn wir ihn nicht finden können, so wollen wir das Haus niederbrennen!“

Es wurde eine eilige Durchsuchung des Zimmers, worin die Soldaten waren, vorgenommen und dann hörte der Capitän Lavergne die Soldaten in verschiedenen Theilen des Hauses Thüren öffnen und zuwerfen, rufen, fluchen und Aehnliches mehr treiben. Er fühlte seine Lage nun als eine sehr kritische, denn, sollte das Haus wirklich in Brand gesteckt werden, so fürchtete er, es möge für ihn keine Rettung mehr geben. Nach einer Weile hörte der Lärm und das Geräusch auf und er zitterte vor der Erwartung, irgend etwas zu hören, was ihm anzeigte, daß die Soldaten Feuer angelegt hätten, und er beschloß nun, einen anderu kühnen Versuch für die Rettung seines Lebens vorzunehmen. Er nahm an, daß die Soldaten, welche fortgeschickt worden waren, um zu sehen, ob er sich auf dem Dache befinde, längst zu den Uebrigen zurückgekehrt sein würden, und er faßte deßhalb den Entschluß, das Dach zu erreichen und, wenn er es thun könne, ohne entdeckt zu werden, von dort einen Sprung in das dichte Gebüsch hinter dem Hause zu wagen.

Im Verlauf von wenigen Minuten war dieses gefährliche Mittel glücklich ausgeführt, und Capitän Lavergne fand sich auf dem Erdboden außerhalb des Hauses vielfach zerquetscht und verletzt, doch nicht gefährlich verwundet. Er hörte nun im Innern des Hauses laute Stimmen und entfernte sich verstohlen durch das dichte Gebüsch bis zu einer entfernten Mauer, wo er sich im Gebüsch niederlegte und in ängstlicher Erwartung den weitern Verlauf abwartete.

Dieses Resultat war etwas sonderbar und für ihn und seine Freunde weit befriedigender, als Jemand von ihnen zu hoffen gewagt hatte. Wie es schien, wurde der Offizier, dem die Haussuchung übertragen worden war, zuletzt, weil er keine Spur des Mannes, den er suchte, entdecken konnte, gegen das verrätherische Mädchen aufgebracht und beschuldigte sie, ihn betrogen zu haben. Dieser Eindruck wurde von Madame Loufourcade und deren übrigen Dienstboten bald verstärkt, und die ganze Angelegenheit endete sich damit, daß die Gefangenen frei gegeben und Fanchette verhaftet und nach dem Gefängnisse abgeführt und dort unter die Anklage gestellt wurde, aus Bosheit eine falsche Anklage gemacht zu haben. Im Gefängnisse wurde sie krank und sie starb dort, von Niemandem bedauert — eine gerechte Strafe für ihre Undankbarkeit und Treulosigkeit.

Nachdem die Soldaten sich entfernt hatten, kehrte Capitän Lavergne in das Haus zurück, um Madame Loufourcade über seine Rettung zu beruhigen, aber er blieb nur bis zum Eintritt der Nacht dort und dann trat er seine Flucht unter der Verkleidung eines Bauernmädchens an, in der es ihm gelang, das Ausland zu erreichen, von wo er erst nach dem Ende der Schreckensherrschaft zu seiner geliebten Gattin und seinen Freunden zurückkehrte.

Das Dominospiel.

Amédée de Ponthieu berichtet in dem „International“ über den Ursprung dieses Spieles, welcher bis in das sechste Jahrhundert zurückreicht. Zwei Bettelmönche des berühmten Klosters auf dem Monte Casino, die um eines geringfügigen Vergehens halber in einer und derselben Zelle eingesperrt waren, erdachten, um die Zeit zu tödten, ein Spiel mit kleinen weißen, viereckigen Steinchen (wahrscheinlich Kreide), auf welche sie schwarze Punkte eingegraben hatten. Diese setzten sie nach einer gewissen Reihenfolge zusammen, und die dazu nöthigen Berechnungen beschäftigten den Geist in angenehmer Weise. Da nun der Abt des Klosters sie überwachte, beschlossen sie, sobald sie auf dem nach ihrer Zelle führenden Corridor seine Schritte hörten, mit lauter Stimme den ersten Vesperpsalm: Dixit Dominus Domino . . . herzusagen, und weil sie nur diese drei Worte auswendig wußten, so blieben sie stets bei Domino stehen. Dieses beständig wiederholte Wort blieb, und sie nannten ihren neuen Zeitvertreib das „Dominospiel.“ Nachdem sie aus ihrer Haft befreit waren und sie ihre Ausgänge wieder begannen, lehrten sie dieses Spiel den Italienern, denen sie die dazu gehörigen Steine verkauften und die verschiedenen Combinationen erklärten. So wurde das Spiel, welches dem trägen Lazaroni kein großes Kopfzerbrechen verursachte, sehr beliebt und nach und nach unter dem Namen bekannt, den die Mönche ihm gegeben hatten.

Man verfertigte nun die Steine aus Holz, Blei, Knochen, Elfenbein u. s. w. und vervollkommnete es immer mehr. In Paris verbreitete es sich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und da es den dem Wagen im Spiel geneigten Franzosen zusagte, ward es bald in allen Städten heimisch. Die ernsten, sich mehr an das Positive haltenden Engländer spielen es sehr wenig.

Das Domino wird am meisten in Frankreich gespielt. In allen Kaffeehäusern bis zu der elendesten Dorfkneipe herab sucht man den friedlichen Zeitvertreib. In Paris muß man jedoch von dieser allgemeinen Regel ausnehmen: das ehemalige ehrwürdige Café Foy, den fashionablen Tortoni, die Rotunde des Palais-Royal und noch zwei andere, deren Namen mir entfallen sind.

Der eigentliche Tempel des Domino ist der des Schachspiels, das Café de la Regence. Paris, Rouen und Poitiers sind die drei Städte, welche behaupten, die stärksten Spieler zu besitzen.

Mehrere unserer Leser werden sich wahrscheinlich des berühmten Hundes Munito erinnern, der mit seinem Herrn Domino spielte, weßhalb man von diesem klugen Thier erzählte, daß er keinen Hundskopf hätte. — e.

Feuilleton.

* (Kurz und bündig.) Richter Dowling von New-York ist einer der wenigen, Richter, die Spaß lieben, aber auch er hat die böse Gewohnheit, sich ihn auf anderer Leute Kosten zu verschaffen.

Hier ein Beispiel: Ein Mann ist angeklagt seine Frau geprügelt zu haben. Frau ist auf dem Zeugenstand.

Richter: Wie kam Ihr Mann dazu, Sie zu prügeln?

Frau: Unter unserer Wohnung Nr. 470 Grand St. ist ein Tanzhaus. Es wurde mir mitgetheilt, daß mein Mann dort sei, da nahm ich dann eine andere Frau als Begleitung mit, ging hin und blickte hinein.

R.: War ihr Mann da?

F.: Ja, mein Herr.

R.: Tanzte er?

F.: Ja, mein Herr.

R.: Gingen Sie hinein?

F: Nein, mein Herr, aber mein Mann sah mich und kam gleich darauf in unser Zimmer und prügelte mich und zertrümmerte alle Möbel.

Mann (einfallend): Es war kein Platz für eine ordentliche Frau.

R.: War für Sie das Hingehen vielleicht in der Ordnung?

M.: Ein Mann kann überall hingehen.

R.: Glauben Sie das wirklich?

M: Ja, mein Herr.

R: Gut, dann werden Sie drei Monate in das Staatszuchthaus gehen.

* (Der Vesuv an zwei gekrönte Häupter.)

Willkommen, Victor, mein Emanuel!
Gegrüßt, Franz Joseph hier an meinem Fuß!
Bald tauscht Ihr in Neapel Euren Gruß,
Wollt Freunde sein, wollt nicht mehr sehen scheel.
Ganz ruhig scheint Ihr und ich bin es auch;
Kein Mensch braucht scheinbar sich vor mir zu hüten.
Doch fühl' ich brennend mir im innern Bauch
Der alten Zwietracht Gluth und Flammen wüthen,
So sei, gewährt mir die bescheid'ne Bitte,
In Eurem Freundschaftsbunde ich der Dritte.
* Am Königsstaate schafft Prim rüstig weiter,
Nur ist der Krönungsmantel noch beim Schneider.

* (Ein europäischer Leidartikel.)

Zum Kriege braucht man bekanntlich erstens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. — Zum Frieden braucht man, was die Dummköpfe in England noch nicht wußten, erstens: Geld, zweitens: Geld, drittens: Geld, und viertens: Steuerzuschläge. Geduld!

* Paris. Es gibt keine Insurrektion, aber Rippenstöße. Die Arcadier (Jérome David) bekommen sie von der Mittelpartei (Ollivier), die Mittelpartei von der Thierspartei, die Thierspartei von der Linken (J. Favre), die Linke von den Unversöhnlichen (Bancel), die Unversöhnlichen von den Oktober-Demonstranten, die Oktober-Demonstranten von den November-Insurgenten und die Novembristen von den — Dezembristen.

* (Diese Unannehmlichkeit hätten Sie mir wohl ersparen können.) Mit diesen Worten empfing der König von Preußen den Königsberger Polizeipräsidenten, als ihm derselbe über das entsetzliche Unglück, das die unvorsichtige Illumination zu Ehren seiner Majestät herbeiführte, Bericht erstattete. Eine sehr bezeichnende, und wie es scheint, echt gottesgnadenthümliche Anschauungsweise, nach aber der unverschuldete jähe Tod einer Menge Volks als eine — „Unannehmlichkeit" aufgefaßt wird! Der alte Fritz war darin, wie überhaupt, viel gerader und offenherziger: „Kanaillen!" schrie er in der Schlacht bei Collin den zurückweichenden Soldaten zu und schlug auf sie ein, „Kanaillen, wollt Ihr denn ewig leben?"

Auflösung der Preisaufgaben in Nr. 38 d. Bl.

I. Anagramm: — — Oel — Leo.

II. Rebus:

Auf des Glückes großer Waage
Steht die Zunge selten ein,
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden und triumphiren,
Ambos oder Hammer sein.

III. Räthsel: — — — A. B. C.

Richtige Lösungen gingen ein von Fr. B. Croissant und den Herren K. Egenolf und Jsemann in Frankenthal; Herren Edler und H. Gauly in Kaiserslautern; Hrn. J. Hauck in Waldfischbach und Hrn. H. Lützel in Pirmasens.

Das Loos entschied sich für I. Preis an Hrn. Edler; II. Preis Fr. B. Croissant und III. Preis an Hrn. Jsemann.

Nur theilweise richtig oder unvollständig waren die Lösungen von Frln. Häuchen Kandel; Hrn. H. Roth in Mannheim; Hrn. Fr. Bruch in Saarbrücken und Hrn. E. Thomas in Kaiserslautern.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 45. Sonntag, den 7. November 1869.

An die Wohlbekannten.

Seitdem in Constanz das Concil
Versammelt ist gewesen,
Hat man durchschauet Euer Spiel
Dies heuchlerische Wesen.

Entwunden hat sich Eurem Joch
Das Volk, aus schweren Banden,
Nur bei der Dummheit herrscht Ihr noch,
In unsern deutschen Landen.

Hört! Hunde giebt es heut genug
Doch dürft Ihr sie nicht richten. —
— Und wenn Ihr noch so schlangenklug,
Ihr könnt sie nicht vernichten.

Denn Euer Bannstrahl hat die Macht
Zu zünden — längst verloren. —
Die finstre Wuthl — sie wird verlacht.
— Ihr predigt tauben Ohren.

Trotz Encyclika und Syllabus,
Und andern Litaneien,
Habt Ihr nicht Macht, nur einen Huß,
Dem Feuertod zu weihen.

Im Kampfe mit der Wissenschaft,
Ihr werdet unterliegen,
Denn hier entscheidet Geisteskraft,
Nur Wahrheit wird stets siegen.

Flucht nur in Rom der Wissenschaft
Schickt Bulle anstatt Segen,
Hemmt nur die Welt mit aller Kraft,
„Sie wird sich doch bewegen."

Aus Carl Schurz' Reise-Notizen vom Mississippi zum Stillen Ocean.

Die Bevölkerung von San Francisco stand vor Jahren in einem üblen Geruch. Man erinnert sich noch lebhaft der gesetzlosen Zustände, welche den Vigilanz-Ausschuß und seine blutige Thätigkeit ins Leben riefen und mancher stellt sich jetzt noch unter San Francisco einen Platz vor, wo man nach Eintritt der Dunkelheit nicht ohne schußfertiger Revolver in der Hand von Straße zu Straße gehen kann. Wer mit solchen Erwartungen die Stadt am Stillen Ocean besucht, wird sich höchst angenehm enttäuscht fühlen. Im Punkte der öffentlichen Ordnung und Sicherheit kann San Francisco jetzt mit jeder amerikanischen Stadt derselben Größe den Vergleich bestehen. Leben und Sicherheit sind wahrscheinlich sicherer dort als in New-York. Es ist wahr, daß hier und da ein Strolch sich einfallen läßt, einen Chinesen zu malträtiren. Aber die neue Stadtverwaltung, welche nun nach dem Sturz des demokratischen Regiments zur Gewalt kommt, und deren Hauptaufgabe es ist, die Polizei zu reorganisiren, wird durch eine kräftigere Handhabung der Gesetze auch diesem Unwesen zu steuern wissen. Ich habe dort einen Wahltag erlebt, an welchem die politischen Leidenschaften hoch gingen, aber die öffentliche Ruhe durch keinen Exceß irgend welcher Art gestört worden ist. Wer an der atlantischen Küste anfangend, von Osten nach Westen reist, aus den alten Staaten in die neuen, bemerkt, wie nach und nach der gesellschaftliche Verkehr freier, offener und breiter wird; wie sich die enge Zugeknöpftheit verliert, welche dem Amerikaner des Ostens, freilich weniger als dem Europäer eigen ist; wie in der Bevölkerung der Gemeinsinn, das Bewußtsein des Aufeinander-Angewiesenseins, der Trieb des Zusammenhandelns umfassender und aktiver erscheinen, und wie mehr und mehr die kleinlichen Rücksichten verschwinden, welche die Menschen in ihrem Verkehr miteinander hemmen und auseinander halten. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen dem westlichen und östlichen Leben; wir kennen ihn alle aus Erfahrung, und wer diesen Unterschied recht eclatant sehen und fühlen will, der gehe nach Kalifornien. Er wird dort in allen Kreisen der Gesellschaft eine jugendliche, selbstvertrauende Frische, ein offenherziges, gastfreies Entgegenkommen finden, wie es selbst im Mississippithale, welches wir bisher den „Westen" zu nennen gewohnt waren, nicht gar zu häufig ist.

Fast jeder alte Kalifornier — und um einen „alten Kalifornier" herzustellen, braucht's nur weniger dort zugebrachten Jahre, da selbst die eigentlichen „Pioniere" dort nur vom Jahre 1849 datiren — fast jeder alte Kalifornier wird ihm erzählen können, daß er so und so oft ein Vermögen, sei es nun groß oder klein, gewonnen, wieder verloren und wieder gewonnen habe; er wird mit Lust von den abenteuerlichen Unternehmungen sprechen, an denen er als Mithandelnder und Mitwagender betheiligt gewesen; er wird die große Zukunft seines Landes mit einer Zuversicht beschreiben, welche von unermüdlicher Thatkraft zeugt; und alles dies gibt der gesellschaftlichen Atmosphäre eine Lebensfrische, Elasticität, welche alle Gefühle und Gedanken zu rascher Bethätigung treibt und alle Kräfte zu einer gesteigerten Ambition des praktischen Handelns und Hervorbringens anregt. Dort findet sich denn auch jene kleinliche Sorglosigkeit nicht, welche das einmal Errungene festhält und die goldenen Zwanzigdollarstücke werden dem augenblicklichen Impuls oder öffentlichen Zwecken mit einer Bereitwilligkeit dienstbar gemacht und fliegen mit einer Lebhaftigkeit von Hand zu Hand, die

für den in die Lebensweise des Ostens Gewohnten eine ganz neue Erscheinung sind.

Auch der Deutsche ist aus seiner Neigung zur langsamen Bewegung, die man ihm gewöhnlich zuschreibt, durch diese treibende Atmosphäre herausgezogen worden. Die deutsche Bevölkerung von San Francisco beträgt jetzt, wie man mir erzählte, ungefähr 25,000 Seelen, wovon sehr viele die Wechselfälle des Lebens, welche dort zu den gewöhnlichen Dingen gehören, tapfer mit durchgekämpft haben.

Die Deutschen dürfen sich rühmen, unter sich eine ansehnliche Zahl der tüchtigsten und erfolgreichsten Geschäftsleute zu zählen und einen Arbeiterstand zu haben, dessen bürgerliche Strebsamkeit, Bildungstrieb und Solidität dem deutschen Namen zur höchsten Ehre gereichen. Ich habe aus dem, was ich von Leuten aller dort vertretenen Nationalitäten und Lebenssphären hörte, den erfreulichen Schluß gezogen, daß die Deutschen von San Francisco zu den geachtetsten Klassen der Gesellschaft gezählt werden, und mein eigener Verkehr mit ihnen hat mich überzeugt, daß sie es nirgendwo in höherem Grade verdienen. Während sie im practischen Streben mit den Amerikanern Schritt halten, haben sie auch mit Eifer und Erfolg die schöne Fähigkeit gepflegt, welche den Deutschen vor allen anderen Nationen auszeichnet; das gesellschaftliche Leben durch die Kunst zu veredeln. Deutscher Gesang und deutsche Musik erschallen am stillen Ocean in nicht weniger vollen Tönen, als im Mississippi-Thal und auf der atlantischen Küste. Selbst in dem wirbelnden Geschäftstreiben des Goldlandes hat der deutsche Kunstsinn eine blühende Kolonie gepflanzt, und wenn einmal die Theilnahme der kalifornischen Vereine ein deutsch-amerikanisches Gesangfest zu einem wahrhaft nationalen macht, so wird es sich zeigen, daß diese junge Kolonie neben den alten Stammvereinen des Ostens als höchst achtenswerthe Rivalin auftreten kann. Auch das Turnwesen ist in versprechender Entwickelung begriffen. Die äußere Erscheinung des Turnvereins von San Francisco kann nicht leicht übertroffen werden, und von dem innern Treiben wurde nur Rühmliches erzählt. Ich wohnte einer vom Turnverein arrangirten Vorstellung der Preciosa bei, die sich fast vor allen Dilettantenleistungen, die ich sonstwo gesehen, dadurch auszeichnete, daß sie nie über die Unfähigkeit eines einzelnen Darstellers stolperte, und, indem die Hauptrollen gut besetzt waren, in einzelnen Partien vortrefflich und im Ganzen glatt und gefällig über die Bühne ging.

Eine der besten Leistungen des deutschen Geistes in San Francisco, an welcher sich andere Städte ein Beispiel nehmen können, ist die „Kosmopolitische Schule." Der Lehrplan umfaßt den ersten Elementar-Unterricht sowohl, wie diejenigen Fächer, welche in den unmittelbar über der gewöhnlichen Volksschule stehenden sogenannten Akademien behandelt werden. Die kosmopolitische Schule, die von 1800 Kindern besucht wird, steht fast ausschließlich unter der Leitung von Deutschen, und es wird darin in drei Sprachen, der deutschen, englischen und französischen gelehrt. Die Leistungen sollen vorzüglich sein, und die Deutschen von San Francisco dürfen auf dieses Institut, welches seine Entstehung und Erhaltung ganz dem deutschen Bildungsstreben verdankt, mit gerechtem Stolz blicken. Alles, was ich gesehen und erfahren habe, deutet darauf hin, daß an der Küste des stillen Meeres der Einfluß des deutschen Wesens, wie er sich bereits entwickelt hat und sich weiter zu entwickeln verspricht, in der Gestaltung des Charakters der Sammelnationalität, welche wir die amerikanische nennen, ein durchgreifender und sehr segensreicher sein wird.

Das ewig Weibliche.

Den mannichfachen Bestrebungen unserer Zeit gegenüber, welche auf eine Emancipation der Frauen hinzielen, ist es vielleicht nicht uninteressant, auch einmal die Stimme einer Frau zu hören, die sich im entgegengesetzten Sinne ausspricht. Eine amerikanische Dame, Miß Emma Webb, hielt kürzlich in Brooklyn einen Vortrag über „das wahre Ritterthum des Weibes". Dies Ritterthum ist nach ihrer unmaßgeblichen Meinung in der Liebe, im Zauber der echten, edlen Weiblichkeit enthalten, und sie sagt unter Anderem: „Ich kenne keinen widerlicheren, keinen abstoßenderen Anblick als den eines Mannes, der sich zum Weibe zu machen sucht — wenn es nicht etwa der eines Weibes ist, das sich zum Manne zu machen bestrebt. Solche geistige, sittliche und berufliche Verirrungen sind stets wider die Natur, und wo sie nicht der Thorheit entspringt, da müssen sie ihren Grund in der Verderbniß haben. Die zarte, sanfte, überzeugende Gewalt der Anmuth macht das Weib tausendmal mehr fähig, den starren Sinn des Mannes zu beugen, als die klobigen Argumente der starkgeistigen aber vielmehr starkmüthigen Weiber, welche sich jetzt in der Welt breitmachen. Die Zunge eines zornigen Weibes ist in der Gesellschaft dem Manne gegenüber so machtlos, wie das Lächeln der Liebe und Bescheidenheit allmächtig ist. Das Weib übt mindestens ebensoviel Despotismus über den Mann aus, wie der Mann über das Weib. Es gibt auf der Welt keinen solchen Gewalthaber, wie die Frau es sein kann, wenn sie will. Aber ihre Herrschaft muß sie mit Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ausüben. Gelüstet es den Frauen nach einer noch weiteren Ausdehnung ihrer schon fast unumschränkten Gewalt? Durch Theilnahme an öffentlichen Versammlungen können sie nicht dazu kommen sondern nur die Macht verlieren, welche sie jetzt besitzen. Durch den Stimmzettel wird das Weib nie eine solche Macht über den Mann ausüben können, wie sie es jetzt durch den Zauber der Weiblichkeit thut. Ein einziges gebildetes, bescheidenes, hingeben, des Weib wird im häuslichen Kreise, wenn sich ihr

die Gelegenheit dazu bietet, mehr auf die Gesetzgebung des Landes influiren können, als zehntausend Blausträmpfe, welche ihrem Herren auf Conventionen Luft machen. „Frauen, welche sich diesen Strömungen hingeben, können (wenn auch nicht vollrichtig anerkannt) politische Parteigenossen des Mannes sein, für sein Herz aber sind sie nicht mehr begehrenswerth, sie sind ihm kein Bedürfniß mehr."

Ueber die diesjährige Polar-Expedition

bringt Dr. Petermann's neueste Publikation u. A. sehr interessante Mittheilungen über den Verlauf der Unternehmungen der Dampfer „Albert" und „Bienenkorb", sowie der gleichzeitig von England, Norwegen und Rußland aus unternommenen Expeditionen.

Dr. Dorst, der wissenschaftliche Begleiter des Dampfers „Bienenkorb" und Dr. Bessels vom Dampfer „Albert" geben Berichte über ihre Reisen. Bekanntlich gelang es dem „Bienenkorb" nicht, die Ostküste Grönlands zu erreichen, weil das Eis zu fest lag. Dennoch war die Thätigkeit des erstgenannten Gelehrten nicht resultatlos, da derselbe unausgesetzt Beobachtungen anstellte, welche auf die physikalischen Erscheinungen des Meeres und der Atmosphäre, besonders auf die noch wenig bekannten Grundzüge der Eisverhältnisse neues Licht werfen. — Bezüglich des „Albert" machte Dr. Bessels, der mittlerweile nach Bremen zurückgekehrt war, persönliche Mittheilungen. Diesem zufolge hatte der „Albert," das erste und einzige Schiff, welches das ganze spitzbergische Meer von der Südküste Spitzbergens bis zur Nordküste von Navaja Semla durchsegelt hat, am 20. Juni, von undurchdringlichen Eismassen an weiterem Vordringen verhindert, die beabsichtigte Weiterfahrt nach Gilis Land aufgeben müssen. Man warf acht Tage später bei Smarrenburg Anker und hier wurden verschiedene Jagdzüge nach der Amsterdam-Insel, Dames-Insel und nach Claver Cliff unternommen, die reiche Ausbeute an Enten lieferten. Man fand viele Baureste der alten holländischen Fischeransiedlungen des 17. Jahrhunderts, auch zahlreiche Gräber mit holländischen und hamburger Grabsteinen. Nachdem der Versuch, nordwärts vorzudringen, mehrmals vergeblich wiederholt worden, wurde am 21. August die Rückreise angetreten. Auch hat Dr. Bessels mit der größten Pünktlichkeit vielseitige meteorologische Beobachtungen angestellt; ebenso wurden verschiedene Züge mit dem Grundnetze gethan, die an Individuen oft sehr ergiebig ausfielen. Außerdem hat der genannte Gelehrte eine Reihe landschaftlicher Photographien und arktischer Aquarelle mitgebracht.

Von den nichtdeutschen Expeditionen wurde die englische mit dem Dampfer „Diana" unternommen und von dem norwegischen Capitän Iverson commandirt. Dieselbe erreichte, nachdem sie am 25. April von Glasgow ausgegangen war, bereits im Mai Novaja Semla und im Juni Spitzbergen. Ein weiteres Vordringen von Norden war jedoch unmöglich, so daß am 5. Sept. die Rückfahrt angetreten wurde. — Von Hammerfest aus ging die Fahrt des norwegischen Walrosjägers, Capt. Carlsen, und zwar in einer kleinen Schaluppe. Carlsen drang kühn in dem wegen seiner Eismassen übel berüchtigten Karischen Meere vor und segelte längs der sibirischen Küste bis auf einige Meilen von der an der Obimündung liegenden Weißen Insel, ohne irgend welche Spuren von Eis anzutreffen oder auch nur zu entdecken. Die sibirische Küste zeigte sich flach und mit Buschwerk bedeckt; der Seeboden war Schlamm. — Die verwegene Fahrt war auch pecuniär sehr gewinnreich, denn es wurden 238 Walrosse, 30 große Robben und drei Eisbären erlegt, im Gesammtwerth von 7500 Thlr. Cour. Die Expedition des russischen Kaufmanns Sidoroff, der Dampfer „Georg", besetzligt vom Capt. Nieck, war am 3. August von Hammerfest ausgelaufen. Der Dampfer sollte den Obi erreichen und diesen Strom hinaufsahren. Bei dieser Unternehmung handelte es sich bekanntlich um die Eröffnung eines Seehandelswegs zwischen dem nördlichen Norwegen und Sibirien. Das sibirische Getreide und andere Produkte würden mit Leichtigkeit auf Dampfern, die schon jetzt den Obi befahren, zur Mündung geschafft werden. Sidoroff, der das Projekt schon 1862 verfolgt, schreibt darüber an Dr. Petermann unterm 19. Febr. 1869: „Mein Zweck zu einer Dampfschifffahrtsexpedition nach den Mündungen der Flüsse Obi und Jenesfei ist, von da Getreide, Fleisch, Talg, Häute, Flachs, Graphit, Masten u. dgl. nach Europa auszuführen; zugleich beabsichtige ich, mich gleichzeitig mit dem Walfischfang in den Mündungen jener Flüsse zu beschäftigen. Die Möglichkeit dieses Seeweges würde auch für Preußen und Deutschland von großem Nutzen sein wegen seiner Graphitgruben." Der Briefsteller fügt hinzu, daß er in seinen Gruben große Quantitäten Graphit besitze, deren Heranführung zu Schiffe nach Deutschland für die großen Gießereien 2c. dieses werthvolle Mineralprodukt bedeutend wohlfeiler machen würde. — Nach den Mittheilungen aus Scandinavien ist die Walfischstraße wenigstens vier Monate des Jahres offen. Der ganze Weg von Vardö in Norwegen bis an den Obi wäre wahrscheinlich in drei bis vier Tagen per Dampfer zurücklegen; man könnte sonach auf 2 Touren im Monat, auf 8 im Sommer rechnen. Weitere Nachrichten über den Verlauf dieser letzteren Expedition liegen zur Zeit nicht vor.

Album-Blätter.

Der Feige stirbt schon vielmal, eh' er stirbt,
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod,
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch seh'n, der Tod, das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll.

Shakespeare.

Feuilleton.

* (Auf der Reise.) Bayern. Na, ihr seid ja jetzt preußisch? Wie findet ihr denn eigentlich den Instand? Thurtheffen. Na, so Paß-Sabell.

* (Lustspiel-Dialog.) Aus Wien schreibt die „Presse“: Ein Herr eilte neulich in der Abenddämmerung einer Dame nach, welche vor ihm herging. „So einsam, meine Holde? Darf ich wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?“ — Die so unerwartet Angeredete drehte sich verblüfft um und antwortete: „Mein Herr, Sie irren sich in mir!“ — „Sie haben Recht“, antwortete Jener, „denn ich hielt Sie für schön!“ — „Sehen Sie also,“ erwiderte die Dame, „wie man sich irren kann, ich hätte Sie beinahe für artig gehalten.“ — „Er der Tausend! Irre ich aber jetzt nicht, so sind Sie geistreich.“ — „Ich möchte dasselbe von Ihnen sagen, aber ich fürchte, mich wieder zu irren.“ — „Das ist mehr grob als geistreich, mein Fräulein.“ — „Ganz die Natur meines Mannes, den Sie soeben herankommen sehen.“ — Dem verblüfften Kurmacher verging die Lust, den Dialog fortzusetzen.

* (Treffende Antwort.) Ein Arzt in Ems fragte den Tag nach der dort verspürten Erderschütterung seinen Kutscher: „Nun, Johann, haben Sie heute Nacht das Erdbeben ebenfalls gehört?“ — Antwort: „Ach, Herr Doktor, wenn man im Hinterhaus wohnt, hört man gar nicht was auf der Straße vorgeht.“

* (Verlobung im Wasser.) Eine junge Wittwe, die sich jüngst auf der Seine nach Bouginet hinausrudern ließ, hatte das Unglück, umgeworfen zu werden und ins Wasser zu fallen. Ein junger Architekt, der Zeuge dieses Unfalles war, stürzte sich der Verunglückenden nach und rettete sie. Seltsamer Weise streifte der Rettende, als er die ohnmächtig gewordene junge Frau in die Höhe zog, den Trauring ab und schob ihn, um die Hände frei zu haben, an seinen eigenen Finger.

Als er am anderen Tage bei der Geretteten erschien, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ihr den Ring wiedergeben wollte, vermochte er denselben nicht abzubekommen. Er wollte zum Goldschmied, um den Reif durchfeilen zu lassen, aber die Wittwe wehrte dem, indem sie den Künstler ersuchte, den Ring als Andenken zu behalten. Letzterer jedoch meinte das nicht thun zu dürfen, wenn die Geberin ihm nicht zugleich auch ihre Hand schenke, ein Geschenk, das denn auch gemacht wurde. Ehen werden im Himmel und manchmal sogar im Wasser geschlossen, wie man sieht.

* Die „Die Parisienne“ veröffentlicht eine Parallele zwischen der Französin und der Deutschen. Sie lautet: Die Pariserin kleidet sich, die Deutsche bedeckt sich. Die Deutsche geht, die Pariserin bewegt sich. Die Deutschen sind häßlich oder schön, die Pariserinnen sind sämmtlich reizend; es gibt keine häßlichen, aber auch keine schönen unter ihnen. Bewegt oder gleichgültig, ist der Blick der Deutschen immer frei und ehrsam, die Augen einer Pariserin sind eigentliche Abgründe. Bei der Deutschen hat es mit einem Ja oder Nein seine volle Richtigkeit. Die Deutsche würde zehn Jahre, die Pariserin nicht zehn Minuten ein Stelldichein abwarten. Die Pariserin ist vor Allem fein, die Deutsche ausgesprochen gut. Es genügt der Deutschen, von Einem bewundert zu werden, die Pariserin ambitionirt die Bewunderung Aller; sie würde eher auf die Bewunderung ihres Geliebten als jener der Vorübergehenden verzichten. Die Pariserin ist eine Künstlerin, die Deutsche ein Weib. Schlußfolgerung: Man muß in Frankreich lieben und sich in Deutschland verheirathen.

* Stern: Bin ich gestern gewesen im Theater, hob ich gehabt a großes Malör, hob ich gegeben an der Casse einen Fünf-Thalerschein, statt einen Ein-Thalerschein.

Meier: Bist Du nicht hingegangen zum Director?

Stern: Gewiß, es ist gewesen mein erster Gang. Ich habe gesagt: „Herr Director, haben Sie nicht gestern gehabt einen Ueberschuß in de Kasse?“ Hat der Director gesagt: „Wie haißt, sind Se meschugge, a manquo hab' ich gehabt in de Kasse, aber kanen Ueberschuß.“

* Spanien. Die Ruhe ist auf der ganzen Halbinsel und auf der halben Ganzinsel (Cuba) wieder hergestellt.

* Montenegro. Gestern Abend griff der österreichische Major Fischer die Aufständischen an und schlug sie so empfindlich, daß heute keiner mehr guten Morgen Herr Fischer sagen kann.

* (Hühnerhäuser.) Um das Eierlegen im Winter zu befördern, sollte der Boden drei Fuß unterhalb der Erdoberfläche sein, gut cementirt, damit kein Wasser eindringen kann. Wird die aufgeworfene Erde gegen die Mauern aufgeschichtet, macht sie das Haus sehr warm, während Grünhausfenster Licht und Sonnenwärme in solchem Grade einlassen, daß die Hühner in diesen Quartieren, wenn gut gefüttert, in der Regel den ganzen Winter über legen. Das ganze Haus sollte vom Boden aus nicht höher als 5 Fuß vorn und acht Fuß hinten sein. Das Geflügel kann auch in anderen warmen, hellen Gebäuden mit denselben Resultaten untergebracht werden. Bernachlässigt die Ventilation nicht.

* Berechne jeden Tag, wieviel der Stunden du
Verwendet hast auf Müssiggruh,
Wie viel auf Schmauserei, wie viel
Auf Tanz und Spiel
Und auf Geschwätz, das nicht Gespräch gewesen ist,
Und dann, o Mensch, zieh' ab, und sieh wie alt du bist.

Gleim.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 46. Sonntag, den 14. November 1869.

Programm

für die

im Spät-Sommer 1870 in Kaiserslautern zu veranstaltende

III. pfälzische Gewerbs- & Industrie-Ausstellung.

I. Ort und Zeit der Ausstellung.

§ 1. Die Ausstellung der pfälzischen Gewerbs- und Industrie-Erzeugnisse findet in den verfügbaren Lokalitäten der kgl. Kreisgewerbschule und technischen Fortbildungsschule, der in ihrer Nähe liegenden Volksschulen und nöthigenfalls in eigens für diesen Zweck zu erbauenden Hallen statt.

§ 2. Die Eröffnung der Ausstellung ist auf das Namens- und Geburtsfest Seiner Majestät des Königs, auf Donnerstag den 25. August 1870, und ihr Schluß auf Sonntag den 18. September festgesetzt, welche Dauer höchstens 8 Tage verlängert werden kann.

II. Anmeldung und Einlieferung der Ausstellungs-Gegenstände.

§ 3. Diejenigen Gewerbtreibenden und Fabrikanten, welche Gegenstände zur Ausstellung einsenden wollen, haben hievon dem Spezialcomite in ihrem Bezirksamts-Hauptorte, welches auf Veranlassung des Central-Comite's unter Mitwirkung der kgl. Regierung sich konstituiren wird, Anzeige zu machen. Sie erhalten durch Vermittlung dieses örtlichen Comite's Programme und Anmeldungstabellen, welch' letztere sie auszufüllen und dem Special-Comite längstens bis 1. Juni 1870 wieder einzuhändigen haben.

Sämmtliche bei diesen örtlichen Comite's eingelaufenen Tabellen sind durch die Vorstände derselben dem Central-Comite dahier spätestens bis 15. Juni 1870 zu übersenden. Nachträgliche Anmeldungen, die bei dem Central-Comite gemacht werden müssen, können nur dann noch Berücksichtigung finden, wenn es die Verhältnisse gestatten.

Sämmtliche schriftliche Anfragen und Zusendungen sowohl bei den Special-Comite's, als auch beim Central-Comite haben portofrei zu geschehen.

§ 4. Alle für die Ausstellung bestimmten Gegenstände sind an „Das Central-Comite der III. pfälzischen Gewerbs- und Industrieausstellung" zu richten und innerhalb der Zeit vom 5. bis 15. August entweder direct und einzeln durch die Aussteller, oder durch die Vermittlung der Special-Comite's in Gesammtsendung fracht- und spesenfrei hierher zu liefern. Sendungen, die nach Ablauf dieses Termines eintreffen, können nur dann noch berücksichtigt werden, wenn es die Zeit und der Raum in den Ausstellungs-Lokalitäten gestatten.

Die Kosten für die Rücksendung der nicht verkauften oder für die Verlosung acquirirten Ausstellungs-Gegenstände werden auf Verlangen des betreffenden Ausstellers aus der Kasse des Unternehmens bestritten, und ist über die Art dieser Rücksendung, welche innerhalb 10 Tagen nach dem Schluß der Ausstellung zu erfolgen hat, in der Anmeldungstabelle die geeignete Vormerkung zu machen. Das Central-Comite wird zur rechten Zeit Schritte thun, um für den Transport der Ausstellungsgüter mittelst der Eisenbahn ermäßigte Frachtsätze zu erlangen.

III. Bestimmungen über die Ausstellung, den Eintritt. 2c. 2c.

§ 5. Zur Ausstellung eignen sich alle Gegenstände, welche in der **Pfalz gewerbs- oder fabrikmäßig hergestellt** werden, selbst solche von gröberer Zurichtung. Es dürfte jedoch darauf zu achten sein, daß sich dieselben durch Zweckmäßigkeit, Gediegenheit und Preiswürdigkeit, oder durch Neuheit und Originalität, oder durch geschmackvolle und künstlerische Formen, oder durch vereinfachtere Proceduren bei der Herstellung — namentlich durch Maschinen oder selbsterfundene Verbesserungsweisen — oder endlich durch die Massenhaftigkeit ihrer Produktion auszeichnen; übrigens betont man, daß man in der Ausstellung weniger Pracht- und Schaustücke, als vielmehr courante Artikel vertreten zu sehen wünscht.

Gegenstände, die erwiesenermaßen von dem betreffenden Aussteller nicht selbst fabrizirt worden sind, werden aus der Ausstellung entfernt und auf dessen Kosten zurückgesandt.

Um die Herstellung der Gewerbs- und Fabrikerzeugnisse durch ihre verschiedenen Stadien hindurch zu veranschaulichen und so die Ausstellung anregender und belehrender zu machen, wird gewünscht, daß die zur Verarbeitung von auswärts bezogenen Rohprodukte und Halbfabrikate, sowie zur Herstellung verwendete Werkzeuge und Maschinen, — letztere etwa in Modellen — den verfertigten Produkten beigefügt werden. Nicht pfälzische Erzeugnisse werden nur für die XV. Gruppe „Feuerlösch-Geräthe" zugelassen.

§ 6. Die Ausstellungsgegenstände sollen in nachstehende 16 Gruppen (entnommen dem Entwurfe des Planes und der Statuten für das kgl. bayer. Gewerbsmuseum in Nürnberg) zusammengefaßt und demgemäß aufgestellt werden:

1. Gruppe. Halbfabrikate aus mineralischen Rohstoffen. — 2. Gruppe. Halbfabrikate aus pflanz-

lichen und thierischen Stoffen. — 3. Gruppe. Irdenwaaren, Porzellan- u. Glaswaaren. — 4. Gruppe. Metallwaaren. — 5. Gruppe. Holzwaaren und Kurzwaaren aller Art. — 6. Gruppe. Web-, Wirk-, Strick- und Stickwaaren; Bekleidungsgegenstände. — 7. Gruppe. Leder, Lederwaaren und Verwandtes. — 8. Gruppe. Papier, Buchbinder-, Portefeuille- und Cartonnagearbeiten. — 9. Gruppe. Arbeiten der vervielfältigenden Kunstgewerbe. — 10. Gruppe. Chemische Fabrikate. — 11. Gruppe. Werkzeuge und Apparate. — 12. Gruppe. Instrumente. — 13. Gruppe. Maschinen. — 14. Gruppe. Gegenstände und Modelle für die Baugewerbe. — 15. Gruppe. Feuerwehr-Utensilien. 16. Gruppe. Einrichtungen und Lehrmittel für den Schulunterricht, sowie graphische und plastische Arbeiten von Schülern technischer Anstalten.

§ 7. Das durch beigezogene Sachverständige (Assistenzcommission) verstärkte Central-Comite entscheidet über die Zulässigkeit der eingesendeten Ausstellungsgegenstände auf Grundlage der §§ 3 und 5. Es trägt Sorge für die geeignete Aufstellung, sofern diese nicht vom Aussteller übernommen werden will, oder der Natur der Gegenstände gemäß übernommen werden muß, worüber das Central-Comite endgültig zu entscheiden hat.

Sollen Apparate, Maschinen 2c. 2c. durch Dampf oder andere Kräfte in Bewegung oder Betrieb gesetzt werden, so ist dies gleich bei der Anmeldung besonders anzugeben und sind die etwa hiezu nöthigen Anordnungen vom Aussteller unter Genehmigung des Central-Comite's selbst zu treffen.

§ 8. Das Central-Comite übernimmt die Garantie für Verluste und Beschädigungen der ausgestellten Gegenstände durch Feuer nach Maßgabe des in der Anmeldungstabelle deklarirten Werthes derselben; es macht sich verbindlich, für nachweislich in Empfang genommene und etwa zu Verlust gegangene Gegenstände den effektiven Ersatz zu leisten, und wird durch zweckmäßige Schutzmittel gegen Beschädigungen der ausgestellten Gegenstände durch Sonnenlicht, Staub, Bruch beim Aus- oder Einpacken thunlichst vorbeugen, ohne jedoch für Letzteres eine Garantie zu übernehmen.

§ 9. Kein Gegenstand darf vor Beendigung der Ausstellung aus derselben zurückgezogen werden.

Ueber Gegenstände, deren Rücksendung 14 Tage nach Beendigung der Ausstellung nicht verlangt wurde, kann das Central-Comite nach eigenem Ermessen verfügen.

§ 10. Alle ausgestellten Erzeugnisse sind mit der Firma des Ausstellers, außerdem solche, deren Verkauf gewünscht wird, noch mit Preisangabe und dem Vormerken „Verkäuflich" zu versehen. Der Verkauf kann nur unter Mitwissenschaft des unterzeichneten Comite geschehen, und müssen laut § 9 solche als verkauft bezeichnete Gegenstände bis zum Schluß der Ausstellung im Lokale verbleiben. 3% des hiedurch erzielten Erlöses fließen als Beitrag zur Deckung des Unternehmens in die Ausstellungskasse.

§ 11. Für den Besuch der Ausstellung wird zur Bestreitung der aus diesem Unternehmen erwachsenden Kosten ein seiner Zeit durch das Comite zu bestimmendes Eintrittsgeld erhoben. Freien Eintritt haben nur die Mitglieder der verschiedenen Comite's, die Aussteller, die mit der Bedienung der Maschinen, Beaufsichtigung, Reinigung der Lokale und Gegenstände 2c. 2c. beauftragten Bediensteten, welche auf ihren Namen lautende Eintrittskarten, beziehungsweise Abzeichen erhalten. Die Ausstellungslokale sind täglich von 8—12 Vormittags und von 2—6 Uhr Nachmittags geöffnet.

IV. Berichterstattung, Auszeichnung und Verloosung.

§ 12. Das Central Comite wählt unter Zuziehung von Abgeordneten aus den 12 Bezirksämtern der Pfalz gegen Ende der Ausstellung eine Berichterstattungs- und Preiscommission, durch welche die wichtigsten Industriezweige vertreten sein müssen, und der die Aufgabe zukommt, durch eines ihrer Mitglieder einen umfassenden kritischen Bericht über die Ausstellung ausarbeiten zu lassen, die Preisträger zu bezeichnen und die sich zur Verloosung eignenden Gegenstände anzukaufen. Mitglieder der Preiscommission, welche zugleich Aussteller sind und auf einen Preis reflektiren, dürfen nicht Preisrichter für die ihren Ausstellungs-Gegenstand enthaltende Gruppe sein.

Der Preiscommission wird vom Central-Comite eine dem Umfang und der Bedeutung der einzelnen Gruppen entsprechende Anzahl von Auszeichnungen, wie solche in nachfolgendem § benannt sind, zugestellt. Nach Maßgabe der zu Tage tretenden Leistungen können dieselben insgesammt oder theilweise von der Gruppen-Preiscommission den Ausstellern der ihrer Beurtheilung unterstellten Gruppe zuerkannt werden.

§ 13. Für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Fabrik- und Gewerbthätigkeit sollen durch die im vorigen § bezeichnete Commission unter dem Vorsitze eines kgl. Regierungs-Commissär's folgende Auszeichnungen zuerkannt werden:

1. silberne, 2. bronzene Medaillen, 3. Diplome, 4. ehrende Erwähnungen im Berichte.

§ 14. Nach dem Schlusse der Ausstellung soll die Verloosung einer größeren Anzahl von Ausstellungsgegenständen vorgenommen werden, wozu die Genehmigung Sr. Majestät des Königs nachgesucht wird.

An allen für die Verloosung angekauften Gegenständen wird ein Zettel angebracht mit den Worten: „Gekauft für die Verloosung."

V. Schlußbemerkungen.

§ 15. Jeder Aussteller erhält von dem Special- oder Central-Comite, bei welchem er sich anmeldet, 2 Exemplare von der Anmeldungstabelle und dem

Programme. Von ersterer hat er ein in den einzelnen Rubriken ausgefülltes und mit seiner Namensunterschrift versehenes Exemplar seiner Einsendung beizufügen. Durch die Unterschrift konstatirt der Aussteller sein Einverständniß mit den Bestimmungen des Programmes.

Das Ausstellungs-Comite hat das Recht, ohne diesen Beleg eingelandte Gegenstände zurückzuweisen.

§ 16. Das Nähere hinsichtlich der Erforderniße bei den Einsendungen, der mit der Ausstellung verbundenen Festlichkeiten, des Aktes der Preißzuerkennung, der Verloosung, sowie der Rücksendung d. Gegenstände wird das unterzeichnete Central-Comite in öffentlichen Blättern und durch Circulare bekannt geben.

Kaiserslautern, im September 1869.

Das Central-Comite

der III. pfälzischen Industrie-Ausstellung.

Gelbert	Kühne.	Rhien.
v. Gienanth.	Kunz.	Ricker.
Hamm.	Laval.	Rohe.
Th. Jacob.	Dr. Medicus.	Schön.
W. Jacob.	Menges.	H. Weber.
Janiohn.	Meuth.	Westhoven.
K. Karcher.	Neu.	Dr. Wilkens.
Köhl.	Pfeiffer jun.	Dr. Wolpert.

Gemeinnütziges.

Ein dauerhafter Ofenkitt. Man nimmt reine, wohldurchsiebte Asche, vermischt solche mit Salz, macht Beides mit Wasser zu einem Teige, und verstreicht damit die Ofenritzen. Bei neu zu setzenden Oefen ist solcher Kitt unzerbrechlich. Man kann auch, wenn man will, etwas wenigen Lehm darunter nehmen. Doch ist der Kitt ohne Lehm besser und dauerhafter.

Gutes Zahnpulver. Man nehme Schwarzbrod, röste es zu Kohle, zerstoße dieße zu einem Pulver und mische etwas Cigarrenasche darunter.

Mittel, das Lederwerk wasserdicht zu machen. Man nimmt ein halbes Pfund Unschlitt, ein viertel Pfund Schweinefett, vier Loth Baumöl, läßt es unter einander zergehen und schmiert das Leder, nachdem es allmählig erwärmt worden ist, damit ein.

Handpomade, zum Gebrauch für spröde Hände. Man nimmt in eine Obertasse: 2 Loth Hirschtalg, 2 Loth Wallrath, 4 Loth Jungferuwachs, 2 Loth Mandelöl, ein achtel Loth Bergamottöl, ein sechzehntel Loth Citronenöl, setzt nun die Tasse auf gelindes Kohlenfeuer so lange, bis der Wallrath, der Hirschtalg und das Wachs geschmolzen, rührt es gut durch und läßt es kalt werden; so ist es zum Gebrauch fertig. — Das Bergamott- und Citronenöl wird erst zugegossen, nachdem das andere geschmolzen und ein paar Minuten vom Feuer ist, indem der schöne Geruch zu sehr verfliegt, wenn man es der heißen Masse zugiebt.

Rostflecke aus weißer Wäsche zu machen. Man nimmt in ein Glas: ein halb Loth Sauerkleesalz, ein halb Loth Citronensaft, ein halb Loth Salz, gießt 4 Loth weiches Wasser darauf und läßt es vierundzwanzig Stunden stehen. Man wischt etwas von dieser Tinctur auf den Fleck und hält ihn dann an ein zinnernes Gefäß, das mit kochendem Wasser gefüllt ist, worauf der Fleck augenblicklich verschwindet; dann wäscht man die Stelle gleich mit Seifenwasser nach.

Wider den Wurmfraß in Möbeln. Man nimmt in eine Bouteille: vier Loth Alkannawurzel, zwei Loth langen Pfeffer, ein Loth Kampher, ein Loth Birkentheer, gießt ein halbes Pfund Terpentinöl darauf, läßt es vierundzwanzig Stunden zum Ausziehen stehen und gießt nun das Helle vom Bodensatze ab. Auf den Rückstand kann man noch einmal ein halbes Pfund Terpentinöl gießen. — Will man nun diese Tinctur gebrauchen, so gießt man einige Tropfen auf einen wollenen Lappen und reibt die Möbel recht stark damit ab, und kann man einige Tropfen zwischen das gewöhnliche Polir- oder Bohnwachs gießen.

Kartoffeln besser zu kochen. Die Kartoffeln werden, je älter sie werden, desto weniger angenehm zu genießen, was mit daher rührt, daß die Schale so zähe wird, daß sie durch das Kochen nicht mehr aufspringt, wodurch die Feuchtigkeit und andere unangenehme Stoffe in der Kartoffel zurückgehalten werden und dieße feißig und naß machen. Man hat deßhalb folgendes Verfahren zweckmäßig gefunden: Die Kartoffeln werden rein gewaschen, dann macht man rings um dieselben Einschnitte durch die Schale und legt sie in Wasser mit Salz. Nach dem Kochen wird man dann finden, daß alle Schnittöffnungen breiter und die Kartoffeln besser und wohlschmeckender sind.

Kartoffelkäse zu bereiten, auf thüringische Art. Kartoffelkäse übertrifft, wenn er alt wird, an Geschmack den holländischen, sobald er richtig bearbeitet worden ist, und hat vor dem gemeinen Käse den Vorzug, daß sich in demselben theils keine Maden erzeugen, theils, daß er je älter, desto mürber und besser erscheint. Zu einem Theil Kartoffelbrei nimmt man drei Theile dicke Kuh- oder Schafmilch, und läßt die Masse drei bis vier Tage in der Mulde stehen. Alsdann wird eine Lage davon, etwa eines Daumens dick, in den Käsetrog gethan, etwas Kümmel, auch wohlgeriebene Hollunderblüthe damit vermeugt, darübergestreut und sodann frische Butter, in der Größe einer wälschen Nuß, mit einem Löffel darüber gedrückt. Hierauf folgt eine neue Lage solcher Käsemaße nebst den übrigen Zuthaten, und so fährt man mit der gleichen Beschickung fort, bis der Käsekorb voll ist, dann wird Alles durchgeknetet, und nach holländischer Art in große runde Käse geformt. In Thüringen werden schon längst solche Käse bereitet und in großer Menge nach Hamburg versendet

Heilmittel für erfrorene Glieder. Unter den mannigfaltigen Mitteln, die wider die Schmerzen und zur Heilung erfrorner Glieder angewendet werden, ist keins, das geschwinderund sicherer wirkt, als das Steinöl, Oleum petrae rubrum. Werden die leidenden Glieder damit bestrichen, so vertiert sich die Entzündung bald, die Geschwulst weicht und der Schmerz hört gänzlich auf.

Behandlung rother Rüben vor dem Einmachen. Rothe Salatrüben, welche eingemacht werden sollen, werden besser von Geschmack, wenn man sie, anstatt sie zu kochen, in einen heißen Backofen bringt und sie darin läßt, bis sie weich geworden, weil dann aller Saft in ihnen bleibt.

Mittel gegen Katarrh. Diese Krankheit entsteht bald durch Erkältung, bald durch Einathmen einer unzuträglichen Luft, besonders bei naßkalter, stürmischer Witterung. Entzieht man sich dieser Witterung dadurch, daß man einige Tage die Stube hütet, erhitzende Speisen und Getränke meidet und durch Thee die Hautausdünstung zu befördern sucht, so wird der Katarrh bald gehoben sein, sollte jedoch der Husten zu quälend sein, so ist ein Saft zu empfehlen, welcher aus Pulver von Sternanis- und Fenchelsamen, sowie aus gereinigtem Lakrizensaft, von jedem ein Quentchen, Altheesaft drei Loth, wohl durch einander gemischt, bereitet und von dem alle Stunden ein Kaffeelöfel voll genommen wird.

Anweisung um vorzüglich gutes Brod zu backen. Das Mehl wird statt mit Wasser mit mit reiner Milch eingerührt, wozu die Hälfte süße, die Hälfte saure, (geronnene) Milch genommen wird, nachdem vorher der Rahm abgenommen worden ist. Solches Brod schmeckt nicht nur sehr gut, sondern hält sich auch lange frisch, ohne trocken zu werden, was besonders im Sommer sehr erwünscht ist.

Gegen den Schmerz hohler Zähne. Man nimmt einen Theelöffel voll gestoßenen Pfeffer und einen Theelöffel voll Salz. Darunter mische man soviel Rauchtabak, als man zwischen zwei Finger nehmen kann, menge Alles untereinander und binde es in ein sauberes leinenes Läppchen, nehme dann einen halben Schoppen reinen Fruchtbrandwein in einen irdenen Teller, zünde ihn an und lege das Läppchen mit den Species hinein und rühre es mit einem Hölzchen so lange hin und her, bis der Brandwein nicht mehr brennen will, blase ihn dann aus und nehme das Läppchen heraus, lasse es etwas erkalten, jedoch nicht ganz, vielmehr lege es so warm wie möglich auf den Zahn und schließe den Mund möglichst fest zusammen; nach einigen Minuten wird ein helles Wasser aus dem Munde laufen und nach zehn oder zwölf Minuten wird der Schmerz aufhören und nie wiederkehren, auch wird der Zahn nie ausfallen.

Gemalzte Erbsen zum Speisegebrauch. Die trockenen Erbsen, welche bekanntlich an Nahrhaftigkeit noch die Getreidearten übertreffen, sollen durch eine, der Bereitung von Kerstenmalz ähnliche Behandlung ungleich leichter verdaulich gemacht werden und zugleich einen angenehmern, dem der jungen Erbsen oder sogenannten Schoten ähnlichen Geschmack erhalten. — Man weicht dieselben 12—18 Stunden lang in lauem Wasser ein, läßt dann das Wasser abtropfen und schichtet die Erbsen in Haufen auf, die man vierundzwanzig Stunden sich selbst überläßt, wo in welcher Zeit der Keimprozeß so weit vorgeschritten sein wird, daß die kleinen Würzelchen die Schale des Samens durchbrechen. Dabei verwandelt sich, wie beim Malz der Gerste, etwas von dem in den Erbsen enthaltenen Stärkemehl in Zucker, und man hat jetzt nur nöthig, dieselben mit Wasser zu übergießen und vollends weich zu kochen.

Oelfarben- und Firniß-Anstriche zu reinigen. Das beste Mittel bleibt ein mit sehr verdünntem Salmiakgeist getränkter Schwamm, denn Seife löst sowohl Terpentin- als Leinölfirniß auf, nimmt derartigen Anstrichen also und stellt, insbesondere bei weißen Anstrichen, das Bleiweiß der Einwirkung des Regens, Wasser u. s. w. blos.

Mittel gegen den Schlucken. Der Schlucken läßt sich durch langsames Trinken von zehn bis fünfzehn Schluck Wasser ohne abzusetzen, oder durch Anhalten des Athems leicht vertreiben. Oder: Man mische etwas Sauerkelg mit Brandwein, mache dieses warm, streiche es auf ein leinenes Läppchen und lege es auf den Magen.

Ranzige Butter zu verbessern. Um gesalzene oder ungesalzene Butter, welche ranzig geworden ist, wieder genießbar zu machen, setzt man etwas kohlensaure Soda zu, von welcher man auf drei Pfund etwa zwei und eine halbe Drachme anwenden kann. Will man die Butter gleich bei der Bearbeitung vor dem Ranzigwerden schützen, so thut man die Soda zu, wenn die Butter ausgewaschen ist. Auch bei Talg, Speck und dergleichen Fetten erfüllt die kohlensaure Soda den genannten Zweck.

Mittel gegen Podagra. Man bediene sich aus Hundehaaren gefertigter Strümpfe, wovon die hervorstehenden Haare nicht abgeschnitten werden dürfen, denn diese Haarspitzen verursachen durch ihr Kitzeln und Reiben einen häufigen Schweiß, welcher in vierundzwanzig Stunden das Uebel, wenn nicht gänzlich heilt, doch bedeutend vermindert.

Mittel gegen Ratten und Mäuse. Man nehme Terpentinöl, gieße etwas davon auf Läppchen, und lege hin und wieder eins derselben in eine Ecke des Hauses an die Löcher, wo sie herauskommen und wo man ihren Aufenthalt vermuthet. Die Ratten und Mäuse weichen davon weg, und sollten auch ihre liebsten Nahrungsmittel dabei liegen. Dieses Mittel ist auch gegen andere schädliche Thiere, wie Motten und Kornkäfer, anzuwenden.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 47. Sonntag, den 21. November. 1869.

Begräbniß auf See.

Die Schiffsglocke läutete zum Letztenmale; die „Düna" schwenkte langsam vom Ufer, Kisten und Koffer die regellos auf dem Deck durch- und übereinander lagen, verschwanden einer nach dem andern nach und nach in den gähnenden Schlund, der sich vor dem Rauchfang aufgethan, bald gab es Raum, um die enge, dumpfige Kajüte zu verlassen, einen Spaziergang über das Deck riskiren zu können; die Passagiere begrüßten einander, und fanden zu ihrem Vergnügen das schöne Geschlecht sehr gut in ihrer Mitte vertreten.

Eine junge, hübsche Amerikanerin, Mistreß Down, mit ihrem reizenden engelhaften Töchterchen, der kleinen Miß Alix, fiel vor allen andern vortheilhaft auf. — Der Dampfer steuerte den Cours von Stettin nach Riga unter k. russischer Flagge, ein Umstand, — der — wie man später erfahren wird — dem Schiffe, wie den Passagieren wesentlich von Nutzen war. Wir passirten, vom herrlichsten Wetter begünstigt, Swinemünde und den Faro, und endlich schwammen wir auf den grünen Wogen der Ostsee, eine frische Brise blies von Westen, wir setzten das große und das Marssegel bei, und schäumend zerstiebten die Wogen vor unserem Bug. Heiterer Himmel, mäßig bewegtes Meer, schnelle Fahrt stimmen heiter, das weiß Jeder, der auf Salzwasser schwamm, kommt ein gutes Diner, ein ächter Sherry dazu — ei was fehlt dann um glücklich zu sein? Bei Tafel machte man Bekanntschaft, man stellte sich den schönen Reisegefährtinnen vor, die pommersche Küste versank hinter uns, nur einzelne schneeweiße Segel, gleich Schwänen auftauchend und bald wieder verschwindend, waren noch sichtbar; ich saß an der Seite der Lady und spielte mit der kleinen muntern Alix, deren Mäulchen nicht einen Augenblick stillstand, und deren halbenglisch, halbdeutsches Geplauder mich besser unterhielt, als ein zehnbändiger Roman.

Reisende die eben erst Bekanntschaft gemacht, besprechen in der Regel frühere Reisen, deren Abenteuer, und Erlebnisse, und so erfuhr ich von meiner schönen Nachbarin, daß sie den verflossenen Winter in Madeira zugebracht habe, um ihre angegriffene Gesundheit zu restauriren. Sie wurde nicht müde das reizende Land sowohl, als das äußerst comfortable Leben daselbst zu preisen, und vermaß sich, dort Touren gemacht zu haben, die denen über den St. Bernhardt und über das mèr de glace, von welchen ich ihr erzählte, Nichts nachgaben.

So würde es Abend, die Rosse des Sonnengottes tauchten in die See, noch einen glühenden Gutenachtkuß warf er uns zu, und stürzte sich in Thetis kühlenden Schooß.

Die Kleine war still geworden, sie verlangte in's Bett, die Mutter stellte sie auf die Gallerie, das Gesicht der Abendröthe zugewendet, dem Westen, wo ihr Vater in Kentucky weilte, und das Kind betete einfach und innig: „God bless Papa and Mama and all my friends." Dabei reichte es mir sein Händchen, als wollte es mir zu verstehen geben, auch ich dürfte mich unter die Zahl der friends rechnen und schlüpfte am Arm der Mutter die enge Kajütentreppe hinab.

Ich trat zu einer Gruppe Matrosen am Vorderstäven, die mit einem Fernrohre wechselweise ein Schiff betrachteten, das sich von Bornholm herüber rasch näherte.

„Für was haltet Ihr das Segel?" fragte ich einen der Vikinger; er sah mir stumm und brutal in's Gesicht, während es die andern nicht der Mühe werth fanden, sich nach dem Frager umzusehen.

„Nun, was kann es für ein Landsmann sein? Ein Schwede?

„Wir werden ihn bald in der Nähe sehen, der läßt nicht warten, davon wissen die Stettiner Rheder viel zu erzählen."

Ein Blitz, ein weißes Wölkchen löste sich von dem Schiffe und — „bum!" — platschend tanzte eine Stücklugel an unserm Bug hin.

„Aha, er singt schon!"

„Flagge auf!" commandirte Capitän Böhm, „beilegen! — halt!"

Der Schooner kam brausend heran, und nun erkannt' ich den Danebrog, der am Flaggenstück wehte. Also ein Däne! Auf den Raaen, im Mastkorbe, auf der Batterie stand und hing die Equipage; jetzt hatten sie auch unsere Flagge erkannt.

„Wie heißt's Schiff?" heulte das dänische Sprachrohr. —

„Die Düna, Capitän Böhm, kaiserlich russisches Packetschiff von Riga!"

„Passirt!"

„Fort!"

Mit höflichem, beiderseitigem Gruße der Capitäne, flogen wir aneinander vorüber; bald war uns der Seevogel aus dem Gesichte. — Hätten wir preußische Flagge geführt (es war zur Zeit des holsteinischen Krieges) so wären wir nun schon auf der Tour nach Kopenhagen gewesen, wo auf das Schiff Embargo gelegt, und die Passagiere genöthigt gewesen wären, ohne irgend eine Entschädigung ihre Reise von dort

aus fortzulesen. — Heil dir kaiserlicher Vogel, der du schützend deine Fittige über unsere Häupter breitetest. — Jetzt hat man dir die Schwingen und Fänge garstig verbrannt und verschnitten!

In diesem Gefühle russischer Sicherheit suchte ich mein eitles Lager.

Als ich erwachte, und sorglam das Deck betrieg, brannte die Sonne schon hoch am Himmel, die See war glatt und eben wie ein Spiegel, auch nicht die winzigste Welle zu spüren. — Ein heftiges Weinen, das aus der einen Separatkabine drang, machte mich aufmerksam.

„Was giebt's da drinn?“ fragte ich den mit Kaffee herumschießenden Steward.

„Das Kind da drinn ist sehr krank, und wird wohl bald sterben. Die Frau ist ganz außer sich. Da kommt ihr Mann!“ Die Thür der Cabine öffnete sich hinter einem breitschultrigen, kräftigen Manne, der ein verweintes, trostloses Antlitz wies.

„Ich höre mit Bedauern, daß Sie ein krankes Kind an Bord haben,“ wandte ich mich an ihn.

„Ach, mein Herr, es ist ein Jammer, das mit anzusehen und nicht helfen können! Mein Kind zahnt, und liegt seit gestern in den heftigsten Krämpfen.“

„Darf ich's wohl sehen? Ich bin ein Dreiviertelsarzt, und unter anderen Umständen würde ich mir's nicht erlauben, Ihnen meine Dienste zu offeriren, da ich nicht zur Fokalität gehöre, aber hier bin ich so dreist. Bei Krampfanfällen ist oft mit einem leichten Mittel, rechtzeitig angewandt, geholfen.“ Der Mann faßte kräftig meine Hand: „O Herr, wenn Sie das vermöchten! Mein armes Weib ist in Verzweiflung; es ist unser einziges Kind, und seit ein paar Stunden giebt es gar kein Lebenszeichen.“

„Kommen Sie.“

Wir traten zusammen in das enge Gemach. Da saß die arme Mutter, das Kind in Betten eingebunden, die Fenster fest verschlossen, in einer Atmosphäre, wie in einem Ananashause. Ich betrachtete das Kind genauer, es hatte die Augen geschlossen, den Mund krampfhaft zusammengepreßt, die untere Hälfte des kleinen Gesichtes bläulich gefärbt, auf den Wangen dunkelrothe Flecken. Mit zwei Fingern zog ich eines des Augenlider in die Höhe, das Auge war gebrochen, ich suchte den Puls, das Herz, alles still, das Kind war todt! Stumm winkte ich dem Vater hinauszugehen, und eröffnete ihm draußen das Unabänderliche.

„Gott im Himmel! also wirklich todt!“

„Ja, mein Herr, das Kind bringt Niemand mehr ins Leben. Die rothen Flecke auf der Wange müssen Sie nicht täuschen, das sind nur Sugillationen, das Kind hat vor einer Stunde wenigstens schon vollendet.“

„Wie soll ich der armen Mutter das beibringen?“

„So gut Sie es vermögen werden. Ich will's indeß dem Capitän mittheilen, der es wissen muß. Fassung, Bester, es läßt sich nicht ändern.“

Wir trennten uns mit einem Händedruck.

Der Capitän zog ein sehr verdrießliches Gesicht zu meiner Meldung, und stellte sich bald darauf zur Tostenschau ein. Die kleine Leiche ward nun der wehklagenden Mutter genommen, um die sich sämmtliche Damen des Schiffes schaarten, um der Armen, die aus einer Ohnmacht in die andere fank, ihre Hilfe, ihren Trost zu bringen, die sich nur leider, die erstere, wie die letztere erfolglos erwiesen.

Bei dem Transporte des Leichnams ließ sich unter den Matrosen ein dumpfes Murmeln vernehmen, das aber von uns Passagieren oben nicht sehr beachtet ward. — Wie nicht anders denkbar, bildete das traurige Ereigniß den Stoff zur Conversation der Mittagstafel, allgemein wurden die armen Eltern, namentlich die junge Mutter bedauert. — Langsam im Vergleich mit gestern rückte das Schiff vorwärts, die Sonne sank, der Mond stieg empor, und noch hatte alles Pfeifen der Matrosen nichts geholfen, weit und breit war kein Wölkchen zu sehen, kein Wind zu spüren. Waren die Matrosen schon vorher nicht so complaisant gewesen, heute wurden sie unartig, und der Capitän hatte schon unterschiedliche Rüffler unter ihnen ausgetheilt.

In der Nacht endlich kam der Letztere in unsere Kajute, nahm mich und zwei andere Passagiere bei Seite und eröffnete uns leise: die Matrosen seien sehr unwillig geworden, sie befürchteten in ihrem Seemannsaberglauben ein Unglück, da man eine Leiche an Bord habe; die Windstille, der in der Regel ein großer Sturm folge, bestärke sie noch und er sei entschlossen, den trauernden Vater dahin zu bestimmen, daß er sein Kind nicht erst in Riga, sondern gleich hier, auf den Grund der Ostsee begraben lasse; er bäte uns, sein Gesuch an ihn möglichst zu unterstützen.

Gern willfahrten wir Drei, begaben uns an die Thür des Trauergemaches, der Capitän holte den armen Mann heraus auf's Deck, und hier wurde ihm nun von uns allen zugesetzt. Nach einigem Widerstand legte er sich zum Ziel, und das Begräbniß ward in der Nacht Punkt 12 Uhr bestimmt, wir drei Zeugen nahmen den Vater in unsere Mitte, und lagerten uns mit ein paar Flaschen Rothen an's Steuerrad, die verhängnißvolle Stunde erwartend.

Da trat endlich der Capitän an unsern Tisch, ein Matrose trug hinter ihm eine kleine in Segeltuch eingenähte, am Boden mit einer Eisenstange beschwerte Kiste, den Sarg des kleinen Weltbürgers, bei dessen Anblick der Vater desselben von neuem in Thränen ausbrach.

„Lassen Sie mich nun ein Protokoll über den traurigen Vorfall aufnehmen, und haben Sie dann die Güte es zu unterzeichnen, das ist so Seemannsbrauch.“

Wir sahen nach der Uhr: Mitternacht! „Halt!“

kommandirte der Capitän, die Maschine stand still, wir traten, der Capitän mit dem improvisirten Sarge auf dem Arm, an den Bord, er stellte ihn auf den Rand der Gallerie, wir zogen die Hüte:

„Wir übergeben hier der See die Leiche des heute früh verschiedenen Sohnes des Herrn N. N. aus P. — lassen Sie uns ein frommes Vaterunser beten für die abgeschiedene Seele."

Laut und andächtig betete er uns vor, mit dem Amen glitt der Sarg in die schwarzen, sternbeleuchteten Fluthen. — „Fort!"

Die Räder durchfurchten die weite Ebene, das Schiff zählte einen Passagier weniger an Bord.

So erzählte neulich ein alter Schauspieler in einer Abendgesellschaft.

„Oh — oh — oh! das war schon wieder so ein Leichensermon, die müßten ein- für allemal den uns verboten werden." — „Sie werden mir für meine Aufrichtigkeit hoffentlich nicht böse werden — Wahrheit ist gut Ding!" meinte Carl, der Erzähler.

„Am meisten hat mich in der Geschichte der Aberglaube der Matrosen belustigt, die sich einbilden konnten, eine Kinderleiche könnte ihr Schiff gefährden und den Herrn Boreas herbeirufen — o sancta simplicitas!"

„Nur nicht dicke thun! der Doctor hat Euch neulich schon gezeigt, wie der größte Skeptiker nicht ganz befreit sei von der Macht, die das Unheimliche auf seine Nerven besitzt, und selbst in meinem Stande ist der Aberglaube zu Hause, wenn es auch räthselhaft und lächerlich erscheint, daß Thaliens Jünger, die sich sonst durch ihren Skeptizismus in Glaubenssachen auszeichnen, und Bildung, Aufklärung, Humanität aus den Meisterwerken unserer Dichterfürsten, aus ihrer eigenen Weltanschauung, aus ihrer so nothwendigen Philosophie wie Bienen saugen könnten und sollten, zuweilen in Irrthümer verfallen, die früheren dunkleren Jahrhunderten angehören; ich erinnere hier nur an die weitverbreiteten Freitagsglauben, ich will sagen an die Abneigung an einem Freitag etwas Entscheidendes zu unternehmen, als Contracte zu unterzeichnen, zum erstenmale in einer Stadt aufzutreten und dergl. mehr. Hat das Wandelbare, vom blinden Zufalle Abhängige, oft unverdient harte Schicksal der leicht aufgeregten fahrenden Schüler der neun lieblichen Schwestern Antheil daran? suchen sie ihren Trost in dem Unvermeidlichen, Fatalistischen? — Möglich!"

Eine Humoreske.

Im Jahre des Heils, als wir schrieben 1850, war ich wohlbestellter, das heißt unbesoldeter, königl. preuß. Justizbeamter.

Mein damaliger Stations-Ort war ein kleines Kreisstädtchen an der westphälischen Grenze. Daß das Leben ein langweiliges war, brauch' ich nicht zu sagen, das versteht sich von selbst. Ja, langweilig bis zum Exzeß!

Was Wunder daher, daß man nach jedem Strohhalm griff, der voraussichtlich etwas Abwechslung in das tägliche Leben, — doch was sag ich — Leben? „Nichtleben" brachte!

Hätte ich nicht einen liebenswürdigen flotten Collegen gehabt, ich würde rasch meinem armen „Nichtleben" ein Ende gemacht haben.

Meine zarten Leserinnen schauern gewiß, und denken an Selbstmord? Doch nein, das wäre gar zu profaisch gewesen. Ich hätte — mich verliebt! Das ist auch ein Selbstmord nur ein poetisch schauerlicher!

Mein Städtchen brauch ich nicht näher zu beschreiben. Es war, wie alle der Art. Grade und krumme Straßen, dito Menschen, klatschsüchtige Frauen, politisirende Männer, Kinder, und solche, die es werden wollen.

Was gehen mich aber Alle an! Nur Einer, für den ich Interesse hatte, unser Chef, — der kluge Herr Direktor!

Besagter oder nichtbesagter Herr Direktor, war ein Mann in den 50er Jahren, glatzköpfig, behrillt und bartlos.

Will Einer oder Eine mehr wissen, so nehme er oder sie die reipektive Physiognomie zu Rathe.

Aber dieser ungemüthliche Direktor hatte ein recht gemüthliches Kind. Schmachtende Blicke, sehnsüchtiges Verlangen, waren die Grundmomente der armen reichen Thusnelde!

„Thus," wie sie genannt wurde, liebte! Ja sie liebte, horribile dictu sei's gesagt, — sie liebte meinen Collegen, den unbesoldeten Referendar, Franz Ohneforgen!

Franz Ohneforgen liebte „Thus" nicht minder! Er liebte noch gerade so stark, wie Einer nur lieben kann, der als flotter Student schon viel geliebkund gelebt hat.

Doch „Thus" war reich, sehr reich! Geld — Carriere — Namen ꝛc. ꝛc., das sind Anziehungspunkte, über die sich nicht streiten läßt.

Nur einer liebte, oder liebte es nicht, und das war der Herr Direktor.

Was kümmert uns aber der? Wofür haben wir denn jus studirt? Wenn wir nicht mindestens aus „Recht" — Unrecht machen könnten?

Eines schönen Tages im Winter war große Jagd. Was zum edlen Waidwerk glaubte berufen zu sein, war im Walde, selbst der Herr Direktor.

Nur mein College und ich waren nicht gegangen. Warum? Du sollst es gleich erfahren lieber Leser!

Kaum waren die Jäger außer Sicht, als die Magd des Herrn Direktors durch den letzten Thaler, den wir in Cassa hatten, zu unseren Gunsten gestimmt, lächelnd, Straße auf, Straße ab, trollte. — Zuerst zur Frau Pfarrer, dann Frau Bürgermeister, Frau Rektor, und wie der liebliche Damenkreis alle hieß,

„eine freundliche Empfehlung von Fräulein „Thus" und sie ließ sich das Vergnügen ausbitten, auf heute Nachmittag zu einem Täßchen Kaffee."

Wer einer solchen Einladung nicht widersteht, das sind unsere Damen.

Schlag 4 Uhr war die Gesellschaft beisammen.

Eine Stunde später war offizielle Verlobung des Fräulein „Thus“ und des Herrn „Franz.“

Punkt 6 Uhr figurirte obige Verlobungs-Anzeige bereits im sogenannten „Kreisblätlichen.“

Was sagte bei der Heimkehr der Herr Direktor, der sich auf die Erziehung seiner „Thus“ soviel zu Gute that?

Er machte gute Miene zum bösen Spiele! Sie sind schlau, mein lieber Franz Ohneforgen! Sie müssen Advokat werden.

Franz ist ein tüchtiger Jurist, und glücklicher Gatte. P.

Feuilleton.

* In einem Pariser Salon fand es kürzlich eine Dame, die durch ihr wunderschönes blondes Haar längst den Neid ihrer Schwestern auf sich gezogen, angemessen, plötzlich in Ohnmacht zu fallen. Man sprang ihr eilfertig zu Hilfe, und die Dame vom Hause begann, ihr Schläfe und Kopf mit irgend einer kühlenden Essenz zu waschen. „Um Gotteswillen,“ schrie die Ohnmächtige, weg mit der Essenz, sie könnte die Farbe meiner Haare verderben.“

(Der kranke Mann.)

Die Gattin des — „gesunden“ Mannes geht
Zum „kranken Mann“ — wahrscheinlich will sie sehen,
Was man im Harem dort für Schminke braucht,
Und wie im Orient sonst die Sachen stehen.

Wie Alles wechselt! Er ist schach und matt,
Den man den Schiedsmann von Europa nannte,
Doch schwand der Nimbus schon von SEINEM Haupt,
Eh' noch die Krankheit IHN auf's Lager bannte.

Der eh'mals „kranke Mann“ doch ist gesund;
Es schütteln sich entsetzt die Dardanellen
Und alte Türken, denn der Großherr — o!
Er tanzte mehrmals schon auf Christenbällen!

Kehrst, schöne Frau, vom „kranken Manne“ scheidend,
Du nach „belle France“ zurück in kurzer Frist,
Wirst Du die Ueberzeugung mit Dir nehmen,
Daß Du die Frau vom kränker'n Manne bist!

* Auf die Nachricht, daß in Ungarn die Prügelstrafe gesetzlich abgeschafft worden, ist von Mecklenburg ein besonderer Commissar dahin abgegangen, um im Auftrage der dortigen Ritterschaft sämmtliche Prügelbänke zu kaufen! Um die Brauchbarkeit für die dortigen Lande sogleich zu ermitteln, begleitet den Commissar ein „sich hierzu qualificirender Mecklenburger,“ welcher vor dem Ankaufe stets — Probe liegt!

* Paris. Als der Kaiser die heutige Nummer des „Rappel“ las, kriegte er den Rappel.

* Während Frankreich den unentgeltlichen Volksunterricht einführt, wird er in Preußen aufgehoben. Will Preußen nun auch ein Deficit an Bildung haben?

* (Ein Göthe-Honorar.) Im Jahre 1797 empfing eines Tages der Buchhändler Vieweg ein kleines Packet, dessen beifolgender Brief von Goethe geschrieben war und dahin lautete: „Wenn Herr Vieweg für das beigepackte Manuscript nicht ein Honorar von 200 Friedrichsd'or zahlen wolle, so möge er das Päckchen uneröffnet zurückschicken.“ Vieweg, in dessen spekulativer Seele Begierde mit Aengstlichkeit stritt, zögerte einige Tage unentschlossen. Endlich siegte die Begierde, der Buchhändler öffnete das Packet und fand darin — das Manuscript „Herrmann und Dorothea.“ Man sagt, Herr Vieweg habe es nie bereut, 200 Friedrichsd'or auf Goethe's Namen gewagt zu haben.

* (Ehelicher Dialog.) „O Lucy, Lucy! Schämst Du Dich denn gar nicht, die Haare einer anderen Frau auf dem Kopfe zu tragen?“ — „O Tom, Tom! Schämst Du Dich denn gar nicht, das Fell eines anderen Kalbes auf der Hand zu tragen?“

* (Ursache der letzten Erdbeben.) In einem der „Sp. Ztg.“ mitgetheilten Privatbriefe aus Frankfurt heißt es u. A.: Aus den Zeitungen wirst Du gelesen haben, das es recht häufig hier erdgebebt hat; wir sind Gott sei Dank mit dem bloßen Schrecken davon gekommen, aber manchmal, namentlich Dinstag Abends 9½ Uhr, recht unsanft im Zimmer gerüttelt worden, namentlich war es ein unheimlicher Moment, als die Büsten, Blumentöpfe, Möbel hin und her tanzten und die Schellen im ganzen Hause anfingen zu schellen. Unsere Gemüsefrau, ächt Sachsenhäuser Vollblut, erklärte mir das Erdbeben folgendermaßen: „Ei, wo haben wir so eppes vor 1866 hier in Frankfurt gehört, das kimmt alles von dem lumpige Preiße her!“

* Ein Schauspieler, meint „Figaro“, hat nur 2 glückliche Momente in seinem Leben: den, in welchem er seine Gage bekommt, und den, wo man einen seiner Nebenbuhler ausjizht.

* Dem kürzlich gestorbenen Häuptling der Wasshoe-Indianer, Sun, widmet eine in Montana erscheinende Zeitung folgenden Nachruf: „Er war eine gute alte, rothe, doch sehr schmutzige Haut. Er besaß einen Magen, der alles vertragen konnte. Seine Achtung vor der Wahrheit war allgemein bekannt — er ging ihr immer aus dem Wege. Er hinterließ kein Testament. Sein Nachlaß besteht in einem Paar Schuhen.“

Sinnsprüche.

Am jüngsten Tage wird's geschaut,
Was Mancher hat für Bier gebraut.

Als David kam in's Alter,
Da macht' er Psalter.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 48. Sonntag, den 28. November. 1869.

Hemden für die Heiden.

Wir entnehmen der „Neuen Welt“ folgenden aus der Feder des Lokalredakteurs jenes Blattes stammenden hübschen Artikel.

Was Schnabel darüber denkt.

Aber sie müssen doch Kleider haben!

Das müssen sie nicht, durchaus nicht! Es ist der reinste Unsinn von euch alten Weibern, so 'ne Nähgesellschaft zu bilden, um Unterbeinkleider und was sonst dergleichen für die Heiden in Afrika zu nähen. Was brauchen diese kaffeefarbigen Götzenanbeter Hemden? Sie brauchen keine. Sie wurden ohne Hemden geboren, und wenn sie solche haben sollten, würde die Versetzung schon dafür sorgen, daß sie welche hätten. Es ist wirklich lächer.....

Schnabel, du sollst keine solche Sprache führen!

Es ist aber doch lächerlich, und dabei bleib ich. Aber meinetwegen, geh' du nur in deinen Nähverein und schick' Hemden nach Afrika. Du wirst schon sehen, was dabei herauskommt. Willst du wissen, was? Einer von diesen ungeschlissenen Heiden wird in stiller Nachtstunde eins von euren Hemden anziehen und in der egyptischen Finsterniß, die nahe bei ist, herumlaufen und alle andern Heiden so in Schrecken jagen, daß sie meinen, es geht ein Geist unter ihnen umher und vor Angst werden sich ein paar Tausend tödten und daran wird nichts anders Schuld haben, als eure Hemdennäherei.

Schnabel, jetzt hab' ich genug von deiner Impertinenz!

Ja, und ich möchte nur gern wissen, was so ein afrikanischer Heide von Hemden versteht? Nichts, gar nichts. Der Erste, der eins von euren St. Louiser Hemden in die Hand bekommen wird, wird es anzuziehen versuchen, die Beine in die Aermel stecken und sich darin verwickeln, dann wird er stolpern über einen Abhang, wie sie in Afrika Mode sind, und ihr werdet einen Todten auf dem Gewissen haben. Aber das sag' ich dir ein für allemal, über meine Schublade gehst Du mir nicht; von meinen Hemden wird keins nach Afrika geschickt, selbst von die, wo keine Knöpfe d'ran sind. Das fehlt mir auch noch, daß so ein Aethiopier in einem von meinen Hemden auf'nen Ball geht oder in's Theater, damit ist's ausgespielt — wenn ihnen die afrikanische Sonne zu heiß ist, sollen sie sich 'nen Regenschirm anziehen und 'nen Palmenblattfächer, die sie dort viel billiger haben können, als unsereins hier . .

Aber Schnabel, der Anstand . . . .

Ach was, du mit deinem Anstand — Anstand bei den Heiden! Es wird sich freilich sehr anständig ausnehmen, wenn alle diese kleinen Heidenbuben und Mädel in Hemden in die Sonntagsschule kommen, denn Hosen ziehen sie ja doch nicht an aus Prinzip — wenn ihr 'ne ganze Schiffsladung hinschickt, thun sie doch nichts anderes damit, als daß sie ihre Götzenbilder anziehen und sie anbeten und mit den Strümpfen geht's um kein Haar besser. Jeder dorthin geschickte Strumpf wird sofort mit Sand gefüllt und dient als Kriegskeule. Eben das Paar, an dem du jetzt so emsig strickst, wird auch zu nichts anderem, als zu solchen Keulen dienen und eines schönen Tages wird ein armer Wilder damit todtgeschlagen werden und noch im Todeskampfe die Verfertigerin dieser Strümpfe, wollte sagen Keulen, verfluchen!

Schnabel, du lügst . . . .

Madame, keine Ungezogenheiten! — Wenn du durchaus den armen Menschen da unten in Afrika einen Liebesdienst erweisen willst, warum trägst du nicht in deinem Nähverein darauf an, ein ganzes Schiff mit den Delikatessen der Saison zu befrachten und ihnen zu senden? Ihr könnt ihnen etwas in Essig gelegte Missionäre, oder Tomatoes mit zweithändigen Kinnbacken gemischt, schicken — du kannst auch, weil sie gern Halsketten tragen und Ohrgehänge, deine falschen Zähne beipacken, oder . . . . .

Schnabel, ich kratze dir . . . .

Oder du machst besser selbst die Reise mit und siehst einmal zu, wie das Aufgefressenwerden eigentlich thut. Ich werde dich nicht hindern. Meine Bewilligung hast du. Aber ich bemitleide den armen Heiden der dich zu genießen bekommt; wenn du ihm nicht besser behagst als . . . . . .

Schnabel, kein Wort weiter . . . . .

Nun, denn geh' nicht mit, bleib' hübsch zu Hause; hast in deinen eigenen vier Pfählen genug zu nähen, wenns auch nicht für die Hottentotten ist. Henry's Jacke hat 'nen argen Riß am Ellbogen und Alexis zeigt schon seit acht Tagen eine Offenherzigkeit über'm linken Knie, die zu weit geht für sein jugendliches Alter—

Das ist rein erfunden, Schnabel . . . . . .

Ja, und was geschah letzten Sonntag, während du in der Kirche warst? Da holten unsere Knaben sich ein paar Dutzend Kameraden aus der Nachbarschaft herbei und stiegen hinauf in die Dach-Zimmer, um ein Wenig „Afrika“ zu spielen. Sechs machten Heiden und liefen, ohne etwas am Leibe zu haben, umher, und Alexis theilte meine besten Hemden unter sie aus, die du erst Tags vorher so schön gebügelt hattest, und einer von den jungen Cannibalen begann Henry's Daumen anzunagen, weil Henry aus-

sehe wie ein Missionär, und der Finger ist heut noch nicht heil.

Du übertreibst wieder einmal wie gewöhnlich . . Und was mußte die Mary thun, um die Sache complet zu machen? Sie stellte eine Heidenmutter vor, die ihr Kind im heiligen Flusse opfern will und statt des Flusses ließ sie den Hahnen im Badezimmer offen und versuchte unsere Katze in der Badewanne zu ersäufen, aber die Katze war zu gescheit und spielte nicht mit, und der ganze theure Teppich ward naß und's Wasser lief die Stiege hinab, was — wie Alexis sagte, eine Ueberschwemmung des Nils vorstellte. Und an dem Allen bist du Schuld mit deinem Hemdenmachen für die Heiden.

Schnabel, jetzt hör' aber mal auf; ich habe im Nähverein kein Heidenh—

Das kannst du mir nicht weiß machen, das . . . .

Ich habe im Nähverein keinen Stich an Heidenhemden gethan, ich habe . . . . . .

Mit was hast du denn da jeden Mittwoch den ganzen Nachmittag zugebracht?

Ich habe — ein Dutzend neue — Hemden für — für dich genäht, um dich an deinem Geburtstag damit zu überraschen und dafür hast du mich so . . . du wirst mir noch das Herz brechen mit deiner Härte!

Ich hab's ja nicht so bös gemeint, Amalie, wein' nur nicht, ich hab ja nur gescherzt. Nun, wenn du durchaus weinen mußt, dann wein' zu — ich werde dich . . . .

(Und hier schlief Schnabel ein und murmelte noch im Schlafe von neuen Hemden für die Heiden — Missionen — Unterhosen — Hottentotten — keine Knöpfe.)

Juden in England.

(Londoner Correspondenz der „Presse".)

Die Lage der Juden in England wurde vor einiger Zeit in einem Werke, das in London erschien, durch einen Autor, welcher deren Zustände genau kennt, Herrn Stallard, auf eine sehr gründliche Weise dargestellt. Das farbenreiche Bild, welches Stallard der Welt geschenkt hat, ist ein soziales Sittengemälde, ein merkwürdiges Capitel in den Annalen der Gegenwart, die einen sehr interessanten Blick in eine eigenthümliche scharfbegrenzte Welt bietet. Bevor wir jedoch, wie wir beabsichtigen, uns von diesem unparteiischen Führer in die jetzigen Zustände der Juden in England leiten lassen, ist es nothwendig, den dichten Schleier von deren Vergangenheit zu entfernen und in kurzen Zügen deren ehemalige Zustände zu schildern.

Der Aufenthalt der Juden in England war erst durch Olivier Crommell auf das Ersuchen des Manasseh Ben Israel, Ober-Rabbiner in Amsterdam, gesetzlich gestattet worden. Es war aber erst nach der Restauration, daß dieselben in größerer Anzahl nach England kamen; die Verschwendung, die am Hofe Karl II. herrschte und welche deren Geldhilfe wünschenswerth erscheinen ließ, veranlaßte deren Einwanderung in großen Massen. Obschon gesetzlich durchaus keine Schranken für die freie Niederlassung der Juden bestanden, so herrschte doch im Laufe der vorigen Jahrhunderte ein großes Vorurtheil gegen dieselben in ganz England, als Ueberrest der Verfolgungssucht, welche die katholischen Priester in früheren Jahrhunderten gegen dieselben in England genährt hatten. Man betrachtete die Juden als eine Horde von Wucherern, Geizhälsen und Saugwürmern, welche blos nach Gewinn dürstete, und so oft sich ein Jude auf der Straße zeigte, war er Beschimpfungen ausgesetzt. Dessenungeachtet war die Lage der Juden in England gesetzlich frei, und selbst in socialer Beziehung befanden sich dieselben stets so viel besser in England, als auf dem Continente, daß deren Einwanderung fortwährend zunahm. Seit der Continentalsperre, die durch Napoleon verfügt wurde, nahm diese Einwanderung im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts fortwährend zu. — Da in England die Juden vor dem Gesetze frei waren, da namentlich in diesem Lande nie eine militärische Conscription bestand, dagegen die Bedürfnisse des allgemeinen Militärdienstes in Preußen, Oesterreich, Frankreich und Polen stets mehr und mehr drängend wurden, so bestimmte dies gleichfalls eine große Anzahl israelitischer Familien, nach England zu kommen. Dies war namentlich mit armen Juden der Fall, weil dieselben auf dem Continente in den meisten Städten verhindert wurden, sich niederzulassen, wenn sie nicht Erwerbsmittel nachweisen konnten, während dergleichen Restriktionen in England nie bestanden haben und sich Jedermann von jeher allenthalben ohne Paß und ohne Nachweisung seiner Subsistenzmittel niederlassen konnte. Die Israelitischen Gemeinden auf dem Continente fanden es daher in ihrem Interesse, ihren armen Glaubensgenossen die Reisekosten nach England zu bezahlen, und der Pauperismus auf der einen Seite, aber auch der Unternehmungsgeist Englands auf der andern, wurden durch diesen Zufluß einer verzweifelten, aber energischen Bevölkerung bedeutend verstärkt.

In diesem Augenblicke sind die Vorurtheile gegen Juden in England fast gänzlich verschwunden, und deren Redlichkeit, Nüchternheit und praktischer Verstand werden allgemein anerkannt. Die Zahl der Juden in England kann auch nicht annäherungsweise angegeben werden. Herr Lionel Choen, der gegenwärtige Secretär der israelitischen Gemeinde in London, schätzt deren Anzahl blos in London auf 55,000 und die Mehrzahl derselben wohnt in den Vierteln Whitechapel und St. Georges-in-the-East, obschon alle anderen Viertel Londons denselben offen stehen. Selbst wenn dieselben eine sehr lange Zeit bereits in England wohnen, so sprechen sie doch mit der ihnen eigenthümlichen conservativen Zähigkeit weit mehr deutsch, holländisch, polnisch und hebräisch als

englisch. Auch bewahren die Juden weit mehr ihre orientalischen Sitten, als dies bei anderen Einwanderern der Fall ist. Es versteht sich übrigens von selbst, daß hier durchaus nur von den ärmeren Juden gesprochen wird, weil die bemittelten Israeliten sofort durchgehends sich den englischen Sitten anschließen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man die ärmeren Viertel Londons besucht und daselbst polnische und holländische Juden in derer Nationaltracht herumgehen sieht. Viele derselben kamen hierher mit der Absicht, sich nach Amerika zu begeben, und bleiben hier in großem Elend zurück. Die ärmsten englischen und irischen Arbeiter finden stets in den Docks tägliche Beschäftigung beim Einschiffen und Ausladen der Güter. Jeden Morgen stehen Tausende und Tausende von armen Leuten auf, ohne zu wissen, auf welche Art sie an diesem Tage ihren Hunger stillen werden. Alle diese Tausende begeben sich früh Morgens nach den Eingängen der Docks und warten ängstlich auf die von Zeit zu Zeit sich erneuernden Rufe: „20, 30, 40, 50 Hände gebraucht!“ (Man ruft nicht: so und so viele Taglöhner oder Manner werden gebraucht, sondern so und so viele Hände.) Alle Diejenigen, welche Schiffbruch im Leben erlitten haben, was auch immer ihre frühere Beschäftigung gewesen ist, drängen sich hier hungrig vor. Auch der arme Jude, wenn er den letzten Pfennig seufzend ausgegeben hat, hört von dieser letzten Zufluchtsstätte und mischt sich unter die finsteren, bleichen Männer, die stillschweigend warten, bis an sie die Reihe kommen werde, gerufen zu werden. Hier unter der Concurrenz der Hungrigen erwacht dann der mittelalterliche Judenhaß in den Seelen Derjenigen, welche die ganze Welt hassen, die sich enterbt fühlen und die christlichen Docksarbeiter vertreiben regelmäßig die armen Juden, die auch nach Brod schmachten. Die Juden sind ferner thatsächlich von sehr vielen Handwerken durch ihre Religion ausgeschlossen, welche sie verbindert, an gemeinschaftlichen Mahlzeiten theilzunehmen, und am Freitag Abends und am Samstage zu arbeiten. Sie können daher blos als Lehrlinge zu israelitischen Meistern gehen und es giebt daher z. B. keine Juden unter den Zimmermeistern, Fabrikanten, Schiffswerften, Maurern, Eisenarbeitern u. s. w. Instinktmäßig wirft sich der arme Jude auf das Hausiren und man sieht dieselben namentlich in den ärmeren Vierteln mit einem Bündel auf dem Rücken umhergehen und erkennt sie an dem monotonen traurigen Ruf: „Old Clo!“ (Old Cloths, alte Kleider!) Andere Juden tragen bunte Glaswaaren oder Blumen in Körben und gehen von Haus zu Haus, zeigen ihren Tand den Mägden und bestürmen dieselben, ihren Herrinnen zu rathen, alte Kleider, Regenschirme, Stiefel, oder Hüte gegen böhmische Glaswaaren auszutauschen. Außerdem werfen sich die Juden in England auf das Schneiderhandwerk, die Cigarrenfabrikation, namentlich aber ist der Handel mit Früchten und Fischen selbst en gros meistentheils in deren Händen. Die jüdischen Weiber machen Hemden, Regenschirme, Parakols u. dgl. und die Verfertigung von Mützen und Pantoffeln wird größtentheils von ihnen betrieben.

Eine der interessantesten Straßen Londons ist Petticoat-Lane, die ich Ihnen einmal in einem besonderen Bilde vorführen will. Diese sehr enge Straße hat einen ganz mittelalterlichen Charakter und alle Läden derselben, sowie auch aller benachbarten elenden, schmutzigen Gäßchen sind von Juden bewohnt. Kein Wagen fährt durch diese engen Gassen, die an die schmutzigen Viertel von Venedig oder Kairo erinnern. Die Läden sind finster und ein großer Theil der Waare, nicht blos Kleidungsstücke, sondern auch alle möglichen nur denkbaren Artikel liegen auf dem Trottoir. Diese Trödelbörse oder Tandelmarkt hat aber nicht den besten Ruf, und man sagt gewöhnlich, daß, wenn Jemanden das Taschentuch von einem Diebe entwendet worden ist, er blos nach Petticoat-Lane zu gehen brauche, um es sofort daselbst wiederkaufen zu können. Obschon unter den zahllosen Hehlern Londons es sehr viele Juden gibt, so ist natürlich die außerordentliche Mehrzahl der Hehler christlicher Religion. Juden sind überhaupt in England fast nie unter Diebsbanden zu finden und sie haben den Ruf der Ehrlichkeit, aber des Wuchers sinnes, Gewinnsuchtes und Geizes. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Wohnungen armer Juden viel reinlicher sind als die der christlichen englischen und irischen Armen. Man sieht auch nie Juden betrunken, während die Trunkenheit ein allgemeines Laster der armen Engländer ist. Endlich muß bemerkt werden, daß der Jude vor Allem sein Familienleben hochschätzt, seine Kinder mehr pflegt, nicht in Branntweinsuiden seine Heimath sucht und, daß daher die Sterblichkeit unter den Juden weit geringer ist, als unter den armen Christen. Die Jüdin kennt keinen größeren Schatz als ihr Kind, und nimmt keine Arbeit an, welche sie von demselben trennen würde. Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Juden in England wegen ihrer Redlichkeit geachtet werden. Der letzte statistische Ausweis hat gezeigt, daß es in ganz England blos fünfzehn jüdische Sträflinge gebe, die fast alle wegen Diebstehlerei verurtheilt worden waren und sich sämmtlich im Gefängniß von Portsmouth befinden, welches das einzige ist, das eine Synagoge besitzt. Seit drei Jahren ist blos eine einzige Jüdin wegen eines Verbrechens verurtheilt worden.

Die israelitische Gemeinde in London besitzt ein höchst merkwürdiges Armensystem. Ueberhaupt nehmen die bemittelten Juden ein lebhaftes Interesse an ihren armen Glaubensgenossen, und für jeden Schritt in dem Leben, für jedes Bedürfniß gibt es eigene wohlthätige Privatanstalten. So gibt es z. B. zwei Häuser für Accouchements, eine Gesellschaft, welche die Beschneidungskosten trägt und sogar durch milde Gaben der armen Familie die Festlichkeit mög-

lich macht, welche gewöhnlich hierauf zu folgen pflegt. Es gibt ferner zwölf freie israelitische Schulen in London, die von mehr als 4000 Kindern besucht werden. Kein Jude erhält Unterstützung im Elend, wenn seine Kinder nicht die Schule besuchen, und der Eintritt als Lehrling zu irgend einem Handwerker für die jüngeren Mitglieder einer Familie wird zur ersten Bedingung der Hilfe gemacht. Die Gesellschaft bezahlt die Lehrlingskosten und ermuntert Heirathen unter jürgeren Juden dadurch, daß blos Verheirathete Anspruch auf die Fonds der Synagoge haben. Concubinage ist deßhalb sehr selten unter Juden und die öffentliche Moralität wird bedeutend erhöht. Es gibt viele andere, sehr zahlreiche israelitische Wohlthätigkeitsanstalten in London, namentlich für alte Juden, ferner für Wittwen und Waisen, für Blinde, für die Vertheilung von Brod, Fleisch, Kohlen und anderen Unterstützungen, namentlich während des Winters. Endlich gibt es auch eigene jüdische Spitäler in London, und dieselben Zustände finden sich im Allgemeinen in allen anderen Städten Englands, in denen sich Juden niedergelassen haben.

Feuilleton.

* (Verspätete Rache einer Amerikanerin.) Jean Paul sagt irgendwo in seinen Werken: Wenn die Frauenzimmer Offiziere werden könnten und den Soldaten „Halt!" kommandiren sollten, so würden sie dies in folgender Weise thun: „Ihr Soldaten alle, jetzt paßt auf, ich befehle Euch, daß Ihr, sobald ich gesprochen habe, still steht, jeder auf dem Fleck, wo er eben steht: versteht Ihr mich? Halt! sage ich Euch Allen." Diese Stelle kam einer amerikanischen Dame zu Ohren und sie erboste sich dermaßen darüber, daß sie, im Wahne, Jean Paul sei noch am Leben, sich flugs hinsetzte und einen kleinen Artikel für eine der gelesensten amerikanischen Zeitungen schrieb, in welchem sie sich folgendermaßen ausläßt: „Mr. Jean, ich kann Ihnen nur sagen, es war ein unglücklicher Tag, als Sie diesen Satz niederschrieben. Mögen Sie dafür einsam, ohne ein Weib an der Hand zu halten, durchs Leben stolpern; mögen ihre Knöpfe stets locker, Ihre Bänder verknüpft und ihre Strümpfe zerrissen sein! Möge Ihr Stiefelknecht niemals zu finden und Ihre Füße stets voller Hühneraugen, Ihr Rasirmesser immer kalt und Ihr Messer stumpf sein! Möge Ihr Haar allzeit wirr emporstehen und Ihr Halskragen sich lappig niederlegen; möge Ihr Kinnbart gleich den Stacheln eines Stachelschweins, Ihr Backenbart dünn gesät und Ihr Schnurrbart auf die verkehrte Seite sein! Möge Ihr Kaffee salzig, Ihre Suppe angebrannt und Ihr Thee wässerig sein; mögen Sie vom Paradies träumen und in der Hölle erwachen! Und mögen Sie als elender, schmutziger, zerlumpter, ruheloser lächerlicher, trübseliger und armseliger alter Junggeselle durch das Dasein kriechen. Amen!"

* In Berlin kam vor Kurzem ein spaßhafter Fall vor. Ein Uhrenhändler aus Schwenningen hatte im Ministerium des Inneren um ein Hausirpatent für den Umfang der preußischen Monarchie nachgesucht und erhielt eine Einladung, seine Waaren beim Grafen Eulenburg zu zeigen. Der ist auch ganz zufrieden gestellt, bis auf einmal eine Kukuksuhr ihre Kunstfertigkeit zeigt. Da it's aus, so hochverrätherische Dinge dürfen nicht importirt werden, sie fänden ja in der Privinz Hannover zu starken Absatz.

Fragen und Antworten.

Frage. Wo müssen die Fleckausmacher guten Verdienst haben? Antwort. Im Himmel; denn die Sonne bekömmt immer mehr Flecken und der Mond macht sich alle vier Wochen voll. — Frage. Zu welcher Steuer wollen die Menschen sich selten verstehen? Antwort. Zur Steuer der Wahrheit. — Frage. Wer ist der nachsichtigste Gläubiger? Antwort. Die Sonne, denn der Mond borgt schon seit Jahrtausenden bei ihr sein Licht und sie hat noch keine Interessen verlangt. — Frage. Weßhalb soll die dritte Gallerie im Theater besonders in Ehren stehen? Antwort. Weil dies ein Ort ist, wo die Kunst von einem erhabenen Standpunkte aus betrachtet wird. — Frage. Was ist das Merkwürdigste am Barte? Antwort. Die Männer lassen ihn oft jahrelang stehen und er hat doch keine Beine. — Frage. Warum werden in manchen Städten die Häuser meist mit stachen Dächern gebaut? Antwort. Damit die Hypotheken darauf stehen können.

* Eine englische Zeitung übersetzte jüngst: „Das Hauptgericht der Württemberger ist Leberklöse," in „The Supreme Court of Wurttemberg is in Leberskloss." — Der Uebersetzer verwechselte den Sinn des Wortes Hauptgericht, resp. Lieblingsspeise der Württemberger mit dem Hauptgerichte resp. obersten Gerichtshofe, den er nach Leberskloße verlegte.)

Lied.

Für eine Grille — kecken Wagen!
Hab' ich das Leben eingesetzt,
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfst dich nicht beklagen.

Die Sachsen sagen: „Menschenwitz
Ist Menschen-Himmelrutz" — ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab'
Verwirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Frist,
Doch wer von Wonne trunken ist,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit ist Ewigkeit,
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Gluth zusammen:
Hier giebt es weder Raum noch Zeit.
(Aus Heine's Nachlaß.)

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 49. Sonntag, den 5. Dezember. 1869.

Die Barrikade.

Eine Juni-Erinnerung.

I.

Seit dem vergangenen Tage, einem Freitage, hatten wir nicht geschlafen. Es war elf Uhr Abends, und die Treppe des Hauses, welches wir bewohnten, bot einen eigenthümlichen Anblick. Vom Erdgeschoß bis zur höchsten Etage verfahren die Stufen den Dienst von Feldbetten, die Flinten lehnten geladen an dem Geländer, die Patrontaschen dienten als Kopfkissen.

Der Thorweg des Hauses war von innen mit zwei mit Steinen gefüllten Fässern — man hatte das Pflaster des Hofes aufgerissen — mit einem alten Cylindrebureau und drei Küchenschemeln verrammelt. Die Mannschaften — das Haus Nr. 106 der Faubourg Poissonniere war zur Hauptwache umgewandelt worden — versuchten vergeblich zu schlafen; die Ecken der Stufen, auf denen sie sich getagert, erwiesen sich zu hart dazu.

Heftige Schläge erdröhnten an der Thür. „Halloh! Duguet!" rief eine Stimme. Die Barrikade wurde von der Thür fortgeräumt, man öffnete den Klopfern, und eine Menge in blauen Blousen mit rothen Epauletten gekleideter Männer drang in den weiten Flur. Es war eine Deputation der Nationalgarde von Amiens, welche der Pariser Nationalgarde ihren Beistand leihen wollte.

Am 24. Juni 1848 war es, wo sich zutrug, was ich erzähle, und niemals werde ich den Eindruck vergessen, welchen die nächtliche Erscheinung dieser Männer, die man damals die „Vertheidiger der Ordnung" nannte, auf mich hervorbrachte. Das Erdgeschoß wurde bewohnt von Monsieur Duguet, einem Industriellen, der das Licht der Welt in Amiens, der Hauptstadt des Departements de la Somme, erblickt hatte. Dieser Umstand erklärte sehr einfach, weßhalb die Nationalgarde seiner Vaterstadt unser Domicil aufsuchte. Mehr denn zwanzig Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, und ich sehe sie wieder, diese untadelhaft gekleideten, großen, schlanken Gestalten. Ihre weißen Doppelkoppeln stachen lebhaft ab von der dunkeln Farbe ihrer Uniform, ihre kupfernen Pulverhörner glänzten und man hätte darauf schwören mögen, daß die Flintenschäfte von Mahagoni seien. Die Offiziere trugen Jagdflinten am Schulterriemen.

Der Speisesaal Duguet's füllte sich alsbald. Der Tisch bedeckte sich hurtig mit Flaschen, man entkorkte sie im Umsehen und trank in die Runde, hastig wie Fiakerkutscher. Diese braven Leute schienen es eilig zu haben, einige von ihnen setzten so heftig ihr geleertes Glas auf den Tisch, daß der Fuß abbrach. Von draußen hörte man Schüsse knallen; dieses traurige Geräusch mischte sich in den Lärm der aneinanderklingenden Gläser und in das Stimmengewirr der neuen Ankömmlinge. Draußen floß das Blut, hier der Wein. Das Tischtuch war ganz roth.

Einer der Leute fand es amüsant, seinen Säbel zu ziehen und einer Flasche den Hals abzuschlagen. „Zum Henker, mit dir, Anführer!" schrie er. Allgemeines Geschrei erhob sich, die Offiziere ließen Worte des Tadels hören, man zechte von Frischem darauf los. Der Mann, welcher die Flasche zerschlagen hatte, wollte aus ihr trinken und schnitt sich. Ein breiter Blutstrom rieselte seine Wange herab und färbte den Purpur seiner Epauletten noch röther. „Ich habe Handgeld bekommen!" schrie er und trocknete schnell das Blut, das aus der Wunde hervorquoll.

Am folgenden Tage sah ich den Unglücklichen wieder, auf einer Bahre. Eine Kugel hatte ihn mitten in's Gesicht getroffen, dicht unter der Nase. Das dunkle Loch war kaum einen halben Zoll entfernt von der Wunde des vorigen Tages. Um zwei Uhr Nachts, kurz vor Tagesanbruch, zogen die Leute von Amiens ab. Während der ganzen Nacht hatte das Schießen nicht aufgehört; regellos und hartnäckig tönte es fort in der Finsterniß, daß das Blut schier in den Adern stocken wollte.

II.

Acht Mal hatten wir während des vergangenen Tages versucht, die Barrikade an der Barriere Poissoniere zu nehmen. Unsere Compagnie, die schon durch eine beträchtliche Anzahl Ueberläufer gelichtet war, zählte 28 Kampfumfähige, und wir hatten die Insurgenten nicht aus ihrer Festung vertreiben können, welche sie aus der Mauer und den Baulichkeiten des Zollhauses errichtet hatten; Mauern und Gebäude, Alles war mit Schießscharten versehen.

Wir liefen in zwei Gliedern Sturm, indem wir die Mauerkronen mit unseren Flinten bestrichen. Von Zeit zu Zeit ertönte ein kurzer Schlag. Es war ein Gewehr, das den Händen eines Sterbenden entschlüpfte und auf die erhitzten Trottoirplatten niederklapperte. Ich habe niemals einen entsetzlicheren Laut gehört, als dieses Klirren, welches das Eisen auf den Steinen hervorbrachte; fast immer folgte ihm ein Schrei oder ein dumpfes Aechzen, dann ein letzter banger, matter Laut . . . . es war ein Mann gefallen.

Doch Niemand stutzte, unaufhaltsam ging es vorwärts, die Waffe im Anschlag, die linke Schulter vorgedrückt. Die Ersten in der Linie beschleunigten

den Schritt, die Letzten griffen weit aus, Alles eilte vorwärts. Man schoß nicht mehr und wozu auch? Es galt, die Barrikade zu nehmen; und dazu waren ein paar verlaufene Kugeln nichts nutze. Man wollte das Ding in Masse angreifen und mit Gewalt erstürmen. Unser Beginnen war indeß, aufrichtig gesagt, lächerlich. Die Barriere erhob sich vor uns, und hinter ihr ragte eine unförmliche Masse empor von Balken, aufgeschichteten Pflastersteinen und Schutthaufen mit geschickt angebrachten Zwischenräumen, welche die Insurgenten als Schießscharten benutzten.

Sieben Uhr Abends war es, als der letzte Sturm versucht wurde; er war der achte! Wie die vorigen war er auch fruchtlos. Einige Mobilgarden waren zu uns gestoßen. Der eine von ihnen, ein Trompeter von kaum 15 Jahren, blies zum Angriff mit einer Energie, die unsern Herzen wieder Muth einflößte. Frei heraus, wir hatten es nöthig. Die Spitze unserer Sturmcolonne war bis auf 10 Meter der Barrikade nahgekommen, eine schreckliche Salve hemmte plötzlich unsern Lauf. Zehn Mann waren gefallen. Wir mußten zurück. Was konnten wir machen gegen das gewaltige Gitter der Barriere, das obendrein noch verstärkt war durch Steinhaufen. Wir warfen uns in die Winkel, die von den Thorwegen gebildet wurden und unterhielten von dort aus ein Tirailleurfeuer. Besseres konnten wir absolut nicht thun. Ein peinlicher Augenblick war es, wenn man die Flinte wieder laden mußte. Man fühlte sich während dieses Moments entwaffnet und man hätte dann wahrhaftig gern den Platz verlassen, wenn man es gekonnt hätte ohne zu große Gefahr zu laufen.

Von der einen Seite der Straße nach der andern riefen wir einander zu: „Ohne Kanonen werden wir niemals zum Ziele gelangen", sagte einer. „Wenn die Garnison von St. Denis sie von hinten packen könnte," meinte ein anderer. Eine Stimme ließ sich hinter dem Steinhaufen vernehmen: „Vorwärts, Ihr Leute", schrie sie, „vorwärts! Zeigt, daß Ihr Männer seid!" Und von beiden Seiten erhob sich ein rasendes Geschrei: „Vive la Republique!" Wir mußten in der That zurück, nicht ohne ernstliche Verluste. Besonders die Mobilgarden wurden decimirt. Sie verließen unklugerWeise den sichern Zufluchtsort, den die Vertiefung der Thore ihnen darbot, um zu sehen, ob sie gut gezielt und getroffen hatten. Von sieben jungen Leuten, die ich eine Stunde später auf einer Streu im Hofe der Kaserne Nouvelle-France ausgestreckt liegen sah, waren fünf durch den Kopf geschossen.

Unser kleiner Trompeter war gesund und unverletzt zurückgekommen, obgleich er sich keineswegs geschont hatte. Er allein hatte das Gitter der Barriere mit der Hand berührt. Das Mundstück seiner Trompete war von einer Kugel durchbohrt worden. „Sie hatte einen schönen Ton", klagte er. Beim Rückzuge war er ruhig umgekehrt, der Barrikade den Rücken zuwendend. Mitten auf der Straße schritt er einher, während wir in den Ecken der Thorwege und den Häuservorsprüngen Schutz vor den Kugeln suchten. „Das Bürschchen da wird sich wegputzen lassen", meinte ein Lieutenant von der Garde, der bei uns war. Das Bürschchen wurde nicht weggeputzt.

III.

Ich sah ihn wieder im Hofe der Kaserne Nouvelle-France. Dieser Hof bot einen Anblick dar, der mich noch heute schaudern läßt, wenn ich daran denke. Zur Linken, jenseits der Küchen, hatte man an der Mauer entlang eine breite Streu gelegt, auf welcher die Todten und Verwundeten ruhten. Sieben Leichen schliefen dort den ewigen Schlaf, alle gehörten der Mobilgarde an.

Zur Rechten, diesem traurigen Anblick gegenüber, waren Tische aufgestellt. Darauf standen volle Krüge, gefüllte Gläser, große Brodschnitte wie man sie nur bei den Weinhändlern findet, und geräucherter Speck in fettes Papier eingeschlagen. Jeder aß, denn Alle waren hungrig. Offiziere und Soldaten schnitten von demselben Stück und tranken aus demselben Glase. Das eine Glas trug außen frische Blutspuren; jeder wollte daraus trinken und man rief: „Hoch die Republik." Der kleine Trompeter reichte mir diesen Kelch des Bürgerkrieges. Ich leerte ihn gewissenhaft; wie oft habe ich es seitdem bereut! „Auf Eure Gesundheit Sergeant" sagte er. Ich fragte ihn nach seinem Alter. „Morgen am 25. Juni, am Tage meines Schutzpatrons, des heiligen Prosper, werde ich fünfzehn Jahre", antwortete er. Er sprach mit vollem Munde und trank Zug um Zug.

Unsere Unterredung wurde durch dumpfen Lärm unterbrochen. Man hörte in der Ferne nach dem Faubourg St. Denis zu, Schüsse knatterten, und die holprige Anhöhe, welche sich damals von der Rue Papillon nach dem Lafayetteplatze erstreckte, erdröhnte unter der Last der auf Geschütze, welche sich endlich nach dem Hauptquartier, gegenüber der Kirche Vincent de Paul begaben. „Trefflich", begann der kleine Trompeter, „endlich Kanonen! Morgen wird's heiß hergehen. Wir werden doch dabei sein, Sergeant?" — „Ja, aber wenn Du Dich wieder so exponirst wie heute, so könntest Du leicht auf dem Platze bleiben." — „Glaub's nicht," antwortete er mit liegesgewisser Geberde. „Ich habe so meine Idee. Ich will das Kreuz haben, einige meiner Kameraden haben es schon. Warum sollte ich es nicht auch bekommen? Wenn man das Kreuz hat, dann ist man kein Kind mehr, und außerdem wird es ihr ungemein Freude machen."

„Ihr?" fragte ich mit halb überraschtem, halb spöttischem Blick. — „O diese Dummheit, Sergeant," rief er mit hellem Lachen, „wie können Sie glauben . . . bei meinem Alter . . . fünfzehn Jahre weniger einen Tag. Sie ist meine Mutter! Sie liebt mich

sehr und Papa haßt mich. Deßhalb hab' ich ja das Haus verlassen. Es hat mir viel Kummer gemacht wegen der Kleinen, meiner Schwester, einem allerliebsten kleinem Mädchen mit ganz krausen Haaren. Aber wenn der Vater mich sehen wird und mit dem Dings da auf der Brust — oho, dann wird sich die Sache ändern." Und er fing heftig an zu weinen, ganz nach Kinderart, das Gesicht in beiden Händen verbergend. — „Du trillst das Kreuz haben und fängst hier an zu weinen", spottete ich. Er trocknete schnell seine Augen, verließ mich haßtig und warf sich auf die Streu nieder, dicht neben den Leichen seiner Kameraden. Am andern Tage erst sah ich ihn wieder, im Park St. Lazare.

IV.

Der Park St. Lazare existirt gegenwärtig nicht mehr, der Ort, wo er stand ist bedeckt mit Häusern, Boulevards und Quais. Im Jahre 1848 wurde gerade mit dem Bau des Hospitals Louis Philipp, hart Lariboisiere, begonnen. Der durch tiefe Gräben durchschnittene Park war überfäet mit hie und da verstreuten gewaltigen Steinblöcken, welche auf ihre Verwendung bei dem Bau harrten, eine wahre Steinwüste. Hier war es, wo am Sonntag, den 25. Juni 1848, die entscheidende Schlacht geschlagen wurde. Die Insurgenten, hinter der Mauer des Zollgebäudes und den unvollendeten Baulichkeiten des Hospitals verschanzt, beschossen uns ohne Aufhören. Wenn die Kugeln auch nicht immer die Menschen trafen, so trafen sie wenigstens die Steine, rissen die Ecken weg, oder ließen auf der Oberfläche graue Furchen zurück. Es war ein Kampf aus dem Hinterhalte, ein Kampf mit Ueberlegung. Jeder von uns kannte seinen Gegner; man hatte sich seinen Mann ausgewählt und suchte ihn herunterzuschießen. Die National- wie die Mobilgarde wurde an diesem Tage sehr hart geprüft. Der Park St. Lazare ähnelte einem Kirchhofe, es fehlten nur die schwarzen Holzkreuze und Immortellenkränze; Gräber, Steine und Leichen waren genug vorhanden.

Gegen zwei Uhr Nachmittags ließen sich endlich die Kanonen hören. „Auf die Barrikade," erklang es in einem Rufe, und in gemeinsamem Anlauf stürzten die National- und Mobilgarden und ebenso die Linientruppen, welche sich gegen die Kugeln hinter den großen Steinblöcken versteckt hielten, vor gegen die Anhöhe des Faubourg Poissonniere. Zwei Achtpfünder wurden gegen den Punkt gerichtet, wo die Rue du Nord in den Faubourg mündet. Die Vertheidiger der Barrikade eröffneten ein wohlunterhaltenes Feuer auf die Bedienungsmannschaften. Mehrere Leute fielen, wurden jedoch sofort wieder ersetzt.

Die Kanonenkugeln rissen große Löcher in die Mauern des Zollgebäudes. Eine ganze Wand des Hauses stürzte ein, eine dichte Staubwolke wirbelte empor und mischte sich mit dem Pulverdampf. Einstimmiges Vivatrufen unsererseits begleitete den Einsturz. Dieses Schweigen folgte. Die Barrikade schien verlassen, die Vertheidiger schossen nicht mehr. Und plötzlich, ohne daß ein Befehl gegeben worden wäre, ohne daß man sich selbst kümmerte um den Zustand, in welchen die Artilleriesalven die Barrikade versetzt hätten, stürzten sich die Massen bunt durcheinander vorwärts, mitten hinein in die Schußlinie der Batterie. Wildes, wüstes Geschrei ertönte, die wüthige, wirre, keuchende Menge, in der die bürgerliche Kleidung mit der Uniform concurrirte, stürzte vor gegen die Barriere. Man erreichte sie endlich. Die Gitter, wüthend geschüttelt von tausend Armen, bogen sich; bald öffneten sie sich, zerbrochen, herausgerissen oder umgeknickt. Die Barrikade war verlassen, eine Leiche, eine einzige Leiche lag hinter den gewaltigen Trümmerhaufen, welche man eben hinweg geräumt hatte. Es ist schrecklich zu sagen: Diejenigen, welche bei dieser erkalteten, mit einer grauen blutbefleckten Blouse bekleideten Leiche vorbei kamen, durchbohrten sie mit ihren Bayonnetten. Die weite Straße, welche zu den ersten Abhängen des Montmartre führt, bedeckte sich augenblicklich mit Frauen und Kindern. Schrecken und Bestürzung zeigten sich deutlich auf all diesen bleichen Gesichtern. Man drang in die Häuser; Keller und Böden wurden haßtig durchsucht, und, was man nicht gethan hätte in einem feindlichen Lande, man that es hier, mitten in Paris, am hellen Tage, milleidslos erschoß man Gefangene und Besiegte! Die zuletzt Gekommenen, diejenigen, welche sich kläglich von der Gefahr fern gehalten hatten, zeigten sich besonders erbarmungslos. Zwei wohlbeleibte gutgekleidete Kerle waren unter ihnen, die selbst die kleinen Kinder bedrohten, welche am Halse der zitternden Mütter hingen. „Banditenbrut" brüllten sie.

Eine Art wahnsinniger Trunkenheit schien Aller Herzen zu erfüllen. Der Befehl der Führer wurde gar nicht mehr beachtet, die wüste Unordnung wuchs mehr und mehr. Plötzlich erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Wir haben die Insurgenten!" An der Höhe der Chaussee von Clignomcourt, ferner an derselben Stelle, wo sich noch heute der Eingang zum Garten des Chateau Rouge befindet, hatte man in den Strahlen der Sonne einige Flintenläufe blitzen sehen. Man stürmte in wüthigem Ungestüm gegen die neue Gefahr los. Ein Offizier der Mobilgarde lief der großen Masse voran, welche mit großen Schritten den jähen Abhang der Chaussee emporklomm. „Genug des Schreckens", schrie er, sich an die Spitze der Colonne stellend, und den Säbel in der Scheide, den Ellenbogen beim Laufen an den Körper legend, that er Alles, um den Eifrigsten zuvorzukommen.

Als man auf den Gipfelpunkt des Weges kam, der sich nach der Ebene St. Denis wendet, waren die Verfolgten verschwunden. Ein einziger Mann war zurückgeblieben, niedergekauert an einer Mauer. Sein helles Beinkleid war bedeckt mit großen Blutflecken. Ein Weib, auf ihren Armen ein kleines

Mädchen, mühte sich um ihn, die verzweifeltsten Klagen ausstoßend. Sie warf sich dem andringenden Haufen entgegen: „Zu Hülfe, meine Herren, zu Hülfe! Seht, in welchen Zustand man ihn versetzt hat. Es ist mein Mann, ein braver Arbeiter; Alles, was er verdient, bringt er nach Hause. Seit drei Tagen können wir wegen der Meuterei nicht in unsere Wohnung eintreten! O mein Gott, will man ihn denn so lassen ohne Hülfe? . . . Ich kann ihm nicht helfen, ich muß mein Kind hier tragen! Wir wollten fortgehen, als der schreckliche Schuß ihn traf."

„Es ist ein Insurgent," murrte eine Stimme. „Ein Insurgent! schrie die Frau, „o guter Gott, wie kann man so etwas sagen! Ein Insurgent! . . . Nimmt man Weib und Kind mit sich, wenn man sich auf die Barrikade stellen will?" . . .

„Er hat Pulver in den Händen," sagte ein Mobilgarde, „sein Maß ist voll." Und er senkte sein Gewehr, daß das Bayonet die Brust des Verwundeten berührte. Prosper, unser kleiner Trompeter, warf sich zwischen seinen Kameraden und den Unglücklichen. „Es ist Papa", schrie er mit herzzerreißender Stimme, „es ist Papa. Tödte ihn nicht!" Und mit heftiger Bewegung schlug er das Gewehr zurück. Der Schuß ging los, unser kleiner Trompeter fiel durchbohrt zur Erde. Die ganze Ladung war unter der rechten Schulter in seine Brust gedrungen, das Tuch seiner Blouse war versengt.

Man mühte sich eifrig um den kleinen Trompeter, der so unglücklich getroffen war. Man hob ihn vorsichtig auf, er schlug die Augen empor. „Ach", sagte er, „ich muß sterben, all mein Blut fließt dahin" . . . Er heftete einen liebevollen Blick auf das Kind, welches die Frau trug. „Es ist die Kleine, meine Mignonne", murmelte er und lächelte ihm zu. — Das kleine Mädchen streckte ihm seine Aermchen entgegen. . . „Sie hat mich erkannt," wiederholte er mit stärkerer Stimme. „Leb' wohl, mein Vater! Leb' wohl, Mama! . . Leb' wohl, meine Mignonne!" . . . Er lehnte sich zurück und starb.

Feuilleton.

* (Jugendstreiche eines Cultusministers.) Berliner Blätter theilen aus den Gedichten des preußischen Cultusministers nachfolgende resolute Strophe mit:

„Wollt' man zum Minister wählen
Mich beim Wein,
Ha, dann könnt es mir nicht fehlen,
Bei dem Wein!
Welche Reden wollt' ich halten,
Wie würd' ich das Land verwalten,
Trunken müßten Alle sein,
Voll von Wein!
So hilft mir die Philosophie
Aus jedem schlimmen Spiel
Ich lebe froh und weiß nicht wie,
Bis an des Lebens Ziel.

Und wenn der Tod das Leben raubt,
Geht's stracks zum Himmelshof;
Denn wißt, an Höll' und Teufel glaubt
Kein wahrer Philosoph."

* (Beredsamkeit eines Indianer-Häuptlings.) Der englische Prinz Arthur berührte auf seiner Reise durch Canada das Land der sechs Huronen-Nationen, welches jetzt nur wenige Dörfer mit kaum 2000 Irokesen-Seelen umfaßt. Nachdem der Missions-Prediger an den Prinzen eine sehr nüchterne Rede orthodoxester Färbung gerichtet, trat „William Bill", ein Indianer-Häuptling, hervor, der „den Prinzen von Wales als seinen Specialfreund zu bezeichnen pflegt." Er richtete an den Prinzen Arthur die folgenden Worte, welche die Beredsamkeit des armen Missionärs völlig in den Schatten stellten: „Ich grüße dich, Fürst unter Weißgesichtern, wie die stehende Sonne, die da eilt von Osten nach Westen, die große Sonne, welche vom Morgen bis zur Nacht auf den Bernen ist in dem großen Reiche der großen Königin. So sage ich, William Bill, der Häuptling mit den sehr großen Knochenringen in der Nase. Ich habe gesprochen."

* (Guter Rath.)

Besteuert doch die Lästerzungen
Und alle Lügenmäuler mit,
Das höchste Ziel ist dann errungen,
Gedeckt wird jedes Deficit.

Nur einen Groschen für die Lüge,
Und zwei für jede Klatscherei:
Was solche Steuer wohl einträge? —
Gewiß, wir wären steuerfrei.

* (Cigarren feil.) „Norddeutsche Bundes-Regie-Cigarren — ächtes Deficitgewächs mit junkerlicher Beize und nationalem Deckblatt" — wen kratzt's nicht im Gaumen, wenn er nur davon sprechen hört?

* (Thronrednerisches Geständniß.)
Ich liebe den Frieden, ich habe kein Geld
Jetzt Kriege zu führen, wie sonst mir gefällt.
Ich bin, wenn Niemand mir Steuern gibt,
Zu den Frieden bis über die Ohren verliebt.

* (Wie verschieden die Preise für Kalbsköpfe sind!) Dem Fürsten Metternich kostete in Paris ein Kalbskopf ohne Hirn 85,000 Gulden. Bei uns kostet ein Kalbskopf mit Hirn nur 36 Kreuzer, und der ist schon gebacken.

* (Zu Ende geht das Flötenspiel.)
Nun ist die tolle Schwiemelei
Im Orient für SJE vorbei,
Die Freudensonne sinket endlich nieder,
Vom kranken Mann geht es zum Kränkern wieder.
EM. stöhnt: „Die Reise hat UNS mitgenommen!"
Doch ach! so schnell die Lust zerrann:
„Es ist recht traurig, wenn man nicht mehr drohen kann!"

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 50. Sonntag, den 12. Dezember. 1869.

Ein amerikanischer Trinkspruch auf die Damen.

Ein witziger Trinkspruch wurde bei dem Festessen der Zeitungs-Berichterstatter in Washington von einem Herrn Mark Turner auf die Damen ausgebracht. Für Diejenigen, welche je in eine ähnliche Lage kommen, sei ein Auszug als Muster mitgetheilt: Herr Präsident, weßhalb Sie mir diese Ehre erweisen, weiß ich nicht, aber Sie könnten nicht leicht Jemanden gewählt haben, der mehr als ich den guten Willen hat, dem Thema Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denn, Herr Präsident, ich liebe das zarte Geschlecht, ich liebe alle Damen, und zwar Herr Präsident, ohne Rücksicht auf Alter oder Hautfarbe. (Gelächter.) Philisterseelen wissen es nicht zu würdigen, was wir Alles der Frau zu danken haben. Sie näht uns unsere Knöpfe an, flickt unsere Kleider, sie vertraut auf uns, und erzählt uns Alles, was sie nur über die Privatverhältnisse unserer Nachbarn herausstöbeln kann. (Gelächter.) Wo immer Sie das Weib hinstellen, sie ist ein Zierrath des Platzes, den sie einnimmt, und ein Schatz für die Welt. (Redner macht eine Pause und sieht die Zuhörer fragend an.) Hier sollte der Applaus kommen. (Großes Gelächter.) Blicken Sie auf Cleopatra, blicken Sie auf Desdemona, blicken Sie auf Florence Nightingale, blicken Sie auf Lucretia Borgia (Stimmen: Nein! Nein! der Redner passirt als wie im Zweifel.) Nun, gesetzt, wir lassen Lucretia fallen. (Großes Gelächter.) Blicken Sie auf Mutter Eva. (Oh! oh! und Gelächter.) Sie brauchen nicht auf sie zu blicken, wenn Sie nicht wollen, aber ich sage, Eva war ein Zierrath, und zwar ganz besonders, ehe die Mode sich veränderte. (Erneutes Gelächter.) Blicken Sie auf alle unsere berühmten Vorkämpferinnen für Frauenemancipation, den Herrn Francis Train mit eingeschlossen. (Großes Gelächter.) Ich wiederhole es, Herr Präsident, welche Stellung Sie einer Frau anweisen mögen, sie ist ein Zierrath der Gesellschaft und ein Schatz für die Welt. Als Feinsliebchen kommen ihr wenige gleich und Niemand übertrifft sie; (Gelächter) als Cousine kommt sie gelegen; als wohlhabende Großmutter mit unheilbarer schlechter Laune ist sie unaussprechlich kostbar. Was wären die Menschen auf Erden ohne das Weib? Sie wären sehr rar, Herr Präsident, gerade eine Rarität. (Erneutes Gelächter.) Schätzen wir sie deßhalb, beschützen wir sie, geben wir ihnen unsere Hülfe — und wenn sich die Gelegenheit bietet — unsere Hand (Gelächter.) Scherz bei Seite, das Weib ist liebenswerth, herzensgut, anmuthig, schön, aller Achtung und aller Ergebung werth. Niemand unter den Anwesenden wird sich weigern, auf ihr Wohl einen herzhaften Zug aus diesem Becher zu thun, denn ein Jeder von uns kannte, liebte und ehrte die beste von ihnen allen — seine eigene Mutter. (Lebhafter Beifall.)

Präsident Grant in der Methodistenschule.

Der englische Geistliche Harry Jones erzählt im Guardian von einem amerikanischen Schulfeste, bei welchem der Präsident der Vereinigten Staaten ein wahres Martyrium auszustehen hatte. Es war das „Jubiläum" einer Sonntagsschule der methodistisch-bischöflichen Kirche; und der Vorstand hatte dem Präsidenten Grant, welcher sich zu jener Kirche bekennt, die Zusage abgezwungen, das Fest mit seiner Gegenwart zu verherrlichen. Auf der Bühne des theaterähnlichen Gebäudes saßen etwa 1100 Sonntagsschülerinnen in weißen Kleidern, viele von ihnen erwachsene Mädchen, plaudernd und ihre Fächer handhabend. Als der Präsident mit seiner Frau und mehreren Freunden erschien, nahm er, von endlosem Händeklatschen begrüßt, seinen Sitz in einer Loge, wo er in zurückgezogener Ruhe die Feierlichkeiten, hauptsächlich musikalische Aufführungen, zu übersehen gedachte. Aber das Schicksal, der Schulvorstand und das amerikanische Heldenkultusfieber hatten es anders beschlossen. In dem zweiten Theile des Programms prangte der berühmte Händel'sche Chor „See the conquering hero comes" (Seht, der Held und Sieger kommt); diesen griff man heraus, um ihn durch den leibhaftigen Helden zu illustriren. Einige Mitglieder des Vorstandes faßten jedoch den Präsidenten trotz seines schüchternen Sträubens ab und führten ihn aus seiner Loge auf die Bühne, wo er sich hinter eine Coulisse stellen mußte, bis der Vers kam: „See the godlike youth advancing" (Seht, der göttergleiche Jüngling naht.) Bei diesen Worten mußte er seine Schritte zu einem mitten im Vordergrunde der Bühne errichteten Sessel lenken, wo er, das Gesicht gegen den Zuschauerraum gewandt und einen dicken Blumenstrauß in der Rechten, in offenbar höchst unbehaglicher Stimmung niedersaß. Nachdem der Gesang zu Ende, forderten die Leute ihn auf, eine Rede zu halten. Präsident Grant ist ein kluger Mann, und es ist bekannt, daß er öffentlich möglichst wenig spricht. Aber die Ungestümen ließen sich nicht beschwichtigen, er mußte nachgeben. Er sprach so leise, daß der Ruf „lauter!" erscholl; was er verständiger Weise für das Zeichen hielt abzubrechen und sich zu setzen. Damit war seine Geduldprobe noch nicht zu Ende; er wurde vielmehr genöthigt, über die Bühne hin und her zu marschiren,

um sich den Schülerinnen zu zeigen. Den jungen Damen in Weiß war diese Versuchung zu stark, sie flogen von ihren Stühlen auf und stürzten auf ihn zu, um den „göttergleichen Jüngling", der freilich schon den Fünfzigen nahe ist, zu küssen, wo sie ihn nur fassen konnten; Ohren, Augen, Nase, Mund und Bart waren den rothlippigen Angriffen ausgesetzt. Sie verschlangen ihn fast, und lange Zeit war nichts von ihm zu sehen, als die dunkeln Haare seines Kopfes — der Präsident ist kleiner Statur — in einem Strudel von weißem Musslin. Der Anblick war so lächerlich, daß die ganze Zuschauermenge in Heiterkeit ausbrach; der arme Präsident aber bot alle seine Kräfte auf, um aus dem Wirbel herauszuschwimmen, und nachdem ihm dies gelungen, machte er sich unverzüglich auf den Weg nach Hause. Er wird sich wohl nicht mehr zu einer Schulfeier einfangen lassen.

* Die wohlfeile Erbschafts-Jahrt.

Der bis zum Knicker potenzirte Geizhals' zeigt, wenn es darauf ankommt etwas, selbst die kleinste Kleinigkeit, zu sparen, oft die bewundernswürdigste Erfindungsgabe, ist aber in der Auswahl seiner Mittel im Sparen nicht immer glücklich; zum Beweise, daß dieser Erfahrungsbegriff wahr sei, diene folgende Geschichte, die jüngst in Frankreich sich begeben.

Bartholome Feße-Mathieu, ein behabiger Bauer im weinreichen Burgunderlande, galt für den größten Filz in seinem Dorfe; sein schmutziger Geiz grenzte an das Fabelhafte, und suchte weit und breit seines Gleichen; bei ihm waren Küche und Garderobe schlecht bestellt; aus ihm Geld heraus zu bringen, war eine schwierige Sache; da setzte es meistens unliebsame Reflis' ab und ein langes Salbadern über Verschwendung und Ueppigkeit; sein Budget war schäbig und hatte keine Rubrik für unvorgesehene Ausgaben; selbst die Aussicht auf einen sichern Gewinn, der auch nur die geringste Auslage erheischte, vermochte nicht, ihn von seiner unerhörten Hungerleiderei abzubringen.

So erhielt Ehren Bartholome in jüngster Zeit einen Brief, der ihm eine Erbschaft in Marseille in Aussicht stellte, und ihn einlud sich unverweilt in dieser Stadt einzufinden; aber die geringe Summe von 27 oder 28 Franken für Reisegeld daran zu wagen, kam ihm zu hart an; er sann also auf ein Auskunftsmittel, das ihn um ein Spottgeld dahin befördern sollte. Der Plan kam nach langem Erwägen glücklich zu Stande, und es handelte sich nun darum, ihn mit Vorsicht und Geschick auszuführen.

Er erkundigte sich auf der nächsten Eisenbahnstation, wie viel die Versendung eines mit Walderde gefüllten Kastens von 80 Kilogramm koste; der angegebene Preis war gering und die Reducirung der 28 Franken eine erkleckliche.

Die Absendung an den Bahnhof geschah also den nächsten Donnerstag in der Frühe; unser Politiker streckte sich nämlich seiner ganzen Länge nach in einen schön geschreinerten Kasten, dessen vier Seiten und Deckel die gehörige Zahl von Löchern hatten, um seinem Insassen den Athmungsprozeß zu ermöglichen. Der Sohn fuhr den lieben Papa auf einem Karren nach dem Bahnhofe, wo das vielgeliebte Collo ohne weiters auf einen Güterwagen gehißt und etwas unsanft an den rechten Platz gestellt wurde.

Und so hätten wir unseren Kaffer glücklich angebracht, ihn und einen hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln, die er leicht zum Munde führen konnte, weil ihm die Geräumigkeit der Kastens die freie Bewegung seiner Arme gestattete.

Der gute Mann lachte, so oft er daran dachte, daß er die Eisenbahn auf eine so sinnreiche Art angeschmiert, recht innig in das Fäustchen. Doch wer am Letzten lacht, lacht am Besten, und das hat unser Collo nicht bedacht.

Alles ging nach Wunsch, aber nicht ohne Schwitzen, bis Lyon. Hier wurde weiteres Frachtgut aufgeladen, und ein Gitterkasten, in welchem eine Gesellschaft harmloser Kaninchen ihr Standquartier hielt, auf Feße-Mathieu's Einsiedelei gestellt.

Nach Verlauf einer Stunde verspürte der Geizhals das Herabträufeln einer Flüssigkeit die warm und scharfriechend, auf die widerwärtigste Art durch die Luftlöcher drang; das Abwenden des Kopfes schützte ihn vorläufig gegen diese Taufe; allein es erfolgte nach einer Viertelstunde ein neuer Regen, und die Position wurde eine unhaltbare.

Was aber anfangen? Rufen! Um Gotteswillen nicht! da würde ich Spott und Schande erndten, dachte der bedrängte Burgunder, gegen meine Berechnung in ihr bezahlen müssen, als mir recht, und obendrein Gefahr laufen, in einen Prozeß verwickelt zu werden. Er fügte sich also mit Geduld in sein Schicksal, und ließ über sich ergehen, was ihm in reichem Maaße von oben kam.

Die Ergüsse folgten jedoch in Valence so häufig und so schnell aufeinander, daß unser Bauer es nicht länger mehr aushielt; sein Geiz war besiegt. Der mit dem Ertrinken bedrohte Kastenins saß schrie laut, aber dumpf und hohl wie aus einem Fasse, nach Erlösung.

Das Eisenbahnpersonal eilt herbei; man horcht, man späht nach allen Seiten und findet endlich die ungeheuerliche Stelle. Die unschuldigen Thiere wurden auf die Seite gepufft und der schreiende Kasten geöffnet. Alle, die da stehen, sehen mit dem größten Erstaunen, wie ein wackerer Bauer aus Burgund seinem Kasten entsteigt, aber in welchem Zustande, ihr unsterblichen Götter!

Zum Uebermaaße des Unglücks fand die mitanwesende Gendarmerie den Spaß nicht nach ihrem Geschmacke und machte ihr Protokoll.

* Was schenken wir den Kindern?

Gar oft drängt sich diese Frage den zärtlichen Eltern auf und die reichhaltigen Ausstellungen von Spielsachen und Bilderbüchern machen die Verlegenheit noch größer. Und doch lassen sich bestimmte Grundsätze aufstellen, welche für Eltern, die auch hierbei als Zweck das wahre Wohl ihrer Kinder im Auge haben, maaßgebend sind. Der lebhafte Geist des Kindes treibt dasselbe zur Beschäftigung. Sobald ihm letztere dazu verhilft, etwas Neues zu schaffen, Etwas umzugestalten, zu verändern, umzubilden, ist das Streben befriedigt. Was setzt sich ein Knabe nicht Alles aus den Steinen seines Baukastens zusammen, mit welcher Sorgfalt kleidet das Mädchen seine Puppe aus und an! Beklagt Euch nicht, daß die Kinder ihre Spielsachen sofort ruiniren, seid lieber bedacht darauf, ihnen solche zu schenken, deren Handhabung ihren Trieb zur Combination, zum Hervorbringen erweckt und veredelt! Man gab ihnen gewöhnlich nur solche Sachen in die Hand, die nur zum Zerstören bestimmt zu sein scheinen und keiner ernsthaften Untersuchung widerstehen; untersucht muß Alles werden, und dabei zerbricht gar Viel, was dem armen Forscher noch obendrein oft Scheltworte zuzieht, wo nicht gar noch etwas Schlimmeres. So muß ein kleines Mädchen auch eine Küche haben, damit sie ihrer Puppe doch etwas Ordentliches zurecht brauen und selbst davon kosten kann, und für den Jungen sind einige militärische Requisiten als Trommel und Flöte sehr nothwendige Gegenstände, er kann ja damit exerciren und andere wichtige Uebungen treiben, wozu ihm später mit der Illusion auch vielleicht die Lust vergeht. Natürlich verdienen im Alter bis 9 Jahre, die Fröbel'schen Beschäftigungen eine ganz besondere Berücksichtigung. Je älter die Kinder werden, um so mehr muß ein jedem Menschen innewohnender Hang beachtet werden, welcher, früh gepflegt, die herrlichsten Blüthen und Früchte bringt, die Liebe zur Natur. Kein Buch ist so bilderreich, so inhaltsvoll, so unterhaltend als die Natur. Botanisirbüchse, Herbarium, Käferkasten und Steinsammlungen sind für Knaben, die davon Gebrauch machen können, gar werthvolle Artikel, und der Mann erfreut sich an den Sammlungen, die er sich mit so innigem Vergnügen und mit so großem Fleiße in seiner Jugend angelegt hat. Ueberhaupt haben Sammlungen — sogar diejenigen der verschiedenen Briefmarken (natürlich wenn diese nicht zum Handelsartikel werden) — nur Nützliches, indem sie den Trieb zum Ordnen anregen und befördern. Unter der Anzahl von Jugendschriften, welche einen von Knaben und Mädchen sehr begehrten Artikel bilden, ist die Wahl nicht leicht; geht man jedoch von dem Streben aus, durch die Lektüre einen Einfluß auf die geistige Bildung auszuüben, so wird man die Kinder gewöhnen, sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr denjenigen Unterhaltungsschriften zuzuwenden, in denen Sporn und Reiz für geistige Thätigkeit enthalten ist, und damit bengt man zugleich der Verflachung des Geistes durch seichte Lektüre, wie sie an der Tagesordnung ist, vor. Auch führe man die Jugend früh in den Garten unserer classischen Literatur, wodurch man sie wohl am Besten gegen den verderblichen Einfluß der faulen Schmöker, der Leihbibliotheken bewahrt. — Als besonders empfehlenswerth sind in dieser Beziehung die Jugendschriften aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig. Dieselben einzeln hier aufzuführen, würde zu viel Zeit und Raum in Anspruch nehmen, wir verweisen nur auf dessen Jugendschriften-Catalog, der in jeder Buchhandlung gratis zu haben ist. — Ferner das „Töchteralbum" von Thekla v. Gumpert, „Der Jugendfreund," „Das Jugendalbum," „Die Märchen von 1001. Nacht," Masius „Jugend Lust und Lehre," „Wagners Hausschatz," Cooper „Lederstrumpferzählungen," sowie die Wildermuth'schen Jugendschriften können wir getrost unsern Kindern anvertrauen.

Eine Vorlesung Professor Hyrtl's über den Fuß.

„Welcher ist wohl der schönste Fuß vom anatomischen Standpunkte aus?" Mit diesen Worten leitete kürzlich Professor Hyrtl seine Vorlesung ein und fuhr dann also fort: „Es ist merkwürdig, daß über einen und denselben Gegenstand die Urtheile so verschieden, ja geradezu entgegengesetzter Natur sein können? Während gewöhnliche Menschenkinder einen kleinen, schmalen und zierlichen Fuß (Damenfuß) als Ideal betrachten, wird derselbe vom anatomischen Standpunkte geradezu perhorrescirt und nur ein großer, langer und breiter Fuß ist schön in den Augen der Anatomen. Schon die großen Klassiker des Alterthums: Horaz, Catullus ꝛc., die doch großen Sinn für weibliche Schönheit hatten, erwähnen nie bei der Beschreibung ihrer Geliebten — und derer hatten sie bekanntlich viele — deren kleine Füße! Völker, welche zum celtischen Stamme gehören, haben kleine Füße, besonders die Hindu's haben solch kleine Hände und Füße, daß sie von mancher europäischen Comtesse und Nicht-Comtesse beneidet werden könnten! Die englische Armee in Indien, welche aus Eingebornen besteht, besitzt eine eigene Waffenfabrik in England, in welcher eigens construirte Waffengriffe angefertigt werden. Solcher Griffe können wir uns nicht bedienen, da sie viel zu klein sind, um von uns regelrecht gefaßt zu werden. Die größten Schönheiten Europa's, die Italienerinnen, haben gehörig lange und breite Füße. Eine gewöhnliche Redensart: „sie steht auf den Zehenspitzen" ist ganz und gar unrichtig. Nicht der ganze Fuß und nicht die Zehenspitzen, sondern Theile der Fußes berühren den Boden. So hinten ein starker, zweiknorriger Höcker (tuberrositas), vorne aber die Köpfe der Mittelfußknochen. Ja, selbst die geschickteste Tänzerin steht nicht auf den Zehenspitzen, sondern auf den Köpfen der Mittelknochen."

Feuilleton.

An der Seine.

Schon neigt sich die Sonne zum Untergang
Und sieht auf dem Lager der Schmerzen
Liegt „Er," dem Europa gezittert so lang,
Der gebrochen tausende Herzen.
Das Auge wird matt, die Hand wird schlaff,
Die einst die Zügel geführt so straff.

Schon sinkt das Haupt jetzt der fränkische Aar,
Und erhebet nimmer die Schwingen,
„Er", dessen Flug so gefürchtet einst war,
Dem Gewohnheit war — das Gelingen.
An ihm vorüber die Zeit jetzt streift,
Und der Glanz der geborgte, schnell erbleicht.

Als düst're Nebel erweisen sich nun,
Was „schwarze Punkte" nur schienen,
Wo forschend auch mögen die Augen ruh'n,
Kein Ausweg bietet sich ihnen.
Kein Zug ist übrig am Schachbrett mehr,
Und „Schach dem Kaiser" droht es so schwer.

Und das Volk, es fordert sein Recht zurück
Und reibt sich die Augen voll Staunen,
Wie lange blendete doch den Blick
Der Erfolg „Seiner" blutigen Launen.
Das Feuerwerk der Gloire erlischt,
Und mit ihm ist all' sein Glanz verwischt.

Und Klio sitzt an dem Strome der Zeit,
Und harret der Dinge, die kommen,
Es deutlich zu schreiben, ist sie bereit,
Den Völkern zu Nutz' und zum Frommen:
„Wo immer noch herrscht ein Cäsarenthum,
Verurtheilt ist's — seine Zeit ist um!"

Dr. J. Simoni.

---

* Ein Schwabe, der diesen Sommer nach Deutschland reiste, schreibt unter Anderem an seine Freunde in Amerika:

Nachdem mer der Wein glücklich da halba Weg gelanget hat, bin i uf em Rest meiner Seereis ganz kaput und schläpprig in Hamburg ankomma un han mi do schnell noch ebbes Guatem umgeah. Mo woißt no schau. — Druf bin i blitzschnell nach Aala gfahra, denn 's Hoimweh hat mer koi Ruah maih glaun. J han da älle Freund gfund und wohl antroffa; aber preußisch wollet se net weara, da sin se ganz fuchsteufelwild drüber. Das Essa und Trinka schmeckt mer, blos die Wein sin a bisle schwach — i vermiß' den St. Marceau. Die Leut' wollet net traktirt sei, se send zu stolz — sie habet 's Geld noch selber dazu. Der Blitz un Hagel hat die Weinreba ganz zusammagedrescht: da soll doch glei a Dunnerwetter neischlage. Der Schultheiß un die Stadträth sen glei zu mer komma un hän sich über Amerika erkundigt; se wollet nächstens an Spion von Aala dahin schicka, der ausfina soll, ob's au wirklich so schleacht dort sei. Nachdem i ihna euseinandergesetzt, wia es in Amerika die Stadträth treiba, hänt se Aella Lust kriegt zum Auswandern, um dort Stadtväter zu werda.

* Berliner Volksversammlungslied.

Was schwingt an der Wand dort das Schemmel' ein?
Hör's näher und näher sausen,
Und jauchzende Pfiffe gellen darein,
Erfüllen den „Fortschritt" mit Grausen!
Und wenn ihr die rüden Gesellen fragt:
Das ist Schweitzers wilde Lassalle'sche Jagd!
Was schlägt dort den glänzenden Spiegel entzwei?
Will dort den Gashahn zertrümmern?
Was schleicht sich mit blutigem Kopfe vorbei,
Um laut auf der Treppe zu wimmern?
Und wenn ihr die halbreifen Bursche fragt:
Das war Schweitzers wilde Lassalle'sche Jagd!
Was haut mit dem Bierglas den Feind auf den Kopf
Und balgt sich mit ihm unter Tischen?
Was greift nach der Gurgel, was hascht nach dem Schopf
Und was es noch sonst kann erwischen?
Und wenn ihr von allbem dem Grund nachfragt:
Im Dienst der Regietung die Schweitzer'sche Jagd!

* Ein scherzhaftes Ereigniß belustigt die Bewohner von Grafenhausen. Ein Ehepaar daselbst wird durch die Geburt eines Kindes erfreut, welches die Hebamme zur großen Freude der Eltern als Buben bezeichnet und als solcher auch getauft wird. Nach vielen Wochen wird das Ehepaar durch Geschäfte dem häuslichen Herde entzogen und dem Großpapa die Pflege und Wartung des kleinen Weltbürgers übertragen, wobei der Großpapa die Entdeckung macht, daß der Bube ein Mädchen ist! Die heimkehrenden Eltern werden mit dieser Entdeckung überrascht, überzeugen sich von der vollen Richtigkeit des urplötzlich veränderten Geschlechts und bemühen sich nun bei dem Herrn Pfarrer, eine Umtaufe zu erwirken, doch vergeblich, denn der Herr Pfarrer erklärt, „getauft ist getauft, eine Umtaufe könne nicht stattfinden und eine Aenderung im Kirchenbuche nicht vorgenommen werden!" (Aehnlich auch in Kaiserslautern einmal vorgekommen.)

* (Der trauernde Wittwer.) „Nein, sagen Sie mir doch, Herr Brennede, warum sind Sie denn nicht bei der Beerdigung Ihrer seligen Frau gewesen? Die ganze Stadt hat sich d'rüber aufgehalten." — „Ich hab' halt mein' Laden nicht verlassen können, Herr Litorius; Sie wissen ja: die Geschäfte gehen dem Vergnügen vor!"

* Der Sultan läßt im Geheimen schon den Bratspieß verfertigen, an welchem er den ungehorsamen Khedive jetzt, nach den Canal-Eröffnungs-Feierlichkeiten zu schmoren gedenkt! Die von demselben seinen hohen Gästen bereiteten Festlichkeiten werden dem Delinquenten als Henkermahlzeit angerechnet!

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 51. Sonntag, den 19. Dezember. 1869.

Das Bauch-Aufschlitzen in Japan.

Reinhold Werner giebt als Grund dieser eigenthümlichen Methode des Selbstmordes ein feines Ehrgefühl an, durch welches sich überhaupt die Japanesen vortheilhaft vor allen Asiaten auszeichnen. Alle Militärpersonen, sagt er, der Adel und sämmtliche Civil-Beamte des Kaisers haben die Vergünstigung, sich der entehrenden öffentlichen Exekution im Falle eines von ihnen begangenen Verbrechens durch Selbstmord zu entziehen und zwar indem sie sich den Bauch aufschlitzen. Durch dieses Verfahren retten sie ihre Familie vor Schande und Confiscation der Güter, und der Sohn darf in solchem Falle in die Aemter und Würden des Vaters treten.

Da das Vergehen, in Folge dessen sie gezwungen sind, auf so plötzliche Weise vom Schauplatz des Lebens abzutreten, sehr oft ein unbewußtes sein kann, insofern ein Beamter durch einen an und für sich schuldlosen Akt, sich die Ungnade des Kaisers zuzieht, so ist ein jeder von ihnen stets auf einen Befehl zum Bauchaufschlitzen vorbereitet. Außer seinem offiziellen und dem Anzuge, welchen jeder Beamte bei Feuersbrünsten anzulegen verbunden ist, besitzt er noch einen dritten, in dem das Bauchaufschlitzen geschieht, und nie tritt er eine Reise an, ohne den letzteren mit sich zu führen. Derselbe besteht aus einem aus weißer Hanfleinwand gefertigten Rocke und dergleichen Beinkleidern ohne das Wappenschild, welches sonst jeder gedruckt oder gestickt auf den Röcken und Jacken trägt, und das anzeigt, wessen Unterthan oder Vasall der Betreffende ist.

Sobald die Ordre des Kaisers eingetroffen, ladet der Delinquent seine vertrauten Freunde zu dem für die Exekution bestimmten Tage ein und bewirthet sie mit Saki (Reisbranntwein.)

Nachdem sie kurze Zeit beisammengesessen, nimmt er von ihnen Abschied, und läßt sich das Todesurtheil noch einmal vorlesen. Alsdann hält er noch eine Rede, beugt seinen Kopf zur Erde, zieht seinen Säbel und schneidet sich damit den Bauch auf. Dies letztere ist jedoch nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweise die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm alsdann den Kopf ab.

Außer als Strafe für ein wirkliches oder dafür erklärtes Verbrechen, ist das Bauchaufschlitzen auch als Ehrenreparation sehr gewöhnlich. Wird z. B. ein Japaner beschimpft, oder glaubt er durch irgend Etwas seine Ehre verletzt, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf die erwähnte Weise umzubringen. Ein solcher Fall trug sich kürzlich auch zu Nagasaki zu. Ein junger europäischer Kaufmann hörte eines Nachts Geräusch an seinem Fensterladen; im Glauben, daß es durch Diebe verursacht, sprang er auf und trat, mit einem Stock bewaffnet, vor die Thür. Er sah drei augenscheinlich angetrunkene Japanesen, die mit ihren Säbeln gegen die Läden schlugen. Zwei liefen bei seinem Erscheinen fort, der dritte schimpfte und drang mit seinem Säbel auf den Kaufmann ein. Dieser schlug ihm mit seinem Stocke die Waffe aus der Hand, zerbrach sie und prügelte ihn tüchtig durch. Die Sache wurde bekannt und der durch die Prügel Beschimpfte schnitt sich am anderen Tage den Bauch auf.

Einer der Kommissare, welche mit Graf Eulenburg den preußischen Handels-Vertrag behandelten, Namens Hori-noribi-no-kami, ein feiner, liebenswürdiger Mann, unter dessen Leitung die Sachen zum baldigen Abschluß zu gelangen versprachen, wurde plötzlich durch einen anderen ersetzt. Auf die Frage wo er geblieben, hieß es, er sei plötzlich an einem Blutsturz erkrankt und noch an demselben Tage gestorben. Wahrscheinlich aber hatte er den Vertrag zu schnell betrieben und dadurch sich die Ungnade des Kaisers zugezogen, die das Bauchaufschlitzen zur Folge hatte. Dr. Pompe ist der Ansicht, die Sitte des Bauchaufschneidens sei dem Confucius entlehnt, welcher lehrte, es sei eine der edelsten Thaten, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn man dasselbe durch Vergehen verwirkt habe.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Bieres.

Bei den Deutschen und Skandinaviern war das Bier aus Gerste, Weizen und Hafer bereitet und früher durch Eichenrinde, seit dem 11. Jahrhundert jedoch durch Hopfen gewürzt und gegen Verderbniß gesichert, das Nationalgetränk. Schon vom 14. und 15. Jahrhundert an, waren die fränkischen und bayerischen Biere in ganz Deutschland sehr berühmt, namentlich wetteiferte das herzogliche Hofbrauhaus in München mit den umliegenden Klöstern, deren ehrwürdige Patres sich stark mit Brauerei beschäftigten, um den Vorzug der besseren Sorte. Vornehmen Gästen aus fernen Landen, die auf ihren Reisen auch das glänzende Hoflager der bayerischen Regenten in München besuchten, wurde neben den köstlichen Weinen auch wohl mitunter ein Becher bayerischen Bieres kredenzt, indem man sie wohlmeinend vor der Stärke desselben warnte. Freilich wollten genug andere Biere in Deutschland dem bayerischen Biere den Vorzug streitig machen, wie der hannoversche Broihahn und vor Allem die dunkelbraune, bittersüße Braunschwei-

ger Mumme, welche im Jahr 1492 von Christian Mumme in Braunschweig erfunden worden war.

Da begab es sich, daß eines Tages ein braunschweigischer Ritter in einer Sendung an den Herzog von Bayern nach München kam; es war ein tüchtiger, kräftig gebauter Mann und seine freimüthigen Reden erfreuten den Herzog baß, bis er rund heraus erklärte, die Braunschweiger Mumme sei doch ein weit gehaltvolleres Bier als Bayern oder irgend ein anderes Land aufzuweisen vermöge, so daß selbst der ausgepichteste Trinker nicht mehr als drei oder vier Becher, ohne taumeln zu müssen, davon trinken könne.

Diese Behauptung wollte den Herzog schier verdrießen und er warf dem Mundschenk, einem gleichfalls stattlichen Manne, einen fragenden Blick zu, der ihn schweigend aufzufordern schien, den Ruf des bayerischen Bieres zu retten.

„Mit Gunst, Herr Ritter," nahm der Mundschenk das Wort, „mit meines gnädigsten Herrn Herzogs Erlaubniß möchte ich Euch wohl eine Wette antragen."

Der Herzog gab beifällig seine Zustimmung zu erkennen, und der Ritter äußerte lächelnd, er möge nur immerhin mit seiner Wette herausrücken.

„Es mag wohl sein," fuhr der Mundschenk fort, „daß Eure Braunschweiger Mumme ein gar köstlicher Labetrank sei. Allein unser bestes Bier habt Ihr noch nicht gekostet. Beliebt es Euch, am ersten Tage im Mai des kommenden Jahres auf Eurer Heimkehr aus Frankreich bei dem gastlichen Hofe meines gnädigen Herrn Herzogs wieder anzusprechen, so will ich Euch ein bayerisches Bier kredenzen, dergleichen in der ganzen Christenheit nicht mehr zu finden sein soll. Es wird Euch das wundern, vermeine ich; Ihr mögt dann drei Becher davon trinken, während ich den größten Humpen an unserm Hofe, mit Eurer Braunschweiger Mumme gefüllt, auf einen Zug leere. Wer von uns Beiden, eine halbe Stunde danach, auf dem linken Fuße stehend, eine Nähnadel mit dem kleinsten Oehre einfädeln kann, soll die Wette gewonnen und von dem unterliegenden Theile ein mächtiges Faß echten Tokaier zu empfangen haben."

Unter fröhlichen Scherzen wurde diese Wette abgeschlossen, und als der Ritter sich entfernte, klopfte der Herzog dem Mundschenk auf die Schulter und sprach:

„Nimm Dich zusammen, Mundschenk, damit Dich der Braunschweiger nicht aus dem Sattel hebe."

Der aber entgegnete keklich: „Trägt keine Sorge, Herr Herzog, ich werde das Meinige schon thun, damit unsere gute Sache den Sieg davon trage."

Darüber verging wohl ein halbes Jahr und mehr Zeit, bis die festgesetzte Frist abgelaufen war. Endlich nahte der erste Mai heran und siehe da! der braunschweigische Ritter war der Wette noch eingedenk, denn am frühesten Morgen des ersten Mai trabte er in den Münchener Schloßhof und wurde gar freundlich und leutselig vom Herzog empfangen.

Am Schlusse der Mittagstafel erschien der Mundschenk mit seinem Gefolge. Voran zu Roß auf Tragbahren, die mit frischgrünen Birkenzweigen durchflochten waren, zwei Fäßchen gebracht, jedes mit zwei Fähnchen geschmückt, wovon das eine das Wappen von Bayern, das andere das Wappen von Braunschweig zur Schau stellte. In dem einen Fäßchen war Braunschweiger Mumme, in dem anderen das geheimnißvolle bayerische Bier. Der Herzog hatte sich vorbehalten, ihm einen Namen zu geben.

Der Mundschenk ließ zuerst den silbernen Riesenhumpen und die drei silbernen Becher für den Ritter auf die Tafel stellen. Dann kredenzte diesem ein Edelknabe eine Probe von der Braunschweiger Mumme, damit er sich von dem Gehalt derselben überzeuge — er fand sie echt und stark. Ein Kellerdiener ließ die Braunschweiger Mumme aus dem Fäßchen in den Riesenhumpen rinnen, und es dauerte schier eine geraume Zeit, bis er voll war bis zum Rande. Dann hoben ihn zwei Männer auf den Tisch.

Inzwischen hatte ein anderer Edelknabe die drei gefüllten silbernen Becher vor den Ritter hingestellt, der bei dem Anblick des Riesenhumpens sich eines ungläubigen Lächelns nicht enthalten konnte. Auf ein gegebenes Zeichen schmetterten sechs Trompeter ein lustiges Gelagestückchen.

Da packte der Mundschenk mit kräftigen Armen den Humpen an beiden Henkeln und setzte ihn an den Mund, schloß die Augen und ließ die Mumme so gemüthlich durch die Kehle rinnen, als ob er das Getränk blos in ein anderes Gefäß umzugießen habe.

Als der Ritter eben den letzten Trank aus dem dritten Becher that, kehrte der Mundschenk den Riesenhumpen zur Nagelprobe um, die ihm auch vollkommen gelang.

Eine Hofdame hatte die zwei feinsten Stecknadeln zur schweren Probe geliefert; sie lagen nebst starker Seide zum Gebrauch der Wettenden bereit.

Wenige Minuten fehlten noch, um die halbe Stunde voll zu machen, die zum Einfädeln bestimmt war. Allerlei Scherzreden wurden gewechselt. Da entfernte sich der Ritter unbemerkt, suchte die Thür zu erreichen und eilte in den Burggarten, um frische Luft zu schöpfen. Allein kaum hatte er den Schloßhof erreicht, als er sich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten vermochte und rücklings zu Boden stürzte. Dies bemerkte ein Diener am Bogenfenster des herzoglichen Speisesaales, meldete es und sogleich begab sich der Herzog sammt allen Anwesenden hinab in den Schloßhof zu dem Ritter, der sich nicht mehr emporrichten konnte.

„Um Gott, Herr Ritter, wer hat Euch denn in den Sand geworfen?" fragte der Herzog mit der anscheinend größten Theilnahme, während zwischen ihm und dem Ritter der Mundschenk, auf dem linken Fuße stehend, ohne zu wanken, den Seidenfaden in die feine Nadel einfädelte.

„Ein Bock“ — antwortete der Ritter mit schwerer Zunge, konnte aber nicht mehr als diese zwei Worte sprechen.

„Ein Bock! Ein Bock!“ lachte der Herzog aus vollem Halse. „Nun haben wir den Namen! Dein Bier soll „Bock“ heißen, Mundschenk!“

Und so geschah es. Der Mundschenk bekam sein Faß edlen Tokaier vom Ritter geliefert und erhielt vom Herzog das ausschließliche Privilegium, dieses Bockbier alle Jahre vom ersten Mai an bis zum Frohnleichnamsfeste zu verkaufen und dieses Recht auch auf seine Söhne vererben zu dürfen; sein Name aber starb schon mit dem Enkel aus und so wurde dieses Recht sodann dem Hofbrauhause auf ewige Zeiten verliehen. Ob das Bockbier von heutzutage noch so stark ist, wie jenes vom herzoglichen Mundschenk gebraute, möchten wir wohl bezweifeln, aber doch werden auch jetzt die Meisten, welche 3 Seidel Bockbier getrunken, nicht im Stande sein, auf einem Fuße stehend, eine feine Nähnadel einzufädeln. F.

Aus Paris.

Ueber das letzte Duell des Hrn. von Cassagnac mit Hrn. Flourens kursirt in Paris eine hübsche Anekdote. — Es scheint, daß Polizei und Justiz von Germain aus begreiflichen Gründen es sehr ungern sehen, daß die Pariser Raufbolde ihr Gebiet zu ihren blutigen Rendezvous wählen. — Beim leisesten Gerüchte von einem bevorstehenden Duell ist die ganze Polizei, Agenten, Gensdarmen auf den Beinen und reviert die Gegend ab. — Das Duell Cassagnac und Flourens war schon mehrere Tage vorher verkündet worden, also wurden die Posten verdoppelt. Unter den Posten, welche mit allem Eifer aufpaßten, befand sich auch ein braver Marechall de Logis der Gensdarmen. Als er seine Runde machte, begegnete er in einer Allee zwei Personen, welche bis zum Abgange des Zuges von St. Germain nach Paris einstweilen etwas spazirten gingen. Der Gensdarm geht gerade auf sie zu und sagt im feierlichsten Tone: „Meine Herren, Sie brauchen sich vor mir nicht zu verleugnen, ich habe Sie erkannt, weiß recht gut, was Sie vorhaben . . .“ Und bevor die Lustwandelnden noch Zeit haben, ein Wort hervorzubringen, fügt er hinzu: „Daß Sie unzweifelhaft Herr Cassagnac und Herr Flourens sind, daß Sie sich schlagen wollen. Im Namen des Gesetzes werde ich das zu verhindern wissen.“ Darauf, ohne sie antworten zu lassen, fordert er sie im Namen der Ehre, des Vaterlandes, der Familie, der heiligsten Gefühle der Menschheit, der allgemeinen Brüderlichkeit auf, ihre blutigen Absichten nicht auszuführen und sich zur Versöhnung die Hand zu reichen. — Die beiden Herren schienen zu zaudern. — „Ei was,“ rief der brave Gensdarmerie-Offizier, „kommen Sie mit mir. Wir wollen zusammen eins trinken. Ich zahle einen Liter.“ — Die beiden Herren nahmen, um den braven Mann zu mystificiren, sowohl die Versöhnung, wie den Vorschlag an, stießen mit ihm in der Schänke an, tranken Brüderschaft mit ihm .... und zu derselben Zeit, wo die Herren Cassagnac und Flourens sich schlugen, schrieb der Marechal de Logis an den kaiserlichen Prokurator von Versailles, „er brauche sich nicht mehr um das Duell zu kümmern, er selber habe die Sache bereits arrangirt.“

* Ueber die Eröffnungsfeier des Suezkanals

schreibt unser Freund Müller von der Werra: Die Vorfeier in Port-Said am 16. Nov. war ein großartiges Marinefest. Die englische, französische und italienische Flotte, sowie Kriegsschiffe aller Nationen, darunter die österreichischen Fregatten und das norddeutsche Bundesgeschwader, lagen vor Anker und das Salutfeuer nahm kein Ende. Mit der Ankunft des fürstlichen und geistlichen Festzuges auf der Tribüne am Kanal nahm die Ceremonie ihren Anfang. Die Kaiserin von Frankreich wurde vom Kaiser Franz Joseph geleitet, ihnen folgte der Kronprinz von Preußen mit dem Prinzen von Hessen; in dem brillanten Gefolge befanden sich die Minister Beust und Andrassy, sowie zahlreiche Militärs. Der Khedive, ein kleiner, breitschulteriger, lebhafter Mann, empfing auf der Tribüne seine hohen Gäste. Ein muhamedanischer Oberpriester sprach ein Gebet, in welches die zahlreichen übrigen Geistlichen einstimmten: „La illaha il Allah!“ Abbé Bauer (Prediger an der Kirche „Madelaine“ in Paris, ein ehemaliger deutscher Israelit) hielt die Festrede, der Bischof von Alexandrien sprach den Segen. Eine großartige Illumination von Port-Said und sämmtlicher Schiffe schloß die Feier. Am nächsten Vormittag erfolgte die Fahrt von mehr als 50 Schiffen nach dem reizend in der Wüste gelegenen Ismaila, wo ein dreitägiges Völkerfest mit wahrhaft verschwenderischem Luxus abgehalten wurde. Alle Stämme Arabiens, wie alle angesehenen Personen der europäischen Kolonien in Egypten waren vom Khedive zu Gaste geladen und gegen 40,000 Personen waren erschienen. Sämmtliche arabische Stämme hatten ihr Lager jenseits des Süßwasserkanals am Hafen des Timsahsees weithin aufgeschlagen; diesseits des Süßwasserkanals um das neue Städtchen Ismaila herum war das Lager der europäischen Gäste und die riesigen Speisehallen, in denen die edelsten Weine, auch die vom Rhein und der Champagne flossen; denn die Gastfreundschaft des Khedive kannte keine Grenzen; auf der östlichen Anhöhe von Ismaila lagerte das egyptische Heer und salutirte die Artillerie beim Ankommen der Schiffe. Die Kaiserin auf dem „Adler“ traf zuerst ein, dann folgte der Kaiser von Oesterreich auf dem „Greif“ und der Kronprinz von Preußen auf der „Grille“. Die Sonne ging glühend am wolkenlosen Himmel unter, als die fürstlichen Schiffe in den Timsahsee einliefen, und nun begann eine Illumination, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Dazu überbot ein arabisches Zelt das andere an Pracht und Glanz,

ging doch Alles auf Rechnung des Khedive. Tag und Nacht ertönte vor allen Zelten der Araber die markerschütternde Musik der Wüstensöhne; es erfolgten festliche Aufzüge, interessante Tänze u. dgl. Die Beduinen erregten durch ihre prachtvollen Rosse und kriegerischen Spiele große Aufmerksamkeit, nicht minder einige Scheiks mit Kameelgespannen. Auch Abdel-Kader fehlte nicht und drückte ich diesem berühmten Kriegshelden selbst die Hand. Die europäischen Gäste wandelten von Zelt zu Zelt und genossen die arabische Gastfreiheit. Einem Kaleidoscop glich der Ball, den der Vicekönig in seinem neuen, erst wenige Stunden vorher fertig gewordenen Palaste in Ismaila gab. Es hatten zu diesem Feste auch die Vertreter aller arabischen Stämme Einladung erhalten und verkehrten die Riesengestalten der Beduinen eben so gut wie deutsche Lieutenants von der Spree mit der feinen Damenwelt. Die Kaiserin Eugenie war mit Diamanten übersäet und trug zudem den Schmuck, den ihr der Khedive verehrt und der 7 Millionen Franken gekostet haben soll. Großartig war das Büffet, welches wie die Speisehalle provisorisch an den Palast angebaut war. Es waren ganze Berge von Süßigkeiten und leckeren Eßwaaren, Südfrüchten und deutschem Obst (das in Egypten diesekte Rolle spielt, wie bei uns im Norden die Apfelsine) aufgehäuft, und das Eis wurde aus großen Tonnen servirt, indem im Hofraume eine Eismaschine in vollster Thätigkeit war. Eine Legion von Beamten vertrat die Kellnerstelle und nöthigte unaufhörlich die edelsten Getränke auf. Gegen Mitternacht wurde die Festtafel eröffnet, deren Menu so riesengroß war, daß man recht gut 8 Tage lang daran hätte speisen können. Von der Pracht des Palais sei nur erwähnt, daß der Tanzsaal Millionen gekostet hat.

Abdel-Kader stattete dem Kronprinzen von Preußen auf der „Grille" einen Besuch ab und trug auf seinem Burnus das Band des rothen Adlerordens. Der greise Emir ist noch rüstig und schreitet festen Schrittes einher.

Am 19. Nov. erreichten wir nach 7stündiger Fahrt die Rhede von Suez. Es war ein prachtvoller Anblick, als über das Gebirge Sinai, das sich östlich und südlich vom Golf hinzieht, der Vollmond aufging, schöner noch der Morgen mit dem Blick auf das Meer. Die stark eintretende Ebbe ließ die Furth deutlich erkennen, auf welcher Moses mit den Kindern Israel das rothe Meer durchschritt. Nächsten Vormittag verkündigten Kanonensalven die Ankunft der fürstlichen Schiffe und lieferten den Beweis, daß der Suezkanal für größere Schiffe fahrbar sei.

Feuilleton.

* (Sonst und jetzt.) — [Zur Vergleichung des gesellschaftlichen Tones vor 200 Jahren und dem jetzigen.] Der Notar und Bürger zu Hamburg Albertus Sommer gab im Jahre 1662 ein Complimentirbuch heraus mit dem Titel: Der deutsche Anführer zu anmuthigen und zierlichen Conversationsgesprächen," in welchem unter andern sich folgendes „Zuhausführungsgespräch" befindet:

Gesell. Tugendsame Jungfrau: Ich habe große Ursache, mich nunmehr für glücklich zu schätzen, und mich zu erfreuen, daß heutigen Tages mein Glücksstern erst recht aufgegangen; zumahle ich nicht allein gewürdigt worden, in Gesellschaft so freundlicher und anmuthiger Jungfrauen mit gegenwärtig zu sein, sondern über die Ehre gerieße eine so tugendsame Jungfrau nach Hause zu begleiten.

Jungfrau: Monsieur, ich halte dafür, daß sich diesen Abend die Jungfrauen für glücklich zu schätzen haben, weil sie die Ehre gehabt, von so bescheidenen und höflichen Gesellen bedient zu sein. Insonderheit befinde ich mich demselben verpflichtet, daß er die große Mühe auf sich nehmen wollen, mir bis nach meiner Eltern Hause Gesellschaft leisten. —

Gesell: Tugendsame Jungfrau! Ich bitte vielmehr um Verzeihung, daß ich die Kühnheit fassen dürfen, ihr beim Heimgehunge von der Hochzeit einen Gefährten zu geben. Ihre liebreichen und herzrührenden Gespräche, wohlanständigen Geberden und angenehme Leutseligkeit haben mich, dazu verursacht, also, daß ich nicht umhin gekonnt, ihr noch ferners anzuwarten, damit ich Rede und Antwort geben könnte, daß sie sicher und wohl wieder nach Hause kommen. —

Jungfrau: Monsieur! Seine höflichen Bezeugungen verpflichten mich zu dankbarer Wiedervergeltung, derowegen ich solche gegen Jedermänniglich will zu rühmen wissen, bis ich Gelegenheit ersehe, ihm hinwiederum einige behägliche Ehrendienste zu erweisen.

* (Amerikanische Ansichten über die Humboldtfeier.) Bei der Humboldtfeier in Columbus (Ohio) soll eine alte Amerikanerin ihre Nachbarin über die Bedeutung der Feier in folgender Weise belehrt haben: „Sie haben einen Mann wieder ausgegraben, der vor hundert Jahren gestorben ist; ob sie aber die Leiche in die Kirche bringen, das weiß ich nicht."—Als in St. Louis ein Mitglied des Humboldtkomite's auch einen plattdeutschen Contraktor um sein Scherflein ersuchte, fragte dieser, wer denn eigentlich der Humboldt gewesen sei. „Das wißt Ihr nicht?" antwortete der schlaue Collektor, der seinen Mann, wie es scheint, ganz genau kannte. „D r hat ja die erste Wasserleitung in unserer Stadt gebaut." „Ah so!" sagte der Contraktor, „da mut ick doch wohl ook wat tou betalen," und drückte dem Collektor eine 2 Dollar-Note in die Hand.

* (An die preußische Kammer.)

Laßt die Regierung handeln, wie
Es ihr beliebt. — Sie wird euch stunden,
Wozu denn hätte sie auch die
Indemnität — Haha! — erfunden.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Kopp in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 52. Sonntag, den 26. Dezember. 1869.

* Weihnachten.

Die kalt es ist — der weiße Gast
Der Winter ist gekommen,
Hat Blüth' und Blatt von Baum und Ast,
Vom Feld das Grün genommen;
Ist Alles, ob' wohin ich seh',
Kein Blümlein grüßt mich wieder
Aus grauen Wolken fällt der Schnee
In dichten Flocken nieder.

Er deckt die nackten Zweiglein zu,
Als ob er Mitleid hätte,
Und breitet aus zu Winter's Ruh
Sein weißes Linnenbette —
Die Vöglein all' sind still und stumm,
Die sonst so fröhlich sangen,
Die friert es auch! — sie lassen drum
So trüb die Köpflein hangen, —

Sogar das Bächlein, sonst so keck,
So voller Lust und Leben,
Hüllt ein sich in die Winterdeck'
Die ihm der Frost gegeben;
Und Alles rings so öd und kalt,
Scheint traurig und zu klagen
Scheint Alles rings in Feld und Wald,
Daß Winter ist zu sagen. —

Doch wenn es Nacht und dunkel wird
Die Stern' am Himmel blinken,
Und auf die Erd', wo alles friert,
So freundlich niederwinken,
Da fliegen wohl von Ort zu Ort
Die Engelein, die lieben,
Und schütteln von den Tannen dort,
Die frisch und grün geblieben,

Den Schnee herab — und zieren dann
Die Zweiglein und die Aeste,
Und zünden hundert Lichter an
Zum frohen Weihnachts-Feste;
Dann mit dem Bäumlein zieh'n sie fort
Weit über Feld und Auen,
Und tragen sie von Ort zu Ort —
So weit — kann's kaum erschauen.

Doch rufen kann ich laut: — „ich bitt',
Ihr Englein müßt's ja hören,
Nehmt tausend, tausend Grüße mit,
Ihr wiß't, wem sie gehören!" —

N.

Aus dem Leben eines Journalisten.

In Paris ist ein ehemaliger Journalist gestorben, welcher in der republikanischen Partei eine Rolle gespielt hat. Ambert, gewissermaßen die Klinge der Partei und des berühmten Journals „National". Seine Duelle waren Legion. Es war auch der Secundant Carrels in dessen Duell mit Emil de Girardin. Im Jahre 1848 wurde er zum Präfecten des Rhonedepartements ernannt. Nach dem Staatsstreiche zog er sich ins Privatleben zurück. Noch vor Kurzem konnte man dem alten schönen Manne in einem Cafe auf den Boulevards begegnen, wo er seit Jahren seine Parthie Domino zu spielen pflegte. Von den zahlreichen Anekdoten, die über ihn im Umlauf sind, sei hier eine erzählt. Im Jahre 1828 redigirte Ambert in Toulouse ein Journal von stark republikanischer Tendenz. Die Royalisten hätten ihm gern etwas am Zeuge geflickt, doch fürchteten sie seinen Ruf wie seine Klinge. Ein junger Artillerie-Oberst erbot sich endlich, den Republikaner unschädlich zu machen. Er begab sich in ein Cafe, in dem Ambert den Abend zuzubringen pflegte, und fand denselben, das „Journals des Debats" lesend. — „Nach Ihnen", sagte der Officier. Ambert nickte und las weiter. Nach 5 Minuten trat der Officier abermals heran: „Nach Ihnen, wenn etwas davon übrig bleibt." — Ambert nickte abermals und las weiter. Als er mit dem Journal zu Ende gekommen war, zerriß er dasselbe und sagte zu dem Officier: Es bleibt nichts übrig, wie Sie sehen. Darauf Austausch der Karten. Bei dem Duell am folgenden Tage überzeugte sich Ambert, daß ein gefährlicher Feind ihm gegenüber stand. Er hielt sich in der Reserve, wich zurück und abermals zurück, bis der Officier ihm ungeduldig zurief: „Man müßte Sie also anheften." Den Augenblick benützend, führte Ambert einen glücklichen Stoß und sein Gegner blieb auf dem Platze. Viele Jahre später, 1864, erging sich Ambert im Jardin des Plantes, als er auf einen Greis aufmerksam wurde, der ihm seit einer Viertelstunde folgte. Ein Gespräch entspann sich: „Haben Sie nicht im Jahre 1828 in Toulon ein Duell gehabt?" — „Allerdings und leider habe ich meinen Gegner getödtet." — „Ich bin der Gegner." — Die Greise schüttelten sich die Hände. — „Sind Sie noch immer Republikaner?" fragte der ehemalige Officier. — „Gewiß, und Sie noch immer Royalist?" — „Das versteht sich. Wie wärs, wenn wir zusammen dinirten?" Und sie dinirten zusammen, und beim Essen wurde wacker auf den Untergang des Kaiserreichs getrunken.

Der Klub der Schweigsamen.

Zu den ältesten Klubs in England gehört der die brittische Nation charakterisirende „Klub der Schweigsamen". Er besteht aus 100 Mitgliedern, die kein Wort reden dürfen, ohne dem Seckelmeister für jede Silbe 35 kr. Strafe zu zahlen, und aus einem Präsidenten, der zwar sprechen darf, aber die Verpflichtung hat, sich so kurz als nur irgend möglich zu fassen. Um auch jedes andere, als das Zungengeräusch fern zu halten, sind die Versammlungs-

zimmer mit dicken Teppichen belegt, die Tischplatten sämmtlich mit Tuch überzogen. Ein leiser Druck auf einen nummerirten Metallknopf telegraphirt den Kellner herbei, — Täfelchen mit dem Namen der Zeitungen, Getränke und Speisen liegen umher, und der Schweigsame hat nur nöthig, in Gegenwart des auf sein Signal herbeigeeilten „Waiter“ das entsprechende Täfelchen anzutippen, um schnell bedient zu werden. Der bekannte Keppel, dessen grübelnder Geistesrichtung der Klub der Schweigsamen sehr entsprach, fühlte große Lust, sich in einen aufnehmen zu lassen. Als er sich nach vorangegangener schriftlicher Meldung beim Präsidenten zur anberaumten Stunde in das Klub-Lokal begibt, bietet ihm ein hübsches Gärtner-Mädchen einen Blumenstrauß auf der Straße zum Verkaufe an. Er bezahlt den Strauß, zieht aber nur eine Rose aus ihm hervor, steckt sie ins Knopfloch und tritt ein.

Sämmtliche Mitglieder waren versammelt. Der Präsident saß ihnen gegenüber an der schmalen Wand des Saales auf einem erhöhten Katheder. Vor ihm stand eine Krystallflasche mit Wasser nebst Glas, hinter ihm hing eine große schwarze Tafel an der Wand, — es herrschte tiefes Schweigen.

„Gentlemen,“ begann der Präsident nach einer Pause, „Herr Keppel wünscht Aufnahme, die Sie — als complet — ablehnen.“

Die ganze Gesellschaft nickte.

Keppel aber hielt sich noch nicht als durchgefallen. Hätte er sprechen dürfen, wie würde es seinem scharfen Verstande gelungen sein, den Schweigsamen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit seiner Aufnahme trotz den Statuten, die ein Ueberschreiten der Zahl 100 verboten, anschaulich zu machen; aber sein reicher Geist war nicht um Mittel in Verlegenheit, auch ohne Worte das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Er trat an das Katheder, ergriff die Wasserflasche und füllte mit ihrem Inhalte das daneben stehende Glas bis oben an den Rand, so daß auch kein Tropfen mehr hineingegangen wäre. Hierauf wendete er sich zur Gesellschaft, und die Geberde, bei welcher er mit der Linken auf das Glas und mit der Rechten auf die Versammlung deutete, sprach deutlich:

„Das volle Gefäß seid ihr.“

Sodann nahm er die Rose aus seinem Knopfloch, zupfte ein Blatt aus ihrem Kelch und hielt es der Gesellschaft hin, bescheiden lächelnd und mit der freien Hand auf sich deutend:

„Das leichte Blättchen bin ich.“

Endlich legte er das Rosenblatt auf die Wasserfläche, wo es sich — ein duftender Nachen — hin und her schaukelte, ohne daß auch nur ein Tröpfchen übergeflossen wäre.

Jetzt verneigte er sich vor der Versammlung und blickte sie an mit halb erhobenen Armen und nach außen gewendeten Händen.

Die Schweigenden lächelten und nickten Beifall, aber der Candidat war damit noch nicht angenommen.

Der Präsident, welcher geschworen hatte, die Statuten aufrecht zu halten, glaubte sich verpflichtet, die Gesellschaft an dieselbe zu erinnern, um so mehr, als zugleich auch ein kleiner Excess von leisem Beifallsgemurmel in den Mauern des Klubs der Schweigsamen zum Ausbruche gekommen war.

Er steht auf, ergreift die Kreide, malt die Zahl 100 an die Tafel und setzt hörbar ein Punktum daneben.

Die Versammlung ist betroffen, Keppel aber gibt die Hoffnung noch nicht auf.

Er tritt auf das Katheder, läßt sich vom Präsidenten die Kreide geben, und malt eine Null vor die Eins (0100), um der Gesellschaft anzudeuten, daß sein Hinzutreten eigentlich nichts sei als das Hinzufügen einer Null zur Zahl 100 in der der angedeutete Zahlenwerth nicht im mindesten alterirt wird.

Da gab auch der Präsident der Schweigsamen den Widerstand auf. Er nimmt den Schwamm, wischt Keppels Null fort, hängt sie der Zahl 100 an und schreibt darüber die Worte:

Mit ihm sind wir . . . . (1000).

Jetzt brach ein donnernder Beifall aus, der nicht enden wollte, und Keppel war aufgenommen.

Der junge Tannenbaum.

Eine Parabel.

Es war Winter. Der Schnee wirbelte durch die Straßen und Gassen und legte sich schwer auf jede Fläche, auf jeden Rand und jedes Rändchen, bis der Wind ihn zum Theil verjagte, um ihn an anderen Stellen nur noch dichter zu häufen. Die Scheiben der Fenster waren fest gefroren, obgleich reiche Leute in Oefen und Kaminen das Holz nicht sparten, — und wenn ein kleiner Kinderkopf sehen wollt', wie es draußen auf der Straße oder auf Feld und Flur aussehe, da mußte der warme Athem erst die Eisblumen von den Scheiben thauen und das Fingerchen die Stelle vergrößern, ehe die junge Neugierde befriedigt werden konnte. Ja es fror, daß es knisterte, und die Leute alle gingen und liefen so schnell, als hätten sie die größte Eile. Die Männer, welche in den Straßen den Schnee aufschaufelten, froren auch, obgleich sie große Fausthandschuhe anhatten, und schlugen kreuzend mit den Armen, um sich zu erwärmen. Und wie sah es erst um die armen kleinen Mädchen der Kinder aus, die von dem Weihnachtsmarkt, von den herrlichen, schönen, bunten Sachen doch wenigstens das Ansehen haben wollten, da sie auf den Besitz nicht hoffen durften? — Sie konnten sich unmöglich von der Kälte verjagen lassen, um Kinder wohlhabender Eltern in warmen Zimmern der Christbescheerung zu warten; ja die armen kleinen Nasen und Hände waren blau und die Füßchen trippelten hin und her; aber die Augen guckten

nach den blanken Zinnsachen, zu den niedlichen Puppen und den Pferdchen, welche ordentliche Schlitten mit weichen Polstern zogen. Wie süß schmeckten ihnen in Gedanken all die Näschereien und Pfefferkuchen, die dort hingen und lagen. Ihr armen kleinen, frierenden Schelme! Aber das Christkindlein ist auch für Euch geboren! Hier und da wurden auch schon Lampen und Lichter in den Buden angezündet, denn der Wintertag macht gar bald dem Abend Platz.

Draußen in den Wäldern war es schon völlig dunkel, und der Himmel sah aus, als ob er gefegt wäre und höher und durchsichtiger geworden sei, einzelne Sterne traten grell und klar hervor und schienen auf die schneebedeckten Felder und auf den gefrornen See, der wie Blei aussah; die Bäume senkten müde ihre schwachen Aeste und der Wald schlief! — Nur einige junge Tannen hörte man flüstern, denn laut durften sie ja nicht reden, um die Ruhe mancher ehrwürdigen alten Stämme in ihrer Nähe nicht zu stören; aber wenn wir unser Ohr nur etwas näher neigen, können wir leicht das Gespräch belauschen.

„Bräche nur erst der Morgen an," sagte eine junge, schlanke Tanne, die ihr Köpfchen recht gerade wie sehnsüchtig nach dem Himmel streckte, „der gesegnete Morgen! Ach, daß wir wüßten, daß wir gewürdigt werden, in der heiligsten Nacht zu glänzen!"

„Ja, möge es uns Allen geschehen!" wiederholten die andern jungen Bäumchen, „o, bräche der Morgen an!"

Nur einer von ihnen schüttelt mürrisch und verdrießlich sein Haupt und sagte höhnend und spöttisch: „Ich für mein Theil bedanke mich für solche Zukunft. Soll ich nur dazu mein junges Leben enden, damit ein paar unartige Kinder sich um meine Lichter zanken und ich dann schließlich hinter den Ofen geworfen werde, um endlich in seinen Flammen zu sterben? — Schönes Leben das! — und ich gönne es euch von Herzen. Aber mich verschone man damit; meine Wünsche sind von anderer und besserer Art. Es ist traurig genug, als garstiger Tannenbaum mit den häßlichen, stachligen Nadeln geboren zu sein, worüber ich mich alle Tage ärgere. So will ich wenigstens der größte und schönste unter allen meinen Kameraden werden, und so wie jetzt meine Wünsche und Gedanken schon weit höher als die euern sind, so soll auch einst mein Wipfel über euch ragen und stolz auf die herabsehen, welche von dem beklagenswerthen Loos übrig geblieben sind, als Christbäume zu sterben!"

Ein Schauer überlief die jungen Reiser der Bäume bei solchen Worten, und die schlanke Tanne, welche zuerst gesprochen, fühlte wohl, daß eine Antwort dieser sündigen, vermessenen Rede noth thue, und ob sie gleich die muthigste von Herzen unter der ganzen Schaar war, begann sie doch mit bebenden Lippen: „Wir denken nicht wie du, wir wollen mit deinen Wünschen und Gedanken nichts gemein haben; — selig eine Jede von uns, die morgen dem Erlöser zu Ehren brennen und den unschuldigen Kindlein seine Liebe ins Herz strahlen darf; wir wünschen nichts, als dafür zu leben und darum zu sterben, nicht wahr, meine Brüder und Schwestern?"

„Ja, ja," ertönte es einstimmig von fern und nah, und der mürrische Tannenbaum schüttelte seine Zweige, als wenn er die Achseln über die Armseligkeit des eben Vernommenen zuckte, und fand es unter seiner Würde, in ein ferneres Gespräch einzugehen.

Aber im Osten färbte sich der Himmel mit lichten, purpurnen und rosenrothen Streifen, ein leichtes Lüftchen zog durch den Wald und bewegte die Aeste der Bäume, schüttelte den Schnee herab und erweckte die Schläfer. Jetzt war der Wald wie mit Gold übergossen, die bereiften Zweige glänzten und funkelten wie lauter Edelsteine in der aufgehenden Sonne, und mitten im frischen grünen Tannenwalde stand der Weihnachtsengel und weihte die jungen Bäume ein, die das heiligste Geburtsfest, was die Menschenkinder feiern können, verherrlichen sollten. Ich sah die jungen Häupter sich voll Andacht und Freude neigen; aber ich sah auch, wie sie dann voll Staunen und ehrfurchtsvollem Grauen nach einem ihrer Schaar blickten, der, noch vor wenig Stunden grünend und blühend, jetzt dürr und vertrocknet dastand.

Es war einem Jeden nach seines Herzens Verlangen wiederfahren, das, was dem Einen Leben war, wurde dem Andern Tod. Als die Holzschläger gegen Mittag kamen, um die Christbäume für den Abend zu holen, da hackten sie den verdorrten Spötter in Stücke und zündeten ein Feuer an und wärmten sich ihr Mittagbrod daran. Die andern aber sahen um ihre grünen, glänzenden Wipfel manches jubelnde Kindergesicht, manches liebende gerührte Elternauge strahlen und hörten die Weihnachtshymnen dem Christkindlein gesungen.

Auch jene kleinen rothen Nasen und blauen Hände vom Christmarkt fand ich in Freude wieder, weil milde, barmherzige Menschen ihnen hier und da ein Bäumchen angezündet, damit sie sich zeitig freuen lernten, und Theil haben an dem Heil der ganzen Welt.

---

* In London ist ein Kosthaus errichtet worden, das für 3 Kreuzer ein gutgekochtes, schmackhaftes und kräftiges Mahl aus Fleisch liefert. Ferner wird für 3 Kreuzer ein Teller Suppe und Brod geliefert. Der Unternehmer führt preservirtes Rindfleisch aus Australien ein.

* Der erste Orgeldreher ist unlängst in Salt Lake City angekommen. Die „Deseret News" sagt bei der Gelegenheit „die Civilisat on zieht mit Riesenschritten nach Utah!"

* Die Deutschen in Chicago stehen im Begriff, ein Theater im Werthe von 80,000 Doll. zu bauen.

Feuilleton.

* Friedensklänge.

Friedlich tönen alle Glocken,
Friedlich strahlt „SEIN“ Angesicht,
Aber die Geschäfte stocken
Und dem Frieden traut man nicht.

Friedlich ging „SIE“ auch auf Reisen
Hin nach Suez zum Kanal,
Während es mit Blut und Eisen
Gab in Aubin Mord-Skandal.

Friedlich sucht man einen König
Schon für Spanien's Geschick
Doch das Volk schreit tausendstönig
Alle Tage: „Republik!“

Friedlich säuseln die Akazien
Auch im Oesterreicher Land,
Nur dahinten in Dalmatien
Hebt sich drohend manche Hand

Friedlich soll ein jeder Russe
Für die nächsten Jahre sein,
D'rum führt man zum Ueberflusse
Dort die Kugelspritze ein.

Friedlich sind die Kolonien,
Wo man hinblickt rings umher,
Nur Neuseland auf den Knieen
Flehn um etwas Militär.

Ja, der Friede ist uns theuer
Und damit ihn Niemand stört,
Sei auch jede neue Steuer
Willig der Finanz gewährt.

* (Geniestreich eines Farmers in Missouri.) Aus dem Staatszuchthaus in Missouri brach dieser Tage eine Anzahl Sträflinge aus. Einer der Flüchtigen begegnete in seinen Züchtlingskleidern im Walde einem amerikanischen Farmer und beredete diesen, die Kleider mit ihm zu tauschen, nachdem er den guten Farmer glauben gemacht hatte, daß gestreifte Stoffe die neueste Mode seien. „Der Spitzbube“, so erzählt der „Fortschritt“ in Jefferson City weiter, „schlüpfte in die etwas abgetragenen, aber respektablen Kleider der Unschuld vom Lande und diese stolzirte bald in streifiger Tracht. Doch was nützen schöne Kleider, wenn man sie nicht sehen läßt? Der Mann machte sich andern Tags nach Jefferson City auf und freute sich, als er dort ankam, daß er in den Straßen der Hauptstadt so viele andere Gentlemen in bunt gestreiften Kleidern erblickte. Es war kein Zweifel mehr, sein neuer Freund hatte ihn nicht betrogen, er war wirklich zum Erstenmale in seinem Leben nach der neuesten Pariser Mode gekleidet. Schon sah er im Geist die Augen aller ländlichen Schönheiten seiner Umgegend bewundernd auf seine edle männliche Gestalt gerichtet, da — legte ein Wächter der öffentlichen Sicherheit die Hand auf ihn und riß ihn rauh aus seinen Träumen. Man wollte Anfangs seiner Erzählung nicht glauben, überzeugte sich aber endlich, daß sie buchstäblich wahr, und ließ ihn heim ziehen, ohne das bunte Gewand, als einen zwar betrübten, aber weiseren Mann.“

Zum 100jährigen Geburtstage
von
Ernst Moritz Arndt.
(geboren den 26. Dezember 1769.)

Ein Gruß an den alten Arndt.
(Gedichtet im Jahre 1859.)

Ertöne, o Lied, bis zum deutschen Rhein
Und grüße den Wackern, der fest wie Stein,
Der treu und gediegen wie edelstes Erz
Der Freiheit bewahrte ein muthiges Herz,
Begrüße mit lautem, mit jubelndem Ton
Des Vaterlandes getreuesten Sohn.

Als Alles sich beugte der fremden Gewalt,
Da hat er die muthige Rechte geballt,
Da sprach er der Macht des Gewaltigen Hohn,
Da rief seiner Worte zürnender Ton
Die schlummernden Söhne des Vaterland's
Zum kühnen, zum freudigen Schwerterianz.

Mit eisernen Liedern zog er in's Feld,
Im Kampf der Befreiung ein Sänger und Held,
Wie riefen die Lieder so schneidig und scharf
Zum Sturm der die Feinde zu Boden warf!
Und ewiger Lorbeer dem Sänger gebührt —
Den Streitern gleich, die den Degen geführt.

Und als man auf neue Fesseln schon sann,
Da kannt war bezwungen der fremde Tyrann,
Da stand er, ein „Wächter,“ auf sicherer Ort,
Zu wahren das theuer errungene Gut,
Und ward auch sein Streben verkannt und verfehmt,
Nicht hat ihm Verfolgung die Kraft gelähmt.

Und so weit die deutsche Zunge klingt,
Und so lang man ein deutsches Lied noch singt,
Gedenkt man auch sein, der fest und treu
Der Freiheit gedient ohne Furcht und Scheu,
Und ob ihn verurtheilt ein deutsches Gericht —
Das deutsche Volk vergißt ihn nicht.

* In Paris ist von einigen Zeitungsredakteuren eine Seife erfunden worden, benamset „Savon orientale d'Eugenie,“ welche bestimmt ist, einen verschossenen guten Ruf wieder aufzufrischen. Sie soll jedoch Mohren auch nicht weißwaschen können.

* In Wien wird der Kriegsminister dem Reichstage eine Probe der montenegrinischen Neutralität vorlegen. Ein Tropfen davon auf eine nichtministerielle Zunge genommen, verursacht Brechreiz.

Sinnsprüche zu den Feiertagen.

Die alten Deutschen waren
Stets Löwen in Gefahren und Lämmer—bei Pocalen.

Ein kluger Zecher steckt sich fein
Den Schlüssel vom Haus schon Morgens ein.

Raus mit dem Wort, wenn es wahr ist,
Hinab mit dem Trunk, wenn er klar ist.

G'rad aus dem Wirthshaus kommt Mancher heraus,
Aber er kommt doch schräg nach Haus.

Redaktion, Druck u. Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.